BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg

Bd.: 78. 1991

Nürnberg 1991

Bavar. 1852 g-78
urn:nbn:de:bvb:12-bsb00001015-2

Die PDF-Datei kann elektronisch durchsucht werden.

Mitteilungen

des Vereins für Geschichte
der Stadt Nürnberg

78. Band 1991

Nürnberg 1991
Selbstverlag des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg

Schriftleitung: Dr. Michael Diefenbacher, Dr. Peter Fleischmann und Dr. Gerhard Hirschmann
Für Form und Inhalt der Aufsätze und Rezensionen sind die Verfasser verantwortlich

Zum Druck des Bandes trugen durch Zuschüsse bzw. Spenden bei:

Die Stadt Nürnberg,
der Bezirk Mittelfranken,
die Stadtsparkasse Nürnberg.

Der Verein dankt dafür bestens.

Gesamtherstellung: Verlagsdruckerei Schmidt GmbH, Neustadt/Aisch
Alle Rechte, auch des Abdrucks im Auszug, vorbehalten.
Copyright by Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg
(Geschäftsstelle: Egidienplatz 23, 8500 Nürnberg 1)

ISSN 0083-5579

LAUDATIO DR. GERHARD HIRSCHMANN VORSITZENDER DES VEREINS FÜR GESCHICHTE DER STADT NÜRNBERG 1969–1991

– gehalten bei der Hauptversammlung am 5. Februar 1991 –

„Bewahren und forschen", so lautete der Titel eines später vielgelesenen Vortrages, den Paul Egon Hübinger am 14. Mai 1982 anläßlich der 150-Jahrfeier des Landeshauptarchivs Koblenz und des Hauptstaatsarchivs Düsseldorf hielt[1]. Unter dieses Motto – „Bewahren und forschen" – könnte man auch das Werk des Archivars und Historikers Gerhard Hirschmann stellen. Bewahren: Was wäre die historische Forschung, insbesondere die landes- und stadtgeschichtlich orientierte ohne die Hüter der Überlieferung und ihrer Schatzhäuser. Daß Gerhard Hirschmann es nicht beim Bewahren beließ, sondern auch die Forschung als gerne erfüllten Teil seines Berufslebens betrachtete, davon zeugt die nicht weniger als 175 Titel umfassende, anläßlich seines 65. Geburtstages 1983 erschienene Bibliographie[2], die inzwischen weiter angewachsen ist[3]. Sie blieben, auch in ihrem wissenschaftlichen Werk homo Noricus. Das impliziert Begrenzung und Weite zugleich. Denn keine andere Stadt – von Augsburg abgesehen – hatte im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit so weitreichende und dichte globale Verflechtungen wie Nürnberg, wovon auch Ihre Arbeiten vielfaches Zeugnis ablegen.

Doch gilt unser heutiger Dank nicht dem Archivar und dem Forscher Gerhard Hirschmann, sondern dem langjährigen Ersten Vorsitzenden des Nürnberger Geschichtsvereins, dessen Mitglied er am 1. Januar 1947 wurde[4]. 1966, inzwischen Archivoberrat am Stadtarchiv Nürnberg geworden, stieg er in den Vorstand auf, waltete von 1966 bis 1967 als Schriftführer des Vereins, von 1967 bis 1969 als dessen 2. Vorsitzender, seit 1969, also seit fast 22 Jahren, steht er als 1. Vorsitzender an dessen Spitze. Seit 1966 wirkte er in der Redaktion der traditionsreichen „Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg" mit, ist seit 1970 deren Hauptschriftleiter und Herausgeber der die Mitteilungen begleitenden „Nürnberger Forschungen". Man gerät vor dem Hintergrund dieser Zahlen also nicht in den Verdacht zu übertreiben, wenn man in diesem Zusammenhang von Kontinuität spricht. Kontinuität aber ist gerade in

[1] Jahrbuch für westdeutsche Landesgeschichte 8, 1982, S. 285–299; wiederabgedruckt: Paul Egon Hübinger, Ausgewählte Aufsätze und Vorträge (Bonner Historische Forschungen 53), 1990, S. 73–87.

[2] Bibliographie Gerhard Hirschmann 1950–1983. Festgabe zum 65. Geburtstag am 10. November 1983. Geleitwort von Franz Machilek. 1983.

[3] Bibliographie Gerhard Hirschman 1983–1988, in: Aus sieben Jahrhunderten Nürnberger Stadtgeschichte. Ausgewählte Aufsätze von Gerhard Hirschmann. Festgabe zu seinem 70. Geburtstag (Nürnberger Forschungen 25), 1988, S. 269–271.

[4] Die Daten verdanke ich der Freundlichkeit von Herrn Archivdirektor Dr. Michael Diefenbacher (Stadtarchiv Nürnberg).

historischen Vereinen ein lebenswichtiges Element, das Stabilität und Verläßlichkeit sichert und Vertrauen ermöglicht.

Zum Bewahren und Forschen gesellt sich also beim Ersten Vorsitzenden des Nürnberger Geschichtsvereins als weitere, gleichrangige, wenn auch wiederum ganz anders geartete Tätigkeit hinzu: das Vermitteln. Vermitteln von Wissen und Anschauung für gelehrte Interessenten an der Stadtgeschichte, aber nicht minder, ja vielleicht mehr noch, für Freunde der so reichen Vergangenheit der Stadt. Die Spitze eines Vereins wie der für die Geschichte der Stadt Nürnberg sieht sich heute, gegen Ende des 20. Jahrhunderts, ganz verschiedenen Erwartungen gegenüber. Sucht der an der Geschichte der Stadt interessierte Bürger auch das gesellige Element oder mag er es wenigstens nicht missen, so spürt man heute – um mit Ahasver von Brandt zu sprechen – auch „den düsteren Ernst wissenschaftlichen Soll-Erfüllungswillens"[5], der aus der modernen Massenuniversität auch in einen am 17. Januar 1878 unter einem ganz anderen geistigen und sozialen Klima gegründeten Verein weht. Gerade bei diesen immer schwerer zu vereinbarenden Erwartungen galt es, Balance zu halten und für Interessenausgleich zu sorgen. Das Echo auf nicht weniger als 120 von Ihnen organisierte Vorträge und 40 von Ihnen durchgeführte Exkursionen bewies, daß Mitglieder und Teilnehmer ihre Erwartungen erfüllt sahen. Auch als langjähriger Schriftleiter der „Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg" sahen Sie sich oft diffizilen Aufgaben gegenüber. Autoren legen, wenn es um Drucklegung ihrer Elaborate geht, in der Regel einen hohen Grad an Sensibilität an den Tag. Und es war nicht selten Ihre wenig beneidenswerte Aufgabe, Autoren mit allzu hochgespannten Erwartungen und unfinanzierbaren Projekten wieder Bodenkontakt zu verschaffen.

Was Ihnen – und hier darf ich auch sagen: uns – die Lösung mancher Probleme erleichtert hat, ist die Zugehörigkeit zu einer Generation, welche von der Stunde Null im Jahre 1945, den schrecklichen Zeiten davor und den harten Zeiten danach, entscheidend geprägt worden ist. Das macht sich nicht nur an Kleinigkeiten bemerkbar, etwa daran, daß man kein Papier wegwirft, das nur von einer Seite bedruckt oder beschrieben ist, weil es, als wir 1946 zu studieren begannen, ein Problem war, Papier beizubringen, um die Vorlesung mitschreiben zu können. Die Stunde Null und ihr Umfeld hat in uns auch einen Überlebensinstinkt ausgeprägt, hat die Talente der Organisation und Improvisation, die sonst wohl mehr oder weniger verkümmert wären, voll entfaltet und hat uns schließlich auch eine vergleichsweise hohe und anhaltende Belastbarkeit vermittelt. Für anhaltende Belastbarkeit auch noch in einem Alter, in welchem für viele der Zeitpunkt ihrer Pensionierung bereits graue Vergangen-

[5] Hundert Jahre Hansischer Geschichtsverein, in: Hansische Geschichtsblätter 88, 1970, S. 19.

heit ist, dafür sind Sie, Herr Dr. Hirschmann, ein besonders einprägsames Beispiel.

Was wir an Ihnen schätzten, war die stets unverdrossene Erfüllung aller Anforderungen und Aufgaben ohne Rücksicht auf Lust oder Unlust, war die Herrschaft der Kontinuität über Effekte und Sensationelles. Wir verbinden unseren Dank mit dem Wunsch für eine glückliche, gesunde und weiterhin erfolgreiche Durchquerung der vor Ihnen liegenden Zeit.

Alfred Wendehorst

NACHRUF
PROF. DR. HERMANN KELLENBENZ (28. 8. 1913–26. 11. 1990)

Prof. Dr. phil. Hermann Kellenbenz, emeritierter Ordinarius für Geschichte, Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Erlangen-Nürnberg, starb am 26. November 1990 im Alter von 77 Jahren.

Hermann Kellenbenz wurde am 28. August 1913 in Süßen/Württemberg geboren, erhielt seine Schulausbildung in Göppingen und studierte Geschichte, Kunst- und Literaturgeschichte an den Universitäten Tübingen, München, Kiel und Stockholm. Er promovierte 1938 an der Universität Kiel zum Dr. phil. Die Dissertation „Holstein-Gottorf, eine Domäne Schwedens. Ein Beitrag zur Geschichte der norddeutschen und nordeuropäischen Politik von 1657–1675" wurde 1940 in Leipzig gedruckt.

1948 übernahm er einen Lehrauftrag an der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Regensburg. 1950 wurde er Privatdozent und außerplanmäßiger Professor in Würzburg, wo er bis 1957 seine Lehrtätigkeit wahrnahm. 1952–53 verbrachte er als Fellow der Rockefeller Foundation einige Zeit in den USA am Research Center for Entrepreneurial History an der Harvard University, wo er eng mit Fritz Redlich, Arthur H. Cole und Frederic C. Lane von der John Hopkins University in Baltimore zusammenarbeitete.

1953–54 erhielt Hermann Kellenbenz die Möglichkeit, an der Ecole Practique des Hautes Etudes Paris VI mit namhaften französischen Historikern, teilweise aus der Gruppe der Annales, zu denen auch Fernand Braudel gehörte, zusammenzuarbeiten.

1957 wurde Hermann Kellenbenz ordentlicher Professor an der damaligen Hochschule für Wirtschafts- und Sozialwissenschaft in Nürnberg, der heutigen WISO-Fakultät. 1960 nahm er einen Ruf an die Universität Köln an, wo er auch die Funktion des Direktors des Rheinisch-Westfälischen Wirtschaftsarchivs innehatte. Von 1970 bis zu seiner Emeritierung 1983 wirkte Hermann Kellenbenz ein zweites Mal als Ordinarius in Erlangen-Nürnberg. Im selben Jahr (1970) wurde er zum wissenschaftlichen Direktor des Fugger-Archivs in Dillingen/Donau ernannt, wobei er sich dort insbesondere des umfangreichen spanischen Quellenbestandes annahm, aus dem kurz vor seinem Tode eines seiner Hauptwerke „Die Fugger in Spanien und Portugal bis 1560" hervorging.

Hermann Kellenbenz war Mitglied der Historischen Kommision der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Göttingen sowie einer Reihe ausländischer Akademien (Kopenhagen, Brüssel, London und Madrid), was für sein außerordentliches internationales Renommée spricht.

In Anerkennung seiner Verdienste um die internationale Forschung wurde ihm 1982 der bayerische Verdienstorden verliehen. In Hamburg wurde er mit der Lappenberg-Medaille ausgezeichnet.

Zu seinem 65. Geburtstag am 28. August 1978 erhielt Hermann Kellenbenz eine fünfbändige Festschrift überreicht, die das ganze Spektrum seines Wirkungsfeldes dokumentiert.

Zum wesentlichsten Schrifttum von Hermann Kellenbenz gehören folgende Werke, neben vielen hundert Aufsätzen und Beiträgen in vielen Sprachen, die er beherrschte:

- 1954: Unternehmerkräfte im Hamburger Portugal- und Spanienhandel, 1590–1625
- 1958: Sephardim an der unteren Elbe. Ihre wirtschaftliche und politische Bedeutung vom Ende des 16. bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts
- 1966: Die Zuckerwirtschaft im Kölner Raum von der napoleonischen Zeit bis zur Reichsgründung
- 1967: Die Fuggersche Maestrazgopacht (1525–1542)
- 1972: Die Methoden der Wirtschaftshistoriker
- 1972 (mit Klara van Eyll): Die Geschichte der unternehmerischen Selbstverwaltung in Köln 1897–1914
- 1973 (mit Ludwig Beutin): Grundlagen des Studiums der Wirtschaftsgeschichte
- 1974 (mit J. H. Schawacht): Schicksal eines Eisenlandes
- 1974 (Hg. u. Einleitung): Handelsbräuche des 16. Jahrhunderts. Das Meder'sche Handelsbuch und die Welser'schen Nachträge
- 1977: Deutsche Wirtschaftsgeschichte, Bd. 1: Von den Anfängen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts
- 1977: El desarollo económico de la Europa Continental
- 1980: Autor und Herausgeber von Bd. 2 des Handbuchs der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte
- 1981: Deutsche Wirtschaftsgeschichte, Bd. 2: Vom Ausgang des 18. Jahrhunderts bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs
- 1983 Skizzen von unterwegs
- 1986 (mit Götz Frhr. von Pölnitz): Anton Fugger
- 1986: Mitautor und Herausgeber von Bd. 3 des Handbuchs der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte
- 1990: Die Fugger in Spanien und Portugal, 3 Bde.
- 1990: Dreimal Lateinamerika

Von 1961 bis 1971 gab er die Schriftenreihe des rheinisch-westfälischen Wirtschaftsarchivs mit heraus, 1969 bis 1972 die Kölner Vorträge zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte und seit 1970 die Studien zur Fuggergeschichte. Ab 1970 war er Herausgeber der „Kolloquien zur internationalen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte" und seit 1971 der „Forschungen zur internationalen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte".

Seit 1968 war er Mitherausgeber der Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte und der Reihe ihrer Beihefte, dem renommiertesten Organ seines Fachs. Er war Mitbegründer und Mitherausgeber des „Jahrbuchs von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft Lateinamerikas" (seit 1964) und gab seit 1977 die „Lateinamerika-Studien" der Sektion Lateinamerika des Zentralinstituts 06 der Universität Erlangen-Nürnberg mit heraus.

Im Rahmen seiner Lehr- und Forschungstätigkeit an der Universität Erlangen-Nürnberg begründete er die Reihe „Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte", in der auch einige Arbeiten seiner Nürnberger Schüler erschienen.

In seiner Nürnberger Zeit arbeitete er zu verschiedenen historischen Themenschwerpunkten der Reichsstadt, so über Nürnbergs Beziehungen zur iberischen Halbinsel, über die Behaim-Frage, über Nürnbergs Handel um 1540, über Handel und Gewerbe der Reichsstadt im ausgehenden Mittelalter, über Nürnbergs Wirtschaftsleben im Zeitalter Willibald Pirckheimers sowie über einzelne Nürnberger Kaufleute im Rahmen des internationalen Handels. 1974 gab er das mit einer Einleitung von ihm versehene Meder'sche Handelsbuch und die Welser'schen Nachträge in den „Deutschen Handelsakten des Mittelalters und der Neuzeit" heraus und thematisierte im übrigen in seinen Schriften häufig die Handelsbeziehungen zwischen Nürnberg und Italien.

Kurz vor seinem Tode erschien im Oktober 1990 das Buch „Dreimal Lateinamerika", in dem er die Eindrücke und Erlebnisse seiner ersten drei Lateinamerika-Reisen niederschrieb und Zeichnungen aus seiner Hand hinzufügte. So gehören zum Opus auch Ausstellungsbände mit Werken des Künstlers Hermann Kellenbenz, das viele Hundert Exponate in Öl, Aquarell, Tinte und Bleistift umfaßt. Ein Teil seiner Zeichnungen wurde 1984 anläßlich seiner Abschiedsvorlesung in den Räumen des Dekanats der WISO-Fakultät in Nürnberg ausgestellt. Daraus ging der Band „Von Würzburg nach Nürnberg" hervor, in dem Kellenbenz die Stationen seines persönlichen Werdegangs in Form von Zeichnungen und Gemälden festhielt.

So hinterließ der renommierte Historiker nicht nur ein umfangreiches wissenschaftliches Gesamtwerk in mehreren Sprachen, sondern auch einen bemerkenswerten künstlerischen Nachlaß. Hermann Kellenbenz war ein hervorragender Repräsentant einer Generation von Wissenschaftlern, die umfassend humanistisch und universal ausgebildet war. Die heute üblich gewordene starke Spezialisierung in der Hochschulausbildung bringt Forscherpersönlichkeiten wie ihn kaum mehr hervor. Umso schwerer wiegt der Tod dieses vielseitig begabten Wissenschaftlers, talentierten Künstlers und liebenswürdigen Menschen Hermann Kellenbenz.

Rolf Walter

INHALT

Alfred Wendehorst, Laudatio Dr. Gerhard Hirschmann, Vorsitzender des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 1969–1991 . . . . . V–VII

Rolf Walter, Nachruf Prof. Dr. Hermann Kellenbenz (28. 08. 1913–26. 11. 1990) . . . . . VIII–X

Horst Brunner, Das Repertorium der Sangsprüche und Meisterlieder des 12. bis 18. Jahrhunderts 1–15

Angelika Wingen-Trennhaus, Regiomontanus als Frühdrucker in Nürnberg 17–87

Matthias Mende, Zu zwei verschollenen Bildniszeichnungen Albrecht Dürers: Hans V. Imhoff und Conrad IV. Imhoff . 89–102

Martin Kirnbauer, „Die Kronborg-Motetten". Ein Beitrag zur Musikgeschichte Nürnbergs? 103–122

Franz Willax, „Gefährliche Patrioten und schädliche Leuth". Antischwedischer Widerstand in Nürnberg 1631–1635 . . 123–173

Kurt Müller, Verhinderte Abrißpläne. Laufer Schlagturm, Männerschuldturm und Weißer Turm sollten im 19. Jahrhundert der Spitzhacke zum Opfer fallen 175–196

Axel Schollmeier, Die Gartenstadt Nürnberg 197–229

Petrus Müller, Der politische Liberalismus in Nürnberg 1918–1945. Struktur, Stärke, Programmatik, Persönlichkeiten und politisches Verhalten 231–263

Miszellen

Josef Riederer, Die Bestimmung der Herkunft von Teilen von Messingleuchtern des 16. Jahrhunderts aus einem Schiffsfund 265–267

Gerhard Hirschmann, Johann Andreas Schmellers Besuche in Nürnberg 269–274

Peter Koch, Der „Verein zur Pflege Geisteskranker in Nürnberg" (1884–1982). Ergänzungen 275–277

Buchbesprechungen (siehe nächste Seite) 279–352

Neue Arbeiten zur Nürnberger Geschichte 353–355

Jahresbericht über das 113. Vereinsjahr 1990 357–371

BUCHBESPRECHUNGEN

800 Jahre Deutscher Orden. Ausstellungskatalog des Germanischen Nationalmuseums, Gütersloh 1990. (Kuno Ulshöfer) 279
Eugen Ehmann: Markt und Sondermarkt, Nürnberg 1987. (Horst-Dieter Beyerstedt) . 281
Zauberstoff Papier. Hrsg. von Jürgen Franzke, München 1990. (Rolf Walter) . . . 282
Rudolf Reiser: Alte Häuser – Große Namen. Nürnberg mit Fürth und Erlangen, München 1990. (Erich Mulzer) 284
Herbert Maschat: Technik, Energie und Verlagswesen. Das Beispiel der spätmittelalterlichen Reichsstadt Nürnberg, München 1988. (Walter Bauernfeind) 285
Nürnberg und Bern. Zwei Reichsstädte und ihre Landgebiete. Hrsg. von Rudolf Endres, Erlangen 1990. (Horst-Dieter Beyerstedt) 286
Beatrice Hernad: Die Graphiksammlung des Humanisten Hartmann Schedel, München 1990. (Elisabeth Rücker) 287
Corine Schleif: Donatio et memoria. Stifter, Stiftungen und Motivationen an Beispielen aus der Lorenzkirche in Nürnberg, München 1990. (Angela Lohrey) 289
Jane Campbell Hutchison: Albrecht Dürer, Princeton 1990. (Matthias Mende) . . . 291
Ernst Rebel: Die Modellierung der Person. Studien zur Dürers Bildnis des Hans Kleberger, Stuttgart 1990. (Matthias Mende) 291
Marjorie Trusted: German Renaissance medals, London 1990. (Hermann Maué) . . 293
Mathias Beer: Eltern und Kinder des späten Mittelalters in ihren Briefen, Nürnberg 1990. (Udo Winkel) 294
Steven Ozment: Three Behaim Boys, London 1990. (Mathias Beer) 295
Armin M. Brandt: Martin Behaim, Regensburg 1989. (Peter J. Bräunlein) 297
Jutta Zander-Seidel: Textiler Hausrat. Kleidung und Haustextilien in Nürnberg von 1500–1650, München 1990. (Ursula Mende) 299
Hans Rosenplüt: Reimpaarsprüche und Lieder. Hrsg. von Jörn Reichel, Tübingen 1990. (Horst Brunner) 301
Peter Fleischmann: Der Nürnberger Zeichner, Baumeister und Kartograph Hans Bien (1591–1632), München 1991. (Hans-Otto Keunecke) 303
200 Jahre St. Johannis Freimaurerloge „Zu den Drei Pfeilen" im Orient Nürnberg, Nürnberg 1989. (Edith Luther) 304
Nürnberger Altstadtberichte. Nr. 10–13, Nürnberg 1985–1988. (Peter Fleischmann) . 304
Wilhelm Schwemmer: Nürnberg in alten Ansichten. 2. Aufl., Zaltbommel 1990. (Gunther Friedrich) 307
Nürnberg in alten und neuen Reisebeschreibungen. Ausgewählt von Barbara Fürst, Düsseldorf 1990. (Richard Kölbel) 307
Das Gewerbemuseum der LGA im Germanischen Nationalmuseum, Nürnberg 1989. (Helmut Schwarz) 309
Tilman Werner: Von Ardie bis Zündapp. Motorrad-Klassiker aus Nürnberg, Stuttgart 1989. (Franz Sonnenberger) 311
Düreriana. Neuerwerbungen der Albrecht-Dürer-Haus-Stiftung. Bearb. von Matthias Mende, Nürnberg 1990. (Heiko Kistner) 312
Petrus Müller: Liberalismus in Nürnberg 1800 bis 1871, Nürnberg 1990. (Helmut Beer) 313
Peter Karbach: Nürnberg. Organisation und Struktur des städtischen Lebens, Fürth 1990. (Udo Winkel) 315
Siegfried Zelnhefer: Die Reichsparteitage der NSDAP, Nürnberg 1991. (Udo Winkel) 317
Udo Winkel: Kontinuität oder Neubeginn? Nürnberg 1945–1949, Nürnberg 1989. (Selbstanzeige) 319

Horst-Dieter Beyerstedt/Herbert Schmitz: 125 Jahre Stadtarchiv Nürnberg, Nürnberg 1990. (Uwe Müller) 319
Gerhard Hirschmann: Stein – vom Industrieort zur Stadt. 2. Aufl., Nürnberg 1991. (Richard Kölbel) 320
Volker Alberti/Toni Boesch: Herrensitz Weiherhaus bei Pillenreuth, Nürnberg 1990. (Albert Bartelmeß) 322
Bertold Frhr. von Haller: St. Laurentius in Großgründlach, Nürnberg 1990. (Bernhard Ebneth) 324
Gerhard Sippel: 750 Jahr Neunhof. Bd. 1, Nürnberg 1990. (Bertold Frhr. v. Haller) . 325
Eberhard Brunel-Geuder: Heroldsberg, Heroldsberg 1990. (Albert Bartelmeß) . . 326
Gustav Voit: Reicheneck, Nürnberg 1989. (Horst-Dieter Beyerstedt) 328
Fränkische Lebensbilder, Bd. 13, Neustadt/Aisch 1990. (Horst-Dieter Beyerstedt) . . 328
Georg Rusam: Österreichische Exulanten in Franken und Schwaben. 2. Aufl., Neustadt/Aisch 1989. (Eugen Schöler) 329
Georg Stolz/Michael Jeiter: Franken. Die Region 7., München 1989. (Ulrike Ankele) 330
Konrad Bedal: Fachwerk vor 1600 in Franken, Bad Windsheim 1990. (Peter Fleischmann) 331
Leonhard Kern (1588–1662). Hrsg. Harald Siebenmorgen, Sigmaringen 1990. (Claudia Maué) 332
Kleeblatt und Davidstern. Hrsg. Werner J. Heymann, Emskirchen 1990. (Kuno Ulshöfer) 332
Heinrich Schlüpfinger: Frühgeschichte Schwabachs und seines fränkischen Umlandes in Wort und Bild, Schwabach 1990. (Albert Bartelmeß) 334
Karl Borchardt: Die geistlichen Institutionen in der Reichsstadt Rothenburg ob der Tauber und dem zugehörigen Landgebiet von den Anfängen bis zur Reformation, Neustadt/Aisch 1988. (Michael Diefenbacher) 335
Hans Schäufelein – Das druckgraphische Werk. Bearb. von Karl Heinz Schreyl, Nördlingen 1990. (Sonja Weih-Krüger) 336
Hans Schäufelein. Die Vorträge des Nördlinger Symposions, Nördlingen 1990. (Sonja Weih-Krüger) 337
Martin Arnold: Handwerker als theologische Schriftsteller. Studien zu Flugschriften der frühen Reformation (1523–1525), Göttingen 1990. (Renate Jürgensen) 342
Hermann Kellenbenz: Die Fugger in Spanien und Portugal bis 1560, München 1990. (Rolf Walter) 343
Heinrich Pleticha: Des Reiches Glanz. Die Reichskleinodien und Kaiserkrönungen im Spiegel der deutschen Geschichte, Freiburg i. Br. 1989. (Michael Diefenbacher) . . 346
Eberhard Isenmann: Die deutsche Stadt im Spätmittelalter 1250–1500, Stuttgart 1988. (Rudolf Endres) 347
Rudolf Eckstein: Die Ostung unserer mittelalterlichen Kirchen bis zur Reformation Luthers, St. Ottilien 1990. (Werner Müller) 348
Wolf-Rüdiger Baumann: The merchants adventures and the continental cloth-trade (1560–1620), Berlin 1990. (Ruth Vornefeld) 349
Pirckheimer-Jahrbuch 1989/90, Nürnberg 1990. (Siegfried Frhr. v Scheurl) 350

VERZEICHNIS DER MITARBEITER

Ankele, Ulrike, M. A., Kunsthistorikerin, Hirschelgasse 11, 8500 Nürnberg 1
Bartelmeß, Albert, Archivoberrrat a. D., Hallweg 7, 8501 Wendelstein-Sperberslohe
Bauernfeind, Walter, Student, Karl-Hertel-Str. 31, 8500 Nürnberg 50
Beer, Helmut, Dr., Stadthistoriker, Landgrabenstr. 6, 8500 Nürnberg 40
Beer, Matthias, Dr., wiss. Angestellter, Stockheimer Str. 25, 7000 Stuttgart 40
Beyerstedt, Horst-Dieter, Dr., Archivrat z. A., Weißer Weg 25, 8500 Nürnberg 20
Bräunlein, Peter J., M. A., Wandererstr. 119, 8500 Nürnberg 80
Brunner, Horst, Dr., Univ.-Prof., Pilziggrundstr. 36, 8700 Würzburg-Lengfeld
Diefenbacher, Michael, Dr., Archivdirektor, Ringstr. 17, 8807 Heilsbronn
Ebneth, Bernhard, Student, Obere Weiherstr. 16, 8507 Oberasbach
Endres, Rudolf, Dr., Univ.-Prof., An den Hornwiesen 10, 8520 Erlangen-Buckenhof
Fleischmann, Peter, Dr., Archivrat, Arminiusstr. 7, 8500 Nürnberg 1
Friedrich, Gunther, Archivoberinspektor, Grolandstr. 24, 8500 Nürnberg 10
Haller von Hallerstein, Berthold Frhr., Großgründlacher Hauptstr. 45, 8500 Nürnberg 90
Hirschmann, Gerhard, Dr., Ltd. Archivdirektor a. D., Gerngrosstr. 26, 8500 Nürnberg 10
Jürgensen, Renate, Dr., Literaturwissenschaftlerin, Sophienhöhe 5a, 8501 Heroldsberg
Keunecke, Hans-Otto, Dr., Bibliotheksoberrat, Dr.-Rühl-Str. 7, 8521 Effeltrich
Kirnbauer, Martin, Student, Petersgraben 1, CH-4051 Basel
Kistner, Heiko, Buchhändler, Breite Gasse 52, 8500 Nürnberg 1
Koch, Peter, Dr., Univ.-Prof., Im Weingarten 19, 5100 Aachen
Kölbel, Richard, Oberstudiendirektor, Neuwerker Weg 66, 8504 Stein
Lohrey, Angela, M. A., Kunsthistorikerin, Stadtgeschichtliche Museen Nürnberg, Karolinenstr. 44, 8500 Nürnberg 1
Luther, Edith, M. A., Kunsthistorikerin, Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Kartäusergasse 1, 8500 Nürnberg 1
Maué, Claudia, Dr., Kunsthistorikerin, Kaulbachstr. 25, 8500 Nürnberg 10
Maué, Hermann, Dr., Konservator, Kaulbachstr. 25, 8500 Nürnberg 10
Mende, Matthias, Stadtgeschichtliche Museen Nürnberg, Karolinenstr. 44, 8500 Nürnberg 1
Mende, Ursula, Dr., Bibliotheksoberrätin, Westtorgraben 9, 8500 Nürnberg 80
Müller, Kurt, Bankprokurist i. R., Westtorgraben 15, 8500 Nürnberg 80
Müller, Petrus, Dr., Studienreferendar, Hastverstr. 22, 8500 Nürnberg 10
Müller, Uwe, Dr., Stadtarchivar, Nikolaus-Hofmann-Str. 1, 8720 Schweinfurt
Müller, Werner, Dr., Diplom-Chemiker, Carl-Bosch-Str. 67, 6700 Ludwigshafen/Rhein
Mulzer, Erich, Dr., Studiendirektor a. D., Viatisstr. 242, 8500 Nürnberg 30
Riederer, Josef, Prof. Dr., Direktor des Rathgen-Forschungslabors, Schloßstr. 1a, 1000 Berlin 19
Rücker, Elisabeth, Dr., Bibliotheksdirektorin a. D., Apinusstr. 6, 8500 Nürnberg 30
Scheurl, Siegfried Frhr. v., Dr., Studiendirektor a. D., Schornbaumstr. 20, 8500 Nürnberg 50

Schöler, Eugen, Realschulkonrektor, Heinrich-Krauss-Str. 3, 8540 Schwabach
Schollmeier, Axel, Dr., Kunsthistoriker, Hoppendamm 8, 4400 Münster
Schwarz, Helmut, Historiker, Wodanstr. 74, 8500 Nürnberg 40
Sonnenberger, Franz, Dr., Historiker, Roritzerstr. 9, 8500 Nürnberg 90
Ulshöfer, Kuno, Dr., Ltd. Archivdirektor a. D., Hebelweg 4, 7170 Schwäbisch Hall
Vornefeld, Ruth, M. A., wiss. Assistentin, Findelgasse 7, 8500 Nürnberg 1
Walter, Rolf, Dr., Univ.-Prof., Fürstengraben 11, O-6900 Jena
Weih-Krüger, Sonja, Dr., Kunsthistorikerin, Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Kartäusergasse 1, 8500 Nürnberg 1
Wendehorst, Alfred, Dr., Univ.-Prof., Schronfeld 58, 8520 Erlangen
Willax, Franz, Oberbaurat, Rollnerstr. 46, 8500 Nürnberg 10
Wingen-Trennhaus, Angelika, M. A., Löhestr. 45, 8520 Erlangen
Winkel, Udo, Dr., Sozialwissenschaftler, Kleinreuther Weg 16, 8500 Nürnberg 10

DAS REPERTORIUM DER SANGSPRÜCHE UND MEISTERLIEDER DES 12. BIS 18. JAHRHUNDERTS

Von Horst Brunner

I

Das ‚Repertorium der Sangsprüche und Meisterlieder des 12. bis 18. Jahrhunderts' (abgekürzt RSM) entstand in den Jahren 1974 bis 1990 in zwei von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanzierten Arbeitsstellen in Tübingen und Nürnberg, die von Prof. Dr. Burghart Wachinger (Universität Tübingen) und dem Verfasser (bis 30. 9. 1981 Universität Erlangen-Nürnberg, seither Universität Würzburg) geleitet wurden[1]. Die sechzehn Bände des Werks sind seit 1986 größtenteils erschienen (im Max Niemeyer Verlag Tübingen), die derzeit noch fehlenden Bände befinden sich im Druck oder in fortgeschrittenen Stadien der Satzherstellung. Da das RSM auch von Belang für die Literaturgeschichte der Reichsstadt Nürnberg ist, erscheint es sinnvoll, es im Rahmen der ‚Mitteilungen' vorzustellen.

Im RSM werden die Spruchstrophen der Sangspruchdichter des 12. bis 15. Jahrhunderts und die Meisterlieder der städtischen Meistersinger des 15. bis 18. Jahrhunderts vollständig katalogisiert und unter verschiedenen Gesichtspunkten aufgeschlüsselt. Strophen und Lieder, die außerhalb von Sangspruchdichtung und Meistergesang entstanden, aber in für diese Art Kunstübung charakteristischen Strophenformen (Tönen) abgefaßt sind – es handelt sich vorwiegend um lateinische Cantionen aus dem 14. Jahrhundert sowie um Lieder der Wiedertäufer und um erbauliche oder polemische Reformationsdichtung des 16. Jahrhunderts –, wurden nach Möglichkeit berücksichtigt (doch konnte Vollständigkeit auf diesem Gebiet vermutlich nicht völlig erreicht werden).

In der Geschichte der deutschen Literatur bilden Sangspruchdichtung und Meistergesang wohl die längste ununterbrochene produktive Traditionskette: sie reicht vom Ende des 12. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts (das späteste heute bekannte Meisterlied dichtete der Memminger Meistersinger Johann Friedrich Oetterle im Jahr 1788). In diesen rund 600 Jahren gab es, bei vielen Veränderungen im einzelnen, bleibende Grundprinzipien im Dichten und Vortragen der Lieder, ferner ein ausgeprägtes Traditionsbewußtsein, wodurch das eigene Tun von dem anderer Zeitgenossen nachdrücklich abgehoben wurde.

Als Sangspruchdichtung bezeichnet die moderne Forschung das Schaffen jener hoch- und spätmittelalterlichen Autoren, die religiöse, moralische und

[1] Repertorium der Sangsprüche und Meisterlieder des 12. bis 18. Jahrhunderts. Hrsg. von Horst Brunner und Burghart Wachinger unter Mitarbeit von Eva Klesatschke, Dieter Merzbacher, Johannes Rettelbach, Frieder Schanze. Leitung der Datenverarbeitung Paul Sappler, 16 Bände. Tübingen 1986 ff. (derzeit, im Sommer 1991, sind erschienen die Bände 3–13).

ständische Belehrung aller Art, Gelehrsamkeit, Dichtungsprobleme und Stellungnahmen zu politischen Ereignissen und Protagonisten in singbare Strophen, seit dem 14. Jahrhundert in Spruchlieder (von in der Regel ungerader Strophenzahl, mindestens drei Strophen) faßten. Charakteristisch ist vor allem, daß die Strophenformen und Melodien, deren sich die Dichter bedienten, in der Regel nicht ad hoc erfunden und nur occasionell benutzt wurden (wie das etwa beim Minnelied der damaligen Zeit der Fall war). Vielmehr waren den einzelnen Dichtern bestimmte feststehende „Töne" eigen – „Ton" bezeichnet die Einheit von Strophenform und Melodie – , die sie immer wieder für Strophen bzw. Lieder der unterschiedlichsten Inhalte benutzten. Das Tönerepertoire der verschiedenen Dichter war sehr begrenzt, nicht wenige begnügten sich mit einem einzigen Ton. Bereits seit dem 13. Jahrhundert scheinen für die Töne feste Namen aufgekommen zu sein, seit dem 14. Jahrhundert ist die Bezeichnung der Töne durch Namen dann eindeutig greifbar. Kennzeichnend ist deren Zweigliedrigkeit: zum Namen des Tonautors kommt eine Bezeichnung, die sich in der Regel aus einer formalen Besonderheit oder aus dem Inhalt besonders markanter Strophen, die in ihnen abgefaßt sind, ableitet: z. B. Frauenlob, Langer Ton oder Frauenlob, Kurzer Ton oder Reinmar von Zweter, Frau-Ehren-Ton (nach der von Reinmar mehrfach verwendeten Personifikation der Frau Ehre) oder Konrad von Würzburg, Aspiston (nach dem in einer Strophe behandelten Wurm Aspis).

Die meisten Sangspruchdichter waren Berufsdichter, die ihren Lebensunterhalt vor allem durch Auftritte an Höfen oder bei Hoftagen fristeten. Sie standen in einem oft scharfen Konkurrenzverhältnis untereinander und zu anderen Unterhaltungskünstlern. Aus dieser Situation ist zu erklären, daß sich schon im Lauf des 13. Jahrhunderts ein ausgeprägtes Kunst- und Traditionsbewußtsein, intern ein Streben nach gegenseitiger Überbietung, etwa durch auftrumpfende Gelehrsamkeit oder artistische Kunstfertigkeit, entwickelte. Alles in allem dauerte, soweit für uns greifbar, die Geschichte der Sangspruchdichtung rund 300 Jahre. Früheste Spruchdichter noch des 12. Jahrhunderts waren Herger und Spervogel, ihren Höhepunkt erreichte die Gattung im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts durch Walther von der Vogelweide (der mit dem gleichgewichtigen anderen Teil seines Schaffens freilich Minnesänger war, wodurch er eine Ausnahme unter den Spruchsängern darstellt). Weitere bekannte Sangspruchdichter des 13. Jahrhunderts waren Bruder Wernher, Reinmar von Zweter, der Marner, Friedrich von Sonnenburg, der Meißner, Rumslant von Sachsen, der vielseitige Konrad von Würzburg (mit einem Teil seiner Werke), Frauenlob und Regenbogen. Herausragende Gestalt im 14. Jahrhundert ist Heinrich von Mügeln, aus dem 15. Jahrhundert sind Muskatblut, Michel Beheim und Jörg Schiller hervorzuheben – mit den beiden zuletzt genannten Autoren scheint die berufsmäßige Kunstausübung der Spruchsänger gegen 1470 aus der Mode gekommen zu sein.

Ein mit der Spruchdichtung eng zusammenhängendes, doch nicht identisches Phänomen ist der städtische Meistergesàng. Über seine Entstehung wissen wir nichts, der Sage nach gab es die ersten Meistersinger im 14. Jahrhundert in Mainz. Greifbar wird der Meistergesang erstmals in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Im Unterschied zur Spruchdichtung wurde er von Dilettanten betrieben, in der Regel von städtischen Handwerkern, die sich in ihrer Freizeit dem Dichten und wettbewerbsmäßigen Vortragen von Meisterliedern widmeten und sich zu diesem Zweck zu Gesellschaften oder Bruderschaften zusammenschlossen. Es gab solche Gesellschaften unter anderem in süddeutschen Reichsstädten wie Nürnberg, Augsburg, Mainz, Straßburg, Donauwörth, Kolmar, Ulm, Memmingen, Nördlingen, darüber hinaus in Breslau, Magdeburg, im mährischen Iglau, in Oberösterreich und Tirol (Wels, Steyr, Eferding, Hall, Schwaz). Sie bestanden unterschiedlich lang, die Nürnberger Gesellschaft wahrscheinlich vom Beginn des 15. Jahrhunderts bis 1778, die Ulmer von etwa 1500 bis 1839, die Memminger von 1600 sogar bis 1875 – freilich waren diese beiden spätesten Gesellschaften im 19. Jahrhundert nicht mehr produktiv. Die Meistersinger übernahmen von den Spruchdichtern das Dichten in feststehenden Tönen und auch eine Anzahl dieser Töne; sie rezipierten ferner Themen, Darstellungsweisen und das ausgeprägte Kunstbewußtsein. Zahlreiche bekannte Spruchsänger, die sogenannten „alten Meister" – Frauenlob, Regenbogen, Marner, Konrad von Würzburg, Walther von der Vogelweide und andere – , galten den Meistersingern als Stammväter ihrer eigenen Kunst, deren Beginn die zu Anfang des 16. Jahrhunderts wohl in Augsburg entstandene sogenannte „Ursprungssage" anachronistisch in die Zeit Kaiser Ottos I. des Großen um 960 verlegte. Im 15. und frühen 16. Jahrhundert wurden Spruchdichtung und Meistergesang in den Handschriften weithin gemeinsam überliefert. Erst die Reformation, die in der Geschichte des Meistergesangs einen tiefen Einschnitt bewirkte, beendete die meistersingerliche Überlieferung von Texten der Spruchdichter (aber auch die vorreformatorischer Meisterlieder), nicht jedoch die Überlieferung alter Töne.

Die ältesten namentlich bekannten städtischen Meistersinger – im 15. Jahrhundert blieb die überwiegende Anzahl der Lieddichter anonym – sind Nürnberger Autoren vom frühen 15. bis frühen 16. Jahrhundert, Fritz Kettner, Michel und Konrad Nachtigall, Fritz Zorn, Konrad Vogelsang, Ulrich Eislinger, Sixt Beckmesser, Hans Folz, Lienhard Nunnenbeck und einige andere. Die alles überragende Gestalt im 16. Jahrhundert war Hans Sachs (1494–1576), der im Laufe seines Lebens neben zahlreichen anderen Gedichten 4285 Meisterlieder schuf. Andere bekannte Meistersinger des 16. Jahrhunderts waren der Nürnberger Hans Vogel, der Magdeburger Valentin Voigt, der Breslauer Adam Puschman, die Augsburger Onoferus Schwartzenbach und Johann Spreng. Für die letzte Blütezeit des Meistergesangs, die von etwa 1590 bis etwa 1630 dauerte, stehen neben anderen der Straßburger Wolf-

hart Spangenberg und die Nürnberger Georg Hager, Benedict von Watt, Wolf Bauttner, Hans Deisinger, Hans Winter und Ambrosius Metzger.

Anders als die Spruchdichter schöpften die Meistersinger aus einem sehr umfangreichen Tönerepertoire, das keineswegs nur eigene Töne enthielt. So erfand Hans Sachs nur 13 Weisen selbst. Er dichtete seine Lieder aber in nahezu 300 verschiedenen Tönen, von denen ein Teil auf Spruchdichter des 13. bis 15. Jahrhunderts zurückgeht; einen anderen Teil, die (heute so genannten) „unechten" Töne, hatte man diesen angesehenen Dichtern im Lauf der Zeit zugeschrieben, ihre wirklichen Urheber sind unbekannt; weitere Töne stammen von Meistersingern des 15. und 16. Jahrhunderts und tragen deren Namen. Die überwiegende Zahl der Meisterlieder („Bare" = Lieder mit ungerader Strophenzahl, mindestens drei Strophen) vor der Reformation ist geistlichen Themen gewidmet, obenan steht das Marienlob, ferner finden sich Themen wie Trinität, Christi Geburt und Passion, Eucharistie, daneben gibt es Lieder mit Erzählstoffen, moral-didaktische Lieder und Texte, die den Meistergesang zum Thema haben (die sogenannten „Schulkünste"). Politische Stellungnahmen mieden die Meistersinger – die Aufsicht der Behörden lastete schwer auf der Freizeitbeschäftigung der der Mittel- und der gehobenen Unterschicht angehörenden Sänger. Nach 1520 wurde die Meisterkunst dann durch Hans Sachs zum einen entschieden in den Dienst der Reformation gestellt – ein Großteil der Lieder enthält von nun an Bibelversifikation und -exegese –, zum anderen wurden ihr weite Bereiche weltlicher Thematik erschlossen. Es gibt nun beinahe ebensoviele weltliche wie geistliche Lieder, Versifikationen antiker und humanistischer Geschichtsschreiber und Dichter, mittelalterlicher Epik, zeitgenössischer deutscher Autoren usw. Neben historischen Erzählungen stehen Schwänke und Fabeln, neben Liedern mit Stoffen aus der antiken Mythologie finden sich solche mit Romanstoffen des Mittelalters oder der Gegenwart; auch die Meistergesangsthematik spielt eine erhebliche Rolle. Ohne Zweifel war der Meistergesang ein Mittel, weitgehend illiteraten Schichten der Bevölkerung alle möglichen Arten von Bildungsgut aufzuschließen – durch das Meisterlied wurde es aus der Existenzform des Buches in den Bereich des allgemein zugänglichen mündlichen Vortrags transferiert.

Die Texte der Spruchdichter und Meistersinger, deren erhaltene Gesamtzahl etwa 17 000 beträgt, sind vorwiegend handschriftlich in weit über 100 teilweise sehr umfangreichen Codices des ausgehenden 13. bis 18. Jahrhunderts überliefert; daneben gibt es eine bedeutende Streuüberlieferung in Handschriften, die im übrigen andersartige Texte enthalten, und eine verhältnismäßig geringe Überlieferung durch Inkunabeln und Frühdrucke. Das Hauptgewicht für die Überlieferung der Sangspruchdichtung des 12. bis frühen 14. Jahrhunderts kommt den großen Liederhandschriften der Epoche um 1300 zu, allen voran der Großen Heidelberger (Manessischen) und der Jenaer Liederhandschrift. Seit der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts trat neben mehr oder weniger systema-

tisch angelegte Sammlungen von Texten verschiedener Autoren dann auch der Überlieferungstyp der Autorsammlung, der für die Spruchdichter Heinrich von Mügeln, Muskatblut und Michel Beheim von entscheidender Bedeutung ist. Beide Überlieferungstypen behielten die Meistersinger bei: Neben gänzlich ungeordneten oder nur partiell geordneten Textsammlungen legten sie unterschiedlich systematisierte Sammelhandschriften (allerdings nicht, wie in der älteren Zeit üblich, nach Autoren, sondern nach Tönen oder nach Texttypen geordnet) oder Autorsammlungen an. Die umfangreichste und bedeutendste Liedsammlung des 15. Jahrhunderts ist die Kolmarer Liederhandschrift (entstanden um 1460 in Mainz oder Speyer), aus dem 16. Jahrhundert sind die 16 Meistergesangbücher des Hans Sachs und das (im Zweiten Weltkrieg verlorengegangene) ‚Singebuch' des Adam Puschman, aus späterer Zeit vor allem die umfangreichen Sammlungen des Georg Hager, des Wolf Bauttner und die von Benedict von Watt geschriebenen Handschriften besonders hervorzuheben. Die Handschriften sind heute über zahlreiche größere und kleinere Bibliotheken Deutschlands (große Sammlungen befinden sich vor allem in der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz Berlin, in der Sächsischen Landesbibliothek Dresden, in der Bayerischen Staatsbibliothek München, in der Stadtbibliothek Nürnberg, in der Zentralbibliothek Weimar und im Stadtarchiv Zwickau), Österreichs, der Schweiz, Polens, Ungarns, der ČSFR, Frankreichs und einiger anderer Länder verstreut[2].

II

Das ‚Repertorium der Sangsprüche und Meisterlieder' (RSM) ist folgendermaßen gegliedert:

A. Bd. 1. Katalog der Handschriften und Drucke. Register.
B. Bd. 2. Tönekatalog. Register.
C. Bd. 3–13. Katalog der Texte.
Bd. 3–5 Älterer Teil (Texte bis ca. 1520).
Bd. 6–13 Jüngerer Teil (Texte ab ca. 1520).
D. Bd. 14–16. Register zum Katalog der Texte.

[2] Einführende Literatur zum Meistergesang: Johannes Karl Wilhelm Willers (Hrsg.), Hans Sachs und die Meistersinger in ihrer Zeit. Nürnberg 1981 (Kataloge des Germanischen Nationalmuseums); Reinhard Hahn, Meistergesang. Leipzig 1985. Über die Geschichte der Meistergesangsforschung informieren: Reinhard Hahn, Der Meistergesang in der Geschichte der Germanistik. Zs. f. Germanistik 4 (1983), S. 450–462; Horst Brunner, Zur Geschichte der Meistergesangsforschung. In: Rainer S. Elkar (Hrsg.), Deutsches Handwerk in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. Göttingen 1983 (Göttinger Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte 9), S. 223–243; Horst Brunner, Stand und Aufgaben der Meistergesangsforschung. In: Quaestiones in musica. Festschrift für Franz Krautwurst. Hrsg. von Friedhelm Brusniak u. Horst Leuchtmann. Tutzing 1989, S. 33–47.

Zu den Bestandteilen des RSM im einzelnen ist folgendes zu bemerken:

A. Bd. 1. Katalog der Handschriften und Drucke. Register.

Der Katalog verzeichnet sämtliche Handschriften und Drucke, in denen die im Katalog der Texte verzeichneten Strophen und Lieder überliefert sind. Die Handschriften sind alphabetisch nach Bibliotheksorten angeordnet. Da die für den Älteren Teil des Katalogs der Texte relevanten Handschriften und Handschriftenfragmente meist schon anderswo, teilweise mehrfach, beschrieben sind, werden die Angaben zu ihnen knapp gehalten, allerdings sind ausführliche Literaturangaben beigefügt. Die Handschriften des 16. bis 18. Jahrhunderts, deren Meisterlieder im Jüngeren Teil des Katalogs der Texte erfaßt werden, sind hingegen bisher meist noch wenig bekannt. Sie wurden deshalb in der Regel relativ ausführlich dargestellt. Erfaßt werden auch jene Texte in den Meistersingerhandschriften, die der Katalog der Texte nicht verzeichnet, etwa Lieder, die nicht in Meistertönen gedichtet sind, Reimpaarsprüche und Prosaaufzeichnungen. Der Katalog verzeichnet außer der Bibliothek, der Signatur, dem Namen der Handschrift (soweit vorhanden) auch Format, Umfang und Blattzählung(en) und besondere Ausgestaltung (auch Angaben über eventuell vorhandene Illustrationen), er macht Angaben zum Einband, äußert sich zu Entstehungszeit und -ort, zum Schreiber und zu Inhalt und Anordnung; er gibt die Literatur so vollständig wie möglich an und führt zum Schluß alle Meisterlieder in der betreffenden Handschrift mit den Nummern des Katalogs der Texte auf. Der Katalog der Drucke verfährt entsprechend. Erschlossen wird der Katalog durch ein Register der Personen- und der Ortsnamen.

B. Bd. 2. Tönekatalog. Register.

Der Tönekatalog enthält sämtliche Spruch- und Meistertöne, alles in allem ca. 1500 Töne (Varianten nicht gerechnet). Er weist alle Namen, unter denen ein Ton gebraucht wurde, nach, ferner enthält er die metrischen Schemata mit allen Abweichungen und Nebenformen, gibt an, wo die Melodien überliefert sind und führt – in einem Literaturverzeichnis – die Sekundärliteratur auf. Die Töne werden alphabetisch nach ihren (wirklichen oder angeblichen) Urhebern und nach den Tonnamen geordnet; Töne, die keinen Namen haben (dies gilt für die meisten der nicht über das 14. Jahrhundert hinaus überlieferten), werden unter ihren Erfindern entsprechend der in den Editionen bzw. der wissenschaftlichen Literatur üblichen Zählung (Ton I, Ton II . . .) gereiht. Da manche Töne nur taktierend, manche nur silbenzählend, manche im Wandel ihrer Rezeption auf beide Arten aufgefaßt wurden, mußten der Vergleichbarkeit der Schemata wegen (besonders in den Registern) bei der Darstellung teilweise neue Wege gegangen werden. Angegeben sind bei jedem Ton sämtliche

Georg Hager

Schuhmacher, Nürnberger Meistersinger, 1552–1634

AUSGABE UND LITERATUR

C. H. BELL (Hg.), Georg Hager. A Meistersinger of Nürnberg 1552–1634. 4 Bde. Berkeley / Los Angeles 1947 (University of California Publications in Modern Philology 29–32). [BELL]

H. KUGLER, Handwerk und Meistergesang. Ambrosius Metzgers Metamorphosen-Dichtung und die Nürnberger Singschule im frühen 17. Jahrhundert. Göttingen 1977 (Palaestra 265), s. Register.

MERZBACHER, passim (s. Register).

STAHL, S. 179–184.

²HaG/1

AUTORBEZ.: In Beischrift

TON: K. Nachtigall, Kurzer Ton – 3 Str.

DAT.: 01.05.1588

ÜBERL.: Berlin Mgq 583, 34v–35r

SCHREIBER: Hager, Georg

ÜBERSCHR.: *Samgar er schlug 600 philister mit eim ochsen stecken*

INIT.: *Dass drit Kaputt im richter puch : such*

INHALT: Samgar erschlägt sechshundert Philister mit einem Ochsenstecken und erlöst Israel (Str. 1 u. 2).

Auslegung: Auch wir sündigen täglich, dafür wird Gott uns strafen, wie er die Philister mit Krieg und Tod gestraft hat (Str. 3).

BIBELST.: Ri 3,[31]

NAMEN I: Israel

NAMEN II: Samgar, Richter; Anath, AT; Philister

AUSG.: BELL, Nr. 101

²HaG/2

AUTORBEZ.: In Beischrift

TON: H. Vogel, Lilienweise – 3 Str.

DAT.: 22.09.1588

ÜBERL.: Berlin Mgq 583, 304r–305r

SCHREIBER: Hager, Georg; Korrekturen: Mezner, Hans Georg

INIT.: *Horett zu leons in franckreich : geleich*

INHALT: Ein Kaufmann in Lyon hat eine sehr fromme Frau. Sie geht zu einem schalkhaften Barfüßermönch, um zu beichten. Er fragt sie, zu welchem Heiligen sie bete, und kündigt ihr, als sie Franziskus nennt, dessen Besuch an. Als die Frau das ihrem Mann erzählt, gibt er vor, verreisen zu müssen. Am fraglichen Tag läutet er, als Petrus verkleidet, an der Tür. Franziskus ist schon da, und auch Petrus wird eingelassen. Er fragt den angeblichen Franziskus, wie er ohne Erlaubnis vom Himmel herabgekommen sei, und jagt ihn mit dem Schlüsselbund aus dem Haus. Seitdem paßt der Kaufmann besser auf seine Frau auf.

MOTIVPAR.: Vgl. Mot K 1315.1.1

NAMEN I: Lyon (*Leons*); Frankreich

NAMEN II: Franziskus, St.; Peter, St.

AUSG.: BELL, Nr. 562; J. BOLTE, Sechs Meisterlieder Georg Hagers. In: Alemannia 22, 1894, S. 159–184, hier 164–166

LIT.: BOLTE, S. 160f.

²HaG/3

AUTORBEZ.: Im Lied

TON: Sachs, Rosenton – 3 Str.

DAT.: 07.11.1588

ÜBERL.: Berlin Mgq 583, 313v–314v

SCHREIBER: Hager, Georg

ÜBERSCHR.: *Ein lob der schu macher hant wurck*

INIT.: *Ir vier geschborne allgemeine : Seine*

INHALT: Der Dichter bittet um Gehör; er will das Schuhmacherhandwerk besingen: bis hinauf zum Kaiser kann niemand es entbehren. Wer das Handwerk gelernt hat, kann ganz Deutschland durchwandern. In Nürnberg stehen dem

in ihm abgefaßten Strophen und Lieder nach den Nummern des Katalogs der Texte. Erschlossen wird das Material durch mehrere Register.

C. Bd. 3–13. Katalog der Texte.

Dieser Katalog, der das Kernstück des RSM darstellt, ist in einen Älteren Teil (Bd. 3–5, Texte bis ca. 1520) und einen Jüngeren Teil (Bd. 6–13, Texte nach ca. 1520) gegliedert. Für die Aufteilung gibt es eine Reihe von sachlichen Gründen, vor allem diese: Zum einen werden Strophen und Lieder der Spruchdichter, aber auch – wie schon erwähnt – Lieder der vorreformatorischen Meistersinger nach 1520 so gut wie gar nicht mehr überliefert; dies macht die Trennung der beiden Bereiche einfach, sie spiegelt sich auch in den Überlieferungsträgern; zum anderen wandelte sich der Meistergesang durch die Reformation und durch den beherrschenden Einfluß des Hans Sachs inhaltlich und auch in der Art der Darstellung der Inhalte so stark, daß es unumgänglich war, die historische Differenz durch klare Trennung zum Ausdruck zu bringen. Im übrigen wurde, soweit irgend möglich, in beiden Teilen des Katalogs nach dem gleichen Schema verfahren. Ziel des Katalogs ist es nicht zuletzt, eine – kaum vorstellbare – Gesamtedition weitgehend zu ersetzen. Entscheidend für die *Anordnung* der Texte im Katalog ist in erster Linie der Name des Autors. Die einzelnen Autorkorpora werden in den beiden Teilen des Katalogs jeweils alphabetisch gereiht. Darüber hinaus sind die Strophen und Lieder des Älteren Teils alphabetisch nach den Tonnamen bzw., wo Tonnamen fehlen, nach der üblichen Numerierung der Töne (Ton I, Ton II . . .) angeordnet. Im Jüngeren Teil wird, da bei Liedern des 16. bis 18. Jahrhunderts in der Regel die Entstehungsdaten angegeben sind, chronologisch geordnet; undatierte Lieder werden am Schluß eines jeden Korpus nach dem Alphabet der Tonnamen angehängt. Anonym überlieferte Strophen und Lieder werden im Älteren Teil unter dem Namen des Tonerfinders aufgeführt, im Jüngeren Teil sind die (insgesamt 1466) anonymen Lieder in Bd. 6 den Autorkorpora vorangestellt (gereiht sind die Anonyma hier nach dem Alphabet der Tonautoren bzw. Tonnamen). Im Kopfeintrag zu den einzelnen Autoren wird, soweit möglich, einiges zur chronologischen Einordnung bzw. zur Biographie angemerkt, auch wird auf die vorhandene Literatur verwiesen.

Der Eintrag der jeweiligen Einzelstrophe oder des jeweiligen Liedes wird eröffnet mit einer *Nummer*, die den betreffenden Text unverwechselbar markiert. Sie ist zusammengesetzt nach dem Muster ^{2}Bau/198a. Dabei bedeutet die hochgestellte Zwei den Jüngeren Teil des RSM (der Ältere Teil wird dementsprechend mit einer hochgestellten Eins angegeben). Die Buchstabenfolge steht für den Namen des Dichters, in diesem Fall verweist sie auf den Ulmer Meistersinger Johann Baur. Die Zahl hinter dem Schrägstrich gibt die Stelle im fortlaufend durchgezählten Liedkorpus des betreffenden Dichters an. Der

Kleinbuchstabe am Ende findet sich nur bei mehrfach überlieferten Liedern: die einzelnen Überlieferungen werden durch a, b, c, . . . unterschieden.

Nach der Liednummer wird bei jedem Text (sofern er nicht anonym überliefert ist) die Art der *Autorbezeugung* mitgeteilt (der Autor kann durch Nennung im Lied oder in einer Beischrift bezeugt sein oder dadurch, daß der Text in einem Autorkorpus überliefert wird; der Text kann einem bestimmten Autor aber auch nur zugeschrieben sein). Anschließend wird angegeben, in welchem *Ton* der Text verfaßt ist; dabei wird das Vorhandensein der Melodie in der betreffenden Überlieferung extra vermerkt. Angehängt wird in dieser Rubrik die Mitteilung der jeweiligen *Strophenzahl.* Soweit möglich wird dann das *Entstehungsdatum* angegeben. Die nächste Rubrik verzeichnet die *Überlieferung* (Handschrift oder Druck) mit Seiten- bzw. Blattangaben. Es folgt, soweit möglich, der Name des *Schreibers.* Hierauf erscheint, falls vorhanden, die in der Überlieferung gegebene *Überschrift.* In der Rubrik *Beischriften* aufgenommen sind Angaben der Schreiber und/oder Autoren über Widmungen, Angaben über Singer, über Verbindungen zwischen einzelnen Liedern, Schreibdaten, Merksprüche usw. aus der jeweiligen Überlieferung. Im Anschluß daran steht das *Initium*, d. h. es wird der erste Vers der Strophe oder des Liedes zitiert, und, durch Doppelpunkt davon getrennt, das zugehörige erste Reimwort. Die folgende Inhaltsangabe (*Inhalt*) faßt in knapper Form die wesentlichen inhaltlichen Züge zusammen und gibt, wo nötig, Informationen über Aufbau und Stil. Unter *Quellen* sind die vorhandenen Informationen über die Vorlagen der Texte zusammengestellt; *Bibelstellen* werden in einer eigenen Rubrik angegeben (die Verweise beziehen sich auf die Lutherbibel), dabei werden Versifikationen durch Asterisk besonders hervorgehoben. In der Rubrik *Motivparallelen* wird auf volkskundliche Motivindizes verwiesen (A. AARNE/S. THOMPSON, The Types of Folktale. Helsinki 1961; S. THOMPSON, Motif-Index of Folk-Literature. 6 Bde. Kopenhagen 1955–1958; F. C. TUBACH, Index Exemplorum. Helsinki 1969). Die im Text vorkommenden *Namen* sind, getrennt nach topographischen (I) und Personen-/Völkernamen (II), in die beiden Namenrubriken aufgenommen. Die beiden letzten Rubriken schließlich verzeichnen *Ausgaben* und die einschlägige *Literatur.*

D. Bd. 14–16. Register zum Katalog der Texte.

Die Registerbände erschließen den Katalog der Texte. Sie enthalten ein Datenregister, ein Initienregister, ein Quellenregister, ein Bibelstellenregister, Namenregister und ein umfangreiches Stichwortregister, das vor allem die Inhalte der Lieder aufschlüsselt. Die Schreiber sind im Personenregister von Bd. 1 verzeichnet, als Register der Töne dient der Tönekatalog in Bd. 2.

III

Ein so umfangreiches Werk wie das RSM konnte nur durch das Zusammenwirken vieler Personen und Institutionen zustandekommen. Vergessen werden dürfen in diesem Zusammenhang auch nicht die stabile politische und wirtschaftliche Lage in der Bundesrepublik Deutschland und die Effizienz ihrer Wissenschaftsförderung, die die langjährige kontinuierliche Arbeit an einem derartigen, dem Nicht-Fachmann auf den ersten Blick vermutlich abseitig erscheinenden Thema allererst ermöglicht haben. Die Ursprünge des Plans gehen zurück bis 1968. Als Wissenschaftlicher Assistent am Deutschen Seminar der Universität Erlangen-Nürnberg (Lehrstuhl Prof. Dr. Siegfried Beyschlag) war ich damals mit der Ausarbeitung meiner Habilitationsschrift über Probleme der Sangspruchdichtung beschäftigt[3]. Dabei wurde mir deutlich, daß es notwendig war, die Überlieferung der Spruchtöne bei den Meistersingern systematisch mit einzubeziehen. Angesichts der Vielzahl und Verstreutheit der Handschriften waren in diesem Zusammenhang Bibliotheksreisen unumgänglich. Im September 1968 schlug ich dem damaligen Direktor der Stadtbibliothek Nürnberg Dr. Karlheinz Goldmann vor, eine Sammlung von Mikrofilmen bzw. Xerokopien möglichst aller Meistersingerhandschriften anzulegen; auf meinen Reisen wollte ich die Angelegenheit mit den jeweiligen Vorständen der Bibliotheken besprechen, in denen sich die Originale befinden. Auf diese Weise sollte ein Textzentrum der Meistergesangsforschung entstehen. (Angeregt wurde ich durch die Mikrofilmsammlung des Erlanger Seminars für Musikwissenschaft, in der mein Lehrer Prof. Dr. Bruno Stäblein seit den dreißiger Jahren Kopien tausender mittelalterlicher Musikhandschriften zusammengetragen hatte.) Goldmann ging auf meinen Plan ein, die erforderlichen Genehmigungen erhielten wir in der Folgezeit teils leicht, teils erst nach angestrengten Bemühungen. Nach und nach kam eine annähernd vollständige Sammlung zusammen – sie wurde die entscheidende Grundlage für die Erarbeitung des RSM und für weitere Forschungen. 1979 konnte sie erweitert werden durch den Erwerb der maschinenschriftlichen Transkriptionen von 13 Meistersingerhandschriften, die Dr. Franz Wilflingseder, Direktor der Studienbibliothek Linz a. d. D., in den siebziger Jahren erstellt hatte[4]. Jahrelang wurde die Nürnberger Sammlung gepflegt, ausgebaut und

[3] Horst Brunner, Die alten Meister. Studien zu Überlieferung und Rezeption der mittelhochdeutschen Sangspruchdichter im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit. München 1975 (Münchener Texte und Untersuchungen 54).

[4] Folgende Handschriften liegen in Transkriptionen Wilflingseders vor: Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek, 4° Cod. Aug. 218, 4° Cod. Aug. 219, 2° Cod. Aug. 370; Breslau, UB, Ms. IV Fol. 88b Bd. 4, Ms. IV Fol. 88b Bd. 8, Ms. 400588; Göttweig, Stiftsbibliothek, Ms. 1033, Ms. 1034; Jena, UB, Ms. Prov. o. 21; München, Bayer. Staatsbibliothek, Cgm 5453; Weimar, Zentralbibliothek, Fol. 418, Q 574; Wien, Österr. Nationalbibliothek, Cod. s. n. 12635.

durch vorläufige Register aufgeschlüsselt durch den pensionierten Bibliothekar Hermann Hilsenbeck, der sich ihr von Herbst 1968 bis zu seinem Tod am 28. 4. 1982 mit Eifer widmete.

Die Anregung, bei einer bloßen Sammlung von Kopien nicht stehenzubleiben, sondern die gewaltige Überlieferungsmenge in Indizes und Katalogen zu erfassen, ging im Januar 1970 zuerst von dem Göttinger Altgermanisten Prof. Dr. Karl Stackmann aus. Das erste Konzept für einen umfassenden Katalog, das ich zusammen mit meinem Schüler und Mitarbeiter Johannes Rettelbach ausgearbeitet hatte, konnte ich Anfang 1972 mit einer Reihe von Fachleuten besprechen. Dabei ergab es sich, daß mein Tübinger Kollege Prof. Dr. Burghart Wachinger bereit war, bei dem geplanten Projekt mit mir zusammenzuarbeiten[5]. Da Wachinger vor allem an der Sangspruchdichtung interessiert war, teilten wir die Arbeit auf: unter seiner Leitung sollte der Ältere Teil des Katalogs der Texte, unter meiner sollten der Jüngere Teil und der Tönekatalog entstehen, die restlichen Teile hatten beide Arbeitsstellen gemeinsam zu erarbeiten. Auf Anregung und mit Hilfe der Deutschen Forschungsgemeinschaft, bei der das Projekt von Dr. Manfred Briegel betreut wurde, konnte die Projektskizze in der damaligen Fassung am 28. und 29. 3. 1973 von einem größeren Kreis interessierter Fachleute in der Stadtbibliothek Nürnberg ausführlich diskutiert und weiterentwickelt werden. Der von Wachinger und mir im Anschluß daran bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft gestellte Antrag auf Errichtung zweier Arbeitsstellen am Deutschen Seminar Tübingen und in der Stadtbibliothek Nürnberg wurde Ende 1973 genehmigt. Ab 1. 2. 1974 nahm die Nürnberger Arbeitsstelle, an der Johannes Rettelbach und Dieter Merzbacher, ab 1978 zusätzlich Eva Klesatschke als wissenschaftliche Mitarbeiter tätig wurden[6], ab 1. 6. 1973 die Tübinger Arbeitsstelle mit Frieder Schanze ihre Tätigkeit auf. Die Zusammenarbeit mit der Leitung und den Mitarbeitern der Stadtbibliothek Nürnberg, in der wir so lange Gastrecht genossen, war jederzeit erfreulich. Rasch zeigte sich, daß ohne umfangreichen Einsatz der Elektronischen Datenverarbeitung bei unserem Unternehmen sinnvoll nicht weiterzukommen war. Als Leiter dieses Bereichs unserer Arbeit konnten wir mit Prof. Dr. Paul Sappler (Deutsches Seminar der Universität Tübingen) einen führenden Fachmann gewinnen; durchgeführt wurden die EDV-Arbeiten im wesentlichen im Rechenzentrum der Universität Tübingen.

Es versteht sich fast von selbst, daß die so viele Jahre hindurch an einem der-

[5] Vgl. die folgenden Arbeiten Wachingers: Die Bedeutung der Meistersingerhandschriften des 15. Jahrhunderts für die Edition der Spruchdichtung des 13. Jahrhunderts. In: Hugo Kuhn u. a. (Hrsg.), Probleme altgermanischer Editionen. Wiesbaden 1968 (DFG-Forschungsberichte 13), S. 114–122; Sängerkrieg. Untersuchungen zur Spruchdichtung des 13. Jahrhunderts. München 1973 (Münchener Texte und Untersuchungen 42).

[6] Als weitere Mitarbeiter der Nürnberger Arbeitsstelle seien vor allem Ingrid Haas, Helmut Bottler und Niklas Holzberg dankbar erwähnt.

artigen Unternehmen beteiligten Wissenschaftler sich nicht allein mit der Ausarbeitung des RSM begnügen durften. Angesichts der im Bereich Sangspruchdichtung/Meistergesang vielfach desolaten Forschungslage blieb uns gewissermaßen nichts anderes übrig als viele Aufgaben und Probleme in weiteren wissenschaftlichen Publikationen anzupacken. Glücklicherweise gab es bisweilen auch Interessenten von „außerhalb", die sich auf „unser" Gebiet wagten, so daß mittlerweile relativ viele Editionen, Untersuchungen und Lexikonbeiträge vorliegen, die mit dem Unternehmen in Tübingen und Nürnberg zusammenhängen; freilich ist auch in Zukunft noch viel zu tun[7].

IV

Abschließen möchte ich mit einigen Bemerkungen über den Ertrag, den das RSM für die Literaturgeschichte der Reichsstadt Nürnberg bringen kann. Die bildende Kunst in der Reichsstadt steht seit langer Zeit im Zentrum wissenschaftlicher und populärwissenschaftlicher Bemühungen – Künstler wie Albrecht Dürer, Veit Stoß, Peter Vischer, Adam Krafft und einige andere sind durch ihre Werke, teilweise auch als Personen gegenwärtig geblieben, sie haben bei den einschlägigen Wissenschaften beständige Aufmerksamkeit gefunden und es gibt Institutionen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, ihre Kenntnis und die Erhaltung ihrer Werke zu fördern. Anders ist es im Bereich des musikalischen und des literarischen Erbes. Trotz mancher Bemühungen – aus den letzten Jahrzehnten ist hier vor allem Franz Krautwurst zu nennen – ist die Nürnberger Musikgeschichte des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit bisher weder umfassend geschrieben noch sind überhaupt alle Quellen hinreichend gesammelt und publiziert[8]. Gleiches gilt für die in Nürn-

[7] Eine ausführliche Bibliographie der im Umfeld des RSM entstandenen Arbeiten würde an dieser Stelle zu weit führen. Genannt seien wenigstens die im Zusammenhang damit vorgelegten Dissertationen: Irene Stahl, Die Meistersinger von Nürnberg. Archivalische Studien. Nürnberg 1982 (Nürnberger Werkstücke 33); Frieder Schanze, Meisterliche Liedkunst zwischen Heinrich von Mügeln und Hans Sachs. 2 Bde. München 1983/84 (Münchener Texte und Untersuchungen 82/83); Eva Klesatschke, Lienhard Nunnenbeck: Die Meisterlieder und der Spruch. Edition und Untersuchungen. Göppingen 1984 (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 363); Dieter Merzbacher, Meistergesang in Nürnberg um 1600. Untersuchungen zu den Texten und Sammlungen des Benedict von Watt (1569–1616). Nürnberg 1987 (Nürnberger Werkstücke 39); Petra Fochler, Fiktion als Historie. Der Trojanische Krieg in der deutschen Literatur des 16. Jahrhunderts. Wiesbaden 1990 (Wissensliteratur im Mittelalter 4); Johannes Rettelbach, Variation, Derivation, Imitation – Untersuchungen zu den Tönen der Sangspruchdichter und Meistersinger. Diss.Würzburg 1989 (noch ungedruckt).

[8] Vgl. den zusammenfassenden Artikel ‚Nürnberg' von Franz Krautwurst in: F. Blume (Hrsg.), Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Bd. 9, Kassel/Basel/London/New York 1961, Sp. 1745–1762, ferner die vom gleichen Autor stammenden Abschnitte über die Musik in der Reichsstadt bei G. Pfeiffer (Hrsg.), Nürnberg – Geschichte einer europäischen Stadt. München 1971, S. 211–218, 287–291, 344–346.

berg in lateinischer und deutscher Sprache verfaßte oder auch nur handschriftlich gesammelte oder gedruckte Literatur. Die Fülle der Nürnberger Literatur ist geradezu überwältigend, ihre Disparatheit allerdings auch einigermaßen abschreckend. Obwohl Nürnberg vom 15. bis 17. Jahrhundert zweifellos die für die Literaturgeschichte wichtigste Stadt in Deutschland gewesen ist, haben wir bis jetzt keine umfassende Quellenkunde, ja noch nicht einmal einen ernsthaften Ansatz hierzu[9]. Ein Blick in die seit 1978 erscheinende 2. Auflage des altgermanistischen Standardwerks ‚Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon'[10], das derzeit (Sommer 1991) bis zum Buchstaben Rud- geht und nur auf die Erschließung der Literatur bis etwa 1520 gerichtet ist (die lateinische Literatur wird nur bis etwa 1480 berücksichtigt), kann dieses Urteil – Fülle und Disparatheit der Nürnberger Literatur – leicht illustrieren. Da stehen nebeneinander geistliche Literatur (etwa mystisches Schrifttum aus Engelthal, Predigten von Nürnberger Klostergeistlichen, aber auch die höchst erfolgreiche Legendensammlung ‚Der Heiligen Leben'[11]) und Fachschrifttum (etwa das ‚Rüst- und Büchsenmeisterbuch' des Hans Henntz und der ‚Briefsteller' des Bernhard Hirschvelder), frühhumanistische Übersetzungsprosa (etwa das ‚Decamerone' Arigos) und für die eigene Familie bestimmte Aufzeichnungen unterschiedlicher Art von Patriziern, Chronik- und Reiseliteratur[12], gereimte Erzählliteratur, Fastnachtspiele, Meistergesang, politische Propagandadichtung, Liedersammlungen wie das ‚Lochamer-Liederbuch', die Minnelieder-Handschrift F und die Neidhartlieder-Sammlung c, das ‚Heldenbuch des Lienhard Scheubel' und vieles andere mehr. Die vielen Menschen in der großen Stadt hatten viele ganz unterschiedliche literarische Bedürfnisse und Interessen. Durch die Reformation veränderte sich dann das Bild der Nürnberger Literatur erheblich, neue literarische Gattungen spielten eine Rolle, alte Gattungen wandelten sich oder kamen außer Gebrauch, insgesamt nahm die Fülle noch erheblich zu; erneut änderte sich die Situation dann im 17. Jahrhundert, im Zeitalter der Nürnberger Barockdichtung. Einigermaßen, wenn auch durchaus nicht völlig befriedigend bekannt gemacht sind durch Editionen und Untersuchungen vorwiegend die Nürnberger „Großliteraten" Hans Rosenplüt, Hans Folz, Willibald Pirckheimer und Hans Sachs, neuer-

[9] Vgl. den Versuch von Erich Straßner, Graphemsystem und Wortkonstituenz. Tübingen 1977 (Hermaea 39), S. 3–56.

[10] Hrsg. von Kurt Ruh u. a. Berlin/New York 1978 ff.

[11] Vgl. dazu jetzt Werner Williams-Krapp, Die deutschen und niederländischen Legendare des Mittelalters. Tübingen 1986 (Texte und Textgeschichte 20), S. 188 ff., bes. S. 295–300.

[12] Vgl. dazu jetzt Joachim Schneider, Heinrich Deichsler und die Nürnberger Chronistik des 15. Jahrhunderts. Wiesbaden 1991 (Wissensliteratur im Mittelalter 5).

dings wird auch der Nachlaß Sigmund von Birkens[13] publiziert. Falls die Literatur der Reichsstadt je ihren Geschichtsschreiber finden soll, wird man vorher noch viel Kärrnerarbeit leisten müssen. Umfassend wissenschaftlich erschlossen werden könnte die Literatur in der Reichsstadt Nürnberg wohl nur durch ein großes interdisziplinäres Projekt, etwa einen Sonderforschungsbereich, das die Sammlung des Materials und die Untersuchung der mit ihm verbundenen vielfältigen Fragen in Teamarbeit von Germanisten, Historikern, Humanismusforschern, Kirchenhistorikern usw. anginge. Ein solches Projekt wäre für die beteiligten Disziplinen sicher ergiebig und reizvoll, könnte man dabei doch die Rolle der Literatur des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit in einem überschaubaren und archivalisch gut dokumentierten Rahmen, dem einer führenden Stadt des damaligen Europa, detailliert beschreiben.

Als Baustein zu einer derartigen funktionsgeschichtlich orientierten Literaturgeschichte der Reichsstadt Nürnberg kann man auch das RSM betrachten (freilich reicht es über diesen Rahmen weit hinaus). Legt man nur den Jüngeren Teil des Katalogs der Texte (Bd. 6–13) zugrunde, der die Meisterlieder von etwa 1520 bis zum Ende des 18. Jahrhunderts verzeichnet, so zeigt sich, daß von insgesamt 352 darin namentlich erfaßten Autoren 95 (27%) in Nürnberg dichteten; von ihnen stammen 9 138 (68%) der insgesamt 13 490 Lieder, die nachgewiesen werden konnten (unzweifelhaft gehört auch eine große Zahl der anonym überlieferten Lieder nach Nürnberg, sie wurden hier indes nicht berücksichtigt). Diese Zahlen erhellen die Bedeutung Nürnbergs in der Geschichte des Meistergesangs seit Hans Sachs. Über den Wert der durch das RSM erfaßten Texte für die Literaturgeschichte der Reichsstadt ist damit aber noch nichts gesagt. Hier muß man meines Erachtens bei der Überlegung ansetzen, daß diese Gedichte – anders als die Mehrzahl sonstiger Texte der deutschen Literaturgeschichte – von Angehörigen der städtischen Mittel- und Unterschicht in erster Linie für ihresgleichen verfaßt wurden. Somit können die Lieder ein Bild davon geben, wie sich „kleine" Leute in der Frühen Neuzeit

[13] Vgl. vor allem Hansjürgen Kiepe, Die Nürnberger Priameldichtung. Untersuchungen zu Hans Rosenplüt und zum Schreib- und Druckwesen im 15. Jahrhundert. München 1984 (Münchener Texte und Untersuchungen 74); Jörn Reichel, Der Spruchdichter Hans Rosenplüt. Literatur und Leben im spätmittelalterlichen Nürnberg. Stuttgart 1985; Johannes Janota, Art. ‚Folz, Hans', in: ²VL 2 (1980), Sp. 769–793; Niklas Holzberg, Willibald Pirckheimer. Griechischer Humanismus in Deutschland. München 1981 (Humanistische Bibliothek I, 41); Niklas Holzberg, Hans-Sachs-Bibliographie. Nürnberg 1976 (Beiträge zur Geschichte und Kultur der Stadt Nürnberg 20); Niklas Holzberg, Nachtrag zur Hans-Sachs-Bibliographie. MVGN 64 (1977), S. 333–343; Maria E. Müller, Der Poet der Moralität. Untersuchungen zu Hans Sachs. Bern/Frankfurt a. M./New York 1985 (Arbeiten zur Mittleren Deutschen Literatur und Sprache 15); Dorothea Klein, Bildung und Belehrung. Untersuchungen zum Dramenwerk des Hans Sachs. Stuttgart 1988 (Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik 197); Hartmut Laufhütte, Der literarische Nachlaß Sigmund von Birkens als Gegenstand neuesten Forschungsinteresses. MVGN 76 (1989), S. 349–353.

mit religiösem Gedankengut auseinandergesetzt haben, was sie an „modernem" (antikem, humanistischem) Bildungsgut kannten und wie sie es aufnahmen, wie sie sich mit Erscheinungen der Zeitgeschichte befaßten, wie sie ihre Heimatstadt sahen, worüber sie lachten, was sie fürchteten, welche ethischen Orientierungsmarken sie für ihr Leben und das ihresgleichen setzten und wie sie überhaupt die Welt beurteilt haben. Unter diesen und ähnlichen Fragestellungen kann nunmehr, nachdem die Fülle des Materials erfaßt und zugänglich gemacht worden ist, die Interpretationsarbeit unterschiedlicher wissenschaftlicher Fächer an der Überlieferung des Meistergesangs ansetzen.

REGIOMONTANUS ALS FRÜHDRUCKER IN NÜRNBERG[1]

Von Angelika Wingen-Trennhaus

Wie wenig Regiomontanus, der auch unter zahlreichen anderen Namen (z. B. Johannes Müller) nachweisbar ist, bisher als Drucker gewürdigt wurde, offenbart sich recht schnell, wenn man sich um Literatur zu diesem Abschnitt seines Lebens bemüht. Die umfangreichste Information dazu befindet sich bei Zinner[2], während die übrigen Abhandlungen die Zeit der Druckertätigkeit des Regiomontanus meist nur lapidar mit der Aussage, daß Regiomontanus in Nürnberg mit Unterstützung von Bernhard Walther druckte, abtun. Weit ausführlicher sind diesbezüglich oft nur erheblich ältere Werke, wie z. B. Panzer[3].

Daß aber Regiomontanus kein unbedeutender Gelegenheitsdrucker war und es noch zahlreiche ungeklärte Fragen im Zusammenhang mit eben dieser Tätigkeit gibt, die einer wissenschaftlichen Untersuchung bedürfen, soll im Rahmen dieser Arbeit aufgezeigt werden. Meine Untersuchung konzentriert sich dabei auf die aus der Druckwerkstatt des Regiomontanus stammenden Werke; sein Wirken als Astronom und die in dieser Eigenschaft entstandenen Handschriften sowie die von ihm hinterlassene Bibliothek werden, obgleich sie mit Sicherheit ebenso interessant für buch- und bibliothekskundliche Untersuchungen sind, hier nicht angesprochen. Wie breit gefächert trotz dieser Beschränkung die Analyse sein muß, wird deutlich, wenn man Behauptungen nachgeht, die bisher in der Literatur existieren, jedoch ohne Beweis in die Diskussion einfließen. Ich denke dabei an Äußerungen, die z. B. als Auflagenstärke eines Werkes 1000 Stück angeben[4], aber auch an andere Angaben, die z. B. die Intention dieser Arbeit des Regiomontanus, mögliche Geschäftspartner, die Finanzierung des Unternehmens oder die geographische Lage

[1] Die nachfolgende Abhandlung ist die teilweise gekürzte Version der von mir im WS 89/90 an der Friedrich-Alexander Universität Erlangen eingereichten Magisterarbeit. In den Universitätsbibliotheken Erlangen und Würzburg, der Staatsbibliothek Bamberg, der Stadtbibliothek Nürnberg und der Bibliothek des Gutenberg-Museums Mainz ist je ein Originalexemplar vorhanden. Meinem Lehrer, Herrn Professor Dr. Otto Meyer, sei an dieser Stelle nochmals ganz besonders für seine Betreuung der Arbeit gedankt. Ferner gilt mein Dank all denjenigen Damen und Herren – insbesondere in den Bibliotheken -, die mir durch ihre Hilfsbereitschaft die Arbeit erleichterten.

[2] Neben den an späterer Stelle noch explizit aufgeführten Veröffentlichungen seien hier stellvertretend genannt: Ernst Zinner: Geschichte und Bibliographie der Astronomischen Literatur in Deutschland zur Zeit der Renaissance, Leipzig 1941, sowie Ernst Zinner: Verzeichnis der astronomischen Handschriften des deutschen Kulturgebietes. München 1925.

[3] Georg Wolfgang Panzer: Annales Typographici, Nürnberg 1793–1803.

[4] Diese Behauptung, die einem Brief Hermann Schedels an seinen Vetter Hartmann Schedel entstammt, wurde mehrfach unkritisch tradiert. Eine kritische Betrachtung dieser Angabe nebst genauem Zitat erfolgt im Abschnitt 4.4.

seiner Druckerei betreffen[5]. Anlaß zu zahlreichen, im deutschen Sprachraum bislang wenig beachteten, Mutmaßungen im Zusammenhang mit seiner Druckwerkstatt geben ferner Kontakte des Regiomontanus zu den humanistisch orientierten Kreisen seiner Zeit und zu dem in der Nähe von Frankfurt gebürtigen Drucker Konrad Sweynheym[6]. Diese hier skizzenhaft vorgestellte Palette von Fragen scheint mir bislang noch nicht ausreichend wissenschaftlich geklärt zu sein. Die Hauptaufgabe der vorliegenden Arbeit wird deshalb darin gesehen, in den jeweils einer Fragestellung gewidmeten Kapiteln Fakten und Widersprüche herauszuarbeiten, um so am Schluß eine Vorstellung von der Bedeutung des Regiomontanus als Drucker gewinnen zu können. Die Bearbeitung wird sich dabei stets auf diejenigen noch existierenden Werke konzentrieren, die ich im Rahmen der mir zur Verfügung stehenden Möglichkeiten – sprich zugängliche Inkunabelkataloge und zur Verfügung stehende Zeit – zusammengestellt habe[7]. Daß dabei gewisse Veränderungen im Bestand einzelner Bibliotheken, die sich im Laufe der letzten Jahrzehnte, z. B. durch Verkauf oder Verlust ergeben haben, nicht berücksichtigt werden konnten, verändert meiner Ansicht nach den Gesamteindruck nicht erheblich; inwieweit die nicht erfaßten Werke das sich aus den erfaßten Drucken ergebende Bild modifizieren, muß jedoch Spekulation bleiben.

1. Der Drucker Regiomontanus in buchwissenschaftlicher Literatur

Die in der Einleitung bereits angesprochene geringe Beachtung, die dem Drucker Regiomontanus bislang zuteil geworden ist, tritt besonders eklatant in buchwissenschaftlicher Literatur in Erscheinung. In Standardwerken des Buchwesens, insbesondere zur Geschichte der Druckkunst, bzw. der Inkunabelkunde, sind nur selten detaillierte Informationen über die von Regiomontanus veröffentlichten Druckwerke zu finden. Karl Schottenloher schreibt z. B. im Lexikon des gesamten Buchwesens[8]: *„Von den Unternehmungen, die er [Regiomontanus] 1474 mit eingehenden Erläuterungen ankündigte . . ., ist jedoch nur ein kleiner Teil im Druck erschienen: 1474 die „Ephemerides", ferner das „Calendarium", der „Philalethes" von Vegius, des Purbach „Theoricae novae planetarum" und 5 weitere Werke, alle in lat. Sprache."* Auch neuere Veröffentlichungen leisten keinen wesentlichen Beitrag zur Erweite-

[5] Vgl. Kurt Pilz: Bernhard Walther und seine astronomischen Beobachtungsstände, in: MVGN 57(1970), S. 176–188.

[6] Dieses Thema wird, nebst biographischen Daten Sweynheyms, im Abschnitt 5.2.2. behandelt.

[7] Die aus den verschiedenen Inkunabelkatalogen exzerpierten Angaben zu den Druckwerken des Regiomontanus - ergänzt durch bisher nicht veröffentlichte Beschreibungen – sind in einem von der vorliegenden Arbeit unabhängigen Verzeichnis zusammengestellt und sind über die Verfasserin zugänglich.

[8] Lexikon des gesamten Buchwesens, hg. v. Karl Löffler und Joachim Kirchner. Bd. 3. Leipzig 1937, S. 94, Stichwort: Regiomontanus.

rung der Kenntnisse. Colin Clair schreibt 1976[9]: *„He [Regiomontanus] issued a list of mathematical texts and scientific works which he intended to print, but would-be purchasers must have been disappointed when the press closed within a year,. . ."*[10]. In der „Inkunabelkunde" Ferdinand Geldners (Wiesbaden 1978) wird Regiomontanus als Drucker nur in Nebensätzen berücksichtigt, während der Autor Johannes Regiomontanus im Zusammenhang mit den Drucken Ratdolts mehrfach Erwähnung findet. Ein wenig ausführlicher, was das Druckwerk des Regiomontanus angeht, wird Geldner im 1. Band seines Werkes „Die deutschen Inkunabeldrucker"[11], wo er von Regiomontanus sagt: *„Er veröffentlichte ein großartiges Publikationsprogramm von fremden und eigenen Werken, die er verfassen, herausgeben und erläutern oder übersetzen wollte . . . In den Jahren 1474 und 1475 konnte er aber nur 9 Werke (eigene Ephemeriden und Kalendarien, das Astronomicon des Manilius u. a.) drucken."* Diese Beispiele mögen genügen, jenes Desiderat in der Erforschung des Buchwesens zu offenbaren, dem sich die vorliegende Arbeit widmen will.

2. Lebenslauf des Regiomontanus

Sehr vielfältig sind – wie bereits angesprochen – die Namen unter denen Johannes Müller bzw. Regiomontanus[12] nachzuweisen ist. Neben den Varianten Johannes Molitor, De Monteregio, De Regio Monte, De Mont Royal, De Monte Real existieren auch die Angaben Johannes von Königsberg, Künigsperg bzw. Küngsperg sowie, wie bei Hamann[13] nachzulesen, die ungarische Form Kiralyheggi. Diese letzteren geben einen Hinweis auf seinen Geburtsort: Königsberg in Franken. Dort wurde Regiomontanus am 6. Juni 1436 geboren.

Nach einer schulischen Grundausbildung nahm er bereits im Alter von 11 Jahren in Leipzig an mathematisch-astronomischen Vorlesungen teil und berechnete seine ersten Planetentafeln. Nach drei Jahren begab er sich von dort zur Weiterbildung an die Wiener Universität, die seinerzeit insbesondere im mathematisch-astronomischen Bereich einen sehr guten Ruf hatte. Im Verlauf seines dortigen Studiums lernte Regiomontanus neben anderen Koryphäen der

[9] Colin Clair: A history of European printing, London u. a. 1976, S. 32.

[10] Auf die Korrektheit der hier ausgewählten Aussagen soll an dieser Stelle nicht eingegangen werden, die folgenden Untersuchungen werden sie bestätigen oder widerlegen.

[11] Ferdinand Geldner: Die deutschen Inkunabeldrucker. Bd. 1: Das deutsche Sprachgebiet, Stuttgart 1968, S. 170.

[12] Laut Günther Hamann ist dieser Name erst seit Melanchthon (1531) gebräuchlich. (Günther Hamann, Johannes Regiomontanus 1436–1476. Die Schauplätze seines Lebens und Wirkens, in: Regiomontanus-Studien. (Österreichische Akademie der Wissenschaften. Phil.-Hist. Kl., Sitzungsberichte 364) Wien 1980, S. 11–46).

[13] Hamann (wie Anm. 12), S. 14.

Wissenschaft auch Georg Peuerbach[14] kennen, der nicht nur sein Lehrer, sondern auch sein Förderer wurde. Anfang 1452 erwarb Regiomontanus das Baccalaureat und im Herbst 1457 folgte der Magistertitel der Artistenfakultät. Im darauffolgenden Jahr hielt er seine ersten eigenen Vorlesungen über Optik und Mathematik, insbesondere die Geometrie des Euklid, aber auch Vergils Hirtengedichte wurden als Vorlesung angekündigt. Weitere Anregungen zu wissenschaftlichen Studien fand er in den gut ausgestatteten Bibliotheken seiner unmittelbaren Umgebung[15]. Durch Peuerbachs weitreichende Verbindungen hatte Regiomontanus die Möglichkeit, in Wien zahlreiche bedeutende Persönlichkeiten kennenzulernen und teilweise für sie zu arbeiten, zum Beispiel Friedrich III.[16], Herzog Sigismund[17], Ladislaus Postumus[18], Bischof Johann Vitez[19] und, was für Regiomontanus von langfristiger Bedeutung war, Kardinal Bessarion[20]. Als dieser sich in seiner Funktion als päpstlicher Gesandter 1460/61 in Wien aufhielt, ermutigte er Peuerbach und Regiomontanus, sich für weitere Forschungen nach Italien zu begeben, um dort anhand der Quellen, insbesondere der griechischen Originale, naturwissenschaftliche Probleme zu erforschen. Regiomontanus trat infolge des Todes von Peuerbach, der im Frühjahr 1461 im Alter von 38 Jahren verstorben war, diese Reise alleine an und begab sich zunächst nach Rom. Die bereits in Wien begonnenen Studien griechischer und arabischer Werke vervollkommnete er, indem er sich intensiv

[14] Georg Aunpeck von Peuerbach (auch Peurbach und Purbach gebräuchlich) (* 1423, † 1461); bedeutender Mathematiker und Astronom; Magister an der Universität Wien; Kontakte auch nach Ungarn (zu König Ladislaus), Polen und Italien.

[15] Dazu siehe Günther Hamann: Regiomontanus in Wien, in: Regiomontanus-Studien (1980), S. 53–74.

[16] Friedrich III. (* 1415, † 1493); 1440 zum deutschen König, 1452 zum Kaiser gekrönt.

[17] Sigismund (* 1427, † 1496) Herzog von Tirol.

[18] Ladislaus V. Postumus (* 1440, † 1457); König von Ungarn, seit 1453 auch von Böhmen; wurde in Wien erzogen.

[19] Johannes Vitz von Zredna (* 1408, † 1472) Kanzler des Reiches, Bischof von Großwardein, Erzbischof von Gran. Besitzer einer bedeutenden Bibliothek; ebenso wie sein Neffe Janus Pannonius (1434–1472). (Vgl. dazu: Csaba Csapodi/ Klara Csapodi-Gardonyi: Bibliotheca Corviniana, 2., neubearb. Aufl, Budapest 1978).

[20] Johannes Bessarion (* um 1395 in Trapezunt, † 1472 in Ravenna); Erzbischof von Nikäa. Humanist, förderte maßgeblich die Wiederbelebung klassischer Texte. Seine bedeutende Handschriftensammlung vermachte er der Bibliotheca Marciana in Venedig. Ihr Umfang wird von Zinner mit 746 Handschriften beziffert (Ernst Zinner: Leben und Wirken des Joh. Müller von Königsberg, genannt Regiomontanus, (Milliaria, 10,1), 2., vom Verf. verb. u. erw. Aufl. Osnabrück 1968). Zur weitreichenden Bedeutung Bessarions in humanistischen Kreisen Italiens sei verwiesen auf den Aufsatz von M. D. Feld: Sweynheym and Pannartz, Cardinal Bessarion, Neoplatonism: Renaissance Humanism and two early printers' choice of texts, in: Harvard Library Bulletin 30,3 (1982), S. 282–335 sowie auf das 3-bändige Werk von Ludwig Mohler: Kardinal Bessarion als Theologe, Humanist und Staatsmann (Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte, Bde 20, 22 u. 24), Paderborn 1923–42.

der Erlernung der griechischen Sprache zuwandte. In Begleitung Bessarions unternahm er in den Jahren 1463/64 Reisen nach Viterbo und Venedig, wo er, vermutlich ebenfalls durch Bessarion, Kontakt zum König von Ungarn, Matthias Corvinus[21], bekam. Seine Reisen, die ihn unter anderem auch noch nach Mailand und Pavia führten, nutzte er stets dazu, sich in Bibliotheken mit Handschriftentexten bedeutender Gelehrter auseinanderzusetzen und sie bei Bedarf abzuschreiben. Eine Zeit lang hielt er in Padua Vorlesungen, jedoch den überwiegenden Teil seines Italienaufenthalts widmete er naturwissenschaftlichen Forschungen. Nach einer Urkunde, die Theodor J. Scherg aus dem Kanzleiregister des Vatikans veröffentlichte[22], erhielt Regiomontanus [vermutlich durch Bessarions Vermittlung] im April 1465 ein Kanonikat für St. Johannes im Haug bei Würzburg und ein weiteres wurde ihm in Aussicht gestellt. Keinen Beweis gibt es dagegen für einen Aufenthalt an der Wiener Universität im Jahre 1466. Durch seine Studien in Italien zu gutem Ruf gelangt, wurde er 1467 nach Preßburg (Ungarn) berufen, wo gerade zu dieser Zeit die Universität gegründet worden war. Über seine Tätigkeiten dort, und möglicherweise auch in Buda (dt.: Ofen) am Hofe von Corvinus, herrscht noch weitestgehend Unklarheit. Fest steht, daß Regiomontanus circa 4 Jahre lang seine wissenschaftlichen Arbeiten in Ungarn fortsetzte, bevor ihn politische Gründe[23] veranlaßten, nach Nürnberg umzuziehen. In einem Brief[24] an

[21] Matthias I. Corvinus (Matthias Hunyadi) (* 23.2.1440 in Klausenburg, † 6.4.1490 in Wien) König von Ungarn 1458–1490; Gegenkönig Kaiser Friedrichs III. Unter seiner Herrschaft wurde die Universität Preßburg gegründet, er selbst versammelte zahlreiche Gelehrte an seinem Hof und legte eine umfangreiche Bibliothek an, die jedoch später zerstreut wurde. 3000 Handschriften umfaßte diese Bibliothek laut Mummendey (Richard Mummendey: Von Büchern und Bibliotheken. 6. Aufl. Darmstadt 1984, S. 215). Laszlo Bendefy behauptet, daß Regiomontanus *„als „Direktor" der ... „Bibliotheca Corviniana" angestellt wurde"* (Laszlo Bendefy: Regiomontanus und Ungarn, in: Regiomontanus-Studien (1980), S. 243–253). Zinner (wie Anm. 20), S. 152/153, beziffert den Umfang mit rund 300 Handschriften und zur Tätigkeit des Regiomontanus sagt er: *„Als Kenner der in Italien käuflichen Handschriften dürfte Regiomontan dem König willkommen gewesen sein, ohne daß er zu dessen Bibliothekaren gehörte."*

[22] Theodor J. Scherg: Franconica aus dem Vatikan 1464–1492, in: Archivalische Zeitschrift. München. N.F. 16(1909), S. 1–156; S. 54 die Urkunde Nr. 54. Eine erweiterte Untersuchung zu diesem Lebensabschnitt des Regiomontanus veröffentlichte vor kurzem Rudolf Mett: Regiomontanus in Italien (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Phil.- Hist. Kl., Sitzungsberichte 520) Wien 1989.

[23] In diesem Punkt schließe ich mich der Meinung von Will an, der den Grund des Wechsels von Ungarn nach Nürnberg in den in Ungarn und Böhmen entstandenen Unruhen sieht (Georg Andreas Will: Nürnbergisches Gelehrten-Lexicon. Bd. 3, Nürnberg 1757, S. 276), während Zinner (wie Anm. 20), S. 170, und Hamann (wie Anm. 12), S. 39/40, den Wechsel eher im Rahmen eines Auftrags von König Corvinus sehen. Meinen Überlegungen liegt die Äußerung von Regiomontanus zugrunde, die er in einem Brief an Christian Roder in Erfurt äußerte: *„Sinamus ceteros bellorum domare rabiem, nos autem more nostro militemus non quidem*

Christian Roder[25] in Erfurt schreibt Regiomontanus am 4. Juli 1471 über den Wechsel:

> *„Eam[26] enim mihi delegi domum perpetuum, tum propter commoditatem instrumentorum et maxime astronomicorum, quibus tote sideralis innitur disciplina, tum propter universalem conversationem facilius habendam cum studiosis viris ubicumque vitam degentibus, quod locus ille perinde quasi centrum Europe propter excursum mercatorum habeatur."*

In Nürnberg, wohin Regiomontanus zwischen dem 15.3. und 2.6.1471 umgezogen war, begann er mit Unterstützung Bernhard Walthers[27] recht bald damit, hauptsächlich naturwissenschaftliche Texte zu drucken. Groß waren seine Pläne, wie sich später noch anhand seiner Verlagsanzeige zeigen wird, doch eine Reise nach Rom, die er im Jahre 1475 auf Geheiß des Papstes Sixtus IV.[28] antrat, setzte all seinen Vorhaben ein jähes Ende. Vermutlich infolge einer Krankheit verstarb er dort im Juli 1476.

Regiomontanus hatte sich Zeit seines Lebens im Umfeld von Humanisten und Bibliophilen aufgehalten. Er selbst war einer der eifrigsten Förderer humanistischen Gedankengutes und nahm aktiven Anteil an Erörterungen über den Wert antiker Texte, über deren Pflege und Wiederbelebung. Stets wußte Regiomontanus, wo er wichtige Bücher finden konnte und über wen er Zugang zu den entsprechenden Bibliotheken erhielt – eine Gegebenheit, die es ihm ermöglichte, stets geeignete Manuscripte zur Realisierung seiner Druckvorhaben beschaffen bzw. einsehen zu können.

equestri, ut assolet, certamine, verum potius librorum assidua evolutione"; Angaben im „Handbuch der europäischen Geschichte", Band 3, hg. v. Theodor Schieder, Stuttgart 1971, S. 1123 stützen diese Annahme: es war die Zeit des 2. Hussitenkrieges (1468–71), Corvinus kämpfte gegen Georg von Podiebrand, dem König von Böhmen. Zum Winter 1470/71 heißt es an genannter Stelle: *„Der weitere Krieg, von beiden Seiten in der Form verwüstender Einfälle ohne größere Schlachten geführt, brachte keine Entscheidung, im Winter 1470/71 sogar eine Besserung der Lage für Georg"*.

[24] Das Original des Briefes befindet sich in der Stadtbibliothek Nürnberg, Signatur: Cent V, App. 56 c. Gedruckt liegt dieser Brief vor auf den Seiten 324–336 des Werkes von Maximilian Curtze (Hrsg.): Urkunden zur Geschichte der Mathematik im Mittelalter und der Renaissance. In zwei Teilen. (Abhandlungen zu Geschichte der Mathematischen Wissenschaften mit Einschluss ihrer Anwendungen. H.12 u. 13), Leipzig 1902. Teil 1, S. 185–336: Der Briefwechsel Regiomontan's mit Giovanni Bianchini, Jacob von Speier und Christian Roder.

[25] Aus Hamburg stammend, † 1478 in Erfurt. Intituliert 1442 an der Universität Erfurt, im Frühjahr 1445 Baccalarius artium, Magister seit 1449; mehrfach Kollektor und Taxator der Universität Erfurt, Dekan in den Semestern WS 1462/63 und 1468/69, Rektor im WS 1471; lehrte bis 1478.

[26] Nürnberg.

[27] Bernhard Walther (* 1430, † 1504) Zur Rolle Walthers siehe Abschnitt 5.2.1.

[28] Sixtus IV., vorher Francesco della Rovere (* 1414, † 1484), lehrte an mehreren Universitäten; 1467 Kardinal, Papst von 1471–84; Erbauer der Sixtinischen Kapelle und Begründer der Vatikanischen Bibliothek.

3. Seine Drucke

Bevor Regiomontanus seine Druckertätigkeit begann, existierten in Deutschland in gedruckter Form keine naturwissenschaftlichen Werke, wenn man von einzelnen Kalendern absieht. Auch Texte, die Gedankengut der Humanisten verbreiteten, waren bis dahin nur in geringer Anzahl von Druckern nördlich der Alpen veröffentlicht worden. Ganz anders war die Situation in Italien, wo sich gelehrte Kreise bereits intensiv mit antiken Autoren auseinandersetzten und wo alten Handschriften und ihrer Vervielfältigung durch den Druck erheblich mehr Aufmerksamkeit geschenkt wurde. So ist es nicht verwunderlich, daß immer mehr von Studien in Italien zurückkehrende Gelehrte sich nun auch in Deutschland der kritischen Auseinandersetzung mit antiken Autoren widmeten. Häufig ließ man sich die dafür notwendigen Texte in Italien beschaffen; von Hermann Schedel ist dies in einem seiner Briefe, vermutlich aus dem Jahre 1470, belegt[29]. Regiomontanus griff mit seinen Drucken diese „Marktlücke" auf, indem er außer astronomischen Texten auch humanistische Werke druckte.

3.1. Seine Intention als Drucker

In der Einleitung wurde bereits darauf hingewiesen, daß Regiomontanus in erster Linie als bedeutender Astronom gewürdigt wird und die Darstellung seines Lebenslaufes hat bewiesen, daß er als solcher auch schon zu Lebzeiten zu großem Ansehen gekommen war und seine Kenntnis sowohl in Ungarn (König Corvinus) als auch in Italien (Papst Sixtus) geschätzt wurde. Eine wissenschaftliche Laufbahn an einer der damaligen Universitäten hätte ihm daher mit großer Wahrscheinlichkeit offen gestanden. Weshalb entschließt sich also Regiomontanus von Ungarn nach Nürnberg zu ziehen und dort eine Druckerei einzurichten?

Daß er wegen politischer Gründe aus Ungarn wegging, wurde bereits gesagt, und auch die Gründe, warum er gerade nach Nürnberg zieht, wurden erwähnt.

Ein großes Ärgernis für Regiomontanus waren immer wieder die sich in Abschriften einschleichenden Fehler (bereits in Italien hatte er auch aus diesem Grund Quellenstudium betrieben). Im oben erwähnten Brief an Roder bringt er dies wie folgt zum Ausdruck (S. 326):

> *„Nulli profecto codices hoc scribendi munere magis egent quam mathematici, quippe qui ob penuriam nominum elementis singulariis ad res quasque significandas utuntur, atque idcirco corruptioni magne obnoxii redduntur."*

[29] Hermann Schedels Briefwechsel (1452–1478), hg. v. Paul Joachimsohn. Tübingen 1893, S. 189 (Brief Nr. 87).

Regiomontanus beabsichtigte deshalb, durch den Druck mathematischer bzw. astronomischer Werke wieder korrekte Grundlagen für weitergehende neue Forschungen zu schaffen. Die durch zahlreiche Abschreibfehler entstellten Texte[30], die unkritisch tradiert wurden, sollten in überarbeiteten Neuausgaben den Gelehrten zugängig gemacht werden. Diesen für ihn wohl wichtigsten Grund äußert er auch gegenüber Roder (S. 326):

> *„Conor equidem opere pretium omnia mathematicarum volumina a pressili conscribere littera, ne mendosa deinceps exemplaria lectores quamvis acutissimos obtundant."*

Da Regiomontanus sich durchaus bewußt war, daß astronomische Forschung zusammen mit dem Abfassen neuer Bücher und dem anschließenden Druck mit erheblichem Arbeitsaufwand verbunden ist, bat er Roder und dessen Schüler um Mithilfe (S. 327):

> *„Quod autem ex te nunc desidero, ab aliis quoque celi spectatoribus ac generalibus studiis omnibus, quantum fieri potest, exposcam, ut congestis variis ac certis observationibus numeri tabulares meliusculi reddantur."*

Bereits zu diesem Zeitpunkt hatte Regiomontanus eine konkrete Vorstellung, was er veröffentlichen wollte, denn er fährt fort:

> *„Quo facto, si deus aspirabit, planetarum ephemerides, vocant almanach, ad triginta vel plures annos charactere pressili pro amicis universis componam."*

In dem Brief kommt ebenfalls zum Ausdruck, daß Regiomontanus von dem Bücherreichtum Erfurts[31] wußte. Ob er erhoffte, in der Erfurter Bibliothek[32] Texte zu finden, deren Veröffentlichung durch den Druck sich lohne, oder ob

[30] Dieser Aspekt bildet auch die Kernaussage seines Vorworts zum „Dialogus inter Viennensem et Cracoviensem", auf das an späterer Stelle (Abschnitt 3.3.1. b)) eingegangen wird.

[31] Erich Kleineidam: Universitas studii Erfordensis. Teil 1: 1392–1460, (Erfurter theologische Studien 14) Leipzig 1964, S. 335f.: Erfurt war *„am Ausgang des Mittelalters die bücherreichste Stadt Norddeutschlands"*. Neben der Universitätsbibliothek (gegr. 1407; Bestand „Ende des 15. Jahrhunderts 800–1000 Bände") verfügte Erfurt auch über die umfangreiche Amplonianische Bibliothek (benannt nach Amplonius Ratinck de Berka, Leibarzt des Erzbischofs Friedrich III. von Köln, † 1435). Ihr *„Katalog von 1412 zählt mindestens 635 Handschriften. Josef Koch hat berechnet, daß sie etwa 4000 Werke enthalten"*. Daß sich darunter auch sehr viele mathematische Texte befanden beweisen die erhaltenen Verzeichnisse (vgl. Mittelalterliche Bibliothekskataloge Deutschlands und der Schweiz. Bd. 2: Bistum Mainz, Erfurt. Bearb. v. Paul Lehmann, München 1928 (im Folgenden abgekürzt: MBK 2). Mehrere Ordensbibliotheken, zu denen u. a. die bedeutende Kartäuserbibliothek und die Bibliothek der Benediktinerabtei St. Peter gehörten, erweiterten die vorhandene Anzahl an Büchern.

[32] Wie die Anmerkung 31) gezeigt hat, kommt hierfür nicht nur die Amplonianische Bibliothek in Frage, auf die Curtze (wie Anm. 24), S. 336 (Anm. 1) hinweist. Regiomontanus spielt mit seiner Bitte um ein Verzeichnis vermutlich eher auf die eigentliche Universitätsbibliothek an, für die

es rein wissenschaftliches Interesse war, ist nicht zu klären aus der Bitte an Roder, ihm doch eine Inventarliste dieser Bibliothek zu schicken:

> „. . ., *hoc solum munus exhibere potest, ut inventarium bibliothecae illius ad me quam citius mittas, que plurimis abundat mathematicis codicibus, cuique, ut accepi, tu prefectus es.*"

Wie sehr ihm jedoch an einer Zusammenarbeit mit anderen Wissenschaftlern gelegen ist, wird am Ende seines Briefes nochmals besonders deutlich, wenn er für die Lösung gestellter mathematischer Aufgaben je zwei ungarische Goldstücke verspricht[33].

Regiomontanus ging es jedoch nicht nur darum, astronomische Texte von mathematischen Fehlern befreit herauszubringen, sondern diese auch fehlerfrei zu vervielfältigen, denn bisher hatten sich allein durch das Abschreiben der Texte allzu häufig Fehler „eingeschlichen". Bei den Besuchen verschiedener Universitäten muß ihm aufgefallen sein, daß er dort einen „Markt" für den Absatz von astronomischen Druckwerken finden würde, denn eines seiner ersten Druckwerke[34] basiert im wesentlichen auf einer Mitschrift einer Vorlesung seines Lehrers Peuerbach. Möglich ist auch, daß er von zahlreichen Kopieraufträgen, die Corvinus vergeben hatte, um für die Neugründung einer Universität in Ofen eine entsprechende Bibliothek anzulegen, erfahren hatte und dies ihn in seinem Vorhaben bestärkt hat. Mummendey[35] schreibt dazu: „*In unglaublich kurzer Zeit wurden große Mengen von Handschriften für ihn [Corvinus] in den verschiedensten Schreiberwerkstätten in Florenz, Rom und Neapel hergestellt*". Einen Beleg für die zeitliche Fixierung dieser Aufträge gibt jedoch weder Mummendey noch konnte sie anhand des Buches von C. Csapodi und K. Csapodi-Gardonyi[36] ermittelt werden, sodaß diese Anregung zunächst als sehr fraglich erachtet werden muß.

Ein weiterer Einfluß hinsichtlich der Auswahl der zu druckenden Texte ist auf die humanistischen Kreise zurückzuführen, mit denen er durch Bessarion in Kontakt stand. Regiomontanus erkannte die sich allmählich auch in Deutschland ausbreitende verstärkte Nachfrage nach humanistischen Texten und wußte, sie in seine Pläne zu integrieren.

eine systematische Bücherverwaltung belegt ist. „*Die Bibliotheksverzeichnisse wurden jeweils zu Beginn des Semesters mit den anderen Akten und Kostbarkeiten der philosophischen Fakultät von Dekan zu Dekan übergeben [Roder war 1463 und 1469 Dekan]. Er war verpflichtet, jedes Semester zusammen mit dem Rektor die Bibliothek zu revidieren. Die Verzeichnisse wurden immer wieder ergänzt.*" (Kleineidam (wie Anm. 31), S. 335).

[33] War diese Belohnung in den Augen des Regiomontanus eventuell die Vorstufe zur Zahlung eines „Autorenhonorars"?

[34] Peuerbach, Theoricae novae planetarum.

[35] Mummendey (wie Anm. 21), S. 215.

[36] Csapodi/Csapodi-Gardonyi (wie Anm. 19).

Der oben erwähnte Brief an Roder ist nicht die einzige Äußerung, mit der Regiomontanus seine Beweggründe darlegt, auch seine Verlagsanzeige und das Vorwort zu seinem Buch „Dialogus" zeigen, daß er die Veröffentlichungen planvoll vornahm. Am Ende der Verlagsanzeige heißt es:

> *„Postremo omnium artem illam mirificam litterarum formatricem monimentis stabilibus mandare decretum est (deus bone faveas) qua re explicita si mox obdormierit opifex mors acerba non erit: quom tantum munus posteris in haereditate reliquerit: quo ipsi se ab inopia librorum perpetuo poterunt uindicare."*

und in der Vorrede zum Dialogus stellt Regiomontanus die rhetorische Frage:

> *„Quis nescie mirificam illam formandi artem nuper a nostratibus excogitatam obesse tantum mortalibus si mendosa disseminentur librorum volumina quantum prodest exemplaribus rite correctis?"*

Was die Umsetzung seiner Pläne, insbesondere seine Ideen zur Gestaltung der Drucke, anbelangt, so sind dabei unzweifelhaft italienische Einflüsse zu erkennen[37], die er zuletzt in Buda wie auch direkt in Italien aufgenommen hatte.

Die Erkenntnis der Notwendigkeit von gedruckten Sachbüchern ist ein Schritt hin zu seiner Entscheidung eine Druckerei zu gründen; ein anderer jedoch ist die Realisierung dieses Plans.

Damit komme ich zu der Frage nach den finanziellen Mitteln, die ihm bei seinem Umzug nach Nürnberg zur Verfügung standen. Meines Erachtens kann man davon ausgehen, daß er nicht unvermögend war, auch wenn die in der älteren Literatur angegebene jährliche Gehaltszahlung durch König Corvinus in Höhe von 200 ungarischen Goldgulden als falsch erachtet wird.[38] Das Kanonikat in Würzburg, das Regiomontanus 1465 zugesprochen worden war, trug ihm sicherlich einiges ein. Sollte tatsächlich er es gewesen sein, der 2 Gulden als Aufnahmegebühr in die Bürgerschaft der Stadt Nürnberg gezahlt hat, läßt sich daraus schließen, daß er im Besitz von circa 100 Gulden war[39]. Sollte es ferner zutreffen, daß er sich in der inneren Stadt ein Haus gekauft hat,

[37] Im Abschnitt 5.2.2. wird auf diese Einflüsse näher eingegangen; eine mögliche Zusammenarbeit des Regiomontanus mit Konrad Sweynheym wird dort näher untersucht.

[38] Zinner (wie Anm. 20), S. 162, meint, daß diese z. B. bei Erasmus Reinholdus: Oratio de Ioanne Regiomontano Mathematico, in renunciatione gradus magistrij Philosophici. Wittenbergae 1549, wiedergegebene Behauptung lediglich „auf Hörensagen" beruht.

[39] Zinner (wie Anm. 20), S. 170, und Günther Düll: Das Bürgerrecht der freien Reichsstadt Nürnberg vom Ende des 13. Jahrhunderts bis Anfang des 16. Jahrhunderts, Diss. Erlangen 1954, S. 36.

wie es Stromer in „Hec opera . . ."[40], S. 267, annimmt, würde sich dieser Betrag auf circa 200 Gulden erhöhen.[41]

Auch die im Brief an Roder erwähnte „Belohnung" für das Lösen von mathematischen Aufgaben, läßt darauf schließen, daß Regiomontanus sich nicht in finanziellen Schwierigkeiten befand.

Auf welche Art und Weise es ihm gelang, eine Druckerei aufzubauen, welche Helfer und Materialien ihm dabei möglicherweise zur Verfügung standen, wird im Kapitel 5 untersucht.

Zum Schluß meiner Ausführungen über die Intention des Regiomontanus möchte ich noch auf die Meinung Zinners hinweisen, der in den Brief an Roder die Hoffnung des Regiomontanus, an die Erfurter Universität berufen zu werden, hineininterpretiert und die Zeit zwischen Ankunft des Regiomontanus in Nürnberg und seiner am 29.11.1471 erfolgten Aufnahme als Bürger der Stadt als Wartezeit auf eine mögliche Berufung nach Erfurt ansieht[42]. Nach Informationen, die Düll[43] gibt, *„erfolgte die Eintragung der Neubürger ab 1462 . . . geschlossen 2–3 mal im Jahr"*, so daß damit die lange „Wartezeit" erklärt werden könnte, zum anderen sehe ich aufgrund der im Brief angesprochenen Vorteile Nürnbergs und des geplanten Druckvorhabens keine Veranlassung anzunehmen, daß Regiomontanus gerade eine Berufung nach Erfurt angestrebt hätte. Denn herausragende Wissenschaftler – außer Roder – sind im mathematisch-astronomischen Bereich (also an der philosophischen Fakultät) zu dieser Zeit an der Universität Erfurt nicht zu verzeichnen. Wären für derartige Pläne des Regiomontanus demzufolge nicht eher Wien oder Krakau als Zentren der astronomischen Wissenschaft in Frage gekommen? Meiner Ansicht nach war Regiomontanus tätsächlich mehr an den in Erfurt vorhandenen Büchern interessiert – wie er ja auch in seinem Brief schreibt und worauf oben[44] bereits hingewiesen wurde.

3.2. Sein Programm

Die Verlagsanzeige, die in nur noch 3 Exemplaren erhalten ist[45], ist nicht die erste Publikation, die Regiomontanus druckte, und im wesentlichen eine Ankündigung weiterhin geplanter Druckwerke. Es handelt sich um einen Ein-

[40] Stromer, Wolfgang von: Hec opera fient in oppido Nuremberga Germanie ductu Ioannis de Monteregio, in: Regiomontanus-Studien (1980), S. 267–289.

[41] Düll (wie Anm. 39), S. 111: *„Außerdem war es allen reichen Neubürgern mit einem Vermögen über 200 Gulden gestattet, sich sogleich in der Innenstadt niederzulassen."*

[42] Zinner (wie Anm. 20), S. 169.

[43] Düll (wie Anm. 39), S. 28.

[44] Siehe Anmerkungen 31 und 32.

[45] In der Literatur werden oft nur die Exemplare in London (British Museum) und München (Staatsbibl.) berücksichtigt. Herrn Von Arnim (Bibliothek Otto Schäfer, Schweinfurt) verdanke ich den Hinweis auf drei Auktionskataloge (E. Weil (London), Cat. 2 [1943], William H.

blattdruck, der in zwei Spalten das Verlagsprogramm präsentiert und mit den Worten: *„Haec opera fient in oppido Nuremberga Germaniae ductu Ioannis de Monteregio"* beginnt. Wie aus aus dem weiteren Inhalt hervorgeht, handelt es sich etwa zur Hälfte um Texte fremder Autoren, die andere Hälfte setzt sich aus eigenen Werken zusammen. Bei Erscheinen der Anzeige waren 2 Werke bereits fertiggestellt[46] und zwei weitere beinahe fertig[47]. Im Abschnitt 3.1 (Intention) wurde darauf hingewiesen, daß Regiomontanus bereits zu Beginn seines Nürnberger Aufenthalts die Absicht hatte, zahlreiche mathematische Werke zu drucken[48], allerdings war mit dieser Unternehmung auch ein gewisses Risiko verbunden, da es sich um einen mit bisherigen Drucken noch nicht angesprochenen Käuferkreis handelte. Zwar läßt sich der Absatz seiner ersten Drucke nicht belegen, doch wird man wohl von einer großen Nachfrage ausgehen können[49]. Dies mag Regiomontanus veranlaßt haben, weitere Werke in die Produktion aufzunehmen und sie mittels Verlagsanzeige der gelehrten Welt bekannt zu machen. Daß er es nach wie vor als ein Risiko ansah, seine eigenen Werke zu drucken, wird deutlich in der Formulierung, mit der er die Ankündigung seiner eigenen Werke beginnt, wobei jedoch die der Zeit entsprechende Bescheidenheit zu berücksichtigen ist:

> *„Opificis tentata. quae essent ne praedenda an non: pudor ingenuus & respublica litteraria diu inter se disceptavere. Ratio audendum censuit."*

Es werden ca. 50 Titel angekündigt und außerdem Karten und Instrumente. Die folgende Auflistung[50] gibt in heute üblicher bibliographischer Ansetzung die aufgeführten Bücher wieder, und zwar nicht wie üblich in der Reihenfolge wie Regiomontan die Werke auflistet, sondern – soweit diese zu ermitteln waren – nach den Lebensdaten der Autoren, wodurch zugleich eine wissen-

Schab, Cat. 10 (1946) und Graupe, Auktion 87), wonach bereits 1943 ein drittes Exemplar im Handel war. Das Blatt der Auktion Graupe 1987 entstammt der Bibliothek des Eugène Beauharnais, Herzog von Leuchtenberg (1781–1824).

[46] *„Hec duo explicita sunt."* Es handelt sich um die Werke des Peuerbach und des Manilius.

[47] *„Hec duo opera iam prope absoluta sunt."* Regiomontanus meint damit die von ihm stammenden Werke: Kalendarium und Ephemerides.

[48] Vgl. im Abschnitt Intention insb. den Brief an Roder.

[49] Die zahlreichen Nachdrucke, auf die im Kapitel Tradierung näher eingegangen wird, sind ein Indiz für den Erfolg.

[50] Sie wurde erstellt anhand des Faksimiles dieser Anzeige, abgedruckt in: Buchhändleranzeigen des 15. Jahrhunderts, hg. v. Konrad Burger. Leipzig 1907 (Tafel 15). Bei der Ermittlung der Autoren und Titel wurden Angaben aus den folgenden Werken verwertet: Zinner (wie Anm. 20), und Ernst Zinner: Die wissenschaftlichen Bestrebungen Regiomontans, in: Beiträge zur Inkunabelkunde. N.F. 2 (1938), S. 89–103, und dem Werk von Wilhelm Blaschke und Günther Schoppe: Regiomontanus: Commensurator. (Akad. d. Wiss. u. d. Lit.: Abh. d. Mathem.-Naturwissenschaftl. Kl. 7(1956), Wiesbaden (1956), S. 453 (9) - 456 (12).

schaftsgeschichtliche Zuordnung erkennbar wird. Mit dieser Art der Erfassung soll ferner die Möglichkeit gegeben werden, Beziehungen zu erhaltenen Handschriften oder späteren Drucken herstellen zu können. Die dazu notwendigen Ergänzungen und Korrekturen von Namen und Titeln werden durch eckige Klammern gekennzeichnet:

Aristoteles: Problemata mechanica. (384–322 v. Chr.)
Apollonius ⟨von Perge⟩: Conica. [Conicorum libri] (ca. 200 v. Chr.)
Theodosius ⟨von Tripolis⟩: Sphaerica. [Elementa sphaerica] (1. Jh. v. Chr.)
Theodosius ⟨von Tripolis⟩: De habitationibus [liber], de diebus et de noctibus. (Neuausgabe). [de diebus et noctibus liber duo]
Hyginus, C. Julius: Astronomia. Mit Erstellung der Sternbilder. (ca. 50 v. Chr.)
Manilius, Marcus: Astronomica († 22 n. Chr.)
Menelaus ⟨von Alexandreia⟩: Sphaerica. (Neuausgabe.) [Sphaericorum libri III] (ca. 100 n. Chr.)

Ptolemaios, Klaudios: Perspectiva. (85–160 n. Chr.)
Ptolemaios, Klaudios: Musica. Erläutert von Porphyrius.
Ptolemaios, Klaudios: Cosmographia (überarb. Ausg.)
Ptolemaios, Klaudios: Almagest (überarb. Ausg.)
Ptolemaios, Klaudios: Quadripartitum [gr.: Tetrabiblon].
Ptolemaios, Klaudios: Centum fructus [auch : Centiloquium].
Heron ⟨von Alexandreia⟩: [Pneumatica]. (2. Jh. n. Chr.)
Theon ⟨von Alexandreia⟩: Commentarius in Almagestum. (330–400)
Firmicus [Maternus], Julius: Astronomicon libri VIII. [De nativitatibus] (ca. 350)
Serenus ⟨von Antiocheia⟩: Cylindrica.[De sectione cylindri & coni libri duo] (5. Jh. n. Chr.)
Proklos: [Hypotyposis] (ca. 410–485)

Leopold ⟨von Österreich⟩: [Compilatio de astrorum scientia] (ca. 1200)
Jordanus ⟨Nemorarius⟩: Elementa arithmetica. († 1235)
Jordanus ⟨Nemorarius⟩: Data arithmetica. († 1235)
Witelo: Perspectiva. (1230–1275)
Campanus, [Johannes] ⟨von Novara⟩: Euclidis elementa cum Hypsiclis anaphoricis. († 1292)
[Johannes ⟨von Murs⟩]: Quadripartitum numerorum. (um 1343)
Antonius ⟨von Montulmo⟩: [De iudiciis nativitatum liber. Tractatus astrologiae iudiciariae de nativitatibus. . .] (um 1394)
Jakob ⟨von Cremona⟩ (Hrsg.): Archimedis opera: De sphaera & cylindro. De circuli dimensione. De conalibus & sphaeralibus. De lineis spiralibus. De

aequiponderantibus. De quadratura parabolae. De harenae numero. Teilweise kommentiert von Eutocius von Askalon. (um 1460)[51]
Peuerbach, Georgius: Theoricae novae planetarum (1423–1461)
Regiomontanus: Kalendarium novum.
–: Ephemerides, quas vulgo vocant Almanach ad trigintaduos annos futuros.
–: Commentaria magna in Cosmographiam Ptolemaei
–: Commentariolum singulare contra traductionem Jacobi Angeli Florentini
–: Theonis alexandrini defensio in sex voluminibus contra Georgium Trapezuntium.
–: Commentariolum, quo commonstrantur placita Campani ex editione elementorum geometricorum reiicienda.
–: De quinque corporibus aequilateris, quae vulgo regularia nuncupantur . . . contra commentatorem Aristotelis Averroem
–: Commentaria in libros Archimedis, eos qui Eutocii expositione carent
–: De quadratura circuli. Contra Nicolaum Cusensem.
–: De directionibus, contra Archidiaconum parmensem [d. i. Mattheus Guarimbertus].
–: De distinctione domiciliorum caeli, contra Campanum & Joannem Gazulum ragusinum
–: De motu octavae sphaerae, contra Tabith suosque sectatores.
–: De instauratione kalendarii ecclesiae.
–: Breviarium Almagesti.
–: De triangulis omnimodis. Quinque volumina
–: Problemata astronomica ad Almagestum totum spectantia.
–: De cometae magnitudine remotioneque a terra. De loco eius vero & cet.
–: Problemata geometrica omnimoda
–: Ludus pannoniensis, quae alias vocare libuit „tabulas directionum"
–: Tabula magna primi mobilis cum usu multiplici rationibusque certis
–: Radii visorii multorum generum cum usibus suis.
–: De ponderibus et aquaeductibus cum figurationibus instrumentorum ad eas res necessariorum.
–: De speculis ustoriis atque aliis multorum generum ususque stupendi

Die Verlagsanzeige schließt mit folgenden Worten:

> *„Postremo omnium artem illam mirificam litterarum formatricem monimentis stabilibus mandare decretum est. (deus bone faveas) qua re explicita si mox obdormierit opifex mors acerba non erit: quom tantum munus*

[51] Darüber ist in der Enciclopedia italiana di scienze, lettere ed arti, Mailand 1929, Bd. 4, S. 49 zu lesen: „. . . *nel 1469 Jacopo Cremonese lo [il codice] copi in Roma e lo tradusse in latino. Tale traduzione fu poi copiata dal Regiomontano e diede origine all'edizione di Basilea del 1544. Lo stesso codice A fu ricopiato per incarico del cardinal Bessarione in Venezia.*"

posteris in haereditate reliquerit: quo ipsi se ab inopia librorum perpetuo poterunt vindicare"

Aus der obigen Aufteilung erkennt man, daß Regiomontanus nicht nur die unverfälschten Werke antiker Autoren veröffentlichen wollte, sondern auch Kommentare zu diesen Werken und Abhandlungen jüngerer Autoren. Auffallend, wenn auch nicht verwunderlich, ist der lange Zeitraum zwischen 500 und 1200, in dem kein Werk erschien, das Regiomontanus der Veröffentlichung durch den Druck für würdig hielt. Mit diesen von ihm ausgewählten Werken wollte er das Fundament zukünftiger wissenschaftlicher Auseinandersetzungen schaffen.

Zahlreiche der oben aufgeführten Werke waren – wie man dem Werk von Zinner[52] entnehmen kann – in handschriftlicher Form im Besitz des Regiomontanus. Die meisten davon hatte er eigenhändig abgeschrieben und kannte somit die Mühe, die mit dieser Arbeit verbunden ist. Andererseits kannte er auch die Nachfrage, die nach solcherart Texten bestand, gehörten doch zum Beispiel die Elemente des Euklid, Texte des Aristoteles, aber auch die Theoricae novae planetarum des Peuerbach[53] und ähnliche Arbeiten zum Vorlesungszyklus an den Universitäten. So sah er wohl auch in den Professoren, Studenten und Verwaltern der entsprechenden Bibliotheken die Hauptabnehmer seiner Produktion und es ist anzunehmen, daß er, wie schon Zinner[54] und nach ihm Bues[55] behaupteten, seine Verlagsanzeige an die Hochschulen verschickte. Zwar war die Anzahl der Hochschulen, an denen „Naturwissenschaften" gelehrt wurden, zu diesem Zeitpunkt noch recht gering, aber die Menge der über sie anzusprechenden möglichen Käufer war doch beträchtlich, zumal die Arithmetik, die Geometrie, die Musik und die Astronomie als Quadrivium seit langem als fester Bestandteil in den mittelalterlichen Lehrkanon integriert waren. Dieses gedruckte Programm der geplanten Druckwerke des Regiomontanus war sogar von so hohem Interesse, daß Abschriften angefertigt wurden.[56] Hartmann Schedel zum Beispiel besaß diese Bücheranzeige in gedruckter und handschriftlicher Version.[57]

[52] Vgl. Zinner (wie Anm. 20), an verschiedenen Stellen.

[53] Einen Nachweis dafür liefert Jozef Babicz in seinem Aufsatz: „Die exakten Wissenschaften an der Universität zu Krakau und der Einfluß Regiomontans auf ihre Entwicklung", in: Regiomontanus-Studien. 1980. S. 301–314. Auf Seite 310 heißt es dort: *„[Adalbert von] Brudzewo hielt [in Krakau] seit 1471 Vorlesungen über die Planetentheorie Peuerbachs,. . .".*

[54] Zinner (wie Anm. 20), S. 178.

[55] Irmela Bues: Regiomontanus, in: Fränkische Lebensbilder hg. i. A. d. Ges. f. fränk. Gesch. v. Alfred Wendehorst u. Gerhard Pfeiffer. (Veröffentl. d. Ges. f. fränk. Gesch.; Reihe VII, A, 11) Neustadt/Aisch 1984, S. 28–43.

[56] Abschriften lt. Zinner (wie Anm. 20), S. 351, erhalten in der Staatsbibl. München (Clm 12, 283) und in der Vatikan. Bibl. (Palat. 1375, 176v).

[57] Clm 12, 283 ist die handschriftliche Version aus Schedels Besitz, der Druck ist angebunden an *Haly, Liber medicinae, sive Regalis dispositio, Venedig 1492* (Hain 8350) (Bay. Staatsbibl.

Es ist darauf zu verweisen, daß viele dieser angekündigten Werke infolge des frühzeitigen Todes des Regiomontanus nicht mehr in seiner Druckerei gedruckt wurden. Wo sie schließlich erschienen darüber geben Zinner[58] und Klebs[59] Auskunft.

3.3. Seine Produktion

Neben den eben erwähnten vier Schriften, die bei Regiomontanus gedruckt wurden, existieren vier weitere Druckwerke aus seiner Offizin, die jedoch nicht in dieser Auflistung verzeichnet sind: der deutsche Kalender, Basilius ⟨Magnus⟩ „De legendis libris gentilium", Maphaeus Vegius „Philalethes" und ein Text des Regiomontanus „Dialogus inter Viennensem et Cracoviensem"[60]. Ein Grund dafür könnte sein, daß er diese Texte zur Zeit der Anzeigenveröffentlichung noch nicht zu drucken plante, sei es, daß er sie für nicht in sein Verlagsprogramm passend erachtete, sei es, daß er sie erst bei seiner Reise 1472 aus Italien mitbrachte[61] oder sei es, daß er sie „auf Bestellung" irgendeines Gelehrten druckte.

In dem nun folgenden Abschnitt werden die Werke, die die Druckerei des Regiomontanus verließen, vorgestellt.

3.3.1. Themata seiner Druckwerke

Bei den von Regiomontanus tatsächlich zum Druck gebrachten Werken sind zwei Themata zu unterscheiden:
a) humanistische und
b) astronomische Schriften.

Eine kurze Inhaltsangabe wird bei der Vorstellung der Drucke jeweils am Anfang stehen, daran anschließend wird versucht, mögliche Vorläuferversionen – seien es Drucke oder Handschriften – zu bestimmen, die Regiomontanus als Vorlage gedient haben könnten.

München, Rar. 320, fol. 191r) (vgl. Stromer (wie Anm. 40)). Weitere Angaben zu Drucken von Regiomontanus in der Schedelschen Bibliothek im Abschnitt 5.2.3.

[58] Zinner (wie Anm. 50), S. 91–97.

[59] Arnold C. Klebs: Incunabula scientifica et medica. Hildesheim 1963.

[60] Die weiteren bei Bues (wie Anm. 55), S. 40, angegebenen Werke wurden nicht in seiner Druckerei hergestellt.

[61] Denn auf diese Reise hatte er sich – wie Hermann Schedel an Hartmann Schedel schreibt – vermutlich begeben, um neue Bücher zu holen. „*Ytaliam tamen versus iter arripuit, opinione quorundam libros novos apportare cupiens*" Joachimsohn (wie Anm. 29), Brief Nr. 94, S. 197. (s.a. Zinner (wie Anm. 20), S. 171).

a) humanistische Schriften

Basilius Magnus[62]: De legendis libris gentilium

Eine deutsche Übersetzung des Textes trägt den Titel „Rede an die Jünglinge, wie sie mit Nutzen heidnische Schriftsteller lesen können"[63]. Damit ist eigentlich schon der Inhalt des Textes wiedergegeben. Als Kenner der Klassikerschriften will Basilius mit dieser Rede jungen Menschen eine „Lektüreempfehlung" geben. Das Lesen der bedeutenden (nützlichen) Schriften des Altertums wird dabei als Vorbereitung zum Verständnis der Heiligen Schrift und zu einem tugendhaften Leben angesehen. Die als höchstes Gut gepriesene Tugend soll nicht nur theoretisch beachtet werden, sondern auch durch Taten; Perikles und Euklid werden hier als vorbildlich angeführt. Durch Tugend nämlich – so Basilius – erlangt man ein Gut, das über das iridische Leben hinaus wirksam ist. Und die dazu notwendige Anleitung erlangt man durch Beachtung des Rates erfahrener Männer.

Zur Rezeption des von Basilius Magnus im 4. Jahrhundert n. Chr. in griechischer Sprache verfaßten Werkes „ad adolescentes" existiert eine sehr detaillierte Dissertation von Luzi Schucan[64]. Darin werden zum einen zahlreiche Handschriften des Werkes nachgewiesen, zum anderen aber auch Drucke, die vom 15. bis zum 17. Jahrhundert erschienen sind.

Die Übersetzung ins Lateinische durch Leonardo Bruni Aretinus[65] (d. i. Arezzo) erfolgte im Jahre 1400/02 und wurde von ihm – wie auch aus dem Regiomontanus Druck hervorgeht – Salutati[66] gewidmet, den er als seinen Förderer in hohem Maße verehrte. In dieser Widmungsvorrede werden auch

[62] * ca. 330 zu Cäsarea (Kappadozien), † 1.1.379. Bischof von Cäsarea, Lehrer der Rhetorik, Verfasser überwiegend religiöser Schriften.

[63] Basilius der Große: Rede an die Jünglinge . . . Bearb. v. Aloys Hülster. (Sammlung der bedeutendsten pädagogischen Schriften aus alter und neuer Zeit 31), Paderborn 1906.

[64] Luzi Schucan: Das Nachleben von Basilius Magnus „ad adolescentes". Ein Beitrag zur Geschichte des christlichen Humanismus. (Travaux d'Humanisme et Renaissance 133), Diss. Genéve 1973.

[65] * ca. 1370, † ca. 1443; Secretario brevium unter Innocenz IV. und vier weiteren Päpsten. Secretario der Republik Florenz. Trug zur Aufnahme der griechischen Sprache in Italien wesentlich bei. (Angabe in Anlehnung an Johann Heinrich Zedler, Großes vollständiges Universal-Lexikon, Halle a.S. 1733, Photomech. Nachdruck, Graz 1961, Bd. 4, Sp. 1596, Stichwort Bruni). Er verfaßte ca. 1423–1426 „De studiis et litteris tractatulus ad Baptistam Malatestatam". Feld charakterisiert diesen Text wie folgt: „. . . *an educational tract, a description of the books that will lead their reader into the world of literature and learning*: . . ." (Feld (wie Anm. 20), S. 290) Obwohl Feld an dieser Stelle die humanistische Bedeutung Brunis würdigt, stellt er leider keine Beziehung zu dem hier betrachteten Basilius Text her. Ein Vergleich dieser beiden Werke scheint mir wünschenswert.

[66] Es handelt sich vermutlich um Lino Coluccio di Piero dei Salutati, (1331–1406), italienischer Staatsmann und Humanist. Förderte die Erschließung der lateinischen Literatur und Pflege der latein. Sprache.

die Gründe für die Übersetzung gerade dieses Werkes des Basilius erläutert, was Schucan dann umreißt mit dem Satz (S. 67): *„ad adolescentes diente als Kampfschrift wider die Gegner der studia humanitatis"*.

Die Titelangaben der folgenden Abschriften der Übersetzung lauten (Schucan, S. 64) „oratio ad nepotes" bzw. „oratio ad iuvenes".

Wie weit verbreitet der Text schon bald war, zeigt sich daran, daß Enea Silvio Piccolomini Exzerpte des Textes in das Werk „de liberorum educatione" aufnimmt, welches für den 11jährigen Ladislaus Postumus bestimmt war[67].

Bis zum 17. Jahrhundert konnte Schucan (S. 235 ff.) rund 300 existierende Handschriften der lateinischen Übersetzung Bruni's in den verschiedensten Bibliotheken der Welt nachweisen. Auch die Nürnberger Hermann Schedel, Thomas Pirckheimer und Hartmann Schedel besaßen Abschriften des Textes in ihren Bibliotheken, wie von Schucan (S. 131) aufgezeigt wurde. Sogar bei Peuerbach ist die Kenntnis der Schrift nachgewiesen (Schucan, S. 135 f.).

1470/71 und 1471 erfolgten die ersten Drucke in Venedig, 1472 in Parma, 1474 in Mailand und 1474/5 in Padua; in Buda brachte Andreas Hess[68] 1473 den Basilius-Text im Druck heraus, zeitlich gefolgt von Regiomontanus, dessen Druck vermutlich 1474 erfolgte. Woher nun Regiomontanus seine Vorlage für den Druck bezog, ist bislang nicht geklärt[69]. Der große Erfolg des Textes dürfte ihm jedoch nicht verborgen geblieben sein; so sieht Schucan (S. 170) die Motivation zum Druck im wesentlichen in kaufmännischen Erwägungen. Mir erscheint es jedoch mindestens ebenso wichtig, die humanistischen Bestrebungen des Regiomontanus zu berücksichtigen[70], die er einerseits in seinen Briefen wiederholt äußert, andererseits in seiner eigenen Arbeit, nämlich in Form der Loslösung von den Autoritäten durch eigene Forschung, deutlich werden läßt. Der wirtschaftliche Aspekt tritt insofern in den Hintergrund, als im Zusammenhang mit den Drucken des Regiomontanus nirgendwo von irgendwelchen finanziellen Engpässen die Rede ist, im Gegenteil seine

[67] Darüber und über die Existenz eines griech. Codex in der Bibliothek des Eneas vgl. Schucan (wie Anm. 64), S. 107/108.

[68] Wichtig ist die Feststellung von Schucan (wie Anm. 64) (S. 141), daß Hess vermutlich von Pannonius zu diesem Druck angeregt worden ist und daß Hess mit den Typen Georg Lauers aus Rom druckte. Der Werdegang von Hess als Drucker im Vergleich zu Regiomontanus könnte für diesen Aspekt neue Ergebnisse liefern.

[69] Besondere Beachtung verdient der Nachweis von Schucan (wie Anm. 64), S. 142, Anm. 66, daß der von Regiomontanus verwendete Titel *Magni Basilii Liber ad iuvenes quantum ex gentilium libris ac litteris proficiant* wörtlich der griechischen Vorlage entspricht und handschriftlich nur zweimal überliefert ist: *„. . . in einer Hs des Augustinerchorherrenstiftes Diessen bei Augsburg (cml [clm!] 5594 f. 203/13) und – im Anschluß an den Philalethes des Vegius [sic!] – in einer nicht mehr identifizierbaren Hs der Karthause Salvatorberg bei Erfurt* (MBK 2 (wie Anm. 31), S. 496)" (vgl. dazu das über die Kontakte des Regiomontanus nach Erfurt Gesagte (s. Kapitel 3.1.)).

[70] Vgl. die Kapitel „Intention" und „Schrift" dieser Arbeit.

Produktion stets von dem Gedanken geprägt war, wissenschaftlichen Anforderungen genügende Bücher herzustellen und keine „Massenware", denn ein Werk von solch geringem Umfang wie der Basilius-Text hätte nur in entsprechend hoher Auflage einen entscheidenden finanziellen Gewinn erbracht.

Vegius, Maphaeus[71]: Philalethes

Das Werk beginnt mit einer Vorrede des Verfassers an „Eustatius"[72]. Der eigentliche Text ist ein Gespräch zwischen Philalethes und der „Wahrheit". Nachdem Philalethes lange nach der „Wahrheit" gesucht hatte, begegnet sie ihm endlich. Erstaunt erkundigt sie sich, warum er in unkultivierter Kleidung in so abgelegener Gegend lebe. Philalethes, bevor darauf zu antworten, stellt die Gegenfrage, warum sie (die Wahrheit) soviele Wunden aufweise. Schuld daran, so die „Wahrheit", sind die Sterblichen; sie haben ihr die Verletzungen beigebracht. Philalethes glaubt die Hauptschuld bestimmten Gruppen zuweisen zu können (Gauklern, Astrologen, Philosophen und vor allem Logikern und Dichtern). Doch die „Wahrheit" weist deren Schuld zurück. Verachtung erfährt sie durch die verschiedensten Stände, auf dem Lande ebenso wie in der Stadt. Einzelne Stände werden besprochen: Bauern, Geistliche, Frauen, Handwerker, Maler, Schmiede, Ärzte. An den Fürstenhöfen wird sie am stärksten bedrängt, ja geradezu hart angegriffen. Dort glaubt man, daß sie den Geist aufgegeben habe und wirft sie den Hunden und wilden Tieren vor. Da diese sie (die Wahrheit) pfleglich behandeln, kann sie sich erholen und beschließt, sich in die Einöde zurückzuziehen, in der sie eben nun Philalethes begegnet. Dieser zeigt sich außerordentlich beeindruckt von ihrem Bericht und bittet sie, bevor sie zu den Unsterblichen zurückkehrt, ihn in seiner bescheidenen Umgebung, die ihm jedoch volle Zufriedenheit verschafft, zu besuchen. Mit dem Entschluß beider, in Philalethes' Haus zu gehen, schließt das Gespräch.

[71] * 1407 in Lodi, † 1458 in Rom; ital. Redner und Poet; Ausbildung in Mailand; Studium der Jurisprudenz in Pavia. Unter den Päpsten Eugenius IV. und Nikolaus V. Datarius, ab 1443 Kanonikat in der Kirche zu St. Peter. Verfasser diverser Schriften; besonders hervorzuheben ist seine für die Geschichte der Pädagogik bedeutsame Schrift „De liberorum educatione et eorum claris moribus" (6 Bücher); in deutsch hg. und erläutert v. F.J. Köhler: Die Pädagogik des Mapheus Vegius, Schwäb. Gmünd 1856.

[72] Es muß offen bleiben, ob mit Eustatius der Bruder des Mapheus Vegius gemeint ist, wie es der neuzeitlichen hss. Notiz im Exemplar Nürnberg, GNM, Sign.: 8° Inc 34.376 zu entnehmen ist, oder jener Eustathios angesprochen wird, der durch folgende biographische Daten beschrieben wird: „*gest. 1194; er war sei 1175 Erzbischof von Thessalonike. Vor 1175 lehrte er in Konstantinopel Rhetorik und verfaßte u. a. Kommentare zu Illias und Odyssee, in denen er alle erreichbaren Homerscholien zusammenstellte. So bewahrte er reiches sonst verlorenes Material antiker Gelehrsamkeit. Ein wichtiges Zeitdokument ist seine Schrift über die normann. Eroberung von Thessalonike 1185.*" (aus: Lexikon der Antike, hg. v. Johannes Irmscher, 7. Aufl. Bindlach 1968, S. 166).

Zwei gedruckte Ausgaben dieses Textes gingen dem Druck durch Regiomontanus voran: die erste erschien um 1470 bei dem Kölner Drucker Ulrich Zell; die zweite veröffentlichte ebenfalls in Köln 1472 die Offizin des Druckers der „Historia S. Albani"[73].

Im Gegensatz zu der pädagogischen Schrift des Basilius (s. oben), die direkt der Antike entstammt, handelt es sich hier um den Text eines zeitgenössischen Autors. Beiden gemeinsam ist die Hochachtung antiker Ideale, denen auch Regiomontanus sich verpflichtet fühlt: Antike Texte der Wahrheit gemäß (also unverfälscht) zu würdigen und sie als Grundlage weiterer wissenschaftlicher Arbeit zu nutzen.

Ein Bezug zu der zwischen 509 und 511 von Severus von Antiochien geschrieben Schrift gleichen Titels, die in Kindlers Literatur-Lexikon, Bd. 5, Zürich 1969, Spalte 1917/1918 aufgeführt ist, besteht nicht.

b) astronomische Schriften:

Manilius, Marcus[74]: Astronomicon

Hierbei handelt es sich um ein aus 5 Büchern bestehendes in Hexametern verfaßtes Lehrgedicht. Den Kern des ersten Buches bildet die Beschreibung des Weltalls von dem Ursprung der Welt angefangen über die Position der Erde im Weltall bis hin zur Behandlung des Sternenhimmels und der Natur der Gestirne. Die folgenden Bücher widmen sich mehr der Astrologie. Die Abhandlung zeichnet sich nicht nur durch wissenschaftlich mathematisch-astronomische Erklärungen aus, auch religiös-philosophische und historische Motive werden in die Darstellung eingebunden[75].

Der Text ist in mehreren teilweise stark voneinander abweichenden Handschriften erhalten[76]. Die Beantwortung der Frage, ob die Ausgabe des Regiomontanus als editio princeps anzusehen ist und deswegen vor dem 20. März

[73] Nachgewiesen sind diese Exemplare in den im Anhang 2 aufgeführten Inkunabelkatalogen [Goff] V–112 und V–113, [IDL] 4583 und 4584, [IGI] 10131, [BN] V 74, [IG] 2714.

[74] Die genauen Lebensdaten dieses Dichters sind unbekannt; gestorben ist er vermutlich um 22 n. Chr., da sein zwischen 9 und 22 n. Chr. entstandenes Gedicht „Astronomica" nicht vollendet wurde.

[75] Ausführliche Inhaltsangabe und weiterführende Erläuterungen gibt van Wageningen in Paulys Real-Encyclopädie der classischen Altertumswissenschaft. Neue Bearb.; Begr. v. Georg Wissowa. Hg. v. Wilhelm Kroll, Stuttgart 1928, Band 27, Sp. 1115–1133.

[76] Auf die Filiation existierender Handschriften geht George P. Goold im Vorwort zu seiner mit ausführlichen Erläuterungen versehenen Ausgabe von Manilius' Astronomica ein (M. Manilii Astronomica, hg. v. George P. Goold (Bibliotheca scriptorum graecorum et romanorum teubneriana), Leipzig 1985).

1474[77] gedruckt sein müßte, ist bislang noch offen. Ein Indiz für deren positive Beantwortung ist aus der Verlagsanzeige[78] zu entnehmen, wo das Werk als bereits gedruckt angekündigt wird.

Peuerbach, Georgius: Theoricae novae planetarum[79]

Vorlage dieses Druckes bildet die Mitschrift einer von Peuerbach in Wien gehaltenen Vorlesung, deren Thema die Darstellung von Planetenbewegungen unter Zugrundelegung der Theorie des Ptolemaios war. Regiomontanus verwendete jedoch für die Ausgabe des Textes nicht seine eigene Vorlesungsmitschrift aus dem Jahre 1454, sondern eine erweiterte aus dem Jahre 1460, die allerdings, so Zinner, verschollen ist[80]. Zahlreiche Abschriften existierten bereits, ehe Regiomontanus dieses Werk vermutlich 1472 in seiner Druckerei veröffentlichte.

Regiomontanus, Johannes: Dialogus

Dieser bereits während des Aufenthaltes von Regiomontanus in Rom oder Padua[81] circa 1464 verfaßte Text wird eingeleitet von einem Vorwort, das gleichsam als Rechtfertigung seiner Druckertätigkeit angesehen werden kann. Deswegen soll ihm an dieser Stelle mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden als dem eigentlichen Text. In den einleitenden Worten wehrt Regiomontanus sich gegen den Tadel derjenigen, die ihm Veränderung anderer Autoren vorwerfen bzw. den Ersatz alter Übersetzungen durch neue. Er stellt die Fehlerhaftigkeit vieler Überlieferungen heraus und läßt als Gewährsmänner der *„scientia siderali"* nur Gherhardo von Cremona und Johannes von Sacrobosco gelten. Nachdrücklich stellt er fest, daß die neulich erfundene Druckkunst *(„mirifica formandi ars nuper a nostribus excogitata")* ebenso durch unzuverlässige Texte schaden wie durch korrekte Exemplare nutzen kann. Zum Beweis zieht er eine in Rom gedruckte Ausgabe der Geographie des Strabo heran. In

[77] Auf diesen Tag oder den 20. Mai wird der Druck von Hugo Ruggieri und Doninus Bertochus aus Bologna datiert (vgl. die im Anhang 2 verzeichneten Inkunabelkataloge: [Polain], 2588 und [Schäfer], 222); weder van Wageningen (wie Anm. 75) noch Goold gehen auf dieses Problem ein; Goold datiert den Regiomontanus Druck auf ca. 1473. (Goold (wie Anm. 76), S. XXIV).

[78] Vgl. Kapitel 3.2.

[79] Dieses Werk hat als Faksimile hrsg. Felix Schmeidler: Joannis Regiomontani Opera collectanea (Milliaria, X,2) Osnabrück 1972 . Leider sind in dieser Wiedergabe 2 Fehler: 1.) die Angabe des Druckortes entspricht – wie mir Dr. Hertrich (Bayerische Staatsbibliothek München) bestätigen konnte – nicht der Vorlage. 2.) fehlt die letzte Seite der Theoricae novae.

[80] Zinner (wie Anm. 20), S. 34 und S. 347. Die Mitschrift von Regiomontanus ist erhalten; Nachweis darüber in: E. Zinner: Verzeichnis der astronomischen Handschriften des deutschen Kulturgebietes, München 1925, Nr. 7692.

[81] Vgl. Gustav Bauch: Die Universität Erfurt im Zeitalter des Frühhumanismus, Breslau 1904, S. 27 bzw. Zinner (wie Anm. 20), S. 125.

ihr wird durch die falsche Übersetzung des griechischen Begriffs ὥρῶν ἰσημερινῶν durch das lateinische „solstitio" Verwirrung angerichtet. Als weiteres Beispiel nennt er die lateinische Übersetzung der Kosmographie des Klaudios Ptolemaios, die dem Benutzer nicht einmal einen Schatten dieses Werkes vermittelt *(„ne umbram quide(m) tanti operis poterit ostentare")*. Regiomontanus will dieses Problem an anderer Stelle ausführlicher besprechen. Hinsichtlich der erwähnten Vorwürfe argwöhnt Regiomontanus, daß man ihm, der in Deutschland (Germania) [nach Meinung der Italiener] barbarisch lebt, keine Bücher habe und vom Umgang mit Gelehrten fern sei, vorwirft, er wage sich an berühmte Männer. Er hofft darauf, daß seinen Vorhaben schließlich Nachsicht gewährt werde. So lege er die gegenwärtige Frucht einer Nachtarbeit als Vorgeschmack seines ganzen Kommentierungswerkes vor, das er mit Gottes Hilfe im Laufe seines Lebens durchführen werde. Mit einer Überleitung auf den sich anschließenden Text, in dem er auf die „Theoricae planetarum" des von vielen als glaubwürdig erachteten Gherardo von Cremona[82] eingehen und Irrtümer leichtfertiger Interpreten ausrotten will, endet dieses Vorwort.

In dem anschließenden Zwiegespräch zwischen einem Wiener und einem Krakauer werden im wesentlichen diese Mängel offenbart. Vermutlich um die Kompetenz und Glaubwürdigkeit seiner beiden Gespächspartner zu unterstreichen, wählte Regiomontanus Vertreter der beiden zur damaligen Zeit herausragenden Zentren astronomischer Gelehrsamkeit, Wien und Krakau. Jozef Babicz wie auch Zinner[83] gehen sogar davon aus, daß eine in Rom geführte Diskussion zwischen Martin Bylica von Olkusz (= Martin Biem von Ilkusch) und Regiomontanus ihren Widerhall in dieser Schrift gefunden hat; leider gibt keiner von beiden eine Begründung dieser Annahme.

Auffallend an diesem Werk sind die zahlreichen Titel, unter denen das Werk z. B. in Inkunabelkatalogen geführt wird; dazu gehören: Dialogus contra Gerardum Cremonensem, Dialogus inter Viennensem et Cracoviensem, sive Disputationes contra Gerardum Cremonensem, Tractatus contra Cremonensia, sowie Disputationes contra Cremonensia deliramenta.

Geistesgeschichtlich interessant ist insbesondere jene Äußerung im Vorwort, mit der Regiomontanus andeutet, wie das geistige Niveau in Deutschland aus der Sicht der Italiener beurteilt wird *(„in Germania ne dicam barbarie")*. Der Anspruch, den italienischen Kritikern nicht nur inhaltlich, sondern auch optisch ansprechende Werke präsentieren zu können, war es vermutlich, der Regiomontanus veranlaßte, statt der „unkultivierten" gotischen Schrift, die in Italien gebräuchliche Antiqua zu verwenden.

[82] Identisch mit Gherardo da Sabbioneta; italienischer Gelehrter des 13. Jahrhunderts.

[83] Jozef Babicz: Die exakten Wissenschaften an der Universität zu Krakau und der Einfluss Regiomontans auf ihre Entwicklung, in: Regiomontanus-Studien, 1980, S. 300–314, und Zinner (wie Anm. 20), S. 149.

Regiomontanus, Johannes: Ephemerides

Bei den Ephemerides handelt es sich um Jahrbücher der Planetenbewegungen für die Jahre 1475 bis 1506. Der Aufbau des Textes gestaltet sich immer nach dem gleichen Schema: eine Seite jahresbezogene Vorhersagen, jeweils zwei Seiten mit Angaben, die zu den entsprechenden Monaten (Januar bis Dezember) gehören.

Als Grundlage für die gedruckte Version gibt Pilz[84] die handschriftlich erhaltenen Jahrbücher für 1448–1462 (Cod. Vindob. 4988. fol. 1v–186v (Wien NB)) an.

Regiomontanus, Johannes: Kalender (lat. u. dt. Ausgaben)

Die Kalender, die zu Beginn die astronomischen Angaben für die einzelnen Monate verzeichnen, werden ergänzt durch in den Text integrierte Tafeln sowie Erläuterungen zu astronomischen Begriffen. Instrumente zur Bestimmung astronomischer Daten ermöglichen dem Leser, eigene Bestimmungen durchzuführen. Inhaltlich unterscheiden sich die beiden Texte im wesentlichen nur durch einen dem lateinischen Kalender hinzugefügten Absatz über die Kalenderreform. Auf Varianten, die im wesentlichen auf Veränderungen des Satzes beruhen, wird an späterer Stelle hingewiesen.

Wann Regiomontanus die Manuscripte zu den Kalendern anfertigte, ist unbekannt, umstritten ist auch die Behauptung, daß die Vorläuferversion des deutschen Kalenders das von Hanns Sporer d. J. geschnittene Blockbuch sei[85].

3.3.2. Bestandsaufnahme seiner Druckwerke

Die nachfolgende Aufstellung gibt einen Überblick über noch vorhandene Exemplare von Regiomontanus-Drucken, wobei die oben gewählte Aufteilung in humanistische und astronomische Texte beibehalten wurde. Die Angaben beruhen auf Informationen aus Inkunabelkatalogen und auf eigenen Recherchen in Bibliotheken. Die ermittelten Ortsangaben wurden alphabetisch geordnet. Um eine Überprüfung der Angaben zu ermöglichen, sind ihnen nach einem Doppelstrich (//) in eckigen Klammern Siglen zugeordnet, die jene Inkunabelkataloge, Monographien bzw. Bibliotheken repräsentieren, die als

[84] Kurt Pilz: 600 Jahre Astronomie in Nürnberg, Nürnberg 1977, S. 82.

[85] So z. B. Pilz (wie Anm. 84), S. 79. In der Einleitung zum Faksimiledruck des deutschen Kalenders wird dieses Blockbuch als *„xylographische Nachahmung . . . eines mittellosen Konkurrenzdruckers"* deklariert. (Der deutsche Kalender des Johannes Regiomontan. Faksimiledruck nach dem Exemplar der preußischen Staatsbibliothek. Mit einer Einl. von Ernst Zinner. Leipzig 1937. (Veröffentlichungen der GfT, Reihe B, Bd. 1) (im Folgenden zitiert als: Der deutsche Kalender). Ein Exemplar dieses Blockbuches befindet sich in der Erlanger Universitätsbibl., Sign.: Cim. V, 3 (Inc. 1933).

Quelle für die entsprechende Angabe dienten. In Inkunabelkatalogen angegebene Nummern wurden zur leichteren Auffindung des Titels daran anschließend wiedergegeben. Die Auflösung der Siglen befindet sich im Anhang 2. Wurde ein und derselbe Ort in mehreren Inkunabelkatalogen aufgeführt, so wurde darauf verzichtet, alle Kataloge zu nennen, sondern nur einer exemplarisch erwähnt. Zu beachten ist bei dieser Auflistung jedoch, daß sich nach Erscheinen der Kataloge und Monographien Änderungen (z. B. Verkauf, Verlust u.ä.) ergeben haben können, die hier nicht im Einzelnen geprüft werden konnten[86]. Ferner werden nur Verfasser und Kurz-Titel angeführt, da teilweise anhand der manchmal doch recht knapp gehaltenen Katalogangaben eine eindeutige Zuordnung zu verschiedenen Ausgaben[87] nicht möglich war, zumal auch die Kataloge gelegentlich fehlerhafte Angaben aufweisen[88].

a) die Verlagsanzeige

Regiomontanus, Johannes: Index librorum. (Hain * 13807)

München // [Zinner, Leben S. 351]
London // [BMC] 457, IC. 7881
s.l. // [Graupe] Auktion 87, * 27

b) die humanistischen Werke:

Basilius Magnus: De legendis libris gentilium (GW 3704 und GW 3705[89])

Baltimore, Maryland – MDL // [Goff] B–272
Bamberg SB // [GW] 3705!
Berlin // [Schmitt] 1854,20
Cambridge (Mass.) UL. // [GW] 3704
Chicago, Illinois – NewL // [Goff] B–272
Düsseldorf LB // [GW] 3705!
Erlangen UB // [GW] 3705!
Göttweig Stift // [GW] 3704
Haag MMW // [IDL] 716

[86] Eine Abstimmung der Angaben mit der Leitung des Gesamtkataloges der Wiegendrucke ist nicht erfolgt.

[87] Von dem Text des Basilius sowie von den Kalendern existieren jeweils mindestens 2 Varianten.

[88] Der GW weist unter der Nummer 3704 in der Nürnberger Stadtbibliothek ein Exemplar des Basilius nach, das sich dadurch auszeichnet, daß es endet: Quod uos no patiamini nuc recta co(s)ilia a(s)pnates. Von mir konnten jedoch in der Nürnberger Stadtbibliothek nur drei Exemplare (mit den Signaturen: 4° Inc. 8, 4° Inc. 39 u. 4° Phil 274/3) festgestellt werden, die jedoch alle mit „Quod uo(s) no patiamini nuc recta co(s)ilia a(s)pernates" enden und somit der GW-Nummer 3705 zugeordnet werden müssen.

[89] Die in den Katalogen der GW-Nummer 3705 zugeordneten Exemplare sind mit einem ! markiert.

Haag MMW // [IDL] 717!
Leipzig (2 Ex.) // [Günther] 2116!
London BMC // [BMC] IA. 7883!
München * SB // [GW] 3704
New York City Pierpont Morgan // [Thurston] 431
Nürnberg StB. (3 Ex.) // [GW] 3704
Paris B.Nat. (3 Ex.) // [Pell] 1994
Rom BVat. // [GW] 3704
Salzburg S.Peter // [GW] 3704
San Marino, California Huntington L. // [GW] 3705!
Stockholm (2 Ex.) // [Collijn] 171
Tübingen * Wilh. Stift // [GW] 3704
Venezia N. // [IGI] 1415
Wien * NB // [GW] 3704

Vegius, Maphaeus: Philalethes (Hain * 15925)

Bamberg (2 Ex.) // [WT]
Berlin // [Voullieme, b] 1857,5
Boston, Massachusetts BPubL // [Goff] V–114
Cambridge, Massachusetts – Philip Hofer // [Goff] V–114
Cambridge, U.K. // Oates 1072
Dallas (Texas) TxDaM-P // [NUC] NV 0071010
Düsseldorf // [WT]
Eichstätt // [Hubay, 2] 1047
Erlangen // [WT]
Haag KB // [IDL] 4585
Jenkintown, Pennsylvania LC(R) // [Goff] V–114
Königsberg // [Schramm]
Leipzig // [Günther] 2121
London BMC // [BMC] S. 456, IB. 7872
Manchester // [Schramm]
München // [Schramm]
New Haven, Connecticut YUL // [Goff] V–114
New York City MMu(P)L // [Goff] V–114
New York City PML // [Goff] V–114
Nürnberg // [Hellwig] 926 Inc. 34376
Paris // [BN] V 75
San Marino, California HEHL // [Goff] V–114
Venezia N. // [IGI] 10132
Wien // [Schramm]
Wolfenbüttel // [IG] 2715

c) die astronomischen Werke

Manilius, Marcus: Astronomicon (Hain * 10703)

Amsterdam UB // [IDL] 3065
Bamberg // [WT]
Berlin // [Voullieme, a] 1855
Cambridge, Massachusetts HarvCL // [Goff] M–202
Firenze Laur. // [IGI] 6125
London BMC (2 Ex.) // [BMC] S. 456 IA 7874 und IA 7875
Louvain, Univ. // [Pol] 2588
Modena // [Fava] 886
München // [Hain] * 10703
Napoli N. // [IGI] 6125
New York City – W. H. Schab, bookseller // [Goff] M–202
New York City NYHisSL // [Goff] M–202
New York City PML // [Goff] M–202
Oxford // [Rhodes] 116
Paris // [BN] M 85
Parma Pal. // [IGI] 6125
Roma Cors. // [IGI] 6125
Roma Vall. // [IGI] 6125
San Marino, California HEHL // [Goff] M–202
Schweinfurt // [Schäfer] 222
Torino N. // [IGI] 6125
Venezia C. // [IGI] 6125
Venezia N. // [IGI] 6125
Williamstown, Massachusetts ChL // [Goff] M–202

Peuerbach, Georgius: Theoricae novae planetarum (Hain 13595)

Augsburg // [Hubay, 5] 1649
Baltimore, Maryland WArtGL // [Goff] P 1134
Berlin [Voullieme, b] 1857,3
Cambridge // [Schramm]
Chicago, Illinois NewL // [Goff] P 1134
Dresden // [Schramm]
Frankfurt/M. // [Ohly-Sack] 2351
Hannover (Kestner Museum) // [Ernst] 284
Leipzig (3 Ex.) // [Günther] 2120
London // [BMC] S.456 IB. 7872
München (2 Ex.) // [Schramm]
New Haven, Connecticut YU(T)L // [Goff] P 1134

New Haven, Connecticut YUL // [Goff] P 1134
New York City NYPL // [Goff] P 1134
New York City PML // [Goff] P 1134
Oxford // [Schramm]
Paris // [BN] P 707
Pelplin Sem. // [IBP] 4636
Poznan AA. // [IBP] 4636
Prag // [Schramm]
San Marino, California HEHL // [Goff] P 1134
Stockholm // [Collijn] 839
Torun KM. // [IBP] 4636
Wien // [Schramm]
Wroclaw // [Kocowski] 2233
Würzburg // [Hubay, 1] 1708

Regiomontanus, Johannes: Calendarium (lat.) (Hain 13775)

Augsburg // [Hubay, 5] 1765
Bamberg // [WT]
Berlin // [Voullieme, a] 1856
Buffalo (New York) // [NUC] NM 0857301
Erlangen // [WT] Inc. 321
Haag MMW (2 copies) // [IDL] 3885
Jenkintown, Pennsylvania LC(R) // [Goff] R–92
Leipzig // [Günther] 2118
London BMC // [BMC] S. 456, IA. 7877
München // [Schramm]
New Haven, Conn. YU(M)L (2, I var) // [Goff] R–92
New Haven, Conn. YU(T)L // [Goff] R–92
Nürnberg GNM // [Hellwig] 560 Inc. 13493
Oxford // [Schramm]
Paris // [BN] R 61
Providence, Rhode Island JCBL // [Goff] R–92
San Marino, California HEHL // [Goff] R–92
Stockholm // [Collijn] 605
Warszawa N (def.) (Biblioteka Narodowa) // [IBP] 4693
Washington, D.C LC(T) // [Goff] R–92
Wien // [Schramm]
Wolfenbüttel // [IG] 2301

Regiomontanus, Johannes: Dialogus (Hain 13805)

Augsburg // [Hubay, 5] 1761
Boston, Mass. BPubL // [Goff] R–104
Cambridge // [Schramm]
Cambridge, Mass. Harv.CL // [Goff] R–104
Dresden // [Schramm]
Göttingen // [Schramm]
Hamburg // [Schramm]
Krakow Czart. // [IBP] 4699
Leipzig // [Günther] 2117
London BMC // [BMC] S. 457, IB. 7885
München // [Schramm]
New Haven, Conn. YU(M)L // [Goff] R–104
New Haven, Conn. YU(T)L // [Goff] R–104
New Haven, Conn. YUL // [Goff] R–104
Nürnberg GNM // [Hellwig] 564 Inc. 33887a
Oxford // [Schramm]
Paris // [BN] R 53
Parma Pal. // [IGI] 5317
Poznan AA. // [IBP] 4699
Stockholm // [Collijn] 607
Wien // [Schramm]
Würzburg // [Hubay, 1] 1818

Regiomontanus, Johannes: Ephemerides (Hain * 13790)

Bamberg // [WT]
Budapest, Bibl. nat. // [Sajo] 2919
Budapest, Univ. (fragm.) // [Sajo] 2919
Haag MMW // [IDL] 3890
Halle // [Schramm]
Krakow Czap (def.) // [IBP] 4700
Leipzig // [Günther] 2115
London BMC // [BMC] S. 457, IA. 7879
Manchester // [Schramm]
Milano Ambr. // [IGI] 5318
Modena Est. // [IGI] 5318
München // [Schramm]
Neuburg/ Donau // [Hubay, 3] 531
Nürnberg GNM// [Hellwig] 565 Inc. 1347
Padova U. // [IGI] 5318
Paris // [BN] R 54

Perugia C. // [IGI] 5318
Roma Vall. // [IGI] 5318
Wien // [Schramm]
Wroclaw // [Kocowski] 1642 und 1643
Würzburg (2 Ex., eines davon Fragm.) // [Hubay, 1] 1814
Zwickau // [Schramm]

Regiomontanus, Johannes: Kalendarium (dt.) (Hain 13784)

Admont Stift 2303 // [Zinner]
Altenburg (Niederösterreich) Stift // [Zinner]
Berlin 1857 // [Voullieme, a]
Budapest, Bibl. nat. 1098 // 2918 [Sajo]
Edinburg Observatorium // [Zinner]
Erlangen UB // [Zinner]
Freiburg // [Sack] 2114
Gotha Landesbibliothek // [Zinner]
Graz Univ.-Bibl. // [Zinner]
Haag MMW // [IDL] 3889
Hannover Prov.-Bibl. // [Zinner]
Leipzig 2119 // [Günther]
Leningrad Öffentl. Bibl. // [Zinner]
London BMC // [BMC], S. 456/457 IA. 7888 und 7889
Manchester // [Schramm]
München Sta.bibl. // [Zinner]
Paris (2 Varianten) // [BN] R 67
Salzburg Stift St. Peter // [Zinner]
Schweinfurt // [Schäfer]
Wolfenbüttel 2303 // [IG]
Zürich Zentralbibl. // [Zinner]
Zwickau Stadtbibl. // [Zinner]

4. Die drucktechnische Analyse

Die Anzahl der noch erhaltenen Regiomontanus-Drucke sagt hinsichtlich der Aufwendungen, die der Druck erfordert, noch nicht allzu viel aus, erst eine Analyse der einzelnen Komponenten eines Druckwerkes wie Schrift/Schriftspiegel, Illustration und Wasserzeichen erlaubt, die geleistete Arbeit zu beurteilen und damit der Beantwortung der Frage „Wie ist die Leistung des Regiomontanus als Drucker zu bewerten?" näherzukommen. Ergänzend dazu wird am Ende dieses Kapitels die Berechnung einer geschätzten Auflagenhöhe vorgenommen.

Als Basis für diese Arbeit wurden von mir folgende Regiomontanus-Drucke in den angegebenen Bibliotheken eingesehen[90]:

a) humanistische Texte

Basilius Magnus: De legendis libris gentilium
Bamberg, Staatsbibl.: Inc. typ. N.II.18
Düsseldorf, UB: M. Th. u. Sch. 85
Nürnberg, Stadtbibl.: 4° Inc. 8, 4° Inc. 39 und 4° Phil 274/3
Vegius, Maphaeus: Philalethes
Bamberg: Staatsbibl.: Inc. typ. N.II.18 und Inc. typ. B.V.6.
Düsseldorf, UB: M. Th. u. Sch. 85
Erlangen: UB: Sign.: Tr. M 201
Nürnberg, Bibl. d. GNM: Inc 34.376

b) astronomische Texte

Manilius: Astronomicon
Bamberg, Staatsbibl.: Inc. typ. N.II.18
Schweinfurt, Bibliothek Otto Schäfer, OS 181
Peuerbach, Georgius: Theoricae novae planetarum
Würzburg, UB: I an M. ch. f. 212
Regiomontanus, Johannes: Calendarium (lat.)
Bamberg, Staatsbibliothek; Sign.: Inc. typ. H.II.27
Erlangen, UB: Incun. bibl. acad. Erlang. Nr. 321
Nürnberg, Bibl. d. GNM: Inc. 8° 13493
Nürnberg, Stadtbibl.: 4° Will III 842
Regiomontanus, Johannes: Dialogus
Nürnberg, Bibl. d. GMN: Inc. 4° 33887a
Nürnberg, Stadtbibl.: Will III 882 und 2° Math 3/1
Würzburg, UB: I. t. f. XL
Regiomontanus, Johannes: Ephemerides
Bamberg, Staatsbibl.: Inc. typ. H IV.22
Nürnberg, Stadtbibl.: 4° Math 512
Nürnberg, Bibl. d. GMN: 4° Inc 1347
Würzburg, UB: I. t. q. 5 und 13 an I. t. q. 6 (Fragment)
Regiomontanus, Johannes: Kalendarium (deutsch)
Erlangen, UB: Inc 528 kc
Schweinfurt, Bibliothek Otto Schäfer;

[90] Die detaillierten Beschreibungen der Drucke befinden sich im Anhang 1.

4.1. Schrift, Satz und Initialen

Schrift

Die Druckwerke des Regiomontanus sind in der Schriftart „Antiqua" gedruckt, die im wesentlichen in zwei Varianten in Gebrauch war (siehe Tafel I). Außer im deutschen Kalender wird die reine Antiquatype in allen übrigen Werken verwendet. Diese Feststellung ist von besonderer Bedeutung, da die Antiquaschrift vor Regiomontanus in Nürnberg noch nicht in Gebrauch war, somit der Beweis erbracht ist, daß die verwendeten Schriftsätze nicht von einem anderen Nürnberger Drucker übernommen worden sein können. In Deutschland hatte Adolf Rusch in Straßburg bereits 1467 eine Antiquatype verwendet, ihm folgten in Augsburg Anfang der siebziger Jahre Zainer und der Drucker des Klosters St. Ulrich und Afra, wobei Zainer als Grund für den Gebrauch angibt *„ne italo cedere videamur"*. Diese Drucker wie auch Regiomontanus haben dabei aller Wahrscheinlichkeit nach italienische Vorlagen gehabt, wenn nicht sogar Typen aus italienischen Beständen verwendet. Bei der im deutschen Kalender gebrauchten Type konnte ich feststellen, daß Regiomontanus z. B. den Buchstaben „u" in zwei Versionen benutzt und ihn entsprechend der Aussprache einsetzt (vergleichbar unserem heutigen u und v bzw. f)

Entsprechend dem Usus bei der Handschriftenproduktion setzt Regiomontanus auch bei seinen gedruckten Texten zahlreiche Abbreviaturen sowie die alten Formen für die Ziffern 4, 5 und 7 ein, die ebenfalls aus Tafel I ersichtlich sind. In den lateinischen Kalendern sind sogar die Symbole für Sternzeichen gedruckt.

Für eine zeitliche Fixierung könnte eine Untersuchung über den Einsatz der – bei Handschriften der Zeit üblichen – nicht einheitlich gebrauchten -us bzw. -s Endungen neue Erkenntnisse liefern; an dieser Stelle wurde jedoch darauf verzichtet. Stellvertretend wurden einige Beispiele aus dem Text des Basilius ausgewählt, die den unterschiedlichen Einsatz des „langen s" (im folgenden gekennzeichnet durch (s)) und des „runden s" (im folgenden nicht gekennzeichnet) am Ende eines Wortes verdeutlichen:

Auf Bl. 1^b (Z. 3): omnibu(s), (Z. 5): no(s) dagegen Bl. 1^b (Z. 4/5): (s)criptos, (Z. 5/6): delegimus, (Z. 7): (s)umus. Weitere Beispiele ließen sich anführen.

Ähnlich wechselhaft ist die Verwendung für die -us Kürzung (im Folgenden 9 als Kennzeichen für die Kürzung, sonst ausgeschrieben):
Auf Bl. 1^a (Z. 21): confirmat9, aber (Z. 22): maioribus.

Bei der Ausgabe des Vegius wird ferner eine Kürzung für quod angewendet, die in den Kalendern nicht erscheint: qd (vgl. Bl. 1^a, Z. 2 und 16).

Beim lateinischen Kalender ist die Verwendung von Kürzungen ebenfalls sehr unterschiedlich, wie man z. B. an der Schreibweise von secundus sehen

kann, das an anderer Stelle auf der gleichen Seite (Bl. 12[a]) (s)ecud9 geschrieben wird.

Das gleiche trifft auch für den Druck der Ephemerides zu. Die Ermittelung, welche Handschriften als Vorlagen für den Satz herangezogen worden sind, könnte zugleich Aufschluß darüber geben, ob die Abbreviaturen aus ihnen übernommen wurden oder ob durch entsprechende Bearbeitung der Texte die gewünschte Ebenmäßigkeit des Druckbildes erzielt wurde[91]. Obwohl Regiomontanus bemüht war, einwandfreie Texte herauszubringen, unterliefen ihm bzw. seinen Setzern doch hin und wieder kleine Rechtschreibfehler, auf die aber nicht weiter eingegangen werden soll.

Satz

Die Schriftspiegel der Texte weisen drei Varianten auf:
Basilius, Manilius, Vegius: 140 x 90 mm
Calendarium, Ephemerides: 150 x 110 mm (32 Zeilen)
Dialogus, Peuerbach: 210 x 130 mm (45 Zeilen).
Die Verlagsanzeige wurde zweispaltig auf einem Großfolio-Blatt (299 × 231 mm) gedruckt.

Drucktechnisch sehr schwierig zu realisieren waren mit Sicherheit die zahlreichen Tabellen in den Kalendern und den Ephemerides, wobei manche Eintragungen in die Gedenktafelseiten der Kalender sogar in rot gedruckt wurden, was ebenfalls für die damalige Zeit als eine Besonderheit zu gelten hat. Für die Ephemerides konnte ferner nachgewiesen werden, daß der Satz der Tafeln sich nicht nur in den Zahlenwerten, sondern auch in den Namenstagstexten für gleiche Monate verschiedener Jahre unterscheidet, womit der Nachweis erbracht ist, daß Regiomontanus für den Druck nicht nur die Zahlen austauschte, sondern den ganzen Text neu setzte bzw. setzen ließ. Als Beispiel werden nachfolgend sieben verschiedene Satz-Varianten für den Monat Dezember aufgeführt. Aus drucktechnischen Gründen muß dabei leider auf die Verwendung der im Original vorhandenen Kürzungszeichen verzichtet werden, was jedoch an dieser Stelle keine wesentliche Einschränkung bedeutet. Unter der jeweiligen Rubrik ist angegeben, welche Lage den entsprechenden Satz aufweist. Diese Tabelle läßt keinerlei Regelmäßigkeit in der Anwendung erkennen, auch zu den jeweils verwendeten Sonntagsbuchstaben läßt sich keine Beziehung herstellen.

[91] Als Einstieg hierzu sei verwiesen auf das Werk: A catalogue of incipits of medieval scientific writings in Latin. Revised and augmented edition by Lynn Thorndike and Pearl Kibre. Cambridge, Mass. 1963.

1)
Barbare uirgis
Nicolai epi
Coceptio Ma.
Lucie
Thome apo(s).
Natalis dni
Stephani
Ioanis euan.
Innocentu
Silue(s)tri
a, b, d, e, g,
h, o, q, s, v,
y, A, E, G, I

2)
Barbare uir.
Nicolai epi(s)co.
Conceptio Ma
Lucie uirgis
Thome apo.
Natalis domi
Stephani pro.
Ioannis euan.
Innocentum
Silue(s)tri pape
c, f, z, B, D, F, H

3)
Barbare uir.
Nicolai epi(s)co.
Conceptio Ma.
Lucie uirginis
Thome apo.
Natalis domi
Stephani pro.
Ioannis euan.
Innocentum
Silue(s)tri pape
l, n

4)
Barbare uirgis
Nicolai epi
Coceptio Ma.
Lucie
Thome apo(s)to.
Natalis dni
Stephani
Ioanis euan.
Innocentu
Silue(s)tri
m

5)
Barbare uir.
Nicolai epi(s)co.
Conceptio Ma.
Lucie uirgis
Thome apo.
Natalis domi
Stephani pro.
Ioannis eua.
Innocentum
Silue(s)tri pape
p, r, t, x

6)
Barbare uirgis.
Nicolai epi.
Coceptio Ma.
Lucie euange.
Thome apo(s).
Natalis dni
Stephani
Ioanis euan.
Innocentu
Silue(s)tri
c

7)
Barbare uirgis
Nicolai epi
Coceptio Ma.
Lucie
Thome apo(s).
Natalis dni
Stephaui
Ioanis euan.
Innocentu
Silue(s)tri
i, k

Hinsichtlich des Satzes der Texte bedeutsam ist ein kleiner Zettel, der in allen vier eingesehenen lateinischen Kalendern an der gleichen Stelle (vor SEQVITVR TABVLA FESTORVM MOBILIVM[92]) eingeklebt ist, doch die Besonderheit aufweist, daß der Satz und die angewandten Kürzungen (hier aus drucktechnischen Gründen aufgelöst und durch [ ] markiert) vier verschiedene Versionen liefern, die nachfolgend wiedergegeben sind:

Verum i[n] anno bi(s)(s)extili cautelis q[ui]bu(s)da[m] opus e[st]. Tunc enim no[n] (s)olum co[n]curre[n]tes (s)ed et (s)eptuage(s)ima ac quadrage(s)ima p[er] priore[m] litteram dominicale[m] accipi debent. reliqua uero om[n]ia per po(s)teriore[m]: Attame[n] quadrage(s)ima retrahe[n]da erit p[er] diem unu[m] (s)i iuxta hanc cautela[m] ad uige(s)imamquarta[m] diem Februarii aut po(s)t eam peruenerit. Q[uod] (s)i per clauem libeat inue(s)tigare memorata fe(s)ta: claui ip(s)i addenda e(s)t unitas quotiens i a[n]no bi(s)(s)extili septuage (s)ima aut quadrage(s)ima qu[a]erit[ur]. retracta item quadrage(s)ima per unu[m] die[m] (s)i i[n] uige(s)imaquarta Februarii aut po(s)t ea[m] i[n]ue[n]ta fuerit. *(Erlangen: Universitätsbibliothek, Sign.: Incun. bibl. acad. Erlang. Nr. 321)*

Verum i[n] anno bi(s)(s)extili cautelis quibu(s)dam opus e(s)t. Tuuc eni no[n] (s)olum concurre[n]tes (s)ed et (s)eptuage(s)ima ac q[ua]drage(s)ima p[er] priorem littera[m] dominicalem accipi debe[n]t. reliqua uero omnia per po(s)teriore[m]: Attame[n] q[ua]drage(s)ima retrahenda erit p[er] diem unum (s)i iuxa ha[n]c cautela[m] ad uige(s)imamquartam die[m] Februari aut po(s)t eam peruenerit. Q[uod] (s)i per clauem libeat inue(s)tigare memorata fe(s)ta: claui ip(s)i addenda e(s)t unitas quotiens i[n] anno bi(s)(s)extili (s)ep tuage(s)ima aut q[ua]drage(s)ima qu[a]erit[ur]. retracta item q[ua]dragesima p[er] unu[m] die[m] (s)i i[n] uige(s)imaq[ua]rta Februarii aut po(s)t ea[m] inuenta fuerit. *(Nürnberg: Stadtbibliothek; Sign.: 4° Will III 842)*

Veru[m] in anno bi(s)(s)extili cautelis quibu(s)da[m] opus e(s)t. Tunc enim non solu[m] concurrentes (s)ed et (s)eptuage(s)ima ac quadrage(s)ima per priorem l[itte]ram dominicale[m] accipi debnt. reliqua uero omnia per po(s)teriorem. Attamen quadrage(s)ima retrahenda erit per diem unum (s)i iuxta hanc cautela[m] ad uige(s)ima[m]quarta[m] die[m] Februarii aut po(s)t ea[m] peruenerit. Q[uod] (s)i p[er] clauem libeat inue(s)tigare memorata fe(s)ta: claui ip(s)i addenda est unita(s) quotie[n]s in a[n]no bi(s)(s)extili septu age(s)ima aut quadrage(s)ima q[uae]rit[ur]. retracta ite[m] quadrage(s)ima per unu[m] die[m] (s)i i[n] uige(s)imaquarta Februarii aut po(s)t ea[m] inue[n]ta fuerit. *(Bamberg, Staatsbibliothek, Sign.: Inc. typ. H.II.27 (Sammelband, Bll. 82–113))*

Verum in anno bi(s)(s)extili cautelis q[ui]bu(s)dam opus e[st]. Tunc enim non (s)olum co[n]currentes (s)ed et (s)eptuage(s)ima ac quadrage(s)ima p[er] priore[m] littera[m] dominicalem accipi debent. reliqua uero om[n]ia p[er] po(s)teriorem. Attamen q[ua]drage(s)ima retrahe[n]da erit p[er] diem unu[m]

[92] Da die Exemplare nicht in einheitlicher Reihenfolge gebunden wurden, wird hier keine Seitenzahl angegeben.

(s)i iuxta hanc cautela[m] ad uige(s)imamquartam diem Februarii aut
po(s)t ea[m] peruenerit. Q[uod] (s)i p[er] clauem libeat inue(s)tigare memorata
fe(s)ta: claui ip(s)i addenda e[st] unitas quotiens in anno bi(s)(s)extili (s)ep
tuage(s)ima aut q[ua]drage(s)ima q[uae]rit[ur] retracta ite[m] q[ua]drage(s)ima p[er] unu[m]
diem (s)i i[n] uige(s)imaquarta Februarii aut po(s)t eam inue[n]ta fuerit.
(Nürnberg: Germanisches Nationalmuseum; Sign.: Inc. 8° 13493)

Eine Erklärung für dieses Phänomen, bei dem es sich offensichtlich um eine Erweiterung des früheren Textes handelt, bleibt offen. Es wäre zu untersuchen, ob und wie die entsprechende Stelle in den übrigen erhaltenen Exemplaren ergänzt wurde, um Schlußfolgerungen, die die Entstehungsfrage betreffen, stärker eingrenzen zu können. Vorläufig läßt sich nur vermuten, daß diese „Addenda", die sich, was die Schrifttype anbelangt, in keinster Weise vom übrigen Text unterscheiden, zu vier verschiedenen Zeitpunkten gedruckt wurden.

Bisher wurden nur Satzvarianten besprochen, die innerhalb ansonsten identischer Exemplare nachgewiesen werden konnten. Jedoch gibt es auch solche Varianten, die auf unterschiedliche Ausgaben schließen lassen. Die beiden Ausgaben des Basilius-Textes wurden bereits im Abschnitt 3.3.2. erwähnt, größere Beachtung verdienen jedoch die Varianten der Kalender: der lateinische Kalender existiert in zwei Fassungen, der deutsche in mindestens drei. Der Unterschied zwischen den beiden lateinischen Versionen beschränkt sich lediglich auf einen einzelnen Eintrag:

	Bamberg Staatsbibl. Nürnberg Stadtbibl.	Erlangen Uni.bibl. Nürnberg, GNM
IVLIUS: 22.	Marie magdalene	(kein Eintrag)

Es würde zu weit gehen, aus dieser Tatsache zu schließen, daß es sich um eine Ausgabe handelt, die für eine bestimmte Zielgruppe, z. B. das Bistum Bamberg, hergestellt wurde. Da keine weiteren Veränderungen enthalten sind, liegt eher die Vermutung nahe, daß dieser Eintrag in einer Auflage vergessen wurde.

Zinner[93] wies bereits darauf hin, daß der deutsche Kalender in zwei Versionen existiert, die sich sogar in den Formulierungen der Texte unterscheiden. Der Absatz über „Vom waren lauff des Mondes" beginnt z. B. im faksimilierten Exemplar mit den Worten: „Des Mondes waren lauff (s)altu (s)u[e]che[n] al(s)o.", während er im Exemplar der Bibliothek Otto Schäfer, Schweinfurt, (Sign.: OS 111, Bl. 24[a]) beginnt mit: WIltu des Mondes waren lauff wissen . . .".

Diese Feststellung von Zinner konnte von mir noch weiter modifiziert werden, denn gemäß seinen Ausführungen müßte das Erlanger Exemplar des

[93] Der deutsche Kalender (wie Anm. 85), S. 9f.

deutschen Kalenders mit dem faksimilierten der Preußischen Staatsbibliothek übereinstimmen. Meine Vergleiche ergaben jedoch, daß bei den rot gedruckten Texten im Kalenderteil an mehreren Stellen in den Angaben zu „Hewmonde" und „Augstmonde" Unterschiede festzustellen sind. Zur Verdeutlichung werden nachfolgend die entsprechenden Textstellen (wiederum ohne Kürzungszeichen) wiedergegeben.

		Faksimileausgabe	Erlanger Exemplar
Hewmonde:	22.	S. Maria magdalena	(kein Eintrag)
	29.	S. Jacob zwelifpot	S. Jacob zwelfpot
Augstmonde:	10.	S. Lorentz	S. Lorentz martrer
	14.	Septem	Septe
	15.	wurtz weie	wortz weie
	28.	S. Bartholome xiipot	S. Bartolme xiipot
Herbstmonde:	29.	S. Michel	S. Michel erczengel

Eine Aussage, welche Ausführung als die „Editio princeps" anzusehen ist, erlaubt diese Gegenüberstellung jedoch nicht.

Gegenüber diesen Varianten im Satz, die auch damals nur selten von Käufern erkannt wurden, auffallender sind die Holzschnitte, die Regiomontanus als gestalterisches Element wirkungsvoll in seinen Drucken einsetzte. Die sechs durch die Einarbeitung von mathematisch-astronomischen Abbildungen verschieden gestalteten Satzspiegel im Dialogus und die Integration von 29 sich voneinander unterscheidenen Holzschnitten in das Werk des Peuerbach zeugen von hohem Können der Setzer und ästhetischem Anspruch des Herausgebers. Das Thema der Abbildungen wird im Abschnitt 4.2. (Illustration) behandelt, wo die Holzschnitte, die den Texten zur Erklärung und Illustration beigefügt wurden, im Mittelpunkt der Betrachtung stehen.

Initialen

Eine ebenso exakte Aussparung im Text wie für die Illustrationen war auch für die Initialen notwendig.

Die verwendeten Initialen weisen wie auch schon die Schrifttype eine Anlehnung an italienische Arbeiten auf. Die später „litterae florentes" oder auch „Weißlinien-Initialen" bezeichneten Formen, die Regiomontanus einsetzte[94], existierten zuvor nur in Italien in Drucken der Offizin von Sweynheym und Pannartz.[95]

[94] Ferdinand Geldner: Inkunabelkunde (Elemente des Buch- und Bibliothekswesens 5), Wiesbaden 1978, S. 75, irrt hier, wenn er behauptet: *„Die Initialen, die seit 1476 Johannes Regiomontanus in seiner Nürnberger Druckerei verwenden ließ . . ."*.

[95] Dieses Faktum entging Hans Lülfing, der in seinem Aufsatz „Johannes Regiomontanus und Erhard Ratdolt" behauptet, daß diese Initialen bei Regiomontanus erstmals auftraten. (Hans Lülfing: Johannes Regiomontanus und Erhard Ratdolt, in: Festschrift Josef Stummvoll. 2. Teil, (Museion, N.F. 2, R. 4,2). Wien 1970, S. 699–705). Die Theorie, daß Regiomontanus Ratdolt-

Die in Tafel II abgebildeten großen (d.h. 9-zeiligen) Initialen E und M zieren den Text des Basilius Magnus, im „Dialogus inter Viennensem et Cracoviensem" befinden sich die Initialen P und S, der Text des Vegius wird durch die Initialen C und Q vervollkommnet, der Astronomicon-Text enthält die Initialen C, M, I, Q und S, während die „Theoricae novae" des Peuerbach lediglich die große Initiale S aufweisen[96].

Die kleinen (d.h. 5-zeiligen) Initialen finden Verwendung im lateinischen Kalender und in den „Theoricae novae" des Peuerbach. Anstelle von Initialen stehen in der Manilius-Ausgabe meist nur Platzhalter; im Exemplar der Bibliothek Otto Schäfer sind die entsprechenden Stellen der ersten Seiten handschriftlich durch rote Lombarden ausgefüllt worden. Die Hypothese, daß Initialen geeigneter Größe demzufolge zum Zeitpunkt des Druckes des Manilius-Textes noch nicht vorlagen, erlaubt damit - entgegengesetzt zur allgemein vertretenen Meinung – die Vermutung, daß das Werk des Manilius vor dem des Peuerbach gedruckt sein könnte.

Die unterschiedliche farbliche Gestaltung (insbes. Rubrikation) sowohl des Textes (rote Auszeichnungsstriche an den Majuskeln) als auch besonders der Initialen deutet darauf hin, daß diese Arbeit nicht automatisch von der Druckwerkstatt vorgenommen wurde, sondern erst von dem späteren Besitzer bzw. auf dessen Bestellung angebracht wurde.

Geht man davon aus, daß die Initialen und Lettern erst nach Vorlage für Regiomontanus hergestellt wurden, so ist für diese Arbeit sicherlich fast ein halbes Jahr anzusetzen. Wenn also Regiomontanus im Sommer 1471 nach Nürnberg kam, so kann er kaum vor 1472 mit dem Druck begonnen haben, denn auch die zuvor notwendige Ermittlung der benötigten „Grundausstattung" an Typen und Papier bedurfte einer gewissen Zeit, die bei der Datierungsfrage einzukalkulieren ist.

4.2. Illustration und Sonderausstattung

Mehrfach wurden im vorangehenden Text bereits die Illustrationen angesprochen, mit denen die Regiomontanus-Drucke ausgestattet sind. Entsprechend den Themata der Texte wurden auch die beigefügten Holzschnitte ausgewählt. Während dem Vegius-Text in Analogie zu dem Titel „Philalethes"

'sche Initialen als Vorlage benutzt habe, wie es im Katalog der Bibliothek Otto Schäfer, S. 400 (OS 111), behauptet wird, scheint mir ebenfalls nicht haltbar, zumal keine Beweise vorliegen, daß Ratdolt vor 1476 derartige „litterae florentes" besaß.

[96] Die Initialen E und P fehlen in den Abbildungen, die in den Veröffentlichungen der Gesellschaft für Typenkunde des XV Jahrhunderts – Wiegendruckgesellschaft Band XIV 1920 (Neudruck, Osnabrück 1966) auf Tafel 1129 wiedergegeben wurden. Die Initiale E wurde ergänzt anhand einer Photographie des Erlanger Basilius-Druckes (Sign.: Tr. M. 202), die Initiale P anhand einer Ablichtung des Dialogus-Textes (Nbg, GNM, Sign.: Inc. 4° 33887a).

eine bildliche Darstellung des Zwiegesprächs zwischen Philalethes und der personifizierten „Wahrheit" (Veritas) beigegeben wurde, enthalten die astronomischen Texte Darstellungen von Sonnen- bzw. Mondfinsternissen, von Planetenlaufbahnen oder sonstige den Inhalt des Textes erläuternde und ergänzende Figuren. Die wenigen eingesehenen Exemplare erlauben nur in begrenztem Maße Aussagen über die farbliche Gestaltung der Holzschnitte von Seiten der Druckwerkstatt. Der Holzschnitt, der dem Vegius-Druck beigegeben ist, verließ vermutlich bereits coloriert die Offizin, denn die gewählten Farbtöne sind – soweit ich dies beurteilen konnte – in allen eingesehenen Exemplaren identisch. Die Finsternisse in den Kalendern und Ephemerides wurden – wenn auch bei den Ephemerides nicht durchgängig – von Hand gelb coloriert. Sehr nuanciert farblich gestaltet ist der Peuerbach-Text, der sich in der Universitätsbibliothek Würzburg befindet. Die darin enthaltenen Holzschnitte sind mit grün, gelb, schwarz und braun coloriert. Besonders hervorzuheben sind wegen ihrer besonderen Ausstattung die dem lateinischen Kalender beigegebenen „Instrumente". So ist z. B. das „Instrumentum veri motus lunae" mit zwei zusätzlichen, drehbar angebrachten Scheiben ausgestattet und das „Quadratum horarium generale" verfügt über einen beweglichen Zeiger aus Messing. Ein Nachweis, von welchem Künstler Regiomontanus die Illustrationen anfertigen ließ, existiert nicht. Inwieweit Hans Sporer d. J. dafür in Frage kommt wird im Abschnitt 5.2.4. besprochen.

4.3. Wasserzeichen

Bei dem Vergleich der in den Drucken sichtbaren Wasserzeichen mit den Vorlagen in Piccard's „Wasserzeichenkartei"[97] kristallisierten sich im wesentlichen acht Wasserzeichen heraus. Die Bestimmung konnte jedoch, da es sich um gebundene Exemplare handelte, nur innerhalb eines gewissen Toleranzbereiches vorgenommen werden. Deshalb wurde bei den nachfolgend ausgewählten Formen hauptsächlich auf die Charakteristica der entsprechenden Wasserzeichen Wert gelegt, wogegen die dazugehörige Piccard-Nummer meist nur eine von mehreren möglichen ist. Dies hat, wie ich feststellen konnte, jedoch keine Beschränkung hinsichtlich des von Piccard angegebenen

[97] Gerhard Piccard: Die Ochsenkopfwasserzeichen. Teil 1 und 3 (Veröffentl. der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg, Sonderreihe, Die Wasserzeichenkartei Piccard im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Findbuch II, 1 und 3), Stuttgart 1966; ders.: Wasserzeichen Schlüssel. (Veröffentl. der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg, Sonderreihe, Die Wasserzeichenkartei Piccard im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Findbuch VIII), Stuttgart 1979.

Ursprungsgebietes zur Folge. Alle Papiere, auch die benachbarter Nummern stammen aus Oberitalien. Da zu der fraglichen Zeit in Nürnberg auch für städtisches Schrifttum überwiegend italienisches Papier verwendet wurde, ist diese Feststellung nicht weiter verwunderlich. Als Beispiel für die Varianz der Fundorte seien die Nummern XI 338, XI 348 und XV 218, XV 221 näher betrachtet. Die Datierungen für diese Wasserzeichen liegen für alle vier Nummern in dem in Frage kommenden Zeitraum: Nr. 338: 1473–1475, Nr. 348: 1473–1481, Nr. 218: 1472–1474, und Nr. 221: 1474–78.

Als Fundorte werden folgende Namen aufgeführt:

Nr. 338: Gartach, Heidenheim a.H. Innsbruck, Würzburg, – Braunschweig

Nr. 348: Aalen, Ansbach, Bozen, Kadolzburg, Innsbruck, Lengmoos, Nürnberg, - Braunschweig, Magdeburg

Nr. 218: Augsburg, Kadolzburg, Eichstätt, Graz, Innsbruck, Wallerstein

Nr. 221: Ansbach, Augsburg, Bozen, Giengen, Gossmannsdorf (Main), Innsbruck, Kaufbeuren, Würzburg, – Calbe

Trotz dieser Problematik ist es von nicht zu unterschätzender Bedeutung, sich den Wasserzeichen zu widmen und eine Aufschlüsselung, welches Wasserzeichen in welchem Exemplar auf welcher Seite vorkommt, könnte weitere interessante Ergebnisse liefern, ähnlich wie die Untersuchung, wer außer Regiomontanus in der fraglichen Zeit gleiche Papiersorten verwendete. Auch wenn diese Aspekte hier nicht genauer untersucht werden können, werden dennoch nachfolgend unter den oben geschilderten Einschränkungen die in den eingesehenen Exemplaren nachgewiesenen Wasserzeichen unter Angabe der vermuteten Piccard-Nummer aufgeführt.

Basilius

alle Exemplare *ein* Wasserzeichen:

Piccard XV, 221 (Ochsenkopf mit Krone, einkonturiger Stange und Blume)

Vegius

alle Exemplare *ein* Wasserzeichen:

Piccard XV, 221

Manilius

1) *Piccard IV, 77* (Schlüssel)
2) *Piccard XI, 123* (Ochsenkopf mit zweikonturiger Stange mit Kreuz)
3) *Piccard XI, 231/241* (Ochsenkopf mit zweikonturiger Stange mit und ohne Maul mit Kreuz und Stern)
   (überwiegender Anteil)
4) *Piccard XV, 221* (mit und ohne Maul)

Peuerbach

1) *Piccard XI, 231/241*
2) *Piccard XI, 338* (Ochsenkopf mit zweikonturiger Stange, Kreuz und Blume)

3) *Piccard XII, 755* (Ochsenkopf mit einkonturiger Stange mit Blume (mit geom. Beizeichen Dreieck))
4) Briquet Nr. 4293[98] (Herz mit Pfeil durch)

Regiomontanus: Calendarium (lat.)
Bei diesem Werk überwiegt das Wasserzeichen
Piccard XI, 338; nur ein Exemplar hat außer diesem Wasserzeichen auf einer Seite das Wasserzeichen:
Piccard XI, 231/241
Regiomontanus: Dialogus
zwei Exemplare weisen nur das Wasserzeichen:
Piccard XI, 123 auf, während zwei weitere Exemplare neben diesem Wasserzeichen auch noch
Piccard XI, 338 enthalten.
Regiomontanus: Ephemerides
1) *Piccard XI, 123*
2) *Piccard XI, 338*
3) *Piccard XII, 755*
4) *Piccard XIII, 525* (Ochsenkopf mit zweikonturiger Stange mit Blume und Beizeichen seitlich der Stange)
Regiomontanus: Kalendarium (dt.)
Bei dem Kalender weist ein Exemplar das Wasserzeichen:
Piccard XI, 338 auf; das zweite Exemplar hat neben diesem auch das Wasserzeichen
Piccard XIII, 525.

Interessant an diesen Angaben ist, daß die Texte des Basilius und des Vegius, also die rein humanistischen, auf einer Sorte Papier gedruckt worden sind. Andererseits sind es diejenigen Werke, welche den geringsten Umfang haben.

Zum Druck der astronomischen Texte wurden die unterschiedlichsten Papiersorten verwendet, teilweise bis zu vier in einem Werk. Diese Eigenart ist jedoch, wie Haebler[99] schreibt, zur damaligen Zeit nichts Ungewöhnliches.

Zusammenfassend ergibt sich folgende Zuordnung (die Werke wurden wie folgt abgekürzt: B=Basilius, V=Vegius, M=Manilius, P=Peuerbach, C=Calendarium (lat.), D=Dialogus E=Ephemerides, K=Kalendarium (dt.)):

[98] C.M. Briquet verzeichnet diese Wasserzeichen (Coeur) unter der Nr. 4293 und gibt als Zuordnung Hirschberg 1474 sowie Innsbruck an. (C.M. Briquet: Les Filigranes. 2. Bd. Genève 1907).
[99] Konrad Haebler: Handbuch der Inkunabelkunde, Leipzig 1925, S. 38.

	B	V	M	P	C	D	E	K
Piccard IV, 77:			X					
Piccard XI, 123:			X			X	X	
Piccard XI, 231/241:			X	X	X			
Piccard XI, 338:				X	X	X	X	X
Piccard XII, 755:				X			X	
Piccard XIII, 525:							X	X
Piccard XV, 221:	X	X	X					
Briquet 4293:				X				

4.4 Umfang und Auflagenhöhe

Im Abschnitt 3.3.2. wurde eine Aufstellung von heute noch existierenden Druckwerken des Regiomontanus vorgenommen. Die nachstehende Tabelle gibt die Anzahl der *nachgewiesenen* erhaltenen Exemplare wieder. Da von zahlreichen Bibliotheken keine gedruckten Inkunabelkataloge vorliegen, kann es sich hierbei nur um eine unvollständige Erfassung handeln. Demnach repräsentieren die Zahlen untere Grenzwerte, die meiner Ansicht nach um ca. 25% erhöht werden können.

Werk	Anzahl
Anzeige: 1 Bl., Großfolio	3
Basilius, 10 Bll., 4°	29
(Ausgaben aspernates u. aspnates addiert)	
Vegius, 12 Bll., 4°	26
Manilius, 72 Bll., 4°	24
Peuerbach, 20 Bll., 2°	29
Regiomontanus, Calendarium (lat.), 32 Bll., 4°	23
Regiomontanus, Disputationes, 10 Bll., 2°	24
Regiomontanus, Ephemerides, 448 Bll., 4°	27
Regiomontanus, Kalendarium (dt.), 30 Bll., 4°	24

Diese Werte geben mir Anlaß zu der Vermutung, daß wohl mit einer Auflagenhöhe von 100 Exemplaren gerechnet werden kann; ein Verlust von 2/3 im Laufe der Jahre erscheint durchaus realistisch, zumal es sich größtenteils um Bücher handelte, die starker Benutzung ausgesetzt waren (Kalender) und wohl auch nach Ablauf ihrer Gültigkeit größtenteils vernichtet wurden.

Ein weiterer Grund, von einer Auflagenhöhe von 100 Exemplaren auszugehen, ist der wirtschaftliche Aspekt. Der Arbeitsaufwand, der z. B. für die Ephemerides notwendig war, hätte sich wohl kaum für eine kleine Auflage gelohnt ebenso wie der Druck der nur 10–12 Blätter umfassenden humanistischen Drucke.

Eine Auflagenhöhe von 1000 Stück, wie sie Hermann Schedel in seinem Brief an Hartmann Schedel[100] schildert, halte ich im Hinblick auf die zum Druck zur Verfügung stehende Zeit für unwahrscheinlich. Die nachfolgend angestellten Berechnungen verifizieren diese Meinung.

Bei einer Auflagenhöhe von 100 Exemplaren, ergeben sich für die Zahl der zu druckenden Seiten folgende Werte:

Werk	Seiten
Anzeige: 1 Bl.(einseitig bedruckt, Großfolio)	100
Basilius , 10 Bll., 4°	4000
(je 100 pro Ausgabe aspernates bzw. aspnates)	
Vegius, 12 Bll., 4°	2400
Manilius, 72 Bll., 4°	14400
Peuerbach, 20 Bll., 2°	4000
Regiomontanus, Calendarium (lat.), 32 Bll., 4°	6400
Regiomontanus, Disputationes, 10 Bll.[101], 2°	1800
Regiomontanus, Ephemerides, 448 Bll.[102], 4°	84600
Regiomontanus, Kalendarium (dt.), 30 Bll., 4°	6000

Als Summe erhält man: 123.700 zu druckende Seiten!

Für die Kürze der Zeit eine beachtliche Leistung!

Wie konnte Regiomontanus diesen Umfang in der ihm zur Verfügung stehenden Zeit realisieren?

Regiomontanus kam, wie bereits erwähnt wurde, im Frühjahr/Sommer 1471, genauer gesagt zwischen dem 15. März und dem 2. Juni, nach Nürnberg. Zwischen dem 23. Februar und 26. September 1472 tätigte er keine Himmelsbeobachtung. Er setzte sie an diesem Tag fort mit der Bemerkung: *„mediocris propter novum adventum ex Italia"*[103]; d.h. er hielt sich im Jahre 1472 für circa ein halbes Jahr in Italien auf. Vom 28. Juli 1475 stammt die letzte Beobachtung des Regiomontanus in Nürnberg. Wann er jedoch Nürnberg endgültig verlassen hat, darüber existiert kein Nachweis.

Sein Aufenthalt in Nürnberg beschränkt sich demzufolge auf ca. 3 1/2 Jahre (1/2 J. 1471; 1/2 J. 1472; 1 J. 1473 u. 1474; 1/2 J. 1475). Das erste halbe Jahr war vermutlich damit ausgefüllt, Materialien zu beschaffen (Typen, Papier, Presse

[100] *„Kalendarium novum super vero motu luminarium solis et lune impressit ad numerum ut dicitur mille, nec est, qui viderit, demptis impressoribus."* Joachimsohn (wie Anm. 29), Brief Nr. 94, S. 197. Dazu vgl. auch Zinner (wie Anm. 20), S. 171.

[101] Hier ist von der angebenen Blattanzahl 1 Blatt abzuziehen, da dieses in allen Exemplaren leer ist.

[102] Hier sind 25 Blätter abzuziehen, da auf diesen (als Beginn eines neuen Jahres) nur handschriftlich die entsprechende Jahreszahl vermerkt ist.

[103] Zitiert aus: Joannis de Monteregio et Bernardi Waltheri eius discipuli ad solem observationes. Faksimileausgabe in Schmeidler (wie Anm. 79), S. 627.

etc.) sowie den (oder die) für den astronomischen Druck versierten Setzer einzuarbeiten.

Die 123.700 Seiten wurden also in ca. 3 Jahren (rund 900 Tagen[104]) gedruckt, dabei ist zu berücksichtigen, daß die Kalender in rot und schwarz gedruckt wurden, d.h. zwei Druckvorgänge notwendig waren. Demnach ergibt sich, daß pro Tag 1 bis 2 Seiten gesetzt und 100 mal gedruckt wurden. Dies halte ich für einen durchaus realistischen Wert, der, bedenkt man den umfangreichen Aufwand, den der gesamte Druck erforderte (Setzen des Textes, Vorbereitung des Papiers, Auftragen der Farbe, Drucken, Nachbereitung – um nur einige Arbeiten zu nennen)[105], die Vermutung nahe legt, daß Regiomontanus nicht allein gearbeitet hat. Im Abschnitt 5.2. wird auf mögliche Mitarbeiter bzw. Geschäftspartner näher eingegangen.

5. Die Druckerei

Den Berechnungen zufolge muß eine voll eingerichtete Offizin zur Verfügung gestanden haben, da sich eine derart umfangreiche Produktion nicht „im Hinterstübchen" ausführen läßt. Um weitergehende Ergebnisse zu erhalten, müssen alle dem „Geschäftbetrieb" zuzuordnenden Fakten gesammelt und ausgewertet werden. Den einzelnen Komponenten werden die nächsten Abschnitte gewidmet.

5.1. Lage und Finanzierung

In der Literatur ist die Rede davon, daß Regiomontanus ein Haus, in dem sich vermutlich auch die Druckerei befand, in der Kartäusergasse bewohnt haben soll[106]. Pilz behauptet, daß Regiomontanus in einem Haus am Hauptmarkt gewohnt habe, das nicht identisch ist *„mit dem Haus seiner Druckerei in der Vorderen Kartäusergasse"*[107]. Es könnte sich dabei möglicherweise um das Haus Bernhard Walthers gehandelt haben, für den der Besitz eines Hauses am Hauptmarkt bezeugt ist.

Neben der erwähnten finanziellen Unterstützung durch den ungarischen König soll Regiomontanus auch von den Nürnbergern besoldet worden sein, wie es der Weltchronik des Hartmann Schedel zu entnehmen ist[108]. Diese

[104] Für weitergehende Berechnungen frei gewählte Schätzung (unter Berücksichtigung von Sonntagen).

[105] Zum Aufwand vgl.: Geschichte der Druckverfahren. Tl. II: Claus W. Gerhardt: Der Buchdruck (Bibliothek des Buchwesens 3). Stuttgart 1975.; insbes. die Seiten 24–59: Drucken im 15. Jahrhundert.

[106] Vgl. Zinner (wie Anm. 20), S. 172, der jedoch die von Murr stammende Behauptung mit gewissen Zweifeln wiedergibt.

[107] Pilz (wie Anm. 84), S. 64 u. 65

[108] Vgl. Hartmann Schedel: Weltchronik. Faksimile-Druck. Lindau (1988), Bl. CCLV und Zinner (wie Anm. 20), S. 170.

Behauptung ist – auch wenn keine Beweise vorliegen – durchaus glaubwürdig. Nürnberg war zur damaligen Zeit aufgrund seiner Handelsbeziehungen eine der fortschrittlichsten Städte. Die „internationalen" Kontakte förderten auch das geistige Leben der Stadt; Patriziersöhne gingen in der Regel zum Studium nach Italien. Die Vorrangstellung in der Instrumentenherstellung und die Wertschätzung der Astronomie durch bedeutende Bürger der Stadt waren nicht nur für Regiomontanus von Wichtigkeit. Es wäre eine eigene Untersuchung wert, persönliche Kontakte von Nürnbergern zu Bürgern anderer Länder aufzuzeigen, um damit die engen Verflechtungen zu verdeutlichen, die zur damaligen Zeit bestanden. Nachfolgend sollen nur einige wenige dieser Kontakte beleuchtet werden, um mögliche Geschäftspartner des Regiomontanus feststellen zu können.

5.2. Mögliche Geschäftspartner

Daß Regiomontanus sein Geschäft nicht im Alleingang betrieben haben kann, ist durch die vorangegangenen Untersuchungen klar geworden. Doch wer kam als Partner in Frage? In den bisherigen Untersuchungen wurde bereits verschiedentlich (humanistische Texte, Papier, Schrifttypen und Initialen) auf mögliche Beziehungen nach Italien hingewiesen; diesem Aspekt soll neben den Nürnberger Kontakten die größte Aufmerksamkeit gelten.

5.2.1. Bernhard Walther

Der am häufigsten in Verbindung mit Regiomontanus genannte ist Bernhard Walther. Leider gibt es keine Beweise, was die Rolle Bernhard Walthers anbelangt. Während Günther 1896 in der Allgemeinen Deutschen Biographie (kurz: ADB), S. 97, noch behauptete, Walther sei in Nürnberg geboren und hätte einem *„Geachteten, rathsfähigen Bürgergeschlechte"* angehört, geht Pilz (wie Anm. 84), S. 93/94, 1977 von der These aus, daß Walther zu Memmingen geboren sei und er erst 1467 [also 37-jährig] Nürnberger Bürger geworden sei. Seiner Meinung nach war Bernhard Walther ein Kaufmann und ein Hobby-Astronom. Seit 1469 soll er in Nürnberg als Faktor der Gebrüder Hanns und Erhard Vöhlin-Handelsgesellschaft in Memmingen-Augsburg tätig gewesen sein. 1498 kam es zur Vereinigung der Vöhlinschen Gesellschaft mit den Welsern, in deren Dienst dann Walther übertrat und deren Nürnberger Filiale er bis zu seinem Tod 1504 leitete. Damit werden auch durch Walther Kontakte nach Italien, insbesondere Mailand und Venedig sichtbar, denn sowohl die Welser als auch die Vöhlin *„erscheinen bereits im ersten Verzeichnis der Mieter von Kammern in diesem großen deutschen Kaufmannsheim* [d. i. Fondaco dei Tedeschi in Venedig]"[109].

[109] Johann Michael von Welser: Die Welser, Bd. 1, Nürnberg 1917, S. 67.

Über das Zusammentreffen von Regiomontanus und Walther ist nichts bekannt, auch die Ansichten, wer wen förderte, sind konträr: heißt es im allgemeinen, daß Walther der Mäzen des Regiomontanus war, so findet sich doch auch gegenteilige Aussage. Zinner und Pilz verneinen eine finanzielle Unterstützung der Druckerei durch Walther[110]. Einem Aufsatz von Siegfried Bachmann über Johannes Werner ist zu entnehmen, daß Regiomontanus für Walther tätig war, denn er schreibt[111]: *„In Nürnberg förderten ihn [Werner] . . . Willibald Pirckheimer, . . . und Bernhard Walther, dem Regiomontan eine Sternwarte, eine mechanische Werkstätte und Druckerei eingerichtet hatte.“* Es ist anzunehmen, daß sich die Beziehung zwischen Walther und Regiomontanus aufgrund gemeinsamer Interessen als echte Partnerschaft gestaltete, die durch unterschiedliches Vermögen der beiden Partner (bei Walther materieller Art, bei Regiomontanus ideeler Art) von gegenseitiger Förderung geprägt war und somit die beiden Männer zu immer neuen Leistungen anspornte. So halte ich es durchaus für möglich, daß Walther sich aktiv an den Arbeiten des Regiomontanus beteiligte, sowohl an seinen astronomischen Beobachtungen als auch an der Leitung seiner Werkstätten. Es wäre auch denkbar, daß Walther - zumal er immer wieder als Schüler und Mitarbeiter des Regiomontanus Erwähnung findet – derjenige war, dem im Auftrage des Regiomontanus die Lieferung von Materialien zur Ausstattung der Druckerei von Italien nach Nürnberg oblag (aufgrund seiner Tätigkeit für die Vöhlinsche Handelsgesellschaft verfügte er mit Sicherheit über entsprechende Kenntnis und Kontakte). Eine Beurteilung der Aussage, daß Walther den gesamten Nachlaß (Bibliothek und Geräte) des Regiomontanus zu gleichen Teilen von den Erben des Regiomontanus und von Conradus Scherpp gekauft hat[112], ist erst durch eine gründliche Untersuchung damaliger Rechtsverhältnisse möglich, was über die Thematik dieser Arbeit hinausgehen würde.

Die angesprochenen Kontakte von Nürnbergern nach Italien führen zu der Frage: Bestanden Beziehungen zu Konrad Sweynheym und Arnold Pannartz?

5.2.2. Konrad Sweynheym und Arnold Pannartz

Auf die Annahme, daß zwischen Regiomontanus und diesen beiden Druckern eine Verbindung bestehen könnte, kam ich durch F. Geldner, der sich in seiner „Inkunabelkunde“ (wie Anm. 94) auch mit dem Thema der gedruckten Initialen befaßt und in diesem Kapitel von den Regiomontanus-

[110] Pilz (wie Anm. 84), S. 64; Zinner (wie Anm. 20), S. 176

[111] Siegfried Bachmann: Johannes Werner. Kaiserlicher Hofkaplan, Mathematiker und Astronom zu Nürnberg als Chronist der Jahre 1506 bis 1521, in: Bericht des Historischen Vereins für die Pflege der Geschichte des ehemaligen Fürstbistums Bamberg 102(1966), S. 315–337.

[112] Zinner (wie Anm. 20), S. 245/246 und Pilz (wie Anm. 84), S. 63. Pilz ergänzt, daß dieser Kauf auf Veranlassung des Nürnberger Rates getätigt wurde.

Initialen ausgehend über die Ratdolt-Initialen überleitet zu der folgenden Aussage[113]: *„In Rom verwendeten schon 1471 die „italienischen Erstdrucker" Konrad Sweynheym und Arnold Pannartz ebenfalls Rankenwerk-Initialen, weiß in schwarz gedruckt."* Im Kapitel „Preise" werden die drei Drucker erneut in Verbindung gebracht; dort heißt es[114]: *„Diese Formulierungen beweisen eindeutig, daß Sweynheym und Pannartz nicht eine Liste schon gedruckter Bücher, sondern ein Verlagsprogramm (wie einige Jahre später Johannes Regiomontanus) veröffentlicht haben."*

Neben diesen beiden Hinweisen gibt auch die von Regiomontanus verwendete Antiquaschrift einen deutlichen Hinweis auf italienischen Einfluß bei der Auswahl seiner Typen. Da es das erste Mal ist, daß in Nürnberg in dieser Schrift gedruckt wird, kann die Vermutung, daß Regiomontanus an Lettern-sätzen anderer Nürnberger Drucker, z. B. denen Kobergers, partizipierte, zurückgewiesen werden. Andererseits erhärtet sich dadurch die These, daß es zu einer möglichen Zusammenarbeit mit Sweynheym kam, denn die Antiqua, deren Ursprung und Verbreitung im wesentlichen in Italien liegt[115], findet erstmalig in Druckwerken der deutschen Drucker Konrad Sweynheym und Arnold Pannartz Verwendung.

Diese Fakten veranlaßten mich, dem Leben und Umfeld von Konrad Sweynheym und Arnold Pannartz verstärkt Beachtung zu schenken.

Konrad Sweynheym, vermutlich aus Schwanheim bei Frankfurt stammend, *„ist wahrscheinlich identisch mit dem „cunradus de Swanheim", der im SS 1455 an der Universität Erfurt immatrikuliert wurde* [sic! – er kannte also Roder]. *Nach Beendigung seiner Studien hat er wohl bis zum Oktober 1462 in der Fust-Schöfferschen Offizin die Buchdruckerkunst erlernt."*[116] Ob Arnold Pannartz ebenfalls aus der Umgebung von Mainz stammt, ist nicht erwiesen; auch wann und wo sich die beiden Drucker kennenlernten und ihre gemeinsame Arbeit beschlossen, ist nicht bekannt. Ab 1465 hielten sie sich in Subiaco in der Nähe Roms auf, wo auch ihre ersten Druckwerke erschienen. Geldner weiter: *„Als Vermittler* [Sweynheyms nach Italien] *hat wohl der große deutsche Kardinal Nikolaus von Cues gewirkt,. . ."*. Schon bald (1466/1467) ziehen Sweynheym und Pannartz nach Rom um, wo sie sich um Umfeld von Pietro und Francesco de Massimi aufhalten. Ihr *„Verlagsdirektor"*[117] in dieser Zeit war Giovanni

[113] Geldner (wie Anm. 94), S. 76.

[114] Geldner (wie Anm. 94), S. 172.

[115] *„Auf deutschem Boden benutzte sie erstmalig der Straßburger Drucker Adolf Rusch im Jahre 1468."* Zitat Mummendey (wie Anm. 21), S. 40.

[116] Ferdinand Geldner: Die deutschen Inkunabeldrucker. Bd. 2: Die fremden Sprachgebiete, Stuttgart 1970, S. 29.

[117] Vgl. Wilhelm Nikolay: Der Sekretär des Kardinals Nikolaus von Cues, Johannes Andreas Bussi und die ersten deutschen Drucker in Rom, in: Der Bibliophile. Beilage zu „Das Antiquariat", IV. Jg., 6 (10.6.1953) S. 175–176.

Andrea Bussi[118], der die Werke auswählte, die bei Sweynheym und Pannartz zum Druck kommen sollten. Zwei erhaltene Verlagsanzeigen, von denen eine in Form einer Abschrift durch Hartmann Schedel überliefert worden ist[119], geben einen Überblick über ihre umfangreiche Produktion, die auch zu einem Großteil antike Schriftsteller beinhaltet. Diesem Charakteristikum geht M. D. Feld in zwei Aufsätzen[120] nach und kommt dabei zu der Überzeugung, daß die Auswahl der Schriften orientiert ist an dem Werk Leonardo Brunis „De studiis et litteris"[121] und daß Hartmann Schedel möglicherweise derjenige ist, der eventuell sogar in Zusammenarbeit mit Bernhard Walther die „kaufmännische" Verbindung zwischen Regiomontanus und Sweynheym/Pannartz vermittelt hat, während Bessarion und Leon Battista Alberti[122] wohl eher auf „wissenschaftlich-technischer" Basis in Kontakt zu den drei Druckern standen.

Da dieser Aspekt von so eminenter Bedeutung ist, möchte ich hier die Gedanken, die Feld zu diesem Ergebnis führten, kurz wiedergeben: Ansatzpunkt für seine Überlegungen sind die „konstruierten Buchstaben", durch die sich die Initialen von Sweynheym/Pannartz, Regiomontanus und Ratdolt auszeichnen[123]. Die Tafel V gibt die außerordentliche Ähnlichkeit zwischen den von Sweynheym/Pannartz verwendeten Initialen und denen des Regiomontanus wieder. Daß Sweynheym und Pannartz diese Initialen nur sporadisch (!) in Suetons „Vitae Caesarum" anwendeten, veranlaßt Feld zu der Vermutung, daß es sich um einen – wie er es nennt *„trial run"* (Versuchslauf) – handelt, bei dem die für Regiomontanus von Damiano da Moille nach Vorlagen von Alberti geschnittenen Initialen geprüft werden sollten. Hartmann Schedel habe, so Feld, die Beschaffung der „Antiqua"-Schriftsätze bei Sweynheym und Pannartz im Auftrage von Regiomontanus in die Wege geleitet, den „Probelauf" beaufsichtigt und die Versendung nach Nürnberg veranlaßt. Zu dieser

[118] * 1417 in Vigenano bei Pavia, † 1475 in Rom. 1458 Sekretär des Nikolaus von Cues, 1461 Bischof von Aceia (Corsika), 1464 Bischof von Aleria. Seit 1471 Bibliothekar der Vatikana, ab 1472 päpstlicher Sekretär. Selbst Besitzer einer großen Bibliothek.

[119] Burger (wie Anm. 50), Tafel 6.

[120] Feld (wie Anm. 20) und M. D. Feld: Constructed letters and illuminated texts: Regiomontanus, Leon Battista Alberti and the origins of roman type, in: Harvard Library Bulletin 28,4(1980), S. 357–379.

[121] Vgl. die Bemerkungen die im Abschnitt 3.3.1. zum Basilius Text gemacht wurden.

[122] Leon Battista Alberti (1404–1472), ital. Künstler und Gelehrter. Ist einer der Bahnbrecher der modernen Architektur, hauptsächlich unter Anlehnung an die römische Antike.

[123] Arthur M. Hind weist in seinem Werk „An introduction to a history of woodcut" Bd. 2, London 1935, S. 398, außerdem auf die anhand von eigenen Vergleichen festgestellte enge Ähnlichkeit zu den von Georgius Teutonicus, Sixtus Riessinger und Oliverius Servius zwischen 1481 und 1484 in Rom benutzten Initialen hin und äußert dabei die Vermutung, daß es sich bei den Initialen von Regiomontanus um Metallabgüße der in Holz geschnittenen Originale handeln könnte.

Annahme wird er dadurch geführt, daß 1) ein Aufenthalt Schedels in dem fraglichen Zeitraum in Rom belegt ist, 2) Schedel eine handgeschriebene Preisliste der in diesem Zeitraum von Sweynheym und Pannartz gedruckten Werke besaß[124], und 3) Schedel im Besitz der Abschrift eines Musterbuches über Buchstabenformen da Moilles war[125], das später (1480) unter dem Titel „Ars Alphabeticum" gedruckt wurde.

Drei Punkte möchte ich in diesem Zusammenhang noch ergänzen, die die Beziehung Regiomontanus zu Sweynheym und Pannartz erhärten:

- Die finanziellen Schwierigkeiten, in denen sich Sweynheym und Pannartz gerade zu dieser Zeit befanden, könnten sie veranlaßt haben, Materialien aus ihren „Werkstattbeständen" zu verkaufen, da ihre Werke, wie aus der Bittschrift an Papst Sixtus hervorgeht, bereits gedruckt vorlagen.[126]
- „. . . *Hermann Schedel hat schon 1471 in Nürnberg einen Caesar von einem Bernardus de Merdingen gekauft, der als Angestellter der römischen Druckerei [von Sweynheym und Pannartz] bezeichnet wird.*" (Zitat Haebler (wie Anm. 99), S. 146)
- Eine Ausgabe der Cosmographia von Ptolemaios nebst Karten, wie sie Regiomontanus in seiner Verlagsanzeige ankündigte, wurde 1478 in Rom gedruckt[127]. Es heißt, daß Konrad Sweynheym nach seiner Trennung von Pannartz die Ausarbeitung der dafür notwendigen Holzschnittdiagramme und 27 großen Kupferstichen „nicht nur als Kupferstecher, sondern durchaus auch als Gelehrter"[128] übernahm und daran bis zu seinem Tode[129] arbeitete. Da die Trennung von Pannartz spätestens 1473 vollzogen wurde, gelange ich zu der Vermutung, daß Regiomontanus Sweynheym möglicherweise als Mitarbeiter nach Nürnberg „engagiert" haben könnte, infolge des Todes von Regiomontanus Sweynheym aber dann wieder nach Rom kam, wo er 1477 starb. Dieser Theorie widerspricht auch der von Velke im

[124] Geldner (wie Anm. 94), S. 173, vertritt die Meinung, daß die Liste von einem gedruckten Verlagsprogramm, das ein Buchführer eventuell auf der Nördlinger Messe mit sich führte, von Schedel abgeschrieben wurde.

[125] Die Handschrift befindet sich laut Feld in der Staatsbibliothek München.

[126] Näheres dazu z. B. bei Kl. Löffler: Die ersten deutschen Drucker in Italien. Sonderabdruck aus den Histor.-polit. Blättern f. d. kath. Deutschland 143,1(1909), S. 21 ff.

[127] Ob Pannartz, den Pallmann (ADB 25, S. 122) gleichsetzt mit dem Drucker Arnold Bucking, der Drucker war, scheint mir fraglich.

[128] Zitat Haeblers in Geldner (wie Anm. 116), S. 44.

[129] Unterschiedlich sind die Angaben zu dessen Todesjahr: Pallmann, ADB 25, S. 122, meint 1475, während Löffler (wie Anm. 126), S. 26, 1477 vertritt, was durch einen Eintrag in der Chronik des St. Viktorstiftes in Mainz, wo Sweynheym eine Präbende erhalten hatte, belegt zu sein scheint (vgl. Wilhelm Velke: Zur frühesten Verbreitung der Druckkunst. 1. Von Mainz nach Eltville, in: Festschrift zum 500jährigen Geburtstage von Johannes Gutenberg, hg. v. Otto Hartwig. Mainz 1900, S. 323–346).

oben zitierten Werk (wie Anm. 129) erwähnte Chronikeintrag nicht, den er wie folgt interpretiert:
„Wir . . . können aber daraus, daß der Todestag, wie sonst in der Handschrift durchweg, nicht angegeben wird, schließen, daß Sweynheym zum Genuß der Präbende nicht nach Mainz selbst zurückgekehrt, sondern in Rom . . . geblieben ist."

Den Abschluß der Betrachtungen möge ein Zitat aus dem von Domitius Calderinus verfaßten Vorwort des Druckes der Cosmographia des Ptolemaios bilden, das die Leistung Sweynheyms würdigt[130]:

„Subinde mathematicis adhibitis uiris quemadmodum tabulis eneis imprimerentur edocuit triennioque in hac cura consumpto diem obiit."

Offen bleiben die Fragen, ob Regiomontanus zu den Mathematikern zählte und ob sich die 3 Jahre möglicherweise aus zwei Jahren Nürnberg und einem Jahr Rom zusammensetzten?

5.2.3 Hermann und Hartmann Schedel

Der von Feld aufgeworfenen Vermutung, daß Hartmann Schedel möglicherweise als „Agent" an der Druckwerkstatt des Regiomontanus teilhatte, soll im folgenden nachgegangen werden. Im Verlauf dieser Abhandlung fand Hartmann Schedel bereits mehrfach Erwähnung (u. a. im Zusammenhang mit der Auflagenstärke der Regiomontanus-Drucke, als Berichterstatter einer Besoldung des Regiomontanus durch Nürnberger sowie als Besitzer von Regiomontanus-Drucken). Hartmann Schedel (1440–1514) wie auch sein Vetter Hermann Schedel (1410–1485) waren beide Ärzte. Ihre frühhumanistische Gesinnung und das sich aus ihrem Beruf heraus ergebende Interesse an astrologisch-astronomischen Wissen, das insbesondere Hartmann für seinen Beruf unerläßlich schien (*„Der Arzt, der die Astrologie ignoriert, verdient nicht Arzt genannt zu werden, sondern Feind der Natur. Niemand sollte sich ihm anvertrauen."*[131]) waren Ursache ihrer Bibliophilie. Die Bestände ihrer Bibliotheken bildeten den Grundstock der Bayerischen Staatsbibliothek, darunter auch fast alle Drucke aus der Werkstatt des Regiomontanus:
das Verlagprogramm,
Basilius „De legendis libris",
Vegius "Philalethes",
Peuerbach „Theoricae novae",
Regiomontanus „Dialogus",
Regiomontanus „Ephemerides".

[130] Zitiert nach Geldner (wie Anm. 116), S. 44.
[131] Zitiert nach O. Meyer: Hartmann Schedel, in: Otto Meyer: Varia Franconiae Historica. Bd. II. Würzburg 1981, S. 788–806.

Das „Astronomicon" des Marcus Manilius (ursprünglich zusammen mit Basilius und Vegius)[132] und der deutsche bzw. lateinische Kalender des Regiomontanus sind nach Staubers Belegen nicht mehr in den Beständen vorhanden, gehörten aber in die Schedelsche Bibliothek.

Abschriften der Ephemerides des Regiomontanus wurden von Hartmann Schedel im Jahre 1475 angefertigt[133] und auch die Verlagsanzeige wurde, wie bereits erwähnt, von ihm abgeschrieben. Der Grund für diese Abschriften ist nicht ersichtlich. Ein Vergleich der von Regiomontanus veröffentlichten Verlagsanzeige mit den Beständen der ehemaligen Schedelschen Bibliothek ergibt zusätzliche Gemeinsamkeit. Die Frage, ob Schedel diese Werke aus dem Nachlaß kaufte (der gesamte Nachlaß des Regiomontanus befand sich bis zum Tode Walthers (19. Juni 1504) in dessen Händen und kam danach für Jahre unter die Obhut von dessen Testamentvollstreckern) oder ob Hermann bzw. Hartmann Schedel eventuell auch Texte aus ihrer Bibliothek zum Druck zur Verfügung stellten, muß vorerst offen bleiben. Ein persönlicher Kontakt ist jedenfalls durch den Brief Hermann Schedels an Hartmann Schedel aus dem Jahre 1473 belegt:

> *„Cum hijs diebus omen bonum consecutus essem cum magistro Jo[anne] Küngsperg, doctor et patrue colendissime, et de diversis loqueremur, donec nox ipsa tenebrosa nos segregaret, inter cetera indicimus in stilum conciliatoris nostri de hijs terminis: . . .".*[134]

Es wäre also durchaus denkbar, daß Hermann und Hartmann Schedel ein Interesse daran hatten, daß in Nürnberg, jener Stadt, die wie Regiomontanus es formuliert hatte, quasi das Zentrum Europas bildete, neben den bestehenden auch eine Druckerei für „naturwissenschaftlich/humanistische" Texte eingerichtet wird, damit auch hier Bücher, die bislang in Italien besorgt werden mußten, hergestellt werden könnten. Insbesondere Hartmann Schedel hatte diese „wissenschaftliche Versorgungslücke" erkannt. Die 1493 erschienene „Weltchronik" ist ein Beweis dafür, daß Hartmann Schedel bestrebt war, Wissen in Form von gedruckten Büchern zu veröffentlichen. Wäre seine bei Koberger gedruckte „Weltchronik" in der Offizin des Regiomontanus erschienen, wenn dieser noch gelebt hätte? Wie intensiv seine Kontakte zu Sweynheym waren, ist nicht nachzuvollziehen, doch die oben aufgeführten

[132] Richard Stauber erachtet diese drei Texte als nicht mehr nachweisbar, (Richard Stauber: Die Schedelsche Bibliothek (Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte. 6,2–3), Freiburg/Brsg. 1908, S. 105). Meiner Ansicht nach könnte es sich bei dem von ihm auf S. 222 erfaßten Band (Vegius, beigebunden l. M. Basilius) um zwei der vermißten Stücke handeln.

[133] Stauber (wie Anm. 132), S. 137: Cod. Msc. 147 in Scrinio 4° der Stadtbibliothek in Hamburg und Clm. 468a.

[134] Joachimsohn (wie Anm. 29). Brief Nr. 94, S. 196.

Fakten unterstützen die These, daß Hartmann Schedel die Bestrebungen des Regiomontanus unterstützte und für ihn aufgrund seiner Kontakte tätig geworden ist.

5.2.4. Erhard Ratdolt, Konrad Scherpp, Hanns Sporer d. J. und Michael Wolgemut

Wer Regiomontanus als Setzer oder anderweitiger handwerklicher Mitarbeiter zur Seite stand, ist unbekannt. Auch für die in der älteren Literatur als Mitarbeiter genannten Erhard Ratdolt, Hans Sporer d. J., Konrad Scherpp und Michael Wolgemut konnten keine Beweise erbracht werden. Auch wenn der Aufenthalt dieser Kunsthandwerker in Nürnberg in der fraglichen Zeit nachgewiesen ist, muß es nicht notwendigerweise zu einer Zusammenarbeit mit Regiomontanus gekommen sein. Teilweise wird sogar deren Beteiligung an der Produktion der Offizin des Regiomontanus verneint. So schreibt z. B. Robert Diehl in seiner Monographie über Ratdolt[135]: „ . . ., *denn die zuweilen geäußerte Vermutung, er [Ratdolt] habe in Nürnberg in der Offizin des Astronomen und Druckers Regiomontan gearbeitet, stützt sich auf nichts anderes als auf die offenbare Vorliebe, die er in seiner späteren druckerischen Tätigkeit für astronomische und mathematische Werke an den Tag gelegt hat.*"

6. Tradierung der Drucke des Regiomontanus

Welch enorme Vorreiterrolle Regiomontanus im Hinblick auf den weiteren Druck naturwissenschaftlicher Texte eingenommen hat, wird erst dadurch deutlich, wenn man auch den Nachfolge-Drucken Beachtung schenkt. Mit seiner Idee, den Schwerpunkt seiner Druckproduktion auf astronomische Texte zu legen, löste Regiomontanus einen Produktions- und Nachfrageaufschwung aus, der aus heutiger Sicht nur schwer zu erfassen ist. Überall bemühten sich in der Folgezeit Drucker darum, astronomische und mathematische Texte von Regiomontanus und auch anderen Autoren zu drucken. Über die „Theoricae novae" des Peuerbach sagt Zinner[136]: „*Seitdem erlebte es bis 1653 noch 56 Auflagen und wurde das beliebteste Lehrbuch des 16. Jahrhunderts*".

Ähnliches gilt für die „Disputationes", für die sich bis 1596 lt. Zinner, S. 126, 18 Auflagen nachweisen lassen. Unmittelbarer und auch eifrigster Nachfolger von Regiomontanus als Drucker derartiger Schriften ist Erhard Ratdolt, der 1476 in Venedig zusammen mit Bernhard Maler und Peter Löslein mit dem Druck des lateinischen Kalenders seine Tätigkeit als Drucker begonnen hat.[137]

[135] Robert Diehl: Erhard Ratdolt, Wien 1933, S. 11.

[136] Zinner (wie Anm. 20), S. 34.

[137] Zinner (wie Anm. 20), S. 202. Die folgenden Angaben, die nur stellvertretend für weitere Ausgaben stehen, entstammen dem Werk von Arnold C. Klebs: Incunabula scientifica et medica,

Danach erschienen bei ihm in Venedig in den Jahren 1482, 1483, 1485 der lateinische Kalender und im Jahr 1478 in Venedig auch der deutsche Kalender, ferner viermal [?] die Ephemerides im Jahre 1481 und einmal im Jahre 1484. Nach seinem Wechsel nach Augsburg erschienen dort in den Jahren 1489, 1492, 1496 und 1499 Ausgaben des lateinischen Kalenders, in den Jahren 1489 und 1496 Ausgaben des deutschen Kalenders und die Ephemerides in den Jahren 1488 und 1492. Eine italienische Version des Kalenders und 7 Ausgaben der Ephemerides bei bislang unbekannten Druckern ergänzen die Liste der Nachfolgedrucke bis zum Ende der Inkunabelzeit. Auch die astronomischen Werke des Peuerbach und des Manilius wurden zuerst von Druckern in Italien nachgedruckt.

Es bleibt die Frage zu beantworten: Wer kaufte Druckwerke des Regiomontanus? Daß sich noch bis ins nächste Jahrhundert hinein Nürnberger Gelehrte darum bemühten, Regiomontanus-Drucke für ihre Bibliotheken zu erwerben, kann anhand rekonstruierter Bibliotheksbestände leicht verifiziert werden. Neben den Beständen der Schedelschen Bibliothek, die bereits erwähnt wurden, möge an dieser Stelle nur noch, stellvertretend für weitere, der Verweis auf Exemplare in den Bibliotheken von Hieronymus Münzer (1437–1508)[138], Sebald Schreyer (1446–1520) oder Georg Andreas Will (1727–1798) stehen. Doch nicht nur Privatbibliotheken enthalten Druckwerke aus der Offizin von Regiomontanus, auch zum Bestand von Klosterbibliotheken gehörten diese Drucke, wie eine Überlieferung aus dem Benediktinerkloster Michelsberg in Bamberg beweist. Die in der Reihe „Mittelalterliche Bibliothekskataloge“[139] in Bd. 3 auf Seite 387 abgedruckte Aufzeichnung aus der Zeit des Abtes A. Lang (1483–1494) vermerkt den Kauf eines *„Almanach Kunsperger pro I fl“*. Weitere Besitzeinträge, die u. a. anhand von Inkunabelkatalogen und den im Anhang beschriebenen Drucken ermittelt werden können, vermitteln ein weites Spektrum späterer Besitzer (z. B. Christoph Jakob Trew und Georg Christoph Schwarz), das es verdient, in einer eigenen Abhandlung gewürdigt zu werden.

Hildesheim 1963, S. 277–281. Für weitere Nachweise sei nochmals verwiesen auf das Buch von Ernst Zinner: Geschichte und Bibliographie astronomischer Literatur in Deutschland zur Zeit der Renaissance, Leipzig 1941.

[138] E.P. Goldschmidt: Hieronymus Münzer und seine Bibliothek, London 1938, S. 127, verzeichnet 3 Drucke: Nr. 71: Purbachius, Georgius: Theoricae Planetarum sowie Nr. 74: Joh. Regiomontanus: Dialogus contra Cremonensia (beide als Beiband zu Euclides, Elementa Geometriae (Nr. 56). Der an gleicher Stelle unter pp) genannte „Dialogus Ioannis de Regio Monte super Theoricam Planetarum“ konnte von Goldschmidt nicht weiter spezifiziert werden, da er diese Angabe einer Ausleihliste des Jahres 1510 der St. Nikolaus Bibliothek in Feldkirch (Vorarlberg) entnommen hat.

[139] Mittelalterliche Bibliothekskataloge Deutschlands und der Schweiz. Bd. 3,3: Bistum Bamberg. Bearbeitet von Paul Ruf, München 1939.

7. Ergebnis

In den vorangegangenen Kapiteln wurden zahlreiche bislang wenig berücksichtigte Merkmale von Regiomontanus-Drucken herausgearbeitet: sein Druck nicht nur astronomischer Texte, sondern auch humanistischer Texte, die damit in Zusammenhang stehende Einführung der Antiqua in Nürnberg sowie die besondere Ausstattung seiner Texte mit Illustrationen. In Verbindung mit den Untersuchungen über noch vorhandene Exemplare und ehemalige Auflagenhöhe hat sich gezeigt, daß Regiomontanus nicht nur als Astronom, sondern auch in seiner Eigenschaft als Drucker außerordentliche Leistungen vollbracht hat. Die wissenschaftlichen Fähigkeiten des Regiomontanus in Verbindung mit der Finanzkraft Bernhard Walthers und dem organisatorischen Geschick Dritter ermöglichten eine Druckwerkstatt zur Herstellung naturwissenschaftlicher Bücher, wie sie in Deutschland erst Jahre später wieder durch Ratdolt in Augsburg zur Blüte gebracht werden konnte.

Zwar wurde innerhalb der vorliegenden Arbeit eine Trennung zwischen humanistischen Texten (Basilius, Vegius) und astronomischen Werken vorgenommen, doch die Untersuchung über die Intention des Regiomontanus, diese Werke im Druck herauszubringen, hat gezeigt, daß sich in seinen Bestrebungen beide Aspekte zu einer Einheit verbanden, er also ein „Naturwissenschaftler mit humanistischen Neigungen“[140] war. So hat sich die vorliegende Arbeit gleichzeitig als ein Beitrag zur Ausbreitung des Humanismus in Nürnberg erwiesen.

[140] Vgl. Dieter Wuttke: Beobachtungen zum Verhältnis von Humanismus und Naturwissenschaft im deutschsprachigen Raum. Sonderdruck aus: Der Weg der Naturwissenschaft von Johannes von Gmunden zu Johannes Kepler, hg. v. Günther Hamann u. Helmuth Grössing, (Österr. Akad. d. Wiss. Phil.-hist. Kl. Sitzungsberichte, 497) (Veröff. d. Komm. f. Gesch. d. Math., Naturwiss. u. Medizin, 46), Wien 1988, S. 119–138.

Anhang 1

Stellvertretend für alle eingesehenen Werke wird im folgenden jeweils ein Exemplar beschrieben; dies erlaubt jedoch im vorliegenden Fall nicht den Schluß, daß – wie man im allgemeinen glaubt – der Druck im Gegensatz zu den Handschriften zur Vereinheitlichung beigetragen hat. Für Inkunabeln trifft dies nur in begrenztem Maße zu, bei ihnen stellt nach wie vor jedes Exemplar ein Individuum dar. Schon allein der Verkauf ungebundener Texte zog manche Veränderung nach sich. Die vorangehenden Betrachtungen haben die auftretenden Variationen unter bestimmten Aspekten (Satz, Illustration Wasserzeichen etc.) aufgezeigt. Die hier beispielhaft, in der Originalarbeit umfangreiche Beschreibung der einzelnen Exemplare soll als Grundlage zur Feststellung von Gemeinsamkeiten bzw. weiteren Unterschieden in den heute noch vorhandenen Exemplaren dienen.

Geordnet sind die folgenden Seiten zunächst nach dem Autor, dann nach dem Titel der Inkunabel.

Um der allgemein üblichen Form einer Beschreibung von Inkunabeln genüge zu leisten, wurde der Ausarbeitung die „Anleitung zur ausführlichen Beschreibung der Wiegendrucke für den Gesamtkatalog“[1]) sowie die Angaben zur „Anlage des Katalogs [der Bayerischen Staatsbibliothek]“[2]) zugrundegelegt. Wie die Arbeit gezeigt hat, lassen sich die Drucke des Regiomontanus nur unter Vorbehalt in das gewünschte Schema integrieren, da entsprechenden Angaben (z. B. Titel, Namensansetzung, Druckjahr) eher allgemeiner Usus als Fakten zugrundeliegen. So kann z. B. die Datierung aus den oben angeführten Erwägungen heraus für alle Werke nicht exakt angegeben werden, da entsprechende Beweise fehlen. Aber auch z. B. die Forderung VI (GW, Bd. 3, S. X) „Der Name des Druckers wird in der Form wiedergegeben, in der er sich selbst zu bezeichnen pflegt“ steht nicht in Einklang mit dem allgemein gebräuchlichen Namen „Regiomontanus“. Derartige Überlegungen sind bei dem Studium der Beschreibungen zu berücksichtigen. Ganz verzichtet wurde im Folgenden auf den Exemplarnachweis der einzelnen Drucke, da dieser bereits im Abschnitt 3.3.2. (Bestandsaufnahme) in kompakter Form erfolgte, sowie auf bibliographische Quellen außer Hain und GW, da diese ebenfalls aus dem angegebenen Abschnitt entnommen werden können.

Ergänzt wurden die Beschreibungen um die in den obigen Anleitungen nicht vorgesehenen Bestimmungen der Wasserzeichen.

[1]) Abgedruckt in: Gesamtkatalog der Wiegendrucke. Hrsg. von der Deutschen Staatsbibliothek zu Berlin. Berlin. Bd. 3 (1928), S. IX-XIV und Bd. 8 (1978), S. * 1-* 10

[2]) Inkunabelkatalog der Bayerischen Staatsbibliothek, Bd. 1. München 1988, S. XXIX-XXXIV.

Blattnumerierungen, die sich bei Sammelbänden auf den Gesamtband beziehen werden nur bei den Exemplaren angegeben, in denen die Numerierung in Form von (neuzeitlichen) handschriftlichen Einträgen ersichtlich ist. Innerhalb der Beschreibung beginnt die Zählung für jedes Werk mit 1, um einander entsprechende Seiten leichter vergleichen zu können.

Zur Hervorhebung von Besonderheiten im Satz mußten aus drucktechnischen Gründen zusätzlich zu der allgemein gebräuchlichen Verwendung der 9 für die „us-Kürzung" das Symbol (s) für das „lange s" eingeführt werden sowie anderweitige Kürzungen aufgelöst werden (gekennzeichnet durch [ ]):

Düsseldorf, Universitätsbibliothek (Leihgabe der Stadt Düsseldorf); Signatur: 2 an M. Th. u. Sch. 85 (Ink.)

Basilius ⟨Magnus⟩:
De legendis libris gentilium. Aus dem Griech. übers. und mit Widmungsvorrede an Coluccius Salutatus von Leonardus Brunus.
[Nürnberg: Johannes Regiomontanus, c. 1474]
GW 3705

Format:	4° (210×145 mm)
Einband:	hellbraunes Leder; vorn u. hinten geprägt; 3 Bünde, 2 Schließen. Deckelinnenspiegel mit Makulatur beklebt
Umfang:	10 Bll.
Lagen:	[a^{10}]
Schriftspiegel:	140×90 mm (30 Zeilen);
Schrift:	Antiqua; Type I (20 Zeilen = 94 mm)
Farbendruck:	nein
Illustration:	keine
Initialen:	E^9, M^9
Wasserzeichen:	Ochsenkopf mit einkonturiger Stange; Krone mit Blume [vermutl. Piccard XV, 221]
Hss. Einträge:	sehr stark glossiert (am Rand und interlinear) zusätzlich Unterstreichungen

Anfang des Vorwortes:

(1^a, Z. 1)	LEONARDI ARETINI AD COLVCI // VM SALVTATVM PRAEFATIO. // (E^9)Go tibi hunc librum Coluci // ex media / ut aiu[n]t / gr[a]ecia de // legi: . . .

Ende des Vorwortes:

(1b, Z. 16) quibus uerba fiant. & iam Ba(s)ilium ip(s)um audiamus // in quo animaduerte qu[a]e(s)o quanta grauitas (s)it;

Anfang des Textes:

(2a, Z. 1) MAGNI BASILII LIBER AD IVVE- // NES QVANTVM EX GENTILIVM // LIBRIS AC LITTERIS PROFICI- // ANT.
(M9)Vlta (s)unt filii qu[a]e horta[n]tur // me ad ea uobis con (s)ulenda // qu[a]e optima e(s) (s)e duco: . . .

Ende des Textes:

(10b, Z. 23): Quod uo(s) no[n] patiamini nu[n]c recta co[n](s)ilia a(s)perna[n]tes. // FINIS

Colophon: keins

Besitzvermerk: Stempel der Landes- und Stadtbibliothek Düsseldorf

Sammelband, bestehend aus:

Voull. Köln 703;
Angeb.:
1) Voull. Köln 796;
2) GW 3705 (Basilius);
3) Hain * 15925 (Vegius, Philalethes);
4) Hain * 1406

Schweinfurt, Bibliothek Otto Schäfer, OS 181

Manilius, Marcus:
Astronomicon
Nürnberg: Johannes Regiomontanus, [c. 1474]
Hain 10703

Format: 4° (213×155 mm)
Einband: braunes Leder, vorn und hinten geprägt, 3 Doppelbünde, 1 Schließe; ehemals je 5 Buckel vorne und hinten
Umfang: 72 Bll.
Lagen: [a-f12]

Schriftspiegel: 140×ca. 90 mm (30 Zeilen)
(Breite variiert je nach Länge der Zeile des Gedichtes)
Schrift: Antiqua, Type I (20 Zeilen = 94 mm)
alle Zeilenanfänge mit Majuskeln gedruckt
Farbendruck: nein
lediglich bis Bl. 9^a rote Lombarden (hss.)
Illustration: keine
Initialen: C^9 (rubriziert),
M^9, I^9, Q^9, S^9 (nicht coloriert)
Wasserzeichen: 1) Ochsenkopf (mit Maul) mit einkonturiger Stange mit Krone und Blume [vermutl. Piccard XV, 221]
2) Ochsenkopf mit zweikonturiger Stange mit und ohne Maul mit Kreuz und Stern (überwiegender Anteil) [vermutl. Piccard XI, 231 oder 241]
3) Ochsenkopf mit zweikonturiger Stange mit und ohne Maul mit Kreuz [vermutl. Piccard XI, 123]
4) Schlüssel [Piccard IV, 77]
Hss. Einträge: keine
Anfang: M. MANILII ASTRONOMICON. // PRIMVS //
(C^9)Armine diuinas artis & co[n] // (s)cia fati //
Sydera diuer(s)os hominu[m] uariantia ca(s)us //
C[a]ele(s)tis rationi(s) opus de- // ducere mundo // . . .
Ende (72^b, Z. 15): M. MANILII ASTRONOMICON // FINIS
Ridetur merito (s)ciolorum in(s)ana caterua
Vulgo qui uatum nomina (s)urripiunt
Heus quicu[m]q[ue] uelis latia perdi(s)cere mu(s)a
Sydereos nutus fallere difficiles.
Manilium (s)ectare grauem: qui tempore diui
Floruit Augu(s)ti. Lector amice vale;
Colophon: Ex officina Ioannis de Regiomo[n]te
habitantis in Nuremberga oppido
Germani[a]e celebrati(s)(s)imo
Besitzvermerk: keiner
Bemerk.: Vgl. die über das hier aufgeführte hinausgehende Beschreibung im Katalog der Bibliothek Otto Schäfer

Würzburg, Universitätsbibliothek, Signatur: I an M. ch. f. 212 (Blatt 109 – 128)

Peuerbach, Georgius:
Theoricae novae planetarum
[Nürnberg: Johannes Regiomontanus, c. 1473]
Hain 13595

Format:	2° (312×210 mm)
Einband:	Holzdeckel mit hellem, nicht geprägtem Lederüberzug; 3 Doppelbünde, 2 Schließen Vorsatzblatt mit Wasserzeichen Ochsenkopf mit einkonturiger Stange mit Krone und Blume [vermutl. Piccard XV, 221]
Umfang:	20 Bll.
Lagen:	[a^{10}, b^{10}]
Schriftspiegel:	210×130 mm (45 Zeilen)
Schrift:	Antiqua, Type I (20 Zeilen = 94 mm)
Farbendruck:	nein
Illustration:	29 (!) verschiedene Holzschnitte der Größe 130×130 mm mit astronomischen Darstellungen; davon coloriert in grün (Bll. 1^a, 9^a); in grün, schwarz (Bl. 3^a); gelb (Bll. 5^a, 8^a, 11^a); schwarz (Bl. 6^a); gelb, braun, schwarz (Bl. 14^a); gelb, schwarz (Bl. 14^b)
Initialen:	S^9; L^5, S^5, Q^5, V^5, M^5, P^5, D^5, O^5
Wasserzeichen:	1) Ochsenkopf mit zweikonturiger Stange, Kreuz und Blume [vermutl. Piccard XI, 338] 2) Herz mit Pfeil [Briquet, 4293] 3) Ochsenkopf mit Kreuz und Stern [vermutl. Piccard XI, 231 oder 241] 4) Ochsenkopf mit einkonturiger Stange mit Blume [vermutl. Piccard XII, 755]
Hss. Einträge:	keine
Anfang:	THEORICAE NOVAE PLANETARVM GEORGII // PVRBACHII ASTRONOMI CELEBRATISSIMI // DE SOLE (S^9)OI habet tre(s) orbes a (s)e inuicem omniquaq[ue] diui(s)os // atq[ue] (s)ibi contiguos. quo[rum] (s)up[re]mus (s)ecundu[m] (s)up[er]ficie[m] // . . .
Ende (20^b, Z. 37):	. . . omnes (s)ph[a]er[a]e inferiores in motibus (s)uis ita ut re(s)pectu hui9 eclipticae mo // bilis (s)int auges deferentium & declinationes earum (s)emper inuariabiles; // FINIS.
Colophon:	keins

Exlibris/Besitzvermerke (Gesamtband): Burkardus de Hornek. Eigenhändig eingetragen: „iste tot9 liber est d. M. Joh'is lunson pceptoris mei". – S. Stephan Würzburg.)[3])
Stempel der Universitätsbibliothek Würzburg

Bemerkungen: Einziger gedruckter Text in einer Sammlung von Handschriften![4]
Besonderheit: Hierbei könnte es sich um ein Exemplar handeln, das bereits zur Zeit der Entstehung gebunden worden ist, da die hintere Deckelinnenseite mit einem Blatt mit dem Wasserzeichen Ochsenkopf mit einkonturiger Stange, Blume und Beizeichen Dreieck beklebt ist, wie es auch bei Regiomontanus-Drucken vorkommt. Auf der letzten Seite, Z. 16 wurde ein Buchstabe von Hand durchgestrichen; da das Exemplar ansonsten keine handschriftlichen Einträge aufweist, könnte es sich hierbei um eine bereits von Regiomontanus vorgenommene Korrektur handeln.

Inhalt (Titel Holzschnitte kursiv):

DE SOLE
THEORICA SOLIS
THEORICA AXIVM ET POLORVM
THEORICA LINEARUM ET MOTVVM

DE LVNA
THEORICA ORBIUM LVNAE
THEORICA AXIVM ET POLORVM
THEORICA LINEARVM ET MOTVVM
THEORICA MINVTORVM PROPORCIONALIVM // LVNAE

DE DRACONE LVNAE
THEORICA DRACONIS LVNAE

DE TRIBVS SVPERIORIBVS
THEORICA TRIVM SVPERIORVM ET VENERIS
THEORICA AXIVM ET POLORVM
THEORICA LINEARVM ET MOTVVM
THEORICA MINVTORVM PROPORCIONALIVM

DE VENERE

[3]) Angabe aus: Hubay 1 (wie Anhang 2), S. 350
[4]) Erläuterungen dazu in: Die Handschriften aus St. Stephan zu Würzburg. Bearb. v. Hans Thurn. Wiesbaden 1986 (Die Handschriften der Universitätsbibliothek Würzburg. 2,2), S. 67f.

DE MERCVRIO
THEORICA ORBIVM MERCVRII
THEORICA AXIVM ET POLORVM
THEORICA MOTVVM
THEORICA MINUTORVM PROPORCIONALIVM

DE PASSIONIBVS PLANETARVM DIVERSIS
THEORICA STATIONVM ET REGRESSIONVM
THEORICA ASPECTVVM ET RADIORVM
THEORICA CONIVNCTIONIS ET OPPOSITIONIS // LVMINARIVM
THEORICA DIVERSITATIS ASPECTVS ET CON- // IVNCTIONIS VISIBILIS
THEORICA ECLIPSIS LVNARIS
THEORICA ECLIPSIS SOLARIS

DE DECLINATIONE ET LATITVDINE
THEORICA DECLINATIONIS ET LATITVDINIS
THEORICA LATITVDINVM

DE MOTV OCTAVAE SPHAERAE
THEORICA MOTVS OCTAVAE SPHAERAE
THEORICA ALIA
THEORICA ALIA OCTAVAE SPHAERAE
THEORICA AD TERMINOS SPECTANS
THEORICA VLTIMA OCTAVAE SPHAERAE

Bamberg, Staatsbibliothek, Signatur: Inc. typ. H.II.27 (Sammelband, Bll. 82–113)

Regiomontanus, Johannes:
Calendarium (lat.)
[Nürnberg:] Johannes Regiomontanus, [c. 1474]
Hain 13775

Format:	4° (210×160 mm)
Einband:	heller Ledereinband, vorn und hinten unterschiedlich geprägt; 3 Doppelbünde; 1 Schließe; Deckelinnenspiegel mit Makulatur beklebt.
Umfang:	32 Bll.
Lagen:	[a^8, b^{10}, c^{14}]; erstes und letztes Blatt der Lage c bilden die auf zwei zusammengeklebten Blättern dargestellten Instrumente
Schriftspiegel (Bl. 23^b):	150×110 mm
Schrift:	Antiqua; Type I (20 Zeilen = 94 mm)

Farbendruck:	Text im Kalender teilweise rot gedruckt; die Zahlen sind hss. eingetragen
Illustration:	1) Darstellung der Finsternisse 2) (Bl. 19[a]) INSTRVMEN // TVM HORA // RVM INAE // QVALIVM. (mit Faden) (Bl. 19[b]) INSTRVMENTVM VERI // MOTUS LVNAE // .MINVE. (mit Faden), am unteren Rand: .ADDE. 3) (Bl. 32[a]) QVADRANS HOROLOGII // HORIZONTALIS. (mit Faden) (Bl. 32[b]) QVADRATVM HORA // RIVM GENERALE (mit Zeiger und Faden)
Initialen:	A[5], C[5], E[5], H[5], I[5], L[5], N[5], P[5], V[5]
Wasserzeichen:	1) Ochsenkopf mit doppelkonturiger Stange mit Kreuz und Blume [vermutl. Piccard XI, 338] 2) Herz mit Pfeil (2 Bll.) [Briquet 4293]
Hss. Einträge:	keine
Anfang:	Bl. 1[a] leer; Bl. 1[b]: 1475. 1494. 1513 Bl. 2[a]: IANVARIVS
Ende: Bl. 32[b]:	QVADRATVM HORA // RIVM GENERALE
Colophon (Bl. 31[b]):	DVCTV IOANNIS DE MONTEREGIO
Besitzvermerk:	Stempel der Staatsbibliothek Bamberg
Bemerkungen:	Der 1. Beiband des Exemplars ist eine hss. Version des Regiomontanschen lateinischen Kalenders, meiner Ansicht nach eine modifizierte Abschrift; sie weist sehr starke Ähnlichkeiten zu dem nachfolgenden Druck auf: Übereinstimmung der Finsternisse und der Tabula regionum; übrige Angaben weitestgehend identisch! Auch das Wasserzeichen des Papiers ist teilweise identisch. Unter der Tafel „Tabula quantitatis dierum" hss. Colophon: ductu iohannis Kinspger de monte rgio. Vor dem Regiomontan Druck sind in den Band leere Blätter eingebunden, die ebenfalls das Wasserzeichen Ochsenkopf mit doppelkonturiger Stange mit Kreuz und Blume aufweisen (Augen jedoch nicht am Kopfrand, eher mittig).

Der Sammelband enthält:

Handschriftliche Version des Regiomontan Kalenders nebst hss. Fortsetzung des Kalendertextes (Schreiber unbekannt)

H 13775 (Regiomontanus: Kalender)
1) H 13393
2) GW 843 = H 616 (mit hss. Einschub)

Besonderheit: Aufgeklebter Text auf Bl. 21[a] zwischen Zeile 19 und SEQVITVR TABVLA FESTORVM MOBILIVM:

Veru[m] in anno bi(s)(s)extili cautelis quibu(s)da[m] opus e(s)t. Tunc enim non solu[m] concurrentes (s)ed et (s)eptuage(s)ima ac quadrage(s)ima per priorem l[itte]ram dominicale[m] accipi debnt. reliqua uero omnia per po(s)teriorem. Attamen quadrage(s)ima retrahenda erit per diem unum (s)i iuxta hanc cautela[m] ad uige(s)ima[m]quarta[m] die[m] Februarii aut po(s)t ea[m] peruenerit. Q[uod] (s)i p[er] clauem libeat inue(s)tigare memorata fe(s)ta: claui ip(s)i addenda est unita(s) quotie[n]s in a[n]no bi(s)(s)extili septu age(s)ima aut quadrage(s)ima q[uae]rit[ur]. retracta ite[m] quadrage(s)ima per unu[m] die[m] (s)i i[n] uige(s)imaquarta Februarii aut po(s)t ea[m] inue[n]ta fuerit.

Inhalt:

Monatstafeln für Januar bis Dezember

TABVLA REGIONVM
Finsternisse
INSTRVMENTVM HORARVM INAEQVALIVM.
INSTRVMENTVM VERI MOTUS LVNAE .MINVE.
DE AVREO NVMERO.
DE CYCLO SOLARI ET LITTERA DOMINICALI
DE INDITIONE
DE INTERVALLO ET FESTIS MOBILIBVS
TABVLA FESTORVM MOBILIVM
DE CONIVNCTIONIBVS AC OPPOSITIONIBVS LVMINARIVM
DE ECLIPSIBVS LVMINARIVM
DE LOCO SOLIS VERO
TABVLA SOLIS
DE LOCO LVNAE VERO
TABVLA RADICVM LVNAE
DE MAGNITUDINE DIEI
TABVLA QVANTITATIS DIERVM
DE HOROLOGIO HORIZONTALI
DE NOTICIA HORARVM AEQVINOCTALIVM
DE HORIS TEMPORALIBVS
DIES PASCALIS
QVADRANS HOROLOGII HORIZONTALIS.
QVADRATVM HORARIVM GENERALE

Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum;
Signatur: Inc. 4° 33887a
(ursprünglich Teil 2 eines Sammelbandes)

Regiomontanus, Johannes:
Dialogus inter Viennensem et Cracoviensem. Mit einem Vorwort des Verfassers.
[Nürnberg: Johannes Regiomontanus, c. 1474]
Hain 13805

Format: 2° (286×210 mm)
Einband: grün-schwarzer Pappeinband
Vorsatzblatt vorn und hinten; hss., neuzeitliche Notiz (2 Blätter = 3 Seiten Text) vorangebunden.
Umfang: 9 Bll. (das in anderen Exemplaren vorhandene leere Blatt 10 fehlt); neuzeitl. Numerierung
Lagen: [a^{10-1}]
Schriftspiegel: 212×127 mm (45 Zeilen); bedingt durch Illustrationen in 6 Varianten gesetzt
Schrift: Antiqua; Type I (20 Zeilen = 94 mm)
Blatt 1^b: Griechischer Text hss. ergänzt:
ὥρῶν ἰσημερινῶν
VIEN und CRACO immer in Majuskeln gedruckt
Farbendruck: nein
Illustration: astronomische Darstellungen auf den Bll.
3^b, 4^b, 5^b, 6^a, 6^b, 9^a
Initialen: P^9 auf Blatt 1^r; S^9 auf Blatt 2^b
Wasserzeichen: 1) Ochsenkopf mit zweikonturiger Stange mit Kreuz und Blume [vermutl. Piccard XI, 348]
2) ab Bl. 4: Ochsenkopf mit zweikonturiger Stange mit Kreuz (Bestimmung wegen der Form des Kreuzes anhand Piccard nicht möglich)
Hss. Einträge: in geringem Umfang
Anfang des Vorwortes: VNIVERSIS BONARVM ARTIVM STVDI // OSIS IOANNES DE MONTEREGIO .S.D.P. //
(P^9)O(s)tq[uam] emi(s)imus indicem operu[m] qu[a]e librariis no- // (s)tris formanda trademus . . .
Ende des Vorwortes: (Bl. 2^a, Z. 26):
quon- // da[m] lu(s)im9: nu[n]c q[ue] uniuer(s)os (s)ideralis (s)cie[n]ti[a]e (s)tudio(s)os eo int[er]prete (s)alutam9.

Anfang des Textes (Bl. 2^b): VIENNENSIS. CRACOVIENSIS.
(S^9)I quis forte roget quamobrem poti(s)(s)imu[m] ad ha[n]c // [a]edem diui Petri apo(s)toli . . .
Ende des Textes: (Bl. 9^b, Z. 44):
Sal- // uus igitur (s)is amicorum dulci(s)(s)ime. CRACO. Et tu recte ualeto.
Colophon: keins
Besitzvermerk: Stempel des Germanischen Nationalmuseums
Besonderheit: auf Bl. $8^{a/b}$: „compo(s)itoris tabu" wurde zweimal gesetzt! Es handelt sich hierbei nicht um eine Reclamante, sondern um einen Fehler des Setzers!

Nürnberg: Stadtbibliothek; Signatur: Math 512 4°
(unvollständiges Exemplar; es fehlen die Jahre 1501–1506)

Regiomontanus, Johannes:

Ephemerides
[Nürnberg:] Johannes Regiomontanus, 1474
Hain * 13790

Format: 4° (210×155 mm)
Einband: Holzdeckel mit Lederüberzug (leicht defekt); 2 defekte Schließen; 3 Bünde
Umfang: 3 leere Blätter am Anfang und am Ende; 364 Blatt Text
Lagen: [a-z^{14}, A-C^{14}]
Schriftspiegel: 150×108 mm
Schrift: Antiqua; Type I (20 Zeilen = 94 mm)
Farbendruck: nein;
linke „Monatsseiten" sind handschriftlich mit roten Sternzeichensymbolen versehen.
Illustration: Finsternisse (teilweise gelb coloriert)
Initialen: keine
Wasserzeichen:
1) Ochsenkopf mit einkonturiger Stange mit Blume und Beizeichen in Form eines Dreiecks) [vermutl. Piccard XII, 755]
2) Ochsenkopf mit zweikonturiger Stange mit Blume und Beizeichen seitlich der Stange [vermutl. Piccard XIII, 525]
3) Ochsenkopf mit zweikonturiger Stange mit Blume und Kreuz [Piccard XI, 338 o. 348]

Tafel I

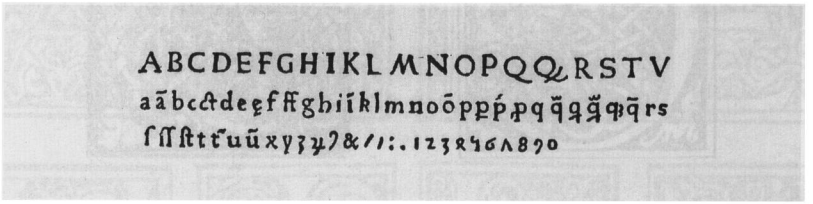

Abb. 1: Regiomontanus, Johannes: Type 1
(aus: Veröffentlichungen d. GfT, Bd. XIV, Tafel 1128)
(Photographie: UB Erlangen)

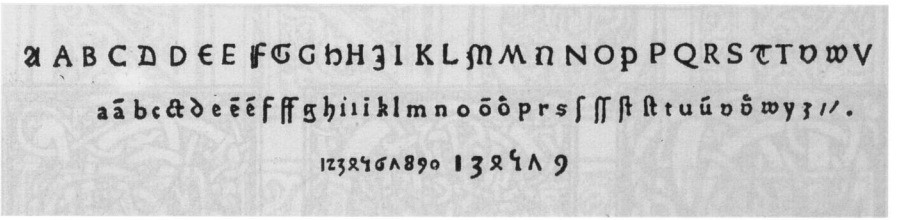

Abb. 2: Regiomontanus, Johannes: Type 1*
(aus: Veröffentlichungen d. GfT, Bd. I, Tafel 26)
(Photographie: UB Erlangen)

Tafel II

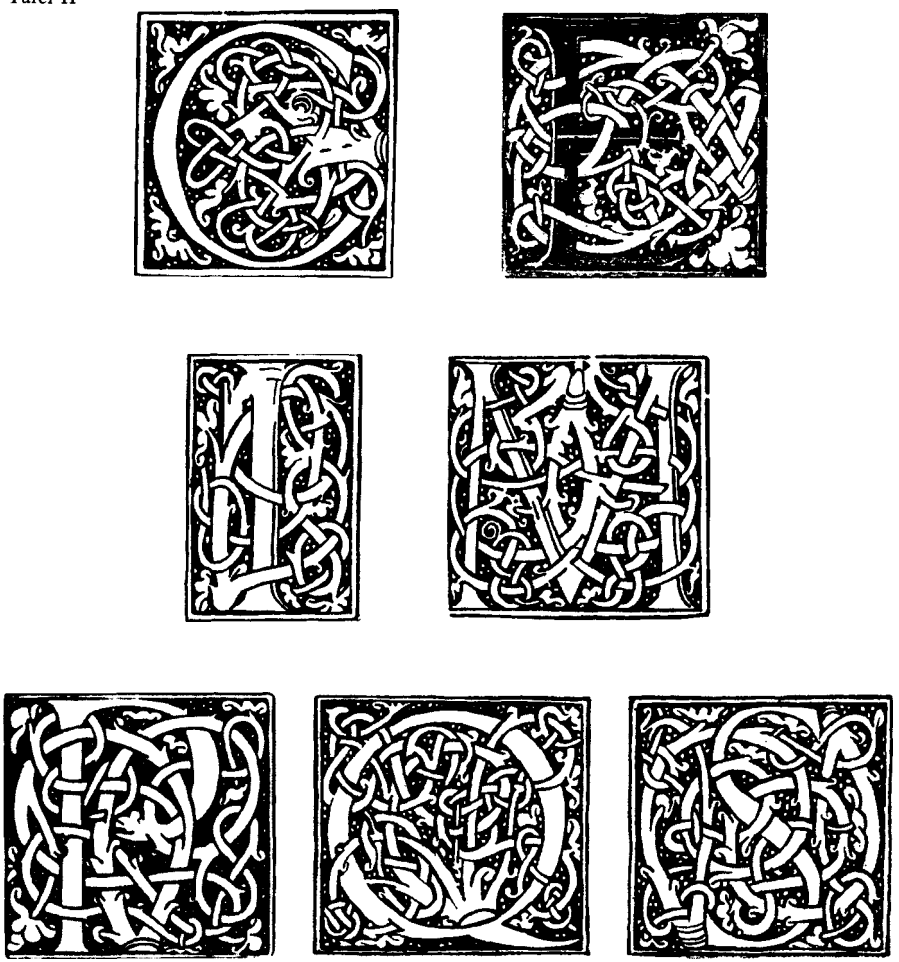

Abb. 3: Initialen a
(C, I, M, Q, S aus: Veröffentlichungen d. GfT, Bd. XIV, Tafel 1129)
(Photographie: UB Erlangen)
(E aus: Basilius ⟨Magnus⟩: De legendis libris gentilium
UB Erlangen, Sign.: Tr. M. 202
(Photographie: UB Erlangen)
(P aus: Regiomontanus, Johannes: Dialogus . . .
Nürnberg, GNM, Sign.: Inc. 4° 33887a
(Photographie: GNM)

Tafel III

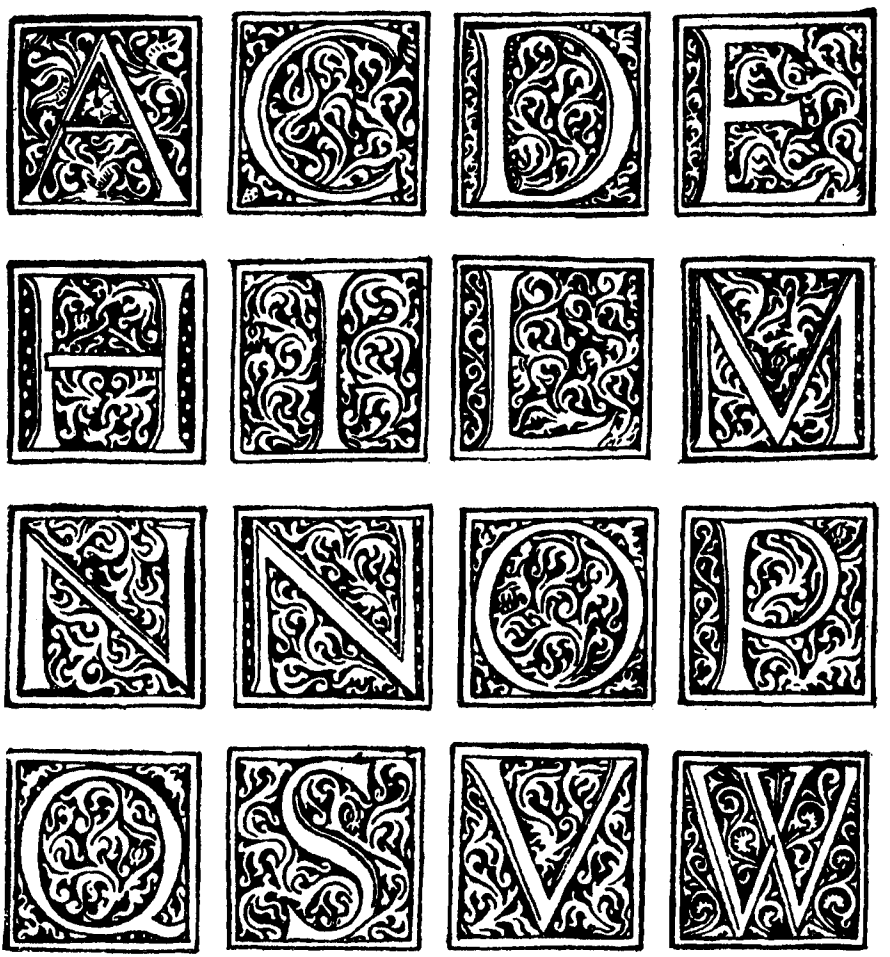

Abb. 4: Initialen b
(aus: Veröffentlichungen d. GfT, Bd. XIV, Tafel 1129)
(Photographie: UB Erlangen)

Weiteres „N" ergänzt aus: Johannes Regiomontanus:
Kalendarium (dt.). Faksimileausgabe. Leipzig 1937
(Photographie: UB Erlangen)

Tafel IV

Vergleich der von Regiomontaus und Sweynheym/Pannartz verwendeten Typen und Initialen

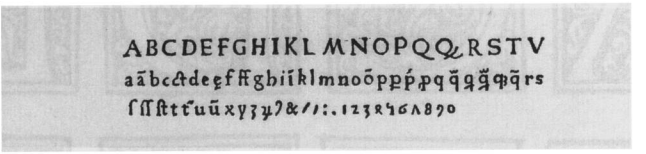

Abb. 5: Regiomontanus, Johannes: Type 1
(aus: Veröffentlichungen d. GfT, Bd. XIV, Tafel 1128)
(Photographie: UB Erlangen)

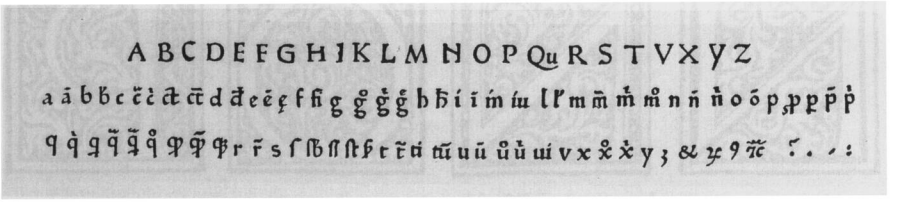

Abb. 6: Sweynheym/Pannartz: Type 1
(aus: Veröffentlichungen d. GfT, Bd. VII, Tafel 549)
(Photographie: UB Erlangen)

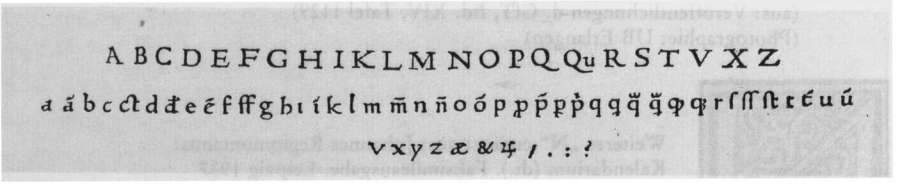

Abb. 7: Sweynheym/Pannartz: Type 2
(aus: Veröffentlichungen d. GfT, Bd. VII, Tafel 543)
(Photographie: UB Erlangen)

Tafel V

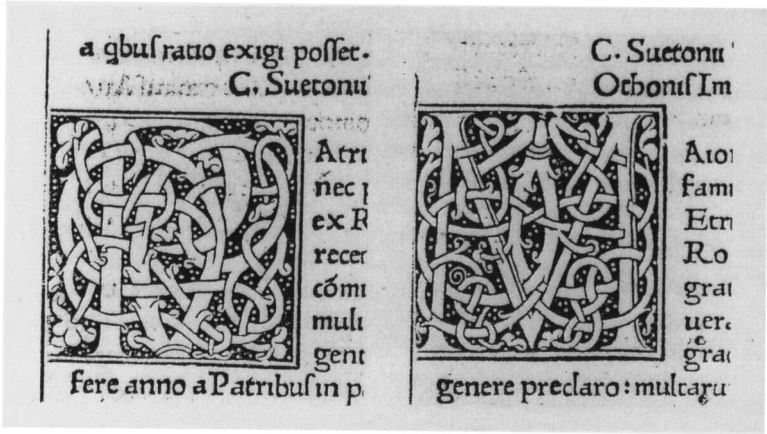

Abb. 8: Initialen v. Sweynheym/Pannartz
(P, M aus: FELD, Letters (wie Anm. 120), S. 371)
(Photographie: UB Erlangen)

Abb. 9: Initiale P aus:
Regiomontanus, Johannes: Dialogus inter Viennensem
Nürnberg, GNM, Sign.: Inc. 4° 33887a
(Photographie: GNM)

Abb. 10: Initiale M v. Regiomontanus
(aus: Veröffentlichungen d. GfT, Bd. XIV, Tafel 1129)
(Photographie: UB Erlangen)

Abb. 11: Initiale D von Sweynheym/Pannartz
(aus: Early woodcut initials. Hrsg. v. Oscar Jennings. London 1908, S. 185)
(Photographie: UB Erlangen)

4) Ochsenkopf mit zweikonturiger Stange mit Kreuz [vermutl. Piccard XI, 123]

Hss. Einträge: an wenigen Stellen

Anfang: V(s)um ephemeridis cuiu(s)libet breuiter exponemus. In primis // ade(s)t numerus a[n]ni ad que[m] (s)pectat almanach quodcu[m]q[ue]. Deinde // (s)uccedut qu[a]e uoca[n]t[ur] fe(s)ta mobilia quib9 diebus quoru[m] men(s)ium // . . .

Bl. 1b, Z. 32: po(s)itio[n]es no[n] (s)olu[m] horis (s)ed et mi[n]utis ea[rum] ad nota[n]t[ur] i[n] colu[m]nula (s)olis //
Reliqua (s)unt in ultimo folio huius
[Bemerk.: Die Wörter der letzten Zeile sind mittig gedruckt.]

Forts. auf Bl. 14b, Z. 1: iuxta qua[m] etia[m] a (s)ini(s)tris e numer9 die[rum] me(s)is cuiu(s)q[ue] ut a(s)pect9 // . . .

Bl. 14b endet mit: Tabella[m] lun[a]e & Tabula[m] regionu[m] qu[a]ere i[n] ulti[m]o Almanach.

Ende: Angaben für das Jahr 1500

Colophon: fehlt, da letzte Lagen fehlen

Exlibris: Wappen des Hieronymus Paumgartner

Bemerk.: Das Exemplar Würzburg, Universitätsbibliothek, Sign.: I. t. q. 5 enthält das vollständige Colophon: EXPLICITVM EST HOC OPVS // ANNO CHRISTI MCCCCLXXIIII // DVCTV IOANNIS // DE MONTEREGIO

Inhalt:

Blatt 1 Text
Blatt 2a: jahresbezogenen Vorhersagen f. 1475
Blatt 2b u. Blatt 3a Tabelle für Januar 1475
. . .
Blatt 13b und Blatt 14a Tabelle für Dezember 1475
Blatt 14b Sternzeichen und Planetenzeichen nebst Erläuterung
Blatt 15 leer, lediglich auf der Vorderseite am oberen Rand hss. in rot: 1476
Blatt 16a: jahresbezogene Vorhersagen f. 1476
Blatt 16b bis Blatt 28a: Monatstabellen für 1476;
Blatt 28b: leer
Blatt 29 leer, lediglich auf der Vorderseite am oberen Rand hss. in rot: 1477
Blatt 30a: jahresbezogene Vorhersagen f. 1477
Blatt 30b bis Blatt 42a: Monatstabellen für 1477;
Blatt 42b: leer

(dieser Aufbau wiederholt sich bis:)

Blatt 351 leer, lediglich auf der Vorderseite am oberen Rand hss. in rot: 1500
Blatt 352[a]: jahresbezogene Vorhersagen f. 1500
Blatt 352[b] bis Blatt 364a: Monatstabellen für 1500;
Blatt 364[b]: leer

Erlangen, Universitätsbibliothek, Signatur: Inc 528 kc

Regiomontanus, Johannes:
Kalendarium (dt.)
[Nürnberg: Johannes Regiomontanus, c. 1474]
Hain 13784

Format:	4° (214×155 mm)
Einband:	Holzdeckel mit braunem geprägtem Lederüberzug; auf der Deckelinnenseite hss. Notizen; 3 Doppelbünde; 1 Schließe; Deckelinnenspiegel mit Papier beklebt; Vorsatzblatt mit hss. Notiz;
Umfang:	28 Bll.
Lagen:	[a^8, b^{10}, c^{10}]
Schriftspiegel:	145×108 mm
Schrift:	modifizierte Antiqua; Type I* ; (20 Zeilen = 91 mm)
Farbendruck:	Kalendertext in rot und schwarz gedruckt; rote Zahlen wurden hss. eingetragen, ebenso wie die Monatsanfänge in der Tafel der beweglichen Feste
Illustration:	Finsternisse coloriert in schwarz und gelb
Initialen:	A^5, D^5, E^5, H^5, N^5, P^5, W^5 Initialen teilweise gelb coloriert „KL" ebenfalls gelb coloriert
Wasserzeichen:	Ochsenkopf mit zweikonturiger Stange mit Kreuz und Blume [vermutl. Piccard XI, 348]
Hss. Einträge:	keine
Anfang:	.1475. .1494. .1513. (Angaben für den Monat Januar (Janer))
Ende (Bl. 28[b], Z. 26):	Also i(s)t be- // griffen kürzlich di(s)(s) kalenders nucz und tüglichait nach meine // (s)lechten tewt(s)che und chlainem vermögen.
Colophon:	M. Johan von Küng(s)perg
Besitzvermerk:	Stempel der Universitätsbibliothek Erlangen

Reihenfolge des Inhalts:
Je zwei Seiten Angaben für Janer bis Cristmonde
Tauel der lande und stete
Finsternisse
Von der güldin zal
Von dem (s)untagpuch(s)tabe
Von den beweglichen fe(s)ten
Tauel der beweglichen fe(s)te
Wie man den newen monde und uolmonde finden sal
Von der Sunnen und des mondes finsternis
Vom waren lauff der Sunnen
Tauel der Sunnen
Vom waren lauff des Mondes
Tauel des Mondes
Wielang ain ieder tag oder nacht i(s)t
Tauel zewi(s)(s)en des tags lenge
Wie man ain Sunnur machen sal
Von der andern beraitten sunnur
Von manigerlai verwandlung der stunden

Bemerk.: Die anderen Exemplaren beigegebenen Instrumente fehlen hier!

Erlangen: Universitätsbibliothek; Signatur: Tr. M 201

Vegius, Maphaeus:
Philalethes. Mit einer Widmungsvorrede an Eustathius von Maphaeus Vegius.
[Nürnberg: Johannes Regiomontanus, c. 1474]
Hain * 15925

Format:	4° (220×157 mm)
Einband:	hellbrauner Pappeinband; am Anfang und Ende leeres Vorsatzblatt; nachträglich angebrachte rot gesprenkelte Schnittverzierung
Umfang:	12 Bll.
Lagen:	[a^{12}]
Schriftspiegel:	140×87 mm (30 Zeilen)
Schrift:	Antiqua; Type I (20 Zeilen = 91 mm)
Farbendruck:	nein; jedoch hss. rubrizierte Majuskeln
Illustration:	colorierter Holzschnitt auf Bl. 2^a: PHILALETHES . VERITAS

Initialen: C⁹ (coloriert in blau u. rot; Ranken gelb)
Q⁹ (coloriert in blau u. rot; Ranken gelb)
Wasserzeichen: Ochsenkopf mit einkonturiger hoher Stange mit Krone und Blume
[vermutl. Piccard XV, 221]
Hss. Einträge: Anmerkungen und Unterstreichungen, vor allem zum Ende hin

Anfang des Vorwortes:
(Bl. 1ᵃ, Z. 1): MAFFEI VEGII LAVDENSIS AD // EVSTATHIVM PRAEFATIO. //
(C⁹)Vm repeterem nuper ani- // mo Eustathi
frater id qd (s)e // pe (s)oleo: . . .

Ende des Vorwortes:
(Bl. 1ᵇ, Z. 28): . . . alte // ra alteris pr[a]e(s)tent qui ignorat no[n] de(s)ipit ille iudicio // meo (s)ed in(s)anit.

Anfang des Textes:
(Bl. 2ᵇ, Z. 1): PHILALETHES //
(Q⁹)Ve nam es tu mortalium // qu[a]e p[er] ua(s)ta h[a]ec montium // . . .

Ende des Textes:
(Bl. 12ᵇ, Z. 28): . . . ui- // des ut fumant tecta? no[n] multum ab(s)um9: illuc dicto // citius contendam9. VE. atq[ue] ego te (s)equor libens;

Colophon: keins
Besitzvermerk: Stempel der Universitätsbibliothek Erlangen (die Signatur weist es als Exemplar der Sammlung Trew aus)
Besonderheit: Zeilenzahl nicht immer gleichmäßig!

Anhang 2:

Benutzte Inkunabelverzeichnisse nebst deren Siglen

BMC	Catalogue of books printed in the XVth century now in the British Museum. Part II: Germany Eltvil-Trier. London 1912.
BN	Bibliothèque Nationale (Hrsg.): Catalogue des incunables. Tome II. (H-Z). Paris 1985 (Bd. 1 noch nicht erschienen).
BSB-Ink	Bayerische Staatsbibliothek (Hrsg.): Inkunabelkatalog. Bd. 1 (A-Brev), Wiesbaden 1988.
Collijn	Isak Collijn: Katalog der Inkunabeln der Königl. Bibliothek in Stockholm. Teil 1. Stockholm 1914.
Ernst	Konrad Ernst: Die Wiegendrucke des Kestner-Museums (der Sammlung Friedrich Georg Hermann Culemann). Neu bearb. u. erg. v. Christian v. Heusinger. (Bildkataloge des Kestner-Museums Hannover, IV), Hannover 1963.
Fava	Domenico Fava: Catalogo degli Incunaboli della R. Biblioteca Estense di Modena. (Biblioteca di bibliografia Italiana VII.), Firenze 1928.
Günther	Otto Günther: Die Wiegendrucke der Leipziger Sammlungen und der Herzoglichen Bibliothek in Altenburg.(ZfB, Beihefte, 35), Leipzig 1909.
Goff	Incunabula in American Libraries. A third census of fifteenth-century books recorded in North American Collections. Compiled and edited by Frederick R. Goff. New York 1964.
GW	Gesamtkatalog der Wiegendrucke. Hrsg. v. d. Kommission für den Gesamt-Katalog der Wiegendrucke. Bd. III: Ascher-Bernardus Claravallensis. Leipzig 1928.
Hellwig	Barbara Hellwig: Inkunabelkatalog des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg. Bearb. v. Barbara Hellwig nach einem Verzeichnis von Walter Matthey. (Inkunabelkataloge Bayerischer Bibliotheken [4]), Wiesbaden 1970.
Hubay, 1	Ilona Hubay: Incunabula der Universitätsbibliothek Würzburg. (Inkunabelkataloge Bayerischer Bibliotheken [1]), Wiesbaden 1966.
Hubay, 2	Ilona Hubay: Incunabula Eichstätter Bibliotheken. (Inkunabelkataloge Bayerischer Bibliotheken [2]), Wiesbaden 1968.
Hubay, 3	Ilona Hubay: Incunabula aus der Staatlichen Bibliothek Neuburg/Donau * in der Benediktinerabtei Ottobeuren. (Inkunabelkataloge Bayerischer Bibliotheken [3]), Wiesbaden 1970.

Hubay, 5	Ilona Hubay: Incunabula der Staats- und Stadtbibliothek Augsburg. (Inkunabelkataloge Bayerischer Bibliotheken [5]), Wiesbaden 1974.
IBP	Incunabula quae in bibliothecis Poloniae asservantur. Moderante: Alodia Kawecka-Gryczowa. Composuerunt: Maria Bohonos et Elisa Szandorowska. Wratislaviae 1970.
IDL	Incunabula in Dutch Libraries. A census of fifteenth-century printed books in Dutch public collections. Volume I: Catalogue. (Bibliotheca bibliographica Neerlandica, 17,1), Nieuwkoop 1983.
IG	Incunabula Guelferbytana. Blockbücher und Wiegendrucke der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel. Ein Bestandsverzeichnis von Wolfgang Borm. Ungebundenes, maschinenschriftliches Exemplar s.l., s.a.
IGI	Indice generale degli incunaboli delle biblioteche d' Italia. Compilato da T.M. Guarnaschelli e E. Valenziani. 3 Bde. (Indici e cataloghi. Nuova serie. I, 1-5), Rom 1943-72.
Kocowski	Bronisław Kocowski: Katalog inkunabułów Biblioteki Uniwersyteckiej we Wrocławiu. Część 1: Alfabetyczny wykaz druków. (Wrocławskie towarzystwo naukowe. Ślaskie Prace Bibliograficzne i bibliotekoznawcze, V), Wrocław 1959.
NUC	The National Union Catalog. Pre-1956 Imprints. Bd. 1ff. London 1968ff.
Oates	A catalogue of the fifteenth-century printed books in the University Library Cambridge. Compiled by J.C.T. Oates. Cambridge 1954.
Ohly-Sack	Kurt Ohly und Vera Sack: Inkunabelkatalog der Stadt- und Universitätsbibliothek und anderer öffentlicher Sammlungen in Frankfurt/Main. Bearb. von Kurt Ohly und Vera Sack. Lieferung 1(-5). (Kataloge der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main [1]), Frankfurt/Main (1966)-1967.
Pell	M. Pellechet: Catalogue général des incunables des Bibliothèques publiques de France. Par M. Pellechet. 3 vols. (Abano-Gregorius Magnus) Paris 1897-1909.
Pol	M.-Louis Polain: Catalogue des livres imprimés au quinzième siècle de bibliothèques de Belgique. 4 vols. Bruxelles 1932-1978.
Rhodes	Dennis E. Rhodes: A catalogue of incunabula in all the libraries of Oxford University outside the Bodleian. Oxford 1982.
Sack	Vera Sack: Die Inkunabeln der Universitätsbibliothek und anderer öffentlicher Sammlungen in Freiburg im Breisgau und Umgebung. 2 Bde. (Kataloge der Universitätsbibliothek Freiburg im Breisgau, 2), Wiesbaden 1985.

Sajo	Géza Sajo et E. Soltécz: Catalogus incunabulorum quae in bibliothecis publicis Hungariae asservantur. Budapest 1970.
Schäfer	Katalog der Bibliothek Otto Schäfer, Schweinfurt. Bearb. von Manfred von Arnim. 2 Bde. Stuttgart 1984.
Schramm	Albert Schramm: Der Bilderschmuck der Frühdrucke. Bd. 18: Die Nürnberger Drucker (außer Koberger). Leipzig 1935.
Thurston	Ada Thurston und Curt F. Bühler: Check list of fifteenth century printing in the Pierpont Morgan Library. Compiled by Ada Thurston and Curt F. Bühler. New York 1939.
Voulliéme	a) Ernst Voulliéme: Die Inkunabeln der Königlichen Bibliothek und der anderen Berliner Sammlungen. (ZfB, Beihefte, 30), Leipzig 1906. b) Ernst Voulliéme: Die Inkunabeln der Königlichen Bibliothek und der anderen Berliner Sammlungen. Neuerwerbungen der Jahre 1907-1914. Nachträge und Berichtigungen. (ZfB, Beihefte, 45), Leipzig 1914.
WT	[Angelika Wingen-Trennhaus: Eigene Ermittlung anhand der unveröffentlichten Kataloge der Staatsbibliothek Bamberg, der Universitätsbibliothek Erlangen und Stadtbibliothek Nürnberg].
Zinner	Der deutsche Kalender des Johannes Regiomontan. Nürnberg um 1474. Faksimiledruck nach dem Ex. d. Preuß. Staatsbibliothek. Mit einer Einleitung v. Ernst Zinner. (Veröffentlichungen der Gesellschaft für Typenkunde des XV. Jahrhunderts – Wiegendruckgesellschaft -. Reihe B, Bd. 1), Leipzig 1937.

ZU ZWEI VERSCHOLLENEN BILDNISZEICHNUNGEN ALBRECHT DÜRERS: HANS V. IMHOFF UND CONRAD IV. IMHOFF

Von Matthias Mende

Dem Andenken von Dr. jur Christoph Freiherr von Imhoff (1912–1986) gewidmet

Er war ein Herr von Stand, mit weitgespannten Interessen, gebildet, polyglott, willensstark und durchsetzungsfähig. Man tat besser, was er verlangte. Im Meinungsstreit blieb er unnachgiebig. Kompromisse hielt er für Schwäche, die er sich nicht durchgehen ließ. Aber er war immer zu versöhnenden kollegialen Gesten fähig, die andere beschämten. Christoph von Imhoff, der Nürnberger Patrizier und Humanist, wirkte wie die Wiederverkörperung seines berühmten Vorfahren Willibald Pirckheimer. Dem er, den erhaltenen und gesicherten Bildnissen nach, in Statur und Physiognomie glich. Er hat mit dieser Ähnlichkeit mitunter kokettiert und sie wohl auch bewußt eingesetzt.

Über kein anderes Thema hat er mit mir so lange und so leidenschaftlich gestritten, wie über die Identität des eindrucksvollen Männerbildnisses von Dürer im Prado zu Madrid (Abb. 1). Er kannte die einschlägige Literatur. Wir hatten, noch unabhängig voneinander, das Gemälde 1971 in der Dürer-Ausstellung des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg studieren können. Aus unserem Wissen zogen wir andere Schlüsse. Christoph von Imhoff berief sich auf eine Jahrhunderte zurückreichende Tradition seiner Familie, nach der das Madrider Portrait „Dürers Bankier" Hans V. Imhoff darstelle. Gerade in Nürnberg müsse man genealogische Überlieferungen ernst nehmen. Dem hielt ich entgegen, daß dieser Hans Imhoff der Ältere, nach den Erkenntnissen von Familienforschern und Dürer-Experten im 19. und 20. Jahrhundert, nur eine Identifizierungsmöglichkeit von vielen denkbaren bleibt. Alle neben ihm bisher in Vorschlag gebrachten Namen – von Kaiser Maximilian I., über Christoph I. Fürer, Sebastian I. Imhoff, Willibald Pirckheimer, Jobst Planckfelt, Sebastian Schedel bis zu Lorenz Sterck – seien ohne Beweiskraft. Die Zusage, alle Namensvorschläge nochmals auf Stichhaltigkeit hin zu überprüfen, konnte ich zu Lebzeiten Baron Imhoffs nicht einlösen. Das Ergebnis dieser Abwägung von Pro und Kontra läßt sich zusammenfassen: 1) Das Männerporträt in Madrid (Abb. 1) stellt mit größter Wahrscheinlichkeit nicht Hans Imhoff d. Ä. dar; 2) Es gibt aber bisher unbeachtete bildliche Belege, daß Dürer die Brüder Hans V. Imhoff und Conrad IV. Imhoff, vermutlich im gleichen Jahr, gezeichnet hat (Abb. 2–3).

Zum Männerbildnis in Madrid

Obwohl durch spätere unsensible Übermalung des gesamten Hintergrundes entstellt, rechnet man es zu den meisterlichsten Porträts der altdeutschen Kunst (Abb. 1). Eine Restaurierung des sich in beschämendem Zustand befindlichen Bildes würde vermutlich den von Dürer gewählten lokalfarbigen Hintergrund freigeben: Entweder ein kräftiges Rot, wie auf dem Bildnis des Bernhard von Reesen von 1521 in Dresden, oder ein Grün, vergleichbar dem Hintergrund des Porträts von 1516 in Washington; denkbar wäre auch ein Blau. Dürers kühles Inkarnat verfälscht heute ein trüb-gelber Firnis. Sein Monogramm und die Jahreszahl scheinen auf der Madrider Tafel nachgezogen, wenn sie nicht erneuert sind. Bei der Datumsangabe ist beim jetzigen Zustand die letzte Ziffer mit bloßem Auge nicht eindeutig erkennbar. Die besten Kenner lesen sie gegenwärtig verschieden, als 1521 (wie Fedja Anzelewsky) oder als 1524 (wie Peter Strieder). Ob die übliche Materialangabe Eichenholz zutrifft, müßte überprüft werden. Ist der Bildträger nachweislich Eiche, wächst die Sicherheit, daß Dürer das Werk zwischen Januar und Juni 1521 in den Niederlanden schuf. In der Nürnberger Dürer-Werkstatt wäre die Verwendung grundierter Eichenholzbretter äußerst ungewöhnlich. Die vorgebrachte These, Dürer habe die Eichenholztafel roh aus Antwerpen mitgebracht und in der zweiten Jahreshälfte 1521 in Nürnberg für den Porträtauftrag (Abb. 1) verwendet, mutet weit hergeholt an. Sollte eine maltechnische Untersuchung das Datum 1524 bestätigen, müßte Hans V. Imhoff (in zeitgenössischen Quellen Hans d. Ä. genannt) ausscheiden. Er starb 1522. Daß Dürer diesen ihm eng verbundenen Mann zwei Jahre nach seinem Tod quasi aus dem Gedächtnis gemalt hätte – nach unserem heutigen Erkenntnisstand muß diese Möglichkeit ausgeschieden werden. Die Tracht (Pelzschaube, schwarzes Barett) verweist nur allgemein auf einen Angehörigen einer städtischen Oberschicht, sie kennzeichnet keinen bestimmten Berufsstand, läßt schon gar nicht auf eine bestimmte Person schließen. Auf dem Zettel, den Dürer den von ihm porträtierten Bernhard von Reesen 1521in die linke Hand gab, steht eine abgekürzte Adresse: „Dem pernh . . . zw . . . " Obwohl im Tagebuch der Reise in die Niederlande drei Männer mit dem Vornamen Bernhard vorkommen, gelang Erna Brand die Identifizierung mit dem Danziger Kaufmann Bernhard von Reesen. Möglicherweise stand eine ähnliche Beschriftung auf der Papierrolle, die der Unbekannte in Madrid trägt (Abb. 1), ehe die entstellende barocke Übermalung diese wichtige Einzelheit tilgte oder zudeckte[1].

[1] Die ältere Literatur zu dem Männerbildnis in Madrid bei M. Mende: Dürer-Bibliographie. Wiesbaden 1971. Nr. 1145–1166, 2971–2976, 4673–4729. – Fedja Anzelewsky: Albrecht Dürer. Das malerische Werk. Berlin 1971. Nr. 165. Die 2., überarbeitete Aufl., Berlin 1991, konnte nicht eingesehen werden.– Peter Strieder in: Albrecht Dürer 1471/1971. (Ausstellung des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg, 21. Mai bis 1. Aug. 1971). München 1971.

Daß die Auffassungen der Dürer-Kenner in der Frage nach der Person in Madrid auseinandergingen, sich mehrheitlich von der Imhoff'schen Familienüberlieferung absetzten, nach der das Gemälde ein möglicherweise idealisiertes Bildnis des Hans Imhoff sei, merkte Christoph von Imhoff während der Materialzusammenstellung für die von der Stadtbibliothek Nürnberg für das Dürer-Jahr 1971 vorbereitete Ausstellung „Die Imhoff. Aus der Geschichte einer Nürnberger Patrizierfamilie". Anläßlich der Eröffnung am 18. Juni sprach Baron Imhoff über die Geschichte des Nürnberger Zweiges seiner Familie[2]. Mit diesem Vortrag meldete er sich eindrucksvoll in der Lokalforschung zurück. Im Mittelpunkt seiner historischen Studien standen von da an die Schicksale der Pirckheimer und Imhoff. Im Ausstellungskatalog, den Franz Xaver Pröll in Kooperation mit Christoph von Imhoff verfaßte, fehlt ein Hinweis auf das Dürer'sche Männerbildnis in Madrid. Doch interessierte Baron Imhoff noch im gleichen Jahr Werner Schultheiß, den Direktor des Stadtarchivs Nürnberg, und Ludwig Grote, Generaldirektor i. R. des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg, für das Porträt. Parallel suchte Axel Janeck, Konservator an der Bibliothek des Germanischen Nationalmuseums, in seinem Auftrag im Freiherrlich von Imhoff'schen Familienarchiv, das als Depositum in diesem Hause liegt, nach verwertbaren Angaben. Vor allem interessierte das Team der Wahrheitsgehalt einer vagen Notiz von Moriz Thausing in der Erstausgabe seiner Dürer-Monographie. Nach ihm gewänne die Identifizierung des Mannes in Madrid (Abb. 1) „noch mehr an Wahrscheinlichkeit, wenn wirklich, wie man mir berichtet, das Hausbuch Hans Imhoff des Jüngeren die Nachricht enthielte, daß Dürer dessen Vater porträtiert habe"[3]. Besagtes „Hausbuch" des Sohnes von Hans V. Imhoff wurde auch 1971 nicht gefunden. Werner Schultheiß gab in einem Zeitungsartikel Rechenschaft von diesen Nachforschungen. Er las, Peter Strieders Text im Katalog der Nürnberger Dürer-Ausstellung 1971 folgend, die strittige Jahreszahl als 1524. Und verwies auf die Tatsache, daß der spanische Eigentümer auf dem Rahmen des Gemäldes einen Hinweis auf Hans Imhoff hatte anbringen lassen. Schultheiß glaubte, der jüngere Hans Imhoff habe seinen Vater posthum von Dürer malen lassen und er meinte: „Der auffällig verbissene Gesichtsausdruck ist dadurch zu erklären, daß der Porträtierte mit einundsechzig Jahren an einem schweren Leiden gestorben ist." Auch folgende Überlegungen sind für einen

Nr. 550. – F. Anzelewsky: Dürer. Werk und Wirkung. Stuttgart 1980. S. 218–219. – P. Strieder: Dürer. Königstein im Taunus 1981. S. 140, 142.

[2] Die Imhoff. Aus der Geschichte einer Nürnberger Patrizierfamilie. Ausstellung der Stadtbibliothek Nürnberg. Nürnberg 1971. – Seine Eröffnungsrede hielt Chr. von Imhoff in erweiterter Fassung am 7. Mai 1974 vor dem Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg; vgl. Albert Bartelmeß in MVGN. 62. 1975. S. 369–371. – Chr. von Imhoff: Imhof(f). In: Neue Deutsche Biographie. 4. Berlin 1974. S. 146–148.

[3] M. Thausing: Dürer. Geschichte seines Lebens und seiner Kunst. Leipzig 1876. S. 443.

Historiker erstaunlich spekulativ. Der Kredit von hundert Gulden, den Dürer 1521 bei Alexander Imhoff in Antwerpen aufnehmen mußte, könnte zur Bezahlung des Porträts in Madrid benutzt worden sein; die Imhoff hätten es aus finanzieller Not im Dreißigjährigen Krieg veräußern müssen; um die Herkunft zu verschleiern, habe man im 17. Jahrhundert Inschrift wie Wappen übermalt. Belegbar ist von diesen Vermutungen nichts[4].

Es bleibt bedauerlich, daß Ludwig Grote vor seinem Tod im Frühjahr 1974 sich nur noch mündlich und unverbindlich-privat zu dem Dürer'schen Männerbildnis in Madrid äußern konnte. Grote hatte 1971 das Porträt Dürers im Isabella Stewart Gardner Museum in Boston als Bildnis des Rodrigo Fernandez d'Almada bestimmen können, verfügte folglich über die besten Voraussetzungen, um das Rätsel der Person in Madrid (Abb. 1) zu lösen. Zudem verschafften ihm Forschungen zum Mäzenatentum der Tucher einen Überblick darüber, welche Angehörigen des Nürnberger Patriziats vor allem mit Dürer freundschaftlich und geschäftlich verkehrten[5]. In einem vermutlich 1971 verfaßten Brief an Christoph von Imhoff hatte Grote gemeint, der Mann in Madrid sei vermutlich ein Nürnberger Imhoff. Dafür spreche, daß das Gemälde aus dem Besitz des Thomas Howard, Earl of Arundel, oder aus der Sammlung König Karls I. von England nach Spanien gelangt sei. Der Graf von Arundel hätte seine wichtigsten Kunsteinkäufe aber bei den Imhoff in Nürnberg getätigt. Doch wies Grote gleichzeitig darauf hin, daß neben Hans Imhoff ebenso Sebastian Imhoff als Auftraggeber in Frage käme[6]. Entsprechend behutsam faßte Christoph von Imhoff den Stand der Forschungen zusammen[7].

Die Schwierigkeit einer überzeugenden namentlichen Bestimmung des auf

[4] W. Schultheiß: Das Rätsel aus dem Prado. Zeigt Dürers „Porträt eines Unbekannten" den Nürnberger Hans Imhoff den Älteren? In: Nürnberger Nachrichten. 27. 1971 (176). S. 23. Vgl. dazu M. Mende in MVGN. 61. 1974. S. 259–260. – Einige der unhaltbaren Vermutungen von Schultheiß gehen auf Gustav von Bezold zurück: Mitteilungen aus dem Germanischen Nationalmuseum. 1913. S. 34.

[5] Bibliographie Ludwig Grote 1893–1974. (Zusammenstellung: Gertrud Maud Grote). München 1986. Masch.-Schr. vervielf.

[6] Grotes Brief zitiert von Willehad Paul Eckert, Chr. von Imhoff: Willibald Pirckheimer. Dürers Freund im Spiegel seines Lebens, seiner Werke und seiner Umwelt. Köln 1971. S. 81. – 2., erw. Aufl. 1982. S. 81, 413.

[7] Chr. von Imhoff: Die Imhoff – Handelsherren und Kunstliebhaber. Überblick über eine 750 Jahre alte Nürnberger Ratsfamilie. In: MVGN. 62 1975. S. 29–30: „Ludwig Grote hatte sich intensiv mit diesem Bild befaßt und wollte noch gegen Lebensende eine Identifikationsstudie schreiben, konnte aber das Vorhaben nicht mehr verwirklichen. In mehrfachen Unterhaltungen mit dem Verfasser dieses Aufsatzes sprach er sich für Hans V. Imhoff, den Dürerbankier, als Dargestellten aus. Dabei verwies er auf die persönlich sehr engen Beziehungen und auch auf die offenbar vielfachen Begegnungen auf der zum Imhoff'schen Besitz gehörigen Kleinweidenmühle, die er fünf Mal zeichnete." – Chr. von Imhoff trägt wohl die Verantwortung, daß Dietmar Trautmann in seinem biographischen Artikel über Hans Imhoff (Neue Deutsche Biographie. 10. Berlin 1974. S. 150) das Gemälde in Madrid als Porträt seines Helden aufführt.

dem Madrider Bildnis Dargestellten hat viele verführt, von Idealisierung der Person zu sprechen. Solche Korrektur der geschauten Wirklichkeit durch Dürer sei Hauptgrund, warum die Ähnlichkeit mit einer bestimmten Person im Umfeld des Künstlers so schwer festzumachen sei. Mittels dieser Hilfskonstruktion war es möglich, so verschieden aussehende Personen wie Kaiser Maximilian I. oder Willibald Pirckheimer in Vorschlag zu bringen. Nun stellt sich heraus, daß die Annahme eines Idealporträts im Kern richtig war. Im Zuge seiner ab 1500 zunehmenden kunsttheoretischen Studien war Dürer auf die Physiognomik und den antiken Mensch-Tier-Vergleich gestoßen. Für ihn hatten diese Bereiche den Rang einer Wissenschaft. Seit dem Altertum schrieb man Tieren feste Charaktereigenschaften zu. Diese übertrug man auf vermeintlich „ähnlich" aussehende Menschen. Bis heute hat sich bei uns viel von diesem Gedankengut erhalten. Wir benutzen Begriffe wie Raubvogelprofil und Adlerblick, bezeichnen Menschen als listig wie einen Fuchs oder diebisch wie eine Elster. Für die Künstler der Renaissance stand in der Rangfolge der leonine, der einem Löwen ähnliche Mann, ganz oben. Herrscher und Heerführer wurden so charakterisiert. Im 15. Jahrhundert begannen in Italien sich Künstler „löwenmäßig" zu geben. So legte sich der Architekt und Kunstschriftsteller Alberti den Vornamen „Leone" zu. Andrea Mantegna, den Dürer kopierte und persönlich kennenzulernen wünschte, ließ sein Grab mit einer Bronzebüste schmücken, die ihn mit allen Attributen eines Löwenmenschen zeigt. „Der mensch sicht lebisch oder als ein ber, wolff, füx oder hund, wie woll er nit fyr füs hat als das selb tir . . . " (Der Mensch sieht löwisch oder wie ein Bär, Wolf, Fuchs oder Hund aus, obwohl er nicht vier Füße wie diese Tiere hat), heißt es bei Dürer in einem theoretischen Exkurs[8]. Diese Erkenntnisse Dürers erstmals auf das Männerbildnis in Madrid bezogen zu haben, bleibt das Verdienst des Münchner Kunsthistorikers Ernst Rebel. Überzeugend weist er in seinem jüngsten Buch nach, daß das Porträt (Abb. 1) in seiner Zornmimik – den Stirnfalten, den herabgezogenen Mundwinkeln, der angespannten Gesichtsmuskulatur – einem in der italienischen Kunst verwurzelten leoninen Idealtyp folgt[9]. Als ein Stück angewandte und gemalte Kunsttheorie entzieht sich der Mann in Madrid vielleicht nicht zufällig allen namentlichen Bestimmungsversuchen. An dieser Erkenntnis würde sich wenig ändern, wenn bei einer Restaurierung doch noch ein schriftlicher Hinweis auf die Modellperson zum Vorschein käme.

[8] Dürer. Schriftlicher Nachlaß. Hrsg. von Hans Rupprich. 3. Berlin 1969. S. 239. – Robert Sukkale: Haben die physiognomischen Theorien für das Schaffen von Dürer und Baldung eine Bedeutung? In: Festschrift Wolfgang Braunfels. Tübingen 1977. S. 357–369.

[9] Ernst Rebel: Die Modellierung der Person. Studien zu Dürers Bildnis des Hans Kleberger. Stuttgart 1990. S. 40–58, Abb. 32. – Vgl. auch meinen Exkurs „Der Mensch-Tier-Vergleich" in: Hans Schäufelein. Hrsg. Stadt Nördlingen/ Verein Rieser Kulturtage. Nördlingen 1990. S. 139–149.

Ein mutmaßliches Bildnis des Hans V. Imhoff von Dürer

Wer Gelegenheit hat, in Norica-Sammlungen graphische Porträts des 17. Jahrhunderts durchzumustern, stößt häufig auf den Stecher Johann Friedrich Leonart. Allein in den etwa zehn Jahren, die er in Nürnberg tätig war, schuf er mehr als zweihundert Bildnisradierungen. Seine Auftraggeber waren die führenden patrizischen Geschlechter. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts wetteiferten sie untereinander mit der Anlage von riesigen Stammbäumen und prächtigen Familienstammbüchern. Nachdem die Namen der Vorfahren seit dem Mittelalter bekannt waren, wuchs der Wunsch, sie auch in Ahnenbildreihen vor Augen zu haben. Für Spezialisten eröffnete sich im 17. Jahrhundert in Nürnberg ein großer Markt. Einheimische Künstler konnten die Aufträge nicht allein bewältigen, so zogen aus den Niederlanden Graphikspezialisten an die Pegnitz. Einer von diesen Zuwanderern war Johann Friedrich Leonart. Ihm traute man vor allem zu, Personen früherer Jahrhunderte, von denen in den Familien keine Bildnisse vorhanden waren, dennoch durch Tracht und Physiognomie irgendwie „ähnlich" abzubilden. Bei einem bescheidenen Talent wie Leonart konnte nicht ausbleiben, daß seine Radierungen von historischen Personen von einer gewissen Eintönigkeit und Uniformität sind. Er mag die Gefahr gespürt zu haben, denn auffällig scheint er sich in den Familienarchiven darum bemüht zu haben, authentische Vorlagen für seine Arbeit zu finden. Leonart wurde vermutlich 1633 in Dünkirchen geboren. Seine Ausbildung erhielt er in den Niederlanden, doch kennen wir die Namen seiner Lehrer nicht. Als Graphiker führte er ein Wanderleben – er blieb in den Städten, in denen er Aufträge erhalten konnte. Nachweisbar anhand seiner oft signierten und datierten Radierungen sind Stationen in Brüssel, Regensburg, Prag und Berlin; in letzterer Stadt soll er 1680 verstorben sein. Die Nürnberger Jahre lassen sich auf etwa 1660/62 bis 1670/73 eingrenzen. Die erwähnten umfangreichen Porträtaufträge aus dem Patriziat hielten ihn hier länger als an jedem anderen Ort[10]. Natürlich wußte er von Dürer. Als ihm die Imhoff zwei Bildniszeichnungen zur Reproduktion übergaben, die auf uns nicht bekannte Weise als Werke Dürers signiert oder beschriftet waren, gab er sich mit der verkleinernden und vereinfachenden Wiedergabe besondere Mühe (Abb. 2–3). Durch die größere Sorgfalt im Detail, besonders den Gesichtern, den wiedergegebenen Dürer-Monogrammen, paßten diese beiden Blätter aber nun schlecht in die Reihe der anderen Imhoffiana. Sie stachen so ab, daß der Auf-

[10] M. D. Henkel: Leonart, Johann Friedrich. In: Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart. 23. Leipzig 1929. S. 71–72. – F. W. H. Hollstein: Dutch and Flemish Etchings, Engravings and Woodcuts, ca. 1450–1700. 10. Amsterdam (1954). S. 53. – Leonart unverständlicherweise nicht berücksichtigt in: Hollsteins German Engravings, Etchings and Woodcuts. 22. Ed. by Fedja Anzelewsky. Compiled by Robert Zijlma. Amsterdam (1978).

traggeber sie aus dem Verkehr zog und Leonart jeweils eine zweite Version anfertigen ließ (Abb. 4,5,7). Eines dieser beiden Imhoff-Porträts mit „Dürer-Monogramm" (Abb. 2) ist so selten, daß selbst Andreas Andresen, der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Produktion Leonarts zu katalogisieren versuchte, kein Exemplar in Nürnberg mehr auffinden konnte[11]. So erklärt sich, daß die beiden Arbeiten (Abb. 2–3) bis heute von der Dürer-Forschung übersehen wurden. Leonart scheint nur wenige Probedrucke genommen zu haben. Selbst im Freiherrlich von Imhoff'schen Familienarchiv hat man sie nicht als Belegstücke archiviert. Nur die größten Kenner, Georg Wolfgang Panzer und Joseph Heller, beschrieben in der Goethezeit den Druck (Abb. 2); ich nehme an, daß beiden der gleiche Abdruck vorlag, den ich auffinden konnte[12].

Als die Imhoff bei der Ablieferung von Andrucken das Dürer-Monogramm als störend monierten, tilgte es Leonart. Aber auch in dieser Form (Abb. 4) fand die Radierung keine Gnade beim Auftraggeber. Noch im gleichen Jahr lieferte der Graphiker eine neue Fassung des Bildnisses (Abb. 5). Nun tauchten neue Schwierigkeiten auf, weil man nicht wußte, welcher Imhoff auf der von Dürer stammenden Zeichnung (Abb. 2) dargestellt war. Einigung über die Person konnte bei den Imhoff nicht erzielt werden: So blieb die Inschrifttafel unten leer, als man die Auflage drucken ließ (Abb. 5). Man behalf sich im 17. und 18. Jahrhundert damit, daß man handschriftlich einen Namen einsetzte (Abb. 4).

Da die Angaben in den Handbüchern bei Panzer, Heller und Andresen, was die Abfolge der Zustände und Versionen angeht, korrekturbedürftig ist, gebe ich im Folgenden eine Übersicht.

1. Version, 1. Zustand, mit Dürer-Monogramm (Abb. 2)

Bildnis eines bartlosen älteren Mannes nach links, in Hochoval, bekleidet mit einer Pelzschaube, im Halsausschnitt sichtbar ein weißes gefälteltes Hemd mit einer dunklen Borte. Die bis auf die Schultern fallenden Haare unter einer

[11] Andreas Andresen: Johann Friedrich Leonard. In: Archiv für die zeichnenden Künste. 7/8. Leipzig 1862. S. 151, Nr. 61–62. „Links am Grund Dürer's Zeichen, das in späteren Abdrücken ausgemerzt ist. Die Abdrücke mit Dürer's Zeichen müssen selten sein, da sie mir nie zu Gesicht gekommen sind. Heller hatte solche vor Augen, dürfte sich aber wohl irren, wenn er die Abdrücke ohne Dürer's Zeichen für die früheren hält."

[12] G. W. Panzer: Verzeichnis von Nürnbergischen Portraiten aus allen Staenden. Nürnberg 1790. S. 118: „Hans Im Hoff . . . ohne Namen, mit einer Haube. Neben Albr. Dürers Zeichen und darunter delineavit. J. F. Leonart fecit Ao. 1668. An der Einfassung des untern Schilds 27. 8°." Panzer hielt die Radierung für ein Bildnis des Hans I. Imhoff (1255–1341). – J. Heller: Das Leben und die Werke Albrecht Dürer's. II,2. Bamberg 1827. S. 908, Nr. 269: „Die ersten Abdrücke sind ohne Dürers Zeichen und delineavit. Panzer in seinem Nürnberger Verzeichniß irrt sich bey diesem Portrait, wenn er sagt, daß es den Hans Imhoff von 1341 vorstellt, sondern es ist das Bildniß von einem späteren, der Dürers Freund war. Dieses schön radirte Blättchen ist sehr selten."

Netzhaube geborgen. Der Grund relativ hell, gebildet aus kleinen kurzen Strichen. Darauf in der Höhe des Kinns des Dargestellten links Dürer-Monogramm, darunter delineavit (= hat es gezeichnet). In den vier Zwickeln Blattwerk. Unter dem Portät leere Rollwerkkartusche, darin oben links „I F Leonart"; auf der Gegenseite rechts „fecit Ao 1668". Im Kartuschenrahmen Mitte rechts Ziffer 27. Radierung. 106×66 mm. Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Inv. Nr. P. 3015, Kapsel 806. Vermutlich Unikum.

1. Version, 2. Zustand, mit getilgtem Dürer-Monogramm (Abb. 4)

Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Inv. Nr. P. 3016, Kapsel 806. – Stadtgeschichtliche Museen Nürnberg, Inv. Nr. Portr. J. 77,3. In der Kartusche handschriftlich „Hans Imhof." (Abb. 4).

2. Version (Abb. 5)

Wiederholung der 1. Version mit charakteristischen Abweichungen. Die Porträtähnlichkeit des Mannes gemindert, bei verjüngtem Aussehen. Grund dunkler, da aus Kreuzschraffen gebildet. Die Signatur unter die Büste unten in den ovalen Rahmen versetzt: „J F Leonart fecit Anno 1668." Nummer 27 nicht wiederholt, dafür oben im Kartuschenrahmen klein die Ziffer 41. Radierung. 109×71 mm. Zahlreiche Exemplare nachweisbar, allein 8 bei den Stadtgeschichtlichen Museen Nürnberg; davon 5 mit handschriftlichen Zusätzen der Barockzeit auf einen Hans Imhoff. – Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Inv. Nr. Kp. 11944, Mappe 205.

Die veränderte Numerierung – erst 27, dann 41 – deutet an, daß die Imhoff 1668 das Konzept für die graphische Ahnenreihe änderten. Entweder erhielt das Bildnis (Abb. 2, 4–5) einen anderen Platz, weil man einen anderen Vornamen für den von Dürer porträtierten Vorfahren gefunden zu haben glaubte, oder, wahrscheinlicher, die Serie wurde wesentlich erweitert, der Auftrag an Leonart ausgeweitet. Die Unsicherheit in der Familie Mitte des 17. Jahrhunderts – durch die leere Kartusche belegt (Abb. 5) – welches Familienmitglied gemeint war, wich im 18. Jahrhundert der Gewißheit, daß es einen Hans Imhoff zeige. Bei den vielen Imhoff mit dem Vornamen Hans gab es unterschiedliche Auffassungen, welcher von ihnen abgebildet war. Die kostümkundliche Sicherheit, die wir heute haben, daß nur Dürers Zeitgenosse Hans V. in Frage kommt, wenn wirklich ein Hans Imhoff dargestellt ist, fehlte den barocken Genealogen. Im dritten der erhaltenen Stammbücher der Imhoff, das 1730 zusammengestellt worden ist, findet sich ein Druck ohne Dürer-Monogramm eingeklebt; handschriftlich setzte man „Hans Imhof" hinzu[13]. Glei-

[13] Christoph Andreas Imhoff: Generosae stirpis Im Hofianae historia genealogica etc. Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Imhoff-Archiv, Teil II, Nr. 3. – Zu den Familienbüchern

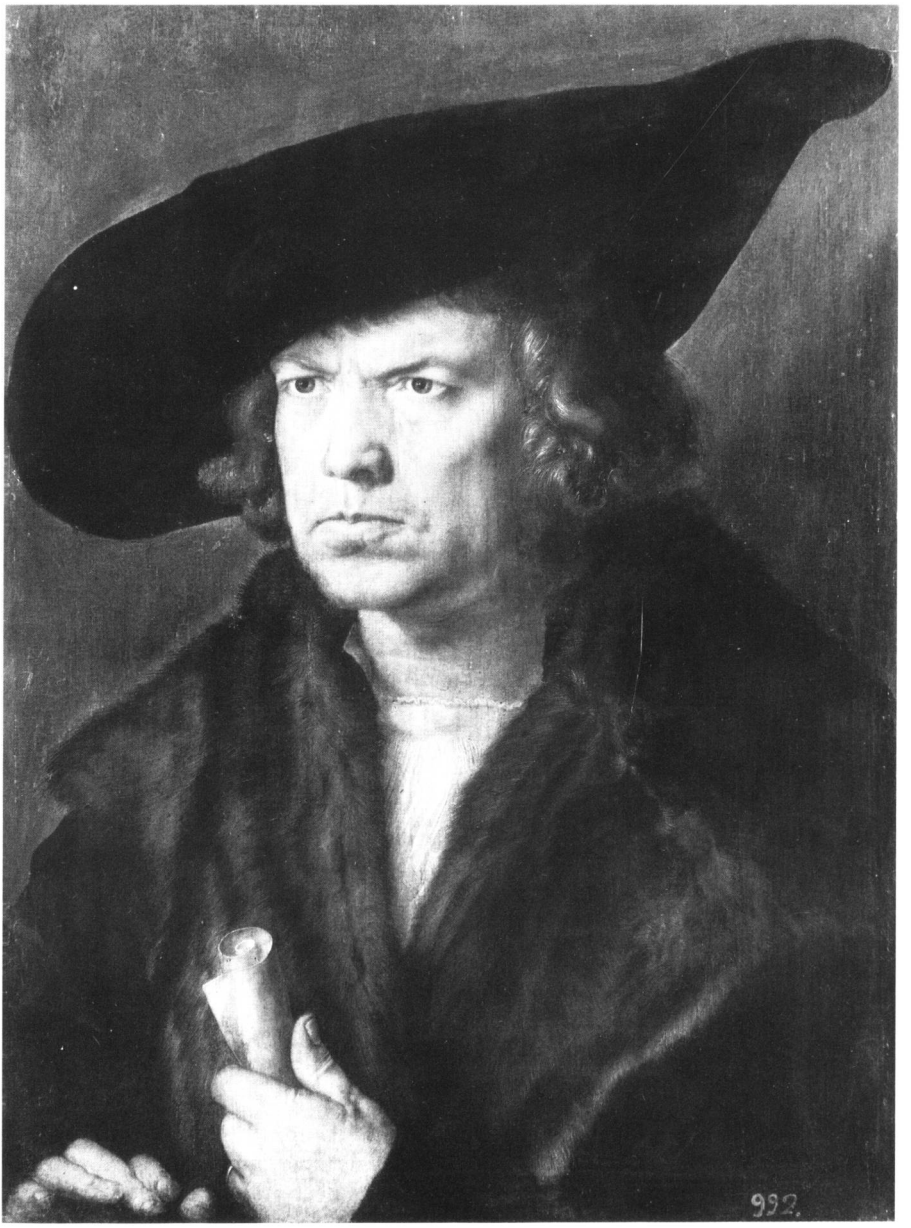

Abb. 1: Bildnis eines unbekannten Mannes Gemälde von Albrecht Dürer, 1521 oder 1524. Madrid, Museo del Prado.

Abb. 2: Vermutliches Bildnis des Hans Imhoff (1461–1522). Nach einer verlorenen Zeichnung von Albrecht Dürer. Vergrößerter Ausschnitt aus einer Radierung von Johann Friedrich Leonart, 1668. Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum.

Abb. 3: Bildnis des Conrad Imhoff (1463–1519). Nach einer verlorenen Zeichnung von Albrecht Dürer. Vergrößerter Ausschnitt aus einer Radierung von Johann Friedrich Leonart, 1668. Nürnberg, Stadtgeschichtliche Museen.

Abb. 4: Vermutliches Bildnis des Hans V. Imhoff. Radierung von Johann Friedrich Leonart, 1668. Nürnberg, Stadtgeschichtliche Museen.

Abb. 5: Vermutliches Bildnis des Hans V. Imhoff. Radierung von Johann Friedrich Leonart, 1668. Nürnberg, Stadtgeschichtliche Museen.

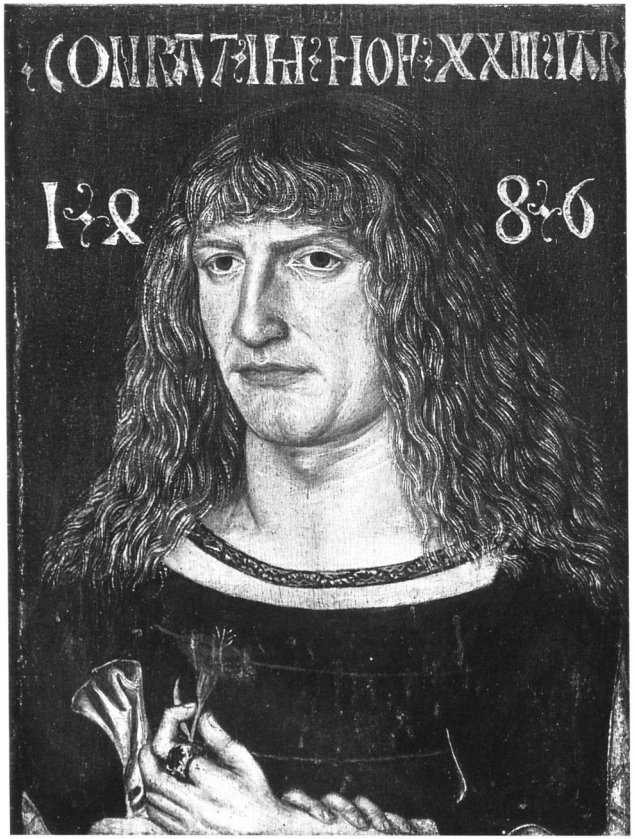

Abb. 6: Bildnis des Conrad IV. Imhoff im Alter von 23 Jahren. Gemälde von Jakob Elsner, 1486. München, Bayerisches Nationalmuseum.

Abb. 7: Bildnis von Conrad IV. Imhoff. Radierung von Johann Friedrich Leonart, 1668. Nürnberg, Stadtgeschichtliche Museen.

Abb. 8: Bildnis des Jakob Fugger. Kohlezeichnung von Albrecht Dürer, um 1518. Berlin. Kupferstichkabinett.

ches gilt für das vierte Stammbuch von 1753, das Georg Christoph Gottlieb Imhoff kompilierte. Auch er klebte Leonarts Radierung „ohne Dürer Monogramm" ein und setzte mit Tinte in die Kartusche ein „Dr. Hanns Im Hof"[14].

Ein förmlicher Beweis, daß der Mann mit der Haarhaube (Abb. 2) Hans V. Imhoff ist, läßt sich aus dem im Imhoff'schen Familienarchiv erhaltenen Material nicht erbringen. Doch wächst die Wahrscheinlichkeit, wenn man ein von Leonart radiertes Gegenstück einbezieht. Auf ihm hat der Künstler des 17. Jahrhunderts ebenso glaubhaft vermerkt, daß er 1668 nach einer Zeichnung Albrecht Dürers arbeiten konnte (Abb. 3). Dieses Blatt zeigt zweifelsfrei ein Altersbildnis des Conrad IV. Imhoff, Bruder von Hans V. Beide waren mit Dürer gut bekannt, ja befreundet. Wenden wir uns daher dem Porträt Conrads zu.

Ein Bildnis des Conrad IV. Imhoff von Dürer

Die Arbeitsgänge von 1668 entsprachen exakt denen des vorher beschriebenen Porträts von Leonart. Eine erste Fassung mit Dürer-Monogramm wurde vom Besteller abgelehnt oder verworfen (Abb. 3). Sofort machte sich der Radierer an eine zweite Version, bei der er Änderungswünsche der Auftraggeber berücksichtigte. Da unklar war, welcher Imhoff auf der Dürer'schen Vorlage gemeint ist, blieb das Inschriftfeld, das Namen und Lebensdaten des Dargestellten aufnehmen sollte, leer. Im 17. und 18. Jahrhundert setzte man bei Bedarf mit Tinte den Namen Conrad Imhoffs ein (Abb. 7).

1. Version, 1. Zustand, mit Dürer Monogramm (Abb. 3, 7)

Bildnis eines bartlosen älteren Mannes nach links, in Hochoval, bekleidet mit einer Pelzschaube, im Halsausschnitt sichtbar ein dunkles Hemd mit hellerer Borte. Die bis auf die Schultern fallenden gelockten Haare sind unbedeckt. Der Grund relativ hell, gebildet aus kleinen, kurzen Strichen. Darauf in Höhe des Kinns des Dargestellten links Dürer-Monogramm, darunter: delineavit. In den vier Zwickeln Blattwerk. Unter dem Porträt leere Rollwerkkartusche, darin oben links „I F Leonart"; auf der Gegenseite rechts „fecit Ao 1668". Im Kartuschenrahmen Mitte rechts Ziffer 26. Radierung. 106×66 mm. Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Inv. Nr. P. 3017, Kapsel 806. – Stadtgeschichtliche Museen Nürnberg, Inv. Nr. Portr. J. 100,5; Exemplar bis

der Imhoff s. Helmut Haller von Hallerstein in MVGN. 65. 1978. S. 225. – Für die Möglichkeit, im Freiherrlich von Imhoff'schen Familienarchiv arbeiten zu können, bedanke ich mich bei Dr. Irmtraud Frfr. von Andrian-Werburg.

[14] Speculum honoris et virtutis fam. Im Hofianae Oder Tugend Spiegel Des Gesammten Adel: Geschlechts von Imhoff etc. Imhoff-Archiv (Anm. 13), Teil II, Nr. 4. – Genealogie und gesamlete Nachrichten . . . Familie v. Imhoff. 1. Teil. Imhoff-Archiv, Teil II, Nr. 5a.

zum Rand beschnitten, in der Kartusche handschriftlich mit Tinte „Herr Conrad/Im-Hof. Natus 1 Denatus 1518" (Abb. 7).

1. Version, 2. Zustand, mit getilgtem Dürer-Monogramm

Kein Exemplar nachweisbar.

2. Version

Wiederholung der 1. Version mit charakteristischen Abweichungen. Die Porträtähnlichkeit des Mannes gemindert, bei leicht verjüngtem Aussehen. Grund dunkler, da aus Kreuzschraffen gebildet. Die Signatur unter die Büste unten in den ovalen Rahmen versetzt: „J F Leonart fecit Ao 1668." Nummer 26 nicht wiederholt, dafür oben im Kartuschenrahmen klein Ziffer 42. Zahlreiche Exemplare nachweisbar, allein 5 bei den Stadtgeschichtlichen Museen Nürnberg.; davon 3 mit handschriftlichen Zusätzen der Barockzeit auf einen Conrad Imhoff. – Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Inv. Nr. P. 692, Kapsel 806 und Inv. Nr. Kp. 11920a, Mappe 204.

Nach den Numerierungen standen in der idealen Abfolge der ins Bild gesetzten Imhoff'schen Ahnen beide beschriebenen Bildnisse nebeneinander. Ausschlaggebend wird die Tatsache gewesen sein, das zwei vermutlich gleich große Dürer-Zeichnungen, Gegenstücke, als Vorlagen Leonart zur Verfügung gestellt werden konnten (Abb. 2–3). Daß ein Conrad Imhoff mit dem Barhäuptigen gemeint war, darüber bestand im 17. und 18. Jahrhundert Einigkeit. Nur welcher Träger des Namens in welchem Jahrhundert, das war nicht allen klar. Authentizität im Sinne von Porträtähnlichkeit war bei Ahnenbildern in der Barockzeit nicht so wichtig. Unterschrift und Wappen definierten die Standesperson, Titulaturen, später Orden. Georg Fennitzer, der im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts für das Nürnberger Patriziat arbeitete und eine Art Nachfolger von Leonart wurde, schuf ein „Cunrad Im Hoff./ Republ: Norib: Sen: Obit. 1518." bezeichnetes Schabkunstblatt, das ersichtlich einen anderen als Dürers Zeitgenossen Conrad IV. (in Wahrheit 1519 gestorben) wiedergibt[15]: Trotz der Schrifttafel ohne Eindruck des Namens (Abb. 7) war sich der Kenner Joseph Heller bei seiner Bestimmung auf Conrad IV. sicher. Ohne Fragezeichen, vertraute er der für ihn noch lebendigen Tradition des

[15] Panzer (Anm. 12). S. 117 – F. W. H. Hollstein: German Engravings, Etchings and Woodcuts, ca. 1400–1700. 8. Ed. by K. G. Boon and R. W. Scheller. Amsterdam (1968). Georg Fennitzer S. 38–43; Das Bildnis des Conrad Imhoff in der Werkliste fehlend. – Die Porträts Conrad IV. von Leonart bei Panzer beschrieben: „Ohne Namen. Neben Dürers Zeichen, und darunter delineabat. An der Einfassung des unteren Schildes steht 26. J. F. Leonart fec. 1668. 8°."

18. Jahrhunderts[16]. Während wir von Hans V. kein zeitgenössisches Bildnis kennen, an der man die Ähnlichkeit der Radierung (Abb. 2) messen könnte, sieht die Quellenlage für seinen Bruder Conrad IV. günstiger aus. Im Alter von 23 Jahren ließ er sich 1486 von Jakob Elsner malen (Abb. 6). Das Kunsthistorikern immer etwas verdächtig erschienene Jünglingbildnis, zu dem zwei schmale Flügel gehören, ist unlängst von Angelica Dülberg rehabilitiert worden. Es ist im 19. Jahrhundert weniger verändert worden als man dachte[17]. Der Imhoff'schen Familienstiftung gehört eine Elsners spätgotische Schöpfung vergrößernde und vergröbernde Kopie aus dem 17. Jahrhundert. Zumindest im Nürnberger Zweig der Familie wußte man immer, wie Conrad IV. in jungen Jahren ausgesehen hatte[18]. Ein Deckfarbenblatt im Hausbuch der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung in Nürnberg bildet Conrad Imhoff als Pfleger mit seinen beiden Frauen ab, kniend und in verlorenem Profil. Der schlecht erhaltenen Arbeit könnte entnommen werden, daß er auch im Alter die Haartracht seiner Jugend beibehielt[19]. Vergleicht man Leonarts Radierung (Abb.3, 7) mit Elsners Gemälde (Abb. 6), fühlt man sich bestärkt, daß dieselbe Person gemeint ist. Es nötigt der Arbeit des barocken Radierers Bewunderung ab, wie er trotz der Verkleinerung der Dürer-Vorlagen und bei seiner schematischen Arbeitsweise, zu der ihn Druck der Auftraggeber zwang, etwas vom Geist altdeutscher Bildniskunst in seine Reproduktionen (Abb. 2–3) herüberretten konnte. Erklärlich wird solche Sorgfalt damit, daß er im Angesicht von Dürer bis an die Grenze seines technischen Könnens gehen wollte. Um so schmerzlicher für ihn, daß die Auftraggeber seine graphischen Extratouren verwarfen, für seine Dürer-Verehrung kein Verständnis aufbrachten. Ihnen ging es um die Einheitlichkeit der Imhoff'schen Ahnenbildnisse und Leonart mußte dieselben Köpfe ein zweites Mal radieren (Abb. 5).

Schon mit 23 Jahren war Conrad Imhoff von mächtiger Gestalt, mit auffallend kurzem, dicken Hals und ziemlich großer Nase (Abb. 6). Die charakteristischen Falten auf dem Bild von Elsner, die sich von der Nase abwärts zum

[16] Heller (Anm. 12). S. 907, Nr. 268. – Andresen (Anm. 11). S. 150–151, Nr. 59–60. „Links am Grund des Bildnisses sieht man Dürer's Zeichen, das in den späteren Abdrücken entfernt ist."

[17] München, Bayerisches Nationalmuseum, Inv. Nr. MA 310. – A. Dülberg: Privatporträts. Geschichte und Ikonologie einer Gattung im 15. und 16. Jahrhundert. Berlin 1990. S. 191–192, Nr. 48, Abb. 606–607.

[18] Ernst Buchner: Das deutsche Bildnis der Spätgotik und der frühen Dürerzeit. Berlin 1953. S. 129, Nr. 144, Taf. 144. Das Triptychon von Elsner S. 144, Nr. u. Taf. 157, beschrieben. – Alfred Stange: Kritisches Verzeichnis der deutschen Tafelbilder vor Dürer. 3. Franken. Hrsg. von Norbert Lieb. Bearbeitet von Peter Strieder und Hanna Härtle. München 1978. S. 99, Nr. 215.

[19] Das Hausbuch der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung zu Nürnberg. Deutsche Handwerkerbilder des 15. und 16. Jahrhunderts. Hrsg. von Wilhelm Treue, Karlheinz Goldmann, Rudolf Kellermann u. a. Textbd. München 1965. S. 140, 129 r; Bildbd. Taf. 194. – Das Bildnis des Pflegers Hans V. Imhoff noch schlechter erhalten; vgl. Bildbd. Taf. 275,1.

Kinn ziehen, brauchte das Alter nur zu vertiefen. Solche Details belegen, daß Leonart tatsächlich ein zeitgenössisches, wohl von Dürer stammendes Altersbildnis Conrads im Atelier hatte (Abb. 7). Conrad IV. starb 1519. Dürers verlorene Zeichnung, von der Leonarts Radierung nur einen Abglanz vermittelt, muß spätestens in diesem Jahr entstanden sein. Größe und Technik, auch ihres Gegenstücks mit dem vermutlichen Porträt des Bruders Hans, kennen wir nicht. Dadurch, daß aus Dürers Hochrechteck bei Leonart ein Oval wird, stimmen selbst die Proportionen mit der Vorlage nicht überein. Soweit die Bildauffassung aus den Nachbildungen (Abb. 2–3) ersichtlich ist, fühlt man sich an Dürers Porträtstil um 1518 erinnert – hingewiesen sei beispielsweise auf die Zeichnung mit Jakob Fugger in Berlin (Abb. 8). Als Material bevorzugte Dürer für großformatige Bildniszeichnungen den Kohlestift. Die gefurchten Gesichter der Brüder (Abb. 2–3) weisen auf ein Alter, das von den Biographien her um 1518/19 vorstellbar wäre. Der Schmale (Abb. 2) wirkt kränklich und erschöpft; in der Tat starb Hans Imhoff 1522 nach längerer Krankheit. Dem Tode nahe fühlte sich um diese Zeit auch der bullige Conrad. Sein Seelenheil war ihm so wichtig, daß er mit der Rochuskapelle auf dem Rochusfriedhof in Nürnberg eine ungewöhnlich aufwendige Stiftung machte.

Dürer und die Brüder Imhoff

Trifft zu, daß mit den Radierungen Leonarts zwei verlorene Bildniszeichnungen Dürers faßbar werden, die vermutlich Hans Imhoff und Conrad Imhoff zeigten (Abb. 2–3), muß die Frage ihrer Beziehungen zum Maler abschließend zumindest gestreift werden. Hans V. Imhoff (1461–1522) war zehn Jahre älter als Dürer. Seit 1488 war er an der Firma „Peter Imhoff und Gebrüder" beteiligt, er galt als der eigentliche Kopf des Handelsunternehmens. Unter den oberdeutschen Großkaufleuten der Frühen Neuzeit, unter denen es viele bedeutende Persönlichkeiten gab, ragt er heraus. Nach den Geschäftsbilanzen wird verständlich, daß ihn sich die Nachwelt in Gestalt des Herrn in Madrid vorstellte (Abb. 1). Seit 1513 saß er im Inneren Rat seiner Vaterstadt, diente ihr vor allem als Diplomat. Ihm gehörte das Imhoff'sche Stammhaus in der Nähe der Lorenzkirche[20]. Dürer wickelte spätestens seit der zweiten Italienreise seine finanziellen Angelegenheiten über Hans Imhoff ab – er nahm

[20] Biographien von Hans V. Imhoff und Conrad IV. Imhoff fehlen. Die wichtigsten Daten bei Chr. von Imhoff (Anm. 2, 7). Zur wirtschaftlichen Bedeutung des Handelshauses bes. Helga Jahnel: Die Imhoff, eine Nürnberger Patrizier- und Großkaufmannsfamilie. Eine Studie zur reichsstädtischen Wirtschaftspolitik und Kulturgeschichte an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit (1351–1579). Phil. Diss. Würzburg 1951. Masch.-Schr. – Wolfgang von Stromer: Reichtum und Ratswürde. Die wirtschaftliche Führungsschicht der Reichsstadt Nürnberg 1348–1648. In: Führungskräfte der Wirtschaft in Mittelalter und Neuzeit 1350–1850. 1. Büdinger Vorträge 1968–1969. Hrsg. von Herbert Helbig. Limburg/Lahn 1973, S. 1–50.

Kredite, ließ Außenstände über die Firma einziehen und betraute sie mit dem Transport seiner Bilder. Persönliche Wertschätzung verdichtete sich zur Freundschaft, in die der Sohn von Hans V., Hans VI. (oder der jüngere), einbezogen wurde. Mit dem jungen Hans hatte Dürer 1506 in Venedig Umgang. Hans heiratete Felicitas Pirckheimer, starb aber schon 1526, vier Jahre nach seinem Vater[21]. Seine Nachkommen brachten die größte Dürer-Sammlung zusammen, die jemals in einer Hand gewesen war. Ob auch schon Hans V. Werke Dürers besessen hat, wissen wir nicht. Nach einer nicht mehr nachprüfbaren Nachricht des 19. Jahrhunderts gehörte ihm das Gemälde eines Schmerzensmanns[22].

Conrad IV. Imhoff (1463–1519), zwei Jahre jünger als sein Bruder Hans, saß seit 1491 im Nürnberger Rat. Äußerlich und im Temperament scheinen sich die Brüder stark unterschieden zu haben. Conrad war jähzornig und streitlustig, ein bulliger Kerl mit Durchsetzungsvermögen. In der Nachbildung der Dürer'schen Zeichnung (Abb. 3) spiegelt sich sein Wesen ganz gut. Er war ein unbequemer Zeitgenosse, der mit dem ihm in manchem wesensverwandten Pirckheimer wiederholt in Streit geriet. Dürer mochte beide und versuchte gelegentlich zu vermitteln[23].

Nach dem Zeugnis Leonarts waren es Bildniszeichnungen Dürers, nicht Gemälde, die ihm von der Familie Imhoff für seine Arbeit zur Verfügung gestellt worden waren. Diese Angaben sind verläßlich, da er als Künstler mit dem Terminus „delineavit" vertraut war, eine Verwechslung auszuschließen ist. Da die Imhoff die Porträtaufnahmen besaßen, können wir davon ausgehen, daß zwei Mitglieder der Familie Dürer Modell gestanden hatten. Beide Blätter waren Gegenstücke, was bei einem mit dem Maler befreundeten Brüderpaar logisch wäre. Entstanden sein werden sie ohne großen zeitlichen Abstand. Daß die Imhoff, die sich gegen Ende des 16. Jahrhunderts von ihren immensen Dürer-Schätzen zu trennen begannen, diese Bildniszeichnungen in der Familie hielten (obwohl sie als Werke Dürers Geld gebracht hätten), spricht für die These, daß man in ihnen mehr Familiendokumente als Kunstwerke sah[24].

Der Tod der Mutter 1514 hatte Dürer tief erschüttert und in eine Krise gestürzt. Mehr denn je war er in den nächsten Jahren auf ihm freundschaftlich verbundene Männer angewiesen. Er begann, ihre Züge in Bildnissen festzuhalten. 1516 malte er seinen alten Lehrer Michael Wolgemut und einen bisher nicht identifzierten Mann in geistlichem Gewand. Im Jahr darauf entstanden Zeichnungen und ein Gemälde nach Kaspar Nützel. 1518 malte er Lazarus

[21] Rupprich (Anm. 8). 1. Berlin 1956. Namensreg. S. 336.

[22] Joseph Heller in: Wöchentliche Kunstnachrichten. Bamberg 1825. S. 194.

[23] Rupprich (Anm. 21). Namensreg.S. 336.

[24] Aufklärung bringt vielleicht die Arbeit von Hendrik Budde, deren Druck vorgesehen ist: Die Kunstsammlung des Nürnberger Patriziers Willibald Imhoff, unter besonderer Berücksichtigung der Werke Albrecht Dürers. Diss. Techn. Univ. Berlin 1990.

Spengler. In diese Reihe, die ich „Freundschaftsbilder" genannt habe, gehören die Bildnisse der Brüder Hans und Conrad Imhoff[25].

Abbildungsnachweis

Berlin, Staatliche Museen Preußischer Kulturbesitz, Kupferstichkabinett. Foto Jörg P. Anders, Abb. 8.
Madrid, Museo Nacional del Prado, Abb. 1.
München, Bayerisches Nationalmuseum, Abb. 6.
Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum, Abb. 2
Nürnberg, Stadtgeschichtliche Museen. Foto Richard Krauss, Abb. 3, 4, 5, 7.

[25] M. Mende: Dürers Bildnis des Kaspar Nützel. In: MVGN. 69. 1982. S. 130–141. – Der anonyme Stich des 17. Jahrhunderts mit dem Imhoff-Wappen und der Unterschrift „Herr Hanns Im Hoff, / der Sechste Stammvatter von Anno, 1300. / Ist gebohren. 1461. In Rath. 1513. Gestorben. 1522. / Von welchem das gantze Geschlecht deren Im Hoff / in Nürnberg ins gesambt ihre ordentliche verwand = / schafft in Dreyen Linien haben." geht auf ein Gemälde Hans Brosamers von 1520 zurück. Mit den Imhoff hat es nichts zu tun; vgl. Emil Reicke: Die Deutung eines Bildnisses von Brosamer in der kaiserlichen Gemäldegalerie in Wien. In: Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses. 30. 1912. S. 228–255.

„DIE KRONBORG-MOTETTEN"*

Ein Beitrag zur Musikgeschichte Nürnbergs?

Von Martin Kirnbauer

I.

Der Nürnberger Rotschmied und Kunstgießer Georg Labenwolf (1520–1585) war besonders auf große Brunnenwerke spezialisiert, die er in Gemeinschaftsarbeit mit anderen Handwerkern fertigte. So schuf er zwischen 1570 und 1572 verschiedene Brunnenwerke für den Schloßhof und die Lustgärten in Kassel. Vermutlich über die Vermittlung des dänischen Astronomen und Hofbeamten Tycho Brahe (1546–1601), der sich 1575 am Hofe Landgraf Wilhelms IV. in Kassel aufhielt, erging auch an Labenwolf ein Auftrag für die Anfertigung eines ähnlichen Brunnens für das von Frederik II. neu erbaute Schloß Kronborg bei Helsingor[1]. Im Winter 1576/77 reiste Georg Labenwolf dann auch nach Kopenhagen und erhielt dort einen Vorschuß von 1000 Talern auf die Verfertigung eines 200 Zentner schweren Brunnenwerkes.

In der Folge ergaben sich aber offensichtlich Probleme mit diesem Auftrag[3], denn bereits Ende 1579 reklamierte König Frederik II. von Dänemark beim Rat der Stadt Nürnberg die ausbleibende Lieferung des Brunnens[4]. Der Nürnberger Rat, hierdurch in einer Streitsache angerufen, nahm sich dieser Angelegenheit an und zog Erkundigungen bei dem betroffenen Handwerker ein. Dies war in einem solchen Falle der übliche Vorgang, da es sich ja auch um einen

*) Anläßlich der Vorbereitungen zu der Ausstellung „Festmusik fra Renaissancen" (Det nationalhistoriske Museum på Frederiksborg, April-Juni 1990) sowie einer Faksimile-Ausgabe der „Kronborg-Motetten" erhielt ich von Ole Kongsted die Anregung zu der Beschäftigung mit diesem Thema und daraus resultierend zu diesem Beitrag. Ich stütze mich daher auch auf die in diesem Zusammenhang erschienenen Erkenntnisse und Publikationen – Ole Kongsted sei hiermit herzlich für seine Hilfe und seine über seine Publikationen hinausgehenden Informationen gedankt. Siehe Ole Kongsted (Hg.): Kronborg-Motetterne – Tilegnet Frederik II og Dronning Sophie 1582, (Faksimile-Ausgabe), Kopenhagen 1990; und Det kongelige Bibliotek (Hg.): Festmusik fra Renaissancen (= Ausstellungskatalog, Det nationalhistoriske Museum på Frederiksborg April-Juni 1990), Kopenhagen 1990.

[2] Z.B. siehe Kurt Pilz: Nürnberg und die Niederlande, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg (= MVGN) 43 (1952), S. 1–153, S. 92 f.

[3] An der Verzögerung hatte auch der die Vorlagen liefernde Bildhauer Lienhardt Schacht großen Anteil, dem durch Ratsverlaß „alle keller und wirtsheuser" verboten wurden, bis er die „angedingten stück" liefern würde. – Theodor Hampe: Nürnberger Ratsverlässe über Kunst und Künstler im Zeitalter der Spätgotik und Renaissance (1449) 1474–1618 (1633), 3 Bde. Wien und Leipzig 1904. hier Bd. II, Nr. 596.

[4] Hier sei im folgenden auf die Ratsverlässe in dieser Angelegenheit verwiesen – siehe Th.Hampe: Nürnberger Ratsverlässe, Nr. 445.

Streit über bezahlte bzw. nicht bezahlte Gelder in großer Höhe handelte, was die Stadt schon wegen einer möglichen Haftung interessieren mußte[5].

Um zu verhindern, daß durch eine weitere Verzögerung und die daraus resultierende Verärgerung König Frederiks die gute Verbindung zu Dänemark – und damit der für Nürnberg so wichtigen Nordhandel – beeinträchtigt werden könnte, wie ja auch darüberhinaus das Ansehen der Handwerkerstadt Nürnberg allgemein leiden würde, setzte der Rat der Freien Reichsstadt Nürnberg alles daran, die Lieferung des Brunnens zu ermöglichen und zu beschleunigen. Im September 1581 wurde „von raths wegen" ein so bezeichneter „Ratsfreund" mit der Betreuung und Koordination dieser Angelegenheit beauftragt, der immer wieder Bericht zu erstatten hatte[6]. Dieser Ratsfreund, Joachim Pömer, mußte ein- bis zweimal in der Woche durch Werkstattbesuche den Fortgang der Arbeit kontrollieren, „damit der Labenwolf ein forcht und scheuchen hab und nicht abermals, wie zuvor, die arbait aus den henden lege"[7]. Auch verwaltete Pömer die vom Rat „im Verlag" vorgestreckten Gelder für den Brunnen[8]; diese von der Stadt Nürnberg zunächst übernommenen Kosten beliefen sich auf insgesamt 2250 Taler – wohl nur ein Bruchteil der Gesamtkosten, die von Zeitgenossen auf 25000 Taler geschätzt wurden[9]. Im Zusammenhang mit dem Versprechen, den Brunnen innerhalb Jahresfrist zu liefern, gab Pömer 1582 auch eine ungefähre Abrechnung über die Summe von 1500 Talern: für den Ankauf von weiterem Messing, für Stückwerkergesellen, Bildhauer, Windenmacher, Goldschmiede und andere Handwerker[10].

Joachim Pömer (von Diepoldsdorf, 1539–1596) entstammte einer berühmten Nürnberger Patrizierfamilie. Er saß seit 1567 im Kleinen Rat der Stadt und bekleidete in der Folgezeit bis 1588 vielerlei städtische Ämter wie

[5] Th.Hampe: Nürnberger Ratsverlässe, Nr. 446, 450, 521a, 535.

[6] Th.Hampe: Nürnberger Ratsverlässe, Nr. 558, 580, 616.

[7] Th.Hampe: Nürnberger Ratsverlässe, Nr. 558.

[8] Staatsarchiv Nürnberg, Reichsstadt Nürnberg (= Rst. Nbg.), Rep. 54a II, Nr. 345, „Inscribenda 1581", Stadtrechnungsbeleg am 21. März 1582: „350 R. Joachim Pömer, Zur Verlag deß Königs in Dennmarks brunnen." Bald darauf, am 26. September 1582, wurden ihm weitere 500 R., am 27. Oktober wie am 8. Dezember wiederum 500 R. und zuletzt am 9. Januar 1583 nochmals 400 R. im Zusammenhang mit dem Brunnen gegeben („Inscribenda 1582"). Gleichzeitig stiegen auch die Schulden, die der König von Dänemark bei der Stadt hatte: 1581 – "Ko. maj. zu Tennemark – 1000 fl.", 1582 waren es 2300 fl., 1583 noch 1885,15 fl., 1584 endlich getilgt (Staatsarchiv Nürnberg, Rst. Nbg., Rep. 69, Nr. 208, „Schuldenverzaichnis").

[9] Dies in einer „Nürnberger Chronik" von ca. 1592, Universitätsbibliothek Jena, Ms. Bud. f.273, fol. 368v. Darin enthalten waren auch 650 Taler für den Transport nach Lübeck. Um 1550 betrug der Wert von 1 fl. umgerechnet etwa 400,- DM, wobei der tatsächliche Wert noch um ein Beträchtliches höher liegt (freundliche Mitteilung Wolfgang von Stromers).

[10] Staatsarchiv Nürnberg, Rst. Nbg., Rep. 61a, Nr. 199, fol. 162. „Briefbücher des Rats", 20. Juli 1582.

z.B. Bürgermeister, Rugherr, Waldherr, Ungeldherr, Viertelmeister etc[11]. Er war humanistisch hochgebildet und hatte auch regen Anteil am kulturellen Leben seiner Stadt, wie sich dies z.B in seiner Mitgliedschaft in der (dritten) „Erbarn Musicalischen Versammlung" von ca. 1570 äußert[12].

Am 12. November 1582 konnte der Rat in einem offiziellen Schreiben an König Frederik von der Fertigstellung des Brunnenwerkes berichten und zugleich ankündigen, daß es nach Lübeck geschafft werden könne, sobald es in Nürnberg auf seine Funktionstüchtigkeit hin überprüft worden wäre[13]. Der mit dieser Angelegenheit ja am stärksten befaßte Ratsherr Joachim Pömer nutzte die Gelegenheit und gab demselben Boten nach Dänemark einen privat gehaltenen Brief an den dänischen Hofbeamten und berühmten Humanisten Tycho Brahe mit, der sich in Dänemark erhalten hat[14]. Pömer wiederholte darin etwa den Inhalt des offiziellen Schreibens und reicherte ihn mit einigen „Insider"-Kenntnisen an. Bemerkenswert ist für das Folgende aber diese Passage:

> „Vnnd dieweil solch Prunnenwerckh seiner Zierd vnd herrlichen Ansehens halben dermassen beschaffen, das es nicht allein wol zuverwundern, sonder auch ad omnen posteritatem rühmenswürdig, alss hab ich zuvorderst der höchstgedachten Kön. May., meinem gnedigsten herrn zu vnderthenigst ehrn, vnd dann zu Lob dess Werckhs, aufs vnderthenigster naigung, so ich zu Irer Kön. May. trage, etliche Carmina begreiffen vnd gesangsweiss durch einen berühmbten Musicum alhie componiren lassen, Inmassen E. Gestr. ab beyligenden Copien vertreulich zu sehen haben, der mainung vnd vorhabens wouern es E. Gestr. also für rathsam ansehen wurde, dasselbig Irer Kön. May. neben Zufertigung dess Prunnenwerckhs vnderthenigst zukhommen zulassen."

Die dem Schreiben beiliegenden Kopien enthalten den Text dreier „Carmina" unter folgenden Überschriften: „In Fontem Regium", „In Nexum Regi-

[11] Siehe z.B. Georg Andreas Will: Nürnbergisches Gelehrtenlexikon, Nürnberg 1755–1806, Th. VII, S. 183 f. – In Will's „Der Nürnbergischen Münz-Belustigungen" (2. Teil Nürnberg 1765, S. 25–32) findet sich eine silberne Portätmedaille Joachim Pömers von 1567 beschrieben, die sich im Münzkabinett des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg (GNM) erhalten hat (Inv.-Nr. Med K 508).

[12] Uwe Martin: Historische und stilkritische Studien zu Leonhard Lechners Strophenliedern, Diss. masch. Göttingen 1957, S. 21 f. Hingewiesen werden soll hier auf U.Martins etwas kürzeren Beitrag: Die Nürnberger Musikgesellschaften, in: MVGN 49 (1959), S. 185–225.

[13] Staatsarchiv Nürnberg, Rst. Nbg., Rep. 61a, Nr. 199, fol. 268. „Briefbücher des Rats", 12. November 1582. Siehe auch Th. Hampe, Nürnberger Ratsverlässe, Nr. 637, 639, 654.

[14] Reichsarchiv Kopenhagen, Tyske Kancelli, U.A. nr. 139, 1577–84: Korrespondance om vandkunsten pa Kronborg. Abgedruckt bei F.R. Friis (Hg.): Samlinger til Dansk Bygnings- og Kunsthistorie, Kopenhagen 1872–78, S.317 f.

arum Literarum" und „In Symbola Regis Et Reginae". Dazu findet sich noch ein „Votum Joachimi Poemeri – Senatoris ac Patricij Norimbergensis".

Die Erprobung und Abnahme des Brunnenwerkes fand Anfang Dezember 1582 im Nürnberger Stadtgraben statt, „wo der sogenannte Fischbach über denselben in die Stadt hinein laufft (. . .) und es mit Beyhülffe dieses Wassers drey Tag lang zu grosen Vergnügen der Zuschauer" lief[15], wie es Johann Gabriel Doppelmayr in seiner „Historischen Nachricht Von den Nürnbergischen Mathematicis und Künstlern" berichtet, der auch im Anhang (Tafel XI) einen Kupferstich dieses Brunnens abbildet. Welches Aufsehen dieser Brunnen erregte, belegt eine Briefstelle Magdalena Behaims an ihren Bräutigam Balthasar Paumgartner am 25. Dezember 1582:

> „Bin aug dise wogen mitt deinem pruder und seinem weib hinaus vir das frauentthor gefarn. Da hat mon im graben bey dem fichsbag ein gewaltig werck eines springeten prunens auf gericht von lautter mesing mit vil reren und springen. Das haben wir gesehen, wierst an zweifel wol darvon gehert haben, weil es hie gemacht ist worn und dem kinchg von Denemarck sol gehern."[16]

In den handschriftlichen Ergänzungen in Doppelmayrs Handexemplar findet sich allerdings noch eine weitere damit zusammenhängende Begebenheit[17]. Bei den Erdarbeiten zu dem Fundament für diesen schweren Brunnen im Stadtgraben „hat sich daselbsten eine dermassen starke lebendige Quelle hervorgethan, daß Hans Löhner, Röhrenmeister" vorschlug, diese Quelle „Zu gemeinen und sonderlich bürgerlichen Nuzen" mittels eines wasserradangetriebenen Schöpfwerkes in einem Turm an der Stadtmauer in die Höhe zu leiten und mit dem Quellwasser die Stadt zu versorgen. Der Rat stimmte dem Vorschlag zu und veranlaßte diese aufwendige und sehr teure technische Konstruktion; die Quelle wurde mit Röhren zum Kirchhof von St. Lorenz geleitet und mündete dort in dem April 1589 eigens geschaffenen „Tugendbrunnen" des Benedikt Wurtzelbauer, der heute noch dort zu bewundern ist.

Diese „Abschweifung" ist vor allen Dingen deswegen bemerkenswert, weil sich auf folio 186 im „Baumeisterbuch I" des Wolf-Jacob Stromer (1561–1614), Nürnberger Ratsbaumeister von 1589 bis 1614, eine Federzeich-

[15] Johann Gabriel Doppelmayr: Historische Nachricht Von den Nürnbergischen Mathematicis und Künstlern, Nürnberg 1730, S. 294.

[16] Zitiert nach Georg Steinhausen: Briefwechsel Balthasar Paumgartners des Jüngeren mit seiner Gattin Magdalena, geb. Behaim (1582–1598) (= Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart, Bd. 204), Tübingen 1895, S. 15. – Dieser Briefwechsel wird im GNM aufbewahrt.

[17] Unter dem Eintrag „Benedict Wurtzelbauer" (Exemplar in der Bibliothek des GNM, Sign. 2 HS 108571). Besonders Frau Ursula Mende sei für ihre Hilfe gedankt. Siehe auch Emil Reicke: Geschichte der Reichsstadt Nürnberg, Nürnberg 1896, S. 934.

nung des Labenwolfschen Brunnens erhalten hat[18]. Die sehr fein ausgeführte Zeichnung mit sichtbaren Vorzeichnungen ist in das Baumeisterbuch als erste einer Serie von Brunnenzeichnugen eingeklebt, darunter findet sich auch der „Tugendbrunnen". Gegenüber dem Stich in der „Historischen Nachricht" weist diese viel ältere Zeichnung einige bemerkenswerte Abweichungen auf[19]. Dies und anderes lassen vermuten, daß es sich bei der Zeichnung vielleicht um einen Entwurf zu dem Brunnen handelt, der später etwas verändert ausgeführt wurde.

Der Brunnen wurde am 11. Januar 1583 nach Lübeck abtransponiert [20] und in den folgenden Jahren (1583–85) im Innenhof von Schloß Kronborg aufgestellt. Der Brunnen selber hatte ein trauriges Schicksal: Im Krieg gegen den schwedischen König Karl Gustaf X. fiel 1659 das Schloß nach langer Belagerung an die Schweden, die den Brunnen vielleicht bis auf wenige Figuren (heute im Nationalmuseum in Stockholm?) zu Kanonen umschmolzen[21].

[18] Federzeichnung (H 67,5 x B 50 cm) im Stromer-Archiv Grünsberg (Nr. B 15). Zu den „Stromerschen Baumeisterbüchern" siehe Wolfgang von Stromer: Ein Lehrwerk der Urbanistik aus der Spätrenaissance – Die Baumeisterbücher des Wolf-Jacob Stromer (1561–1614), Ratsbaumeister zu Nürnberg, in: August Buck u. Bodo Guthmüller (Hg.): La città italiana del Rinascimento fra utopia e realtà (= Centro Tedesco di Studi Veneziani, Quaderni 27), Venezia 1984, S. 71–115. Herrn von Stromer sei herzlich für weitere Hinweise und die freundliche Bereitstellung des Materials gedankt.

[19] So weist hier das Brunnenbassin „eckige Kanten" gegenüber der Säulenform des Stiches auf. Die Kartenausschnitte, die am Bassinrand zu sehen sind, weichen besonders in der rechten Hälfte deutlich von einander ab – die Zeichnung im Baumeisterbuch könnte unter Umständen den Sund vor Dänemarks Küste zeigen. Auf der Brunnensäule selbst fehlt der Elephant, der einen Hinweis auf den von Frederik II. gegründeten „Elephanten-Orden" gibt. Ansonsten aber wirkt der Doppelmayrsche Stich unvollständig und ungenau: Die Zeichnung zeigt Pallas Athene mit mächtigem Speer und kleinen, zusätzlichen Schild, ihr großer Schild ist mit dem Medusenkopf verziert. Die rechte Göttin stützt ihren Fuß auf einen Apfel und gibt sich dadurch als Aphrodite, „die Schönste", zu erkennen. Die Sirenen, Halbwesen zwischen Mensch und Tier, weisen in der Zeichnung auch tatsächlich Flügel auf. Diese Unterschiede lassen es fraglich erscheinen, ob der Stich nach der Vorlage der Zeichnung gestaltet wurde. – Die in der einschlägigen Literatur immer wieder geäußerte Vermutung, nur die wichtigsten Brunnenteile seien in Nürnberg gefertigt worden, die übrige Ausstattungsstücke hingegen seien in Dänemark angefertigt worden, entbehrt jeder Wahrscheinlichkeit.

[20] Dieses Datum nennt die bereits genannte „Nürnberger Chronik", siehe Fußnote 9.

[21] Vibeke Woldbye: Kronborg – Slottet og de kongelige gemakker, Kopenhagen 1986, S. 12. Siehe hierzu auch die Beiträge Ole Kongsteds in O.Kongsted (Hg.): Kronborg-Motetterne, wie auch Det kongelige Bibliotek (Hg.): Festmusik fra Renaissancen, S. 66–77.

II.

Kürzlich wurden in Flensburg Musikalien „wiederaufgefunden", die durch das Forscherglück des dänischen Musikwissenschaftlers Ole Kongsted als Vertonungen der erwähnten „Carmina" identifiziert werden konnten. Diese „Kronborg-Motetten"[22] befinden sich heute in einem größeren Musikalienbestand, der zur Bibliothek des „Alten Gymnasiums" in Flensburg gehört. Sie stammen aus der Flensburger St.Nikolai-Kirche, der sie wiederum 1603 von dem Flensburger Bürger Johann Hartmann (etwa 1534–1606) gestiftet wurden. Johann Hartmann, ein höherer Beamter im dänischen Königreich, war seit 1592 Rentmeister Königin Sophias von Mecklenburg, der Witwe Frederiks II.

Die drei Motetten wurden von dem „vorletzten Wiederentdecker" Gerhard Kraack als Musik zur Hochzeit König Frederiks II. und Königin Sophias 1572 identifiziert[23]. Diese Einschätzung – verknüpft mit einer vorsichtigen Zuschreibung an den seinerzeitigen Hofkapellmeister Arnoldus de Fine – beruhte vor allen Dingen auf einem Detail: Auf der jeweils linken Seite der Blattrückseite jeder Stimme findet sich eine „Plakette", die aus den zwei ineinanderverschlungenen Buchstaben „F" und „S" in einem Lorbeerkranz besteht, der im oberen Drittel von dem Schriftband „FLORESCAT IN AEVUM" überdeckt ist; die beiden Versalien sind von einer Krone überdacht. Zwei gekreuzte Zepter bilden den Hintergrund, neben den Versalien sind noch ein Palm- und ein weiterer Zweig zu sehen. Die Buchstaben „F" für Frederik und „S" für Sophia waren leicht zu entschlüsseln, auch stellen Teile der Texte der zweiten und dritten Motette die Wahlsprüche der beiden Monarchen dar.

Die Flensburger Musikaliensammlung besteht insgesamt aus 38 Nummern mit gedruckten Werken sowie 12 Nummern mit Autographen[24]. Unter den Drucken finden sich seinerzeit beliebte Motettensammlungen u.a. von Jacobus Clemens non Papa, Orlando di Lasso, Jacob Meiland und Jacob Regnart. Die Autographen wiederum sind zum einen Unikate einiger dänischer Hofmusiker wie z.B. von Bartholomaeus Stockmann oder Arnoldus de Fine bzw. auch

[22] "Kronborg Motetterne" oder auch scherzhaft „Royal Danish Water-Music" genannt. – Inzwischen ist auch eine Aufnahme erhältlich: Royal Music from the Courts of Kings Frederik II & Christian IV, da capo DCCD 9020 und DCLP 9020.

[23] Tatsächlich wurden einige der Musikalien bereits 1905 von Ernst Praetorius (Katalog der Musikalien-Sammlung der Königl. Gymnasialbibliothek in Flensburg, Flensburg 1905) und 1926 von Bernhard Engelke (Bartholomaeus Stockmann, ein Flensburger Musiker des 16. Jahrhunderts, in: Nordelbingen, Beiträge zur Heimatforschung in Schleswig-Holstein, Hamburg u. Lübeck, 5. Bd. I, Flensburg 1926, S. 567–583) erfaßt, wenn auch nicht in ihrer Bedeutung erkannt.

[24] Folgendes ist dem Faksimileband der Kronborg-Motetten entnommen – O.Kongsted (Hg.): Kronborg-Motetterne, S. 60 f. Dort finden sich auch weiterführende Details zur Sammlung und Sammlungsgeschichte, auf die hier verzichtet werden.

Hartmann eigens gewidmete Kompositionen Flensburger Musiker. Wie aus diesem Bestand zu ersehen ist, handelt es sich insgesamt um eine reiche Musikaliensammlung, die aus prinzipiell zwei Teilen besteht: zum einen aus an Hartmann zugeeigneten Kompositionen, zum anderen aus Werken, die ihm vermutlich aus dem Bestand der dänischen Hofkapelle von seiner Dienstherrin Sophia überlassen wurden. Die Musikaliensammlung gibt daher einen schönen Einblick in das Musikleben eines privaten Liebhabers in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, aber auch in die Musik am dänischen Hofe unter Frederik II.

Die uns interessierenden drei Motetten stellen nur einen kleinen Teil der Musikaliensammlung dar[25], deren Mehrzahl einem theologischen Buch aus dem Jahre 1555 angebunden waren[26]. Unterscheiden lassen sich die Motetten nach den über den Noten stehenden Überschriften:

- „IN LAVDEM REGII FONTIS" (sechsstimmig);
- „IN CONNEXVM REGIARUM LITERARUM" (sechsstimmig);
- „IN SYMBOLA REGIS ET REGINAE" (fünfstimmig).

Weder ist ein Deckblatt zu dem Notenmaterial erhalten, noch werden Textdichter oder Komponist genannt.

Nach Zusammenstellung aller Blätter finden sich auf sechs Doppelbögen in Folioformat (ca. 57 x 41 cm) die Noten der drei Motetten nach folgenden Stimmgattungen getrennt: „Discantus"; „Sexta vox" – (entfällt bei der dritten, fünfstimmigen Motette); „Altus"; „Tenor"; „Quinta vox"; „Basis".

In der dritten Motette mit deutschem Text ist auch die Stimmbezeichnung in deutscher Frakturschrift gesetzt, ebenso wie Text und Initiale.

Die Doppelseiten sind beidseitig im beweglichen Typendruck (rautenförmig) bedruckt, auf dem Papier findet sich ein Wasserzeichen mit dem Nürnberger kleinen Stadtwappen. Dies weist bereits auf den Druckort Nürnberg hin, durch einen Vergleich der Drucktypen kann sogar eindeutig die Druckerei Catherina Gerlach festgestellt werden[27].

Die einzelnen Seiten bieten jeweils Raum für neun Notenzeilen, die aber zu Beginn der Motetten für die Überschrift ausgespart, am Ende der Motetten hingegen leer geblieben sind. Der Beginn jeder Motette in jeder Stimme ist mit einer großen, über den Raum zweier Notenzeilen reichenden Initiale verziert. Unter der zweizeiligen Überschrift folgt die Stimmgattungsbezeichnung, die sich auch als Kopfzeile über jeder Seite findet. Als Besonderheit ist noch über den Beginn der zweiten Motette die erwähnte „Plakette" zu verzeichnen.

[25] Sie tragen die Bezeichnung A 4 (Discantus und Quinta Vox) und B 1 (die übrigen Stimmen). Die Einteilung folgt Gerhard Kraack: Die St.Nikolai Bibliothek zu Flensburg, Eine Büchersammlung aus dem Jahrhundert der Reformation (= Schriften der Gesellschaft für Flensburger Stadtgeschichte e.V., Nr. 35), Flensburg 1984, S. 109–117.

[26] Hieronymus Weller: Samuelis liber primus, Frankfurt a. M., 1555.

[27] Ein Vergleich z.B. mit den 1581 bei Catherina Gerlach gedruckten „Sacrarum Cantionum" Lechners zeigt die deutliche Übereinstimmung in Notentypen, Initialen und Textlettern.

Insgesamt bietet sich hier das Bild eines prächtigen und sehr sorgfältig erstellten Druckes dar, welcher nicht zuletzt wegen seiner außergewöhnlichen Größe nicht zu den serienhaften Gebrauchsdrucken derselben Nürnberger Offizin zu zählen ist. Die „Plakette" über der zweiten Motette weist zudem auf eine besondere Exklusivität hin, die nicht zu einem Massendruck passen würde.

Bemerkenswert ist dieser Fund zum einen deswegen, weil diese Musikalien im engen Zusammenhang zur Musik am Hofe Frederiks II. von Dänemark (1534–1588) stehen, von der sich bislang im Vergleich zur Hofmusik seines Nachfolgers Christian IV. weniger erhalten hat. Zum anderen handelt es sich aber auch um eine „repräsentative" Komposition mit ungewöhnlicher „Biographie" eines nicht genannten (vermutlich Nürnberger) Komponisten. Mit der Frage nach dem Verfasser wie dem Komponisten dieser Motetten eröffnet sich aber ein interessantes Kapitel des Nürnberger Kunst- und Musiklebens im 16. Jahrhundert, und durch die enge Verbindung zu außermusikalischen Ereignissen zeigt sich auch die spannende Vielschichtigkeit und Verzahnung der verschiedensten Künste dieses Zeitalters.

III.

Im erhaltenen Notenmaterial fehlt jeder Hinweis auf den oder die Verfasser der Texte. In der betreffenden Briefpassage heißt es: „etliche Carmina begreiffen", d.h. in Worte fassen, abfassen; dies könnte bedeuten, daß Joachim Pömer selbst der Dichter gewesen sein würde.

Es stellt sich aber die Frage, ob der betreffende Satz nicht vollständig mit „begreiffen . . . lassen" zu lesen ist, was auf einen anderen Autor hindeuten würde, der im Auftrage Pömers diese Texte verfaßt hätte. Und tatsächlich läßt sich zumindest der Text der ersten Motette „In Fontem Regium" als von Paulus Melissus Schede (1539–1602) stammend nachweisen, der diesen in seiner 1586 in Paris gedruckten Ausgabe seiner Werke aufführt[28]. Darauf bezieht sich vielleicht auch der Zusatz zum oben genannten Schreiben Pömers an Tycho Brahe vom 12. November 1582: „Dominus Paulus Melissus Poeta [!] lesst E. Gestr. seine gantzwillige dienst vermelden."

Paulus Melissus Schede, 1561 in Wien zum „poeta laureatus" gekrönt und geadelt, hielt sich häufiger in Nürnberg auf, so z.B. in den Jahren nach einer größeren Italienreise ab 1580[29]. Erwähnt werden sollte hier auch, daß er in Lechner einen Komponisten fand, der seine u.a. in Italien gebildete musikali-

[28] Paulus Melissus Schede: Melissi Schedisamatum Poeticorvm . . . secunda edita multo auctiora, Paris 2/1586, prima pars.

[29] Für biographische Details siehe Otto Taubert: Paul Schede (Melissus) – Leben und Schriften, Torgau 1864, und auch U.Martin: Historische Studien, S. 34 f.

sche Aesthetik umzusetzen verstand, worauf noch einzugehen sein wird[30]. Hier ergibt sich auch bereits ein erster Hinweis auf den Hintergrund dieser Motettenkomposition, der aus späthumanistischen Zirkeln wie z.B. auch den Nürnbergern musikalischen Gesellschaften besteht, deren Mitglied Pömer ja war. Pömer und Schede waren gut miteinander bekannt, was sich u.a. in der Widmung von zwölf Epigrammen Schedes an Pömer dokumentiert[31]. Da die Texte der übrigen beiden Motetten aufgrund ihres Inhaltes eigentlich keinen „Dichter" benötigten und der Komponist selbst die Zusammenstellung hätte vornehmen können, ist zu vermuten, daß vielleicht allein das (nicht vertonte) „Votum" von Pömer selbst stammt.

Die Texte stehen in einem engen inhaltlichen Zusammenhang zu dem Brunnenwerk und seinem Auftraggeber.

Die erste Motette ist eine Lobpreisung der königlichen Fontäne unter Zuhilfenahme wassertüchtiger griechisch-mythologischer Gestalten. Darüberhinaus stellt es aber eine Beschreibung des Bildprogrammes des fertigen Brunnens dar. Von der Spitze abwärts werden die Figuren identifiziert: Neptun über den Pferden und Delphinen; die Sirenen; Venus, Pallas Athene und Juno; zuunterst die Kriegsscharen der (alten) sechs Völker. Alle gemeinsam loben den Auftraggeber, wobei besonders poetisch das Plätschern des Wassers hervorgehoben ist. Sie steht also in der Tradition der Fest-Motette, die nur für einen bestimmten Anlaß gedichtet und komponiert wurde, und auch den Bezug zum Anlaß – dem Brunnenwerk – benötigt, um verstanden zu werden.

Die zweite Motette stellt beziehungsreiche Anspielungen zwischen den Initialen der Majestäten „F" (Frederik) und „S" (Sophia) her: Friede (Pax) und Weisheit (Sapientia), Treue (Fides) und Wohlfahrt (Salus). Diese Wohltaten, die in den Namen der Regierenden bereits vorgezeichnet sind, können auch während ihrer Herrschaft erwartet werden. Diese Motette, der eine humanistische Tradition der Wortbeziehungen und -ausdeutungen zugrunde liegt, gehört bereits zu den Huldigungsmotetten und ist gegenüber der ersten Motette bescheidener angelegt.

Die dritte Motette ist über die königlichen Symbola komponiert: „Mein Hofnung zu Gott allain" und „Treu ist Wildbrat" sind die Symbola von Frederik, „Got verlest di seinen nicht" ist das Symbolum von Königin Sophia. Geschickt sind hier die einzelnen, eigentlich voneinander unabhängigen Symbola miteinander zu einem fortlaufenden Text verknüpft.

[30] Auch auf Lechner dichtete er eine große Anzahl von Epigrammen und Gedichten. Siehe hierzu U.Martin: Historische Studien, S. 39 f.

[31] U.Martin: Historische Studien, S. 48.

Hier findet sich eine speziell deutsche Tradition der „Leibspruch-Vertonungen", die gerade in humanistischen Kreisen sehr beliebt waren und auch noch im 17. Jahrhundert gepflegt wurden[32].

Das nur im oben erwähnten Brief erhaltene „Votum" des Nürnberger Ratsherrn ist nicht vertont und war vielleicht nur als Seperatdruck den Motetten beigefügt. Denkbar ist eine Verbindung mit einem repräsentativen Deckblatt der gesamten Komposition, die entweder Hartmann nicht mitübergeben wurde bzw. von ihm nicht aufgehoben wurde, und zumindest bislang als verloren gelten muß. Dies wird bestätigt durch die Identifizierung einiger „unvertonter" Textzeilen, die sich ebenfalls bei den Motetten gefunden haben, und Teile eines weiteren „Fontänengedichtes" des Paulus Melissus Schede darstellen[33].

In den „Kronborg-Motetten" zeigt sich also eine „literarische Produktion im Dienst humanistischer Freundschaft", in lateinischer Gelegenheitspoesie wie auch in Versuchen deutscher Verskunst[34], hier verbunden mit sprachausdeutender mehrstimmiger Motettenkunst im Stile der Fest- und Huldigungsmotette.

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch, daß Frederik II. am 31. Januar 1581 Zeichnungen seines Wappens wie auch seiner Gemahlin Sophia von Mecklenburg nach Nürnberg schickte, um sie am Brunnen anbringen zu lassen. Daher kannte auch Pömer das Wappen (und Wahlspruch?) und konnte es für die Textvorlage verwenden[35]. Darauf weist nicht nur die „Plakette" hin, auch im Votum ist auf den Wahlspruch „Florescat in aevum" angespielt. Ebenfalls ist zu bedenken, daß Tycho Brahe als „Vermittler" des Brunnenwerkes bei der Beschaffung der Wahlsprüche behilflich war. Überhaupt ist die Mitarbeit gelehrter Köpfe wie z.B. Tycho Brahe bei der Ausarbeitung des Bildprogrammes für den Brunnen zu erwarten.

Der wohl als ehrgeizig zu bezeichnende Pömer war in den meisten offiziellen Schreiben der Stadt an Dänemark nur indirekt genannt worden; so hieß es z.B. „ainer aus iren rathsfreunden" wäre mit der Betreuung der Brunnenangelegenheit beauftragt – der Name Pömer fällt in diesem Zusammenhang nur selten. Mit seiner Gabe bringt sich Joachim Pömer nicht ganz uneigennützig als der eigentlich Verantwortliche für die gelungene Ausführung des Brunnenwerkes in Erinnerung – und erhält für seine Bemühungen (und die Carmina?) auch eine Medaille durch König Frederik als Geschenk[36]. Es ist des-

[32] Siehe hierzu z.B. Werner Braun: Die Musik des 17. Jahrhunderts (= Neues Handbuch der Musikwissenschaft, hg. v. Carl Dahlhaus, Bd. 4), Laaber 1981, S. 41.

[33] Es handelt sich um das bis vor kurzem unidentifizierte „Epodos II" auf folio 13r.

[34] U.Martin: Historische Studien, S. 52.

[35] Siehe hierzu K.Pilz: Nürnberg und die Niederlande, S. 93.

[36] Frederik II. sandte Pömer am 17.3.1583 eine Goldkette mit Portner-Medaillon als Dank für seine Bemühungen zu.

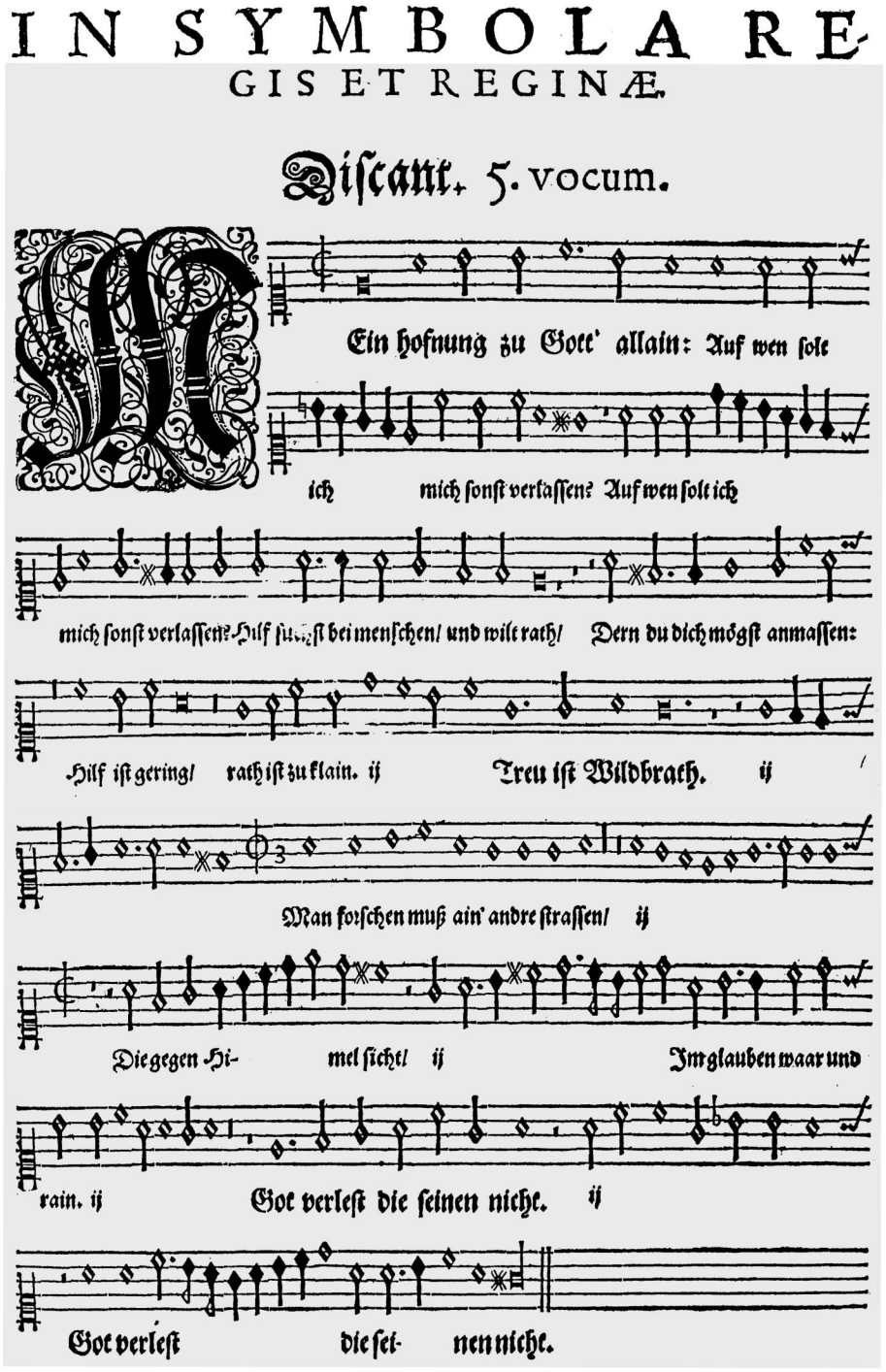

Abb. 1: Stimme der dritten Motette „IN SYMBOLA REGIS ET REGINAE“, Bibliothek des Alten Gymnasiums in der Landeszentralbibliothek Flensburg, M 1, 2°.

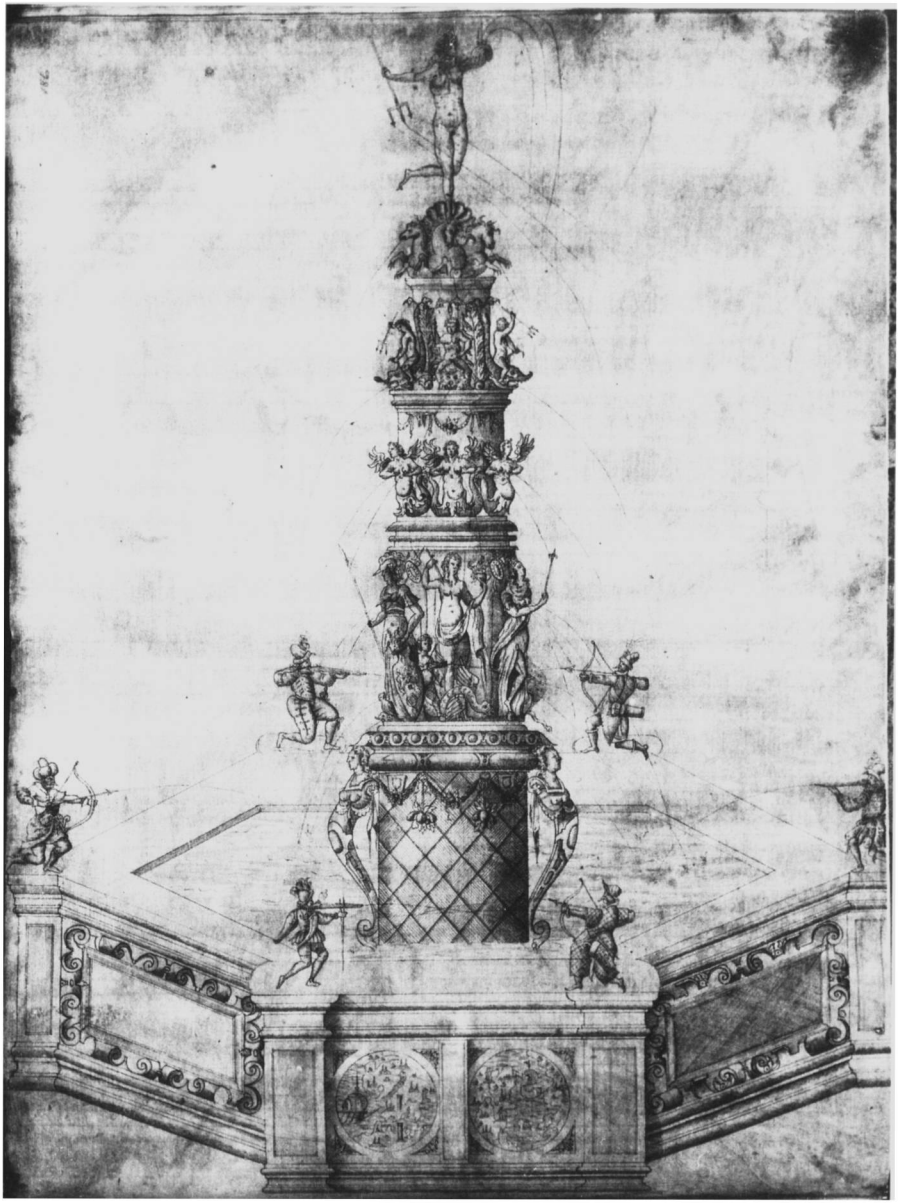

Abb. 2: Federzeichnung des „Kronborg-Brunnens“ aus dem „Stromerschen Baumeisterbuch“ im Stromer-Archiv Schloß Grünsberg, Nr. B 15 (Photo: Jürgen Musolf).

halb anzunehmen, daß es sich bei den Motetten nicht um ein offizielles Geschenk des Nürnberger Rates an den dänischen König handelt. Wäre es aber dies, so hätte sich zumindest in den Ratsverlässen ein entsprechender Vermerk über eine Auftragsvergabe an Dichter, Komponist und nicht zuletzt Drucker finden müssen [37]- dies bieten aber die infragekommenden, erreichbaren Quellen in Nürnberg nicht[38], auch ist ja in den offiziellen Schreiben von einem derartigen Geschenk bzw. einem Dank dafür keine Rede.

Zu bedenken ist auch, daß die Geldsumme hierfür im Vergleich zum Gesamtvolumen der Brunnenkosten nur sehr gering gewesen sein kann und der Betrag also auch in der Gesamtabrechnung leicht hätte untergebracht werden können. Pömer hat sicherlich eine solche genaue Abrechnung angefertigt – in einem der Briefe nach Dänemark, die ja immer wieder von noch ausstehenden Gelder handeln, ist von solch einer „ordentlichen Rechnung" die Rede -, erhalten hat sie sich aber offenbar ebensowenig wie andere Zeugnisse in dieser Angelegenheit, die weitere Aufschlüsse versprächen.

IV.

Die Anhaltspunkte für einen bestimmten Komponisten sind spärlich, ebenfalls fehlt im erhaltenen Notenmaterial ein Vermerk. Ein mit Sicherheit ursprünglich vorhandenes, repräsentatives Deckblatt hat sich nicht erhalten. Der Zeitpunkt der Komposition wie auch des Druckes ist zwischen frühestens September 1581 und spätestens Ende 1582 anzusetzen, da die vermutlich bereits gedruckte Komposition wohl im Frühjahr 1583 von Labenwolf nach Kronborg mitgenommen worden sein dürfte.

Der wichtigste Hinweis auf den Komponisten besteht in der Aussage Pömers, er habe die Carmina „gesangsweiss durch einen berühmbten Musicum alhie componiren lassen".

Der Ausdruck „alhie" wird sich für einen Nürnberger Patrizier und Ratsherrn in erster Linie auf das Stadtgebiet von Nürnberg beschränken – alles außerhalb davon wird in der Terminologie der Zeit z.B. als „ins reich" gehörig bezeichnet.

Demnach kommen zunächst alle diejenigen Komponisten in Nürnberg in Frage, die zu dieser Zeit „einschlägige Ämter" (als Organisten, Kantoren oder

[37] Dies zeigt in vielen Fällen Th.Hampe: Nürnberger Ratsverlässe.

[38] Durchgesehen wurden von mir die Verlässe des Inneren Rates (1580–1583), die Ratsbücher (1580–1582), die Stadtrechnungen sowie die Stadtrechnungsbelege (1580–1583), die Beilage zu den Stadtrechnungen (1567–1590), die Verlässe der Älteren Herren sowie die Geheimen Verlässe der Älteren Herren (1580–1582), die Verlässe zum Losungeramt und die Briefbücher des Rates (1581–1583).

Ratsmusiker) innehatten[39]. Unter diesen wiederum sind die zu solcher Komposition fähigen Musiker zu suchen, die zugleich berühmt genug in Nürnberg, aber wohl unbekannt in Dänemark waren – so fallen z.B. schon einmal die einfachen Ratsmusiker weg, die mit dieser „hohen Gesellschaftskunst" sicher nichts zu tun hatten. Auch sind wir heute auf die Komponisten angewiesen, die sich durch hinterlassene Kompositionen greifbar machen lassen.

Die Möglichkeit, daß Pömer den Namen des Komponisten deshalb nicht nennt, weil es sich keineswegs um einen „berühmten" Komponisten handelt, ist nahezu auszuschließen. Denn zum einen ist die Qualität der Komposition zu gut für einen „Kleinmeister" – sie ist übrigens auch außergewöhnlich gut für einen „Großmeister" -, zum anderen hätte wohl auch Paulus Melissus Schede nicht mit einem solchen zusammengearbeitet.

Zu den möglichen Komponisten zählen demnach im engeren Sinne Friedrich Lindner (1542–1597) und natürlich Leonhard Lechner (1553–1606); Caspar Haßler (1562–1618) wird noch zu jung gewesen sein. Neben diesen Nürnberger Musikern ist vor allen Dingen aus musikalisch-stilistischen Gründen von Ole Kongsted noch ein weiterer Name – Orlando di Lasso (1530/32–1594) – genannt worden[40]; Lasso hielt sich in der fraglichen Zeit in Nürnberg auf und hatte auch gute Kontakte zu den Ratsherren. Auch die Möglichkeit, daß Schede selbst die Lieder vertonte, soll der Vollständigkeit halber erwähnt werden, wenn auch bisher nichts dafür spricht, außer daß auch Kompositionen Schedes überliefert sind[41].

Friedrich Lindner, seit 1574 Kantor an St. Egidien[42], ist als Komponist (heute) weitgehend unbekannt; mehr wegen der Herausgabe bedeutender Sammelwerke ist er berühmt. Aber aufgrund der spärlichen Überlieferung kann er besonders als weltlicher Liedkomponist schwer charakterisiert

[39] Dazu zählen sicherlich Johann Weis (?–1597), Kantor an St. Lorenz; Caspar Rodigast (um 1535–1606), sein Nachfolger als Kantor an St. Lorenz ab 1573; Sebastian Hasenknopf (um 1540-nach 1597), „Vorsinger" am St. Egidienkloster und durch erhaltene Kompositionen („in der Lasso-Nachfolge") aus späterer Zeit greifbar; Georg Körber (Kollege und Nachfolger Lechners); Wilhelm Endel (?–1587), seit 1571 Organist an St. Lorenz; Caspar Haßler (1562–1618), sein Nachfolger als Organist an St. Lorenz ab 1587; weiter auch die Ratsmusiker, wie z.B. Johann Hipschmann (zw. 1580 und 1590 Stadtpfeifer) und Jakob van der Hoeven, der vielleicht Vorsteher der Stadtpfeifer war. Siehe u.a. Hermann Harrasowitz: Geschichte der Kirchenmusik an St.Lorenz (= erweiterter Sonderdruck aus: MVGN 60 (1973)), Nürnberg 2/1987; und die ergänzende Rezension dieses Buches durch Franz Krautwurst in: MVGN 75 (1988), S. 259–263.

[40] Siehe z.B. in O.Kongsted (Hg.): Kronborg-Motetterne, S. 84 f.

[41] Eine Untersuchung hierüber steht aus. Zu seinen Kompositionen siehe Ferdinand Haberl: Art. „Schede", in: Musik in Geschichte und Gegenwart, hg. v. Friedrich Blume, Kassel 1951 f. Bd. 11 (1963), Sp. 1609; und O.Taubert: Paul Schede, passim.

[42] Franz Krautwurst: Art. „Lindner", in: Musik in Geschichte und Gegenwart, Bd. 8 (1960), Sp. 894–897.

werden. Festzuhalten gilt nur, daß er als ein „Hauptträger der süddeutschen Lasso-Pflege" angesehen werden kann und sich von daher vielleicht Anhaltspunkte zu einem möglichen „Lasso-Stil" der Kronborg-Motetten ergeben[43]. Die in Nürnberg erhaltenen Stücke zeigen jedenfalls einen anspruchsvollen Komponisten, der mit dem Kompositionstil seiner Zeit bestens vertraut war[44].

Gestützt wird die Theorie, in Lasso den Komponisten der „Kronborg-Motetten" zu sehen, u.a. dadurch, daß Lassos (mindestens zweiter) Besuch in Nürnberg entweder Ende 1581 oder Anfang 1582 stattgefunden haben muß, in welcher Zeit man auch in etwa die Komposition der Motetten anzusetzen hat[45].

Lasso selbst erwähnt diesen zweiten Besuch und die besonders ehrenvolle Aufnahme durch den Rat der Stadt: „Iam secund Urbem vestram (. . .) ingressus. (. . .) tam propensos animos, benevolentiam tantam, tot tantaque humanitatis ergo me officia sum expertus"[46]. Die dem Rat der Stadt gewidmeten „Sacrae cantiones quinque vocum, quae cum vivae voci, tum omnis generis instrumentis musicis commodissime applicari possunt." (München, Berg 1582) datieren auf den 1. Februar 1582 – und darauf bezieht sich auch ein Ratsverlaß vom 19. Februar 1582: „Orlando de Lasso, fürstlichen Bairischen Capellenmaister soll man für die dedicierten geseng 36 fl. Anweisen lassen vnd dasselbig gelt von den geistlichen güetern nemen."[47] Die ebenfalls 1582 in

[43] F. Krautwurst: Art. „Lindner", Sp. 897. – Sandbergers Verdikt: „Als Komponist ist Lindner bedeutungslos" scheint mir etwas zu hart (Bemerkungen zur Biographie Hans Leo Haßlers und seiner Brüder sowie zur Musikgeschichte der Städte Nürnberg und Augsburg im 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts, in: Denkmäler der Tonkunst in Bayern, 5. Jg., 2. Teil, 1. Lfg., Leipzig 1904, S. XI-CXII, S. XXXVIII).

[44] GNM Nürnberg, Chorbücher der St.Egidien-Kirche Nürnberg, Hs 8820 Q, f. 163v–169r „Veni sancte spiritus reple" und Hs 8820 X, f. 287v–295r „Vulnerasti cor meum". Das höchst interessante „Vulnerasti cor meum" galt in der Literatur bisher als anonym, findet sich aber in einer Handschrift in Deutscher Orgeltabulatur (Basel, Ms. F.IX.44. f. 221v–222) und auch in den von Lindner herausgegebenen „Sacrae cantiones" (C.Gerlach, Nürnberg 1585) und wird von Clytus Gottwald vorsichtig Lindner zugeschrieben. – Siehe Clytus Gottwald (Bearb.): Die Musikhandschriften (= Kataloge des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg, Die Handschriften, Bd. IV), Wiesbaden 1988, S.44 u. 51; Walter H. Rubsamen: The International „Catholic" Repertoire of a Lutheran Church in Nürnberg (1574–1597), in: Annales Musicologiques V (1957), S. 229–327, S. 280; RISM „Recueils imprims XVIe-XVIIe sicles", S. 324, „15851".

[45] Der erste Besuch datiert auf 1562. Siehe Horst Leuchtmann: Orlando di Lasso, Versuch einer Bestandsaufnahme der biographischen Einzelheiten, 2 Bde., Bd. 1: Sein Leben, Bd. 2: Seine Briefe, Wiesbaden 1976 u. 1977; Hier Bd. 1, S. 55, 134 f. u. 196; und A.Sandberger: Bemerkungen z. Biographie Haßlers, S. XXVI f.; und Max Schreiber: Leonhard Lechner Athesinus. Sein Leben und seine Kirchenmusik, Diss. München 1932, S. 47.

[46] Aus der Widmung zitiert nach A.Sandberger: Bemerkungen z. Biographie Haßlers, S. XXVII.

[47] Staatsarchiv Nürnberg, Rst. Nbg., Rep. 60b, Nr. 40a, f. 383. – Zuwendungen für „dedizirte Carmina" lassen sich auch für Schede und Lechner nachweisen (Staatsarchiv Nürnberg, Rst. Nbg., RB 40, f. 59v vom 7.12.1580 und RB 40a, f. 51v vom 4.11.1581.)

Nürnberg gedruckten „Fasciculus aliquot sacrarum cantionum" sind mit einer Widmungsrede von Paulus Melissus Schede versehen[48].

Auch die sonst engen Kontakte (und Reisen?) Lassos nach Nürnberg (und seinen dort ansässigen Druckern) sind gut dokumentiert[49]; der Besuch Lassos wird sicher auch den Versammlungen der musikalischen Gesellschaften und damit den genannten Ratsherren und der mit ihnen verbundenen Musikern gegolten haben[50].

All dies läßt die Vermutung aufkommen, daß vielleicht Orlando di Lasso mit seiner Freundschaft zu Schede[51], der engen und „herzlichen" Kontakte zu der Druckerin Catherina Gerlach [52] und der möglichen wie auch wahrscheinlichen Bekanntschaft zu Pömer (über die musikalische Gesellschaft) der Komponist der Motetten sein könnte.

Womöglich hat Pömer den berühmten Lasso bei seinem Besuch in Nürnberg auf die Angelegenheit hin angesprochen und eine Zusammenarbeit mit Paulus Melissus Schede vermittelt. Die „Anonymität" des Komponisten könnte sich vielleicht daraus erklären, daß der katholische Orlando di Lasso aus einem Zentrum der Gegenreformation nicht noch mehr in „protestantische" Angelegenheiten verwickelt werden wollte. Zwar scheute er sich erstaunlicherweise nicht, obwohl Nürnberg seit 1564 auf dem Index der verbotenen Druckorte stand[53], dort seine Werke drucken zu lassen oder sie prominenten Protestanten oder dem Nürnberger Rat zu widmen. Aber vielleicht hatte er doch seine Gründe, mit dieser Komposition lieber anonym aufzutreten – allerdings ist dies für mich eher unwahrscheinlich. Denn die scheinbare „Anonymität" des Komponisten äußert sich ja nur in dem Verschweigen des Komoponistennamens durch Pömer und einer bisher nicht nachweisbaren „Zweitverwertung" der Komposition.

Daß ein zu der Zeit so berühmter und angesehener Komponist wie Lasso Gelegenheitswerke wie das „Brunnen-Gedicht" und Symbola-Vertonungen „nebenbei" komponiert, scheint mir schon recht unwahrscheinlich, Lasso

[48] Wolfgang Boetticher: Orlando di Lasso und seine Zeit 1532–1594 – Repertoireuntersuchungen zur Musik der Spätrenaissance, Kassel u. Basel 1958, S. 552 f. – Überhaupt kann von einer gegenseitigen Wertschätzung Schedes und Lassos ausgegangen werden, siehe O.Taubert: Paul Schede, passim.

[49] Siehe z.B. Helmut Hell u. Horst Leuchtmann (Hg.): Orlando di Lasso – Musik der Renaissance am Münchner Fürstenhof, Ausstellungskatalog der Bayerischen Staatsbibliothek 1982, Wiesbaden 1982, besonders S. 190 f. und S. 235 f.; und W.Boetticher: Orlando di Lasso, S. 540 f.

[50] U.Martin: Historische Studien, S. 47.

[51] Schede verfaßte ja eine große Anzahl von Gedichten auf Lasso und war auch an der Verfassung von Vorreden für Lasso beteiligt. Siehe H.Leuchtmann: Orlandi di Lasso, hier Bd. 1, S. 296 u. W.Boetticher: Orlando di Lasso, S. 541 u. 547.

[52] W.Boetticher: Orlando di Lasso, S. 541.

[53] H.Leuchtmann: Orlandi di Lasso, hier Bd. 1, S. 142.

hatte es zudem einfach nicht nötig. Noch unwahrscheinlicher allerdings ist, daß ein (eitler) Dichter und Auftraggeber wie Pömer dann auch noch den Namen des sein Geschenk erheblich aufwertenden Komponisten Lasso völlig verschweigt. Gerade in dem Brief an Tycho Brahe, der ja einen privaten Charakter trägt, würde ich diese stolze Nennung erwarten, wenn es denn zu einem Stolz Anlaß geben würde: Versucht Pömer in dem Brief doch, seine Dichtung mehr oder weniger bescheiden als würdiges Geschenk an den dänischen Hof anzupreisen und hofft auf gütige Aufnahme.

Pömers Eitelkeit zeigt sich nicht zuletzt darin, daß er seine Gabe mit einem Werk verknüpft, das „ad omnem posteritatem rühmenswürdig" ist; hofft er, daß ein Schatten dieses Ruhmes auch auf seine „gestifteten" Carmina abfällt?

Ein Komponist wie Lasso wäre zudem nicht mit „ein berühmbter Musicus alhie" charakterisiert – immerhin ist Lasso „fürstlicher Bairischer Capellenmaister"; offensichtlich erwartet Pömer nicht, daß der Name des Komponisten bekannt sein könnte (er wertet mit dieser Angabe ja einerseits nur seine Carmina auf und gibt andererseits den Carmina eine Qualitätssicherung, die Tycho Brahe ja ohne den Notentext nicht überprüfen konnte) und „alhie" bezieht sich zunächst doch eher auf die Stadtgrenzen Nürnbergs. Auch könnte erwartet werden, daß Lasso (bzw. seine geschäftstüchtigen Erben) diese Komposition ein weiteres Mal verwerten würde, sie also z.B. in einem späteren Sammeldruck veröffentlicht hätte, was aber offensichtlich nie geschah.

Aus dem Kreis der möglichen Komponisten scheint hingegen mehr für Leonhard Lechner zu sprechen. Dieser war zu der Zeit nicht nur der sicherlich „bedeutendste" Komponist in Nürnberg, der aber über den regionalen Raum hinaus noch nicht bekannt gewesen sein dürfte, sondern auch bestens vertraut mit dem Stile Lassos wie auch italienischen Neuerungen.

Nürnberg hatte dem 1575 aus München als Schüler Lassos kommenden Lechner keine adäquate Anstellung zu bieten, alle ehrenvollen Posten waren bereits besetzt[54]. So blieb für ihn nur die untergeordnete und schlecht bezahlte Stellung eines Kollaborators an der St.Lorenz-Schule. Er hatte sich vielleicht 1575 um die Stelle des „Musicus" an der neu gegründeten Altdorfer Akademie beworben, und dabei auch die Bekanntschaft mit allen wichtigen Ratsherren gemacht, denen er in der Folgezeit ja immer wieder seine Kompositionen widmete[55]. Der Rat versuchte diesen aufstrebenden Komponisten unbedingt in

[54] Biographische Details u.a. nach Ernst Fritz Schmid: Musik an den schwäbischen Zollernhöfen der Renaissance – Beiträge zur Kulturgeschichte des deutschen Südwestens, Kassel u.a. 1962, S. 186 f.; und Bartlett Russel Butler: Liturgical Music in Sixteenth-Century Nürnberg, A Socio-Musical Study, Ph. Diss. University of Illinois at Urbana-Champaign 1970, S. 585 f. – In diesem Zusammenhang ist es unerheblich, ob Lechner vielleicht auch direkt von einem Italien-Aufenthalt nach Nürnberg kam.

[55] So z.B. die „Motectae sacrae" von 1575 dem Ratsherrn Hieronymus Baumgartner d.J., das 2. Buch der „Sacrae Cantionem" von 1582 dem gesamten Nürnberger Rat, die Regnart-Bearbei-

Nürnberg zu halten: so wird er z.B. ab 1577 als Kantor besoldet, obwohl er die (bereits besetzte) Stelle nicht innehatte[56]. Diese ungewöhnliche Maßnahme wird ausdrücklich damit begründet, „weil Er ein solcher gewaltiger Componist und Musicus" sei[57]. 1582 wird er dann „Archimusicus" (was etwa die Aufsicht über die Ratsmusik bedeutet), ein Titel, der anscheinend eigens für ihn geschaffen wurde.

Wichtig waren für Lechner in Nürnberg die Nebeneinkünfte, die er neben kompositorischen und herausgeberischen Aktivitäten u. a. in dem reichhaltigen privaten Musizierwesen der Patrizier fand[58]. Für diese Musikgesellschaften komponierte er und war zu diesen auch als Musicus (gegen Bezahlung) geladen: „Lechner (. . .) becoming (. . .) the central figure of patrician musical activity in the city."[59] Lechners Bekanntschaft mit Joachim Pömer wird hauptsächlich auf das „dritte" musikalische Kränzlein („Sodalicium musicum") von etwa 1570 zurückgehen, dem u.a. Lechner ja eine Vielzahl seiner Kompositionen widmete; so z.B. die Regnart-Bearbeitungen von 1579, in denen auch Joachim Pömer als Widmungsträger explicit genannt ist[60].

Eine weitere Einnahmequelle stellten die Drucklegung von eigenen oder auch fremden Kompositionen dar. So gab Lechner 1579 z.B. eine erweiterte Ausgabe der großen Nürnberger Lasso-Ausgabe von 1568 heraus [61] oder widmete 1582 Lasso-Werke an Nürnberger Kunsthandwerker, die er wohl ebenfalls über die privaten Musizier-Gesellschaften kannte[62]. Erwähnt werden soll auch die Motettensammlung „Harmoniae Miscellae" vom September 1583 (!), darin eine Motette über ein Symbolum mit folgender Widmung enthalten ist: „Joachimi Boemeri, Patritii ac Senatoris Noribergensium dignissimi Symbolum."[63] Die zeitliche Nähe der Pömerschen Symbolum-Vertonung zu der

tungen 1579 dem zweiten „Musikalischem Kränzlein" oder auch die Sammlung „Newe Teutsche Lieder", die 1577 dem dritten „Kränzlein" gewidmet wurden.

[56] Diese Stelle hatte Caspar Rodigast seit Juni 1573 inne. Siehe Hermann Harrasowitz: Geschichte der Kirchenmusik an St.Lorenz, S. 144.

[57] Staatsarchiv Nürnberg, Rst. Nbg., RV Bd. 1412, fol. 47v. vom 26. Juli 1577: „Linharten Lechner dem Collaborator bei St.Lorentzen In der Schul sol man uf sein supplicirn ansprechen, und mit Ime handeln, Weil Er ein solcher gewaltiger Componist und Musicus, lenger hie zu pleiben und Ime extra-ordinary so vil geben, das Er Jerlich 90 fl., sovil der Cantor besoldung hat, auch hab. J. Baumgartner."

[58] Sein Amt als Schulgehilfe brachte ihm jährlich nur 60 fl. ein! Nicht zuletzt darauf wird zurückzuführen sein, daß Lechner in seinen knapp zehn Jahren in Nürnberg über die Hälfte seines musikalischen Lebenswerkes schuf. Siehe U.Martin: Historische Studien, S. 5.

[59] B.Butler: Liturgical Music, S. 589.

[60] Diese „dritte" Gründung mit Ratsherren und Patriziern ist in der „Gründungswelle" seit 1568 das „zweite". Siehe U.Martin: Historische Studien, S. 21 f.; und Max Schreiber: Leonhard Lechner Athesinus, S. 19 f.; und B.Butler: Liturgical Music, S. 517 f.

[61] H.Leuchtmann: Orlandi di Lasso, hier Bd. 1, S. 54.

[62] W.Boetticher: Orlando di Lasso, S. 540.

[63] Siehe Maximilian Schreiber: Die Kirchenmusik des Kapellmeisters Leonhard Lechner Athesinus (1553–1606), Regensburg 1935, S. 69.

des dänischen Königspaares ist in dem Zusammenhang besonders bemerkenswert. Darüber hinaus bemühte sich der aufstrebende Lechner in dem betreffenden Zeitraum intensiv um eine ihm gemäßere Stellung; dies zeigt sich z.B. in Lechners sechsstimmigen „Harmonia panegyrica", die er 1582 dem Fürsten Joachim Ernst von Anhalt widmete und wohl auf eigene Kosten bei Catharina Gerlach drucken ließ[64]; bereits ab Spätsommer 1583 weilte er dann auch am Hohenzollern-Hof zu Hechingen[65]. Durch die Übernahme der Vertonung der „Kronborg-Motetten" hätte er sich ebenfalls in Dänemark bekannt machen können – eine diesbezügliche Anstrengung würde die außerordentliche Qualität der Komposition erklären.

Interessant ist hierin auch die Zusammenarbeit Lechners bei Kompositionen mit Paulus Melissus Schede, wie dies ja auch schon in anderer Form bei Lasso festzustellen war – häufig war ein Text Schedes Vorlage für eine Komposition Lechners. Ein besonderes Beispiel hierfür bietet das „Epithalamium" Lechners auf die Hochzeit des Nürnberger Rechtskonsulenten Christoph Andreas Gugel mit Maria Muffel vom April 1583, dessen Text er aus einem Werk von Melissus Schede entnahm, den dieser ebenfalls in seiner Pariser „Gesamtausgabe" von 1586 abdruckte[66].

Der aus Italien kommende Schede fand in Lechner offensichtlich einen Komponisten, der die „neuen" italienischen Ideen musikalisch umsetzen konnte – eben in eine „wortgezeugte und affektbetonte Musik"[67]. Dies zeigt auch das lobende Epigramm von Schede, welches Lechners „Sacrarum Cantionum" von 1581, gedruckt bei C.Gerlach, vorangestellt ist.Es erscheint mir von Bedeutung, daß sich eine häufige und enge „musikalische" Zusammenarbeit zwischen Lasso und Schede in dieser Form nicht nachweisen läßt. Auch ist von großem Gewicht, daß sich eine (enge) Freundschaft zwischen allen dreien möglichen Beteiligten nachweisen läßt: Joachim Pömer, Paulus Melissus Schede und Leonhard Lechner[68].

Leider hat sich von Leonhard Lechners kompositorischem Schaffen nicht allzuviel erhalten; ein erheblicher Teil ist verloren gegangen, gerade aus dem hier vielleicht interessanten Nachlaß, „den Herzog Friedrich von Württemberg am 14.VII.1607 von Lechners Sohn Gabriel für 20 fl. erwarb."[69] Auch

[64] Konrad Ameln: Art. „Lechner", in: Musik in Geschichte und Gegenwart, Bd. 8 (1960), Sp. 428–438, Sp. 431.

[65] Siehe Ernst Fritz Schmid: Musik an den schwäbischen Zollernhöfen, S. 188.

[66] Bibliothek des GNM Nürnberg, Hs 3155a. – Siehe C.Gottwald (Bearb.): Die Musikhandschriften, S. 9. Siehe außerdem für weitere Beispiele U.Martin: Historische Studien, S. 37 f.

[67] Siehe hierzu U.Martin: Historische Studien, S. 38 f.

[68] Konrad Ameln: Begleitwort, in: Leonhard Lechner Werke, hg. v. K.Ameln, Bd. 6. Kassel, Basel u. London 1982. besonders S. VII u. XII.

[69] Konrad Ameln: Vorwort, in: Leonhard Lechner Werke, hg. v. Ludwig Finscher, Bd. 1, Kassel u. Basel 1956, S. V.

fehlt bisher eine größere Untersuchung von Lechners Kompositionsstil[70]. Trotzdem muß wohl auf die große stilistische Nähe von besonders frühen Kompostionen Lechners zu denen Lassos nicht extra hingewiesen werden; in Nürnberg wird zu dieser Zeit sicher kein anderer Musiker ähnlich gut den Stil Lassos gekannt und auch für eigene Kompositionen genutzt haben[71].

V.

Da hier auf musikstilistische Fragen nicht weiter eingegangen werden kann, sollen im folgenden nur einige wenige markante Details der ersten Motette genannt werden, die vielleicht charakteristisch für einen bestimmten Kompositionsstil sein könnten. Hingewiesen sei darauf, daß gerade diese Motette besonders kunstvoll gearbeitet ist, was nicht zuletzt an der Qualität des zu vertonenden Textes liegen dürfte.

So fallen bereits zu Beginn eine Reihe von bildhaft „textausdeutenden" Wendungen auf: So z.B. zu „Fontem" der Einsatz der Stimmen, die vom Diskant aus kaskadenartig herabperlen, und die Tonwiederholungen gerade zum Wort „perpetuis". Das Fundament – "Rex Friderice" – wird erst nach einigen Takten mit dem bis dahin stummen „Basis"-Einsatz erreicht. Die dem König angemessene Atmosphäre dieser Passage wird durch das Fanfarenmotiv (Quart- und Quintsprünge, Rhythmik) geschaffen. Auch das „labor" (herabgleiten, -rinnen) ist musikalisch durch diatonische Tonfolgen umgesetzt. Auch im weiteren Verlauf, in dem der Aufbau des Brunnens beschrieben wird, fällt immer wieder die Staffelung der Stimmen auf, die nicht ungefähr mit dem Thema „Brunnen" zu tun haben. Dies gilt auch für die Stelle mit dem Text „quanta fluenta".

Der Aufruf „Adspice" wird deklamierend gesetzt und zur Bekräftigung vollstimmig triolisch wiederholt. Eine auch musikalische Gegenüberstellung von Venus und Pallas Athene wird erreicht durch ein „weiches" Melisma in den beiden Oberstimmen für die liebliche Göttin und einer „rauheren" Figur in den Unterstimmen für die kriegerische Göttin. Das „Ejaculator" ist musikalisch in gebrochenen Akkordschritten, die triolisch rhythmisiert sind, ausgedrückt. Zu „Omnia" und „simul" sind auch alle Stimmen gleich geführt.

[70] Hingewiesen werden soll hier auf nur zwei einschlägige Publikationen: Joseph Neyses: Studien zu Geschichte der deutschen Motette des 16. Jahrhunderts, II. Teil: Leonhard Lechners Motetten von 1575 und 1581 (maschinenschriftlich in der Stadtbibliothek Düsseldorf) und Heinrich Weber: Die Beziehungen zwischen Musik und Text in den lateinischen Motetten Leonhard Lechners, Diss. Hamburg 1961.

[71] Siehe hierzu W.Boetticher: Orlando di Lasso, S. 710 f. und Franz Körndle: Untersuchungen zu Leonhard Lechners „Missa secunda, Non fu mai cervo", in: Augsburger Jahrbuch für Musikwissenschaft 1986, S. 93–159, S. 113 f.

Das onomatopoetische Wort „susurra" kostet der Komponist über eine längere Passage hinweg aus; er bietet es in einem Abwärtslauf dar und verwebt alle Stimmen zu einem Klangteppich, einem bewegten Wasserspiegel.

Diese „neuen" Beobachtungen – besonders die spielerisch zu nennende Freude über die neuen Möglichkeiten der wortbezogenen Vokalkunst – deuten auf eine ausgeklügelte Kompositionsweise unter Anwendung der wortausdeutenden Figurenlehre hin[72], die zunächst einen Komponisten mit besten Kenntnissen der damals modernen Vokalkunst des späten 16. Jahrhundert vermuten lassen. Die „Handschrift" eines Komponisten äußert sich stets aber erst außer- oder oberhalb der „technischen Struktur", bestehend aus der Befolgung kontrapunktischer und besonders rhetorischer Regeln und Kunstgriffe dieser „musica poetica". Zwar gelten gerade die angesprochenen Stilmittel wie bildhafte Textausdeutung, rhythmische Besonderheiten, Affektdarstellung und „wortgebundene Differenzierung des Chorklanges durch Chorteilung und Vollstimmigkeit" als für Lechner charakteristisch[73], sie sind aber andererseits in dieser allgemeinen Form nicht individuell genug, um Beweischarakter zu erlangen. Der Musikstil der „musica poetica" ist eben gerade durch die genannten Merkmale gekennzeichnet und daher nur schwer in einer personalen Stilistik zu fassen. Zudem arbeiten einige musikwissenschaftliche Studien über Lasso zwar seine Besonderheiten im Motettenstil gegenüber dem seiner „Vorgänger" und auch Zeitgenossen heraus[74], inwieweit diese aber bereits in seiner Schülergeneration selbstverständlich waren, gilt es noch zu untersuchen. Entscheiden ließe sich aufgrund einer Stilanalyse aber nichts, nur differenzierter diskutieren.

Folgen müßte in einer musikalisch-stilistischen Argumentation ein sehr penibler Vergleich mit zeitgleichen Kompositionen derselben Stilebene Lechners und Lassos, oder aber auch Lindners, wie neben den genannten z.B. auch Lechners „Sacrarum Cantionum" von 1581 oder den Motetten in seinem Sammelband „Harmoniae miscellae" von 1583. Letztere enthält auch eine bereits erwähnte Vertonung des Symbolums von Joachim Pömer, die sich besonders für eine genauere Untersuchung anbieten würde[75].

[72] Zu den „Figuren" Lechners siehe H.Weber: Die Beziehungen, S. 128–133.

[73] Dies bei H.Weber: Die Beziehungen, S. 193 f.

[74] Lucie Balmer: Orlando di Lassos Motetten – Eine stilgeschichtliche Studie (= Berner Veröffentlichungen zur Musikforschung, hg. v. Ernst Kurth, H. 11), Bern u. Leipzig 1938; und Horst Leuchtmann: Lasso als Komponist, in: Helmut Hell u. Horst Leuchtmann (Hg.): Orlando di Lasso (Ausstellungskatalog), S. 55–65, besonders S. 61 f.

[75] Neu herausgegeben in: Leonhard Lechner Werke, Bd. 6 „Sacrarum Cantionum" (1581), hg. v. K. Ameln, Kassel, Basel u. London 1982, S. 153 f. – Auf die Notwendigkeit, die Stilistik eines Komponisten jeweils nur innerhalb einer Gattung zu formulieren, weist Craig Jon Westendorf hin: The textual and musical repertoire of the Spruchmotette, Ph.Diss. at the University of Illinois, Urbana-Champaign 1987.

Zu bedenken ist jedenfalls, daß es für den betreffenden Komponisten in erster Linie nicht darum ging, sich zu profilieren, sondern er mußte einen Text nur den Regeln entsprechend „anständig" setzen – eine Auftragskomposition, die im Dienste des Textes zu stehen hatte. Darüberhinaus hätte sich aber für einen ambitionierten Komponisten wie Lechner auch die Gelegenheit geboten, sich am dänischen Hofe bekannt zu machen – dies würde die Feinheit in der Komposition z.B. der ersten Motette erklären.

Da vielleicht solch ein kostbarer Privatdruck nicht nur in einem einzigen Exemplar gefertigt wurde (wenigstens die Beteiligten werden doch einen Druck erhalten haben)[76], besteht die geringe Hoffnung, daß sich auf Grund der Veröffentlichung dieser Musikalien vielleicht ein weiteres erhaltenes Exemplar findet, welches vielleicht komplett mit Deckblatt erhalten ist und weitere Hinweise gibt[77].

Abschließend kann gesagt werden, daß die bemerkenswerte Qualität der Komposition einem Nürnberger ebenso wie einem anderen Komponisten zur Ehre gereichen würde. Wegen der kulturgeschichtlich interessanten Verzahnung der Begebenheiten kann die im Titel dieses Aufsatzes gestellte Frage dahingehend beantwortet werden, daß es sich hier in jedem Falle mindestens um einen bedeutenden Beitrag Nürnbergs zur Musikgeschichte handelt.

[76] Ein Gegenbeispiel stellt der einmalige Pergamentdruck für Kaiser Maximilian II. dar. Siehe hierzu Milton Steinhardt: A musical offering to Emperor Maximilian II: A political and religous document of the renaissance, in: Studien zur Musikwissenschaft (= Beihefte der Denkmäler der Tonkunst in Österreich) 28 (1977), S. 19–27.

[77] Ich vermute, daß vielleicht dieses Titelblatt sinnigerweise auch eine Abbildung des Brunnens zeigte, was die Zeichnung im „Stromerschen Baumeisterbuch" als Vorlage erklären könnte.

„GEFÄHRLICHE PATRIOTEN UND SCHÄDLICHE LEUTH"[1] ANTISCHWEDISCHER WIDERSTAND IN NÜRNBERG 1631–1635

Von Franz Willax

Als der schwedische König Gustav Adolf nach seinem Sieg bei Breitenfeld (17. 9. 1631) über die kaiserlichen und ligistischen Regimenter Tillys nach Süden vorstieß und Würzburg eroberte (18. 10.), ließ er Verhandlungen mit den wichtigsten evangelischen Ständen des Fränkischen Kreises, den Fürstentümern Brandenburg-Kulmbach (-Bayreuth) und -Ansbach und der Reichsstadt Nürnberg, aufnehmen. Am 2. 11. schloß er mit ihnen den *Würzburger Vergleich*, mit dem er gegen hohe Geldzahlungen die drei Stände in seinen Schutz nahm[2].

Seine militärischen Pläne waren jedoch schon zu diesem Zeitpunkt gegen die geistlichen Fürstentümer des Mittelrheins, vor allem gegen das Kurfürstentum Mainz, gerichtet. Dort erhoffte er sich und seiner Armee reiche Beute. Er wollte diese zudem nicht unter den Einfluß seiner französischen Verbündeten kommen lassen[3].

Abkürzungen

ABm	Alter Bürgermeister
AG	Alter Genannter
ANL	Altnürnberger Landschaft e. V.
Bied.	Johann Gottfried Biedermann (siehe Anm. 16)
fl	rheinischer Gulden
fstl.	fürstlich
geb., gest.	geboren, gestorben
Hg.	Herausgeber
JBm	Junger Bürgermeister
MVGN	Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg
Rtl	Reichstaler
ZbLG	Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte

[1] Zitiert nach: Staatsarchiv Nürnberg (= StAN), Reichsstadt Nürnberg, Verlässe der Herren Älteren (= VdHÄ), Bd. 37, S. 117'. Die Bezeichung Patriot kommt (im positiven Sinn) in dieser Zeit häufiger vor (z. B.: VdHÄ 37, S. 161, 162). Im gleichen Verlaß dankte der Rat dem Ratskonsulent Dr. Jacob Fetzer für seine Tätigkeit auf einer gefährlichen diplomatischen Reise und nannte ihn einen „aufrichtigen Patrioten" (VdHÄ 37, S. 119).

[2] Stephan Donaubauer: Nürnberg um die Mitte des dreißigjährigen Krieges (Vom Oktober 1631 bis Mitte Juni 1632), Dissertation Erlangen 1893, S. 41. Die Seitenangaben beziehen sich stets auf obengenannte Dissertation und nicht auf die Veröffentlichungen gleichen Inhalts in: MVGN 10/1893, S. 69 bis 240.

[3] Zu den schwedisch-französischen Gegensätzen, die sich aus dem Schutz rheinischer Fürstbistümer durch die Krone Frankreichs 1631/32 ergaben siehe Hermann Weber: Frankreich, Kurtrier, der Rhein und das Reich, Pariser historische Studien 9, Bonn 1969, siehe S. 154–173.

Tilly hatte sein Heer im Raume Miltenberg-Aschaffenburg reorganisiert und zahlenmäßig beträchtliche Verstärkungen an sich gezogen. Als mainabwärts vorstoßende schwedische Regimenter bei Wertheim seine Vorhut zurückschlugen, wich er aus und marschierte tauberaufwärts. Am 4. 11. erreichte er Röttingen. Der Schwedenkönig, der schon einen bedeutenden Teil seiner Armee mainabwärts detachiert hatte, beobachtete Tillys Vorbeimarsch bei Ochsenfurt mit dem ihm verbliebenen Teil seines Heeres im Abstand von einigen wenigen Wegstunden. Er hatte seine Vorposten bis Neustadt/Aisch, Windsheim und Rothenburg o. d. Tauber vorgeschoben, unternahm aber nichts um Tilly aufzuhalten. Als dieser am 8. 11. mit der Belagerung Rothenburgs begann, leistete die viel zu schwache Garnison (und die Bürgerschaft) Widerstand, der letztlich sinnlos war, da ihnen Gustav Adolf nicht zur Hilfe kam. Dieser war inzwischen seinem Hauptkorps mainabwärts nachgeeilt. Die von ihm zurückgelassene Heeresgruppe des Marschalls Gustav Horn war zu weit verstreut, um Rothenburg beizustehen. Die militärisch gänzlich nutzlose Verteidigung der Stadt kann bei der soldatischen Mentalität der Zeit nur durch einen höheren Befehl erklärt werden, der die Vernichtung der Stadt bewußt in Kauf nahm. Als Tilly am 11. 11. vor Windsheim anlangte und ihr eine Stunde Bedenkzeit einräumte, um zu kapitulieren, tauchte bezeichnenderweise auch hier die Falschmeldung auf, der Schwedenkönig käme mit seiner Armee der Stadt zu Hilfe: „Fast hätte das Gerücht ... die Windsheimer Bürger zu törigtem Widerstand verleidet"[4].

Wie aus dem Bericht eines Nürnberger Patriziers zu ersehen ist, der den Besuch Gustav Adolfs Ende März 1632 schilderte[5], nutzte der König die Zerstörung Magdeburgs (20./10. 5. 1631), deren auslösende Ursachen nie ganz geklärt wurden, propagandistisch zu seinen Gunsten: „Des Königs schwarze

Die schwedische Kriegsführung und -finanzierung zu diesem Zeitpunkt stellt, sich auf schwedische Quellen stützend, Kersten Krüger: Dänische und schwedische Kriegsfinanzierung im 30jährigen Krieg, in: Krieg und Politik 1618 bis 1648, hg. v. Konrad Repgen, Schriften des Histor. Kollegs, Kolloquien 8, München 1988, S. 286–287 wie folgt dar: „Die in der älteren Forschung erörterte Frage, warum sich der König nicht nach Westen ... gegen Tilly, sondern nach Süden wandte, darf inzwischen als beantwortet gelten: nicht militärische, sondern wirtschaftlich-fiskalische Gründe bewogen ihn dazu. Die reiche Pfaffengasse sollte die Kriegskosten tragen ...". Aber nicht nur das. Sie wurde als Waffenplatz (Gustavsburg), Winterquartier und Fouragierungsgebiet und zum organisierten Kunstraub genutzt. Durch diese Nutzung besetzter Gebiete, ganz gleich ob alt- oder neugläubig, gelang es den Schweden, die von den schwedischen Steuerzahlern für die königliche Armee in Deutschland aufzubringenden Mittel von 2,8 Millionen Rtl 1629 auf Null 1634 abzusenken, während das Heer von 38 000 Mann (Juni 1630) auf 150 000 (November 1632) gebracht wurde (Krüger, 288, Tab. 8). Die Gesamtbelastung der deutschen Stände betrug ca. 36 Millionen Rtl (über Handwerkerlöhne grob umgerechnet ca. 10 Milliarden DM, Stand 1991) in dem genannten Zeitraum.

[4] Christian Wilhelm Schirmer: Geschichte Windsheims und seiner Nachbarorte, Nürnberg 1848, S. 163–164.

[5] StAN, Rst Nbg, Handschriften, Bd. 157a, f. 18.

Leibcompagnie trug, wegen des zerstörten Magdeburgs, am großen Cornet einen schwarzen Tapfend und die Reiter schwarze Trauerbinden", – eine theatralische Geste, die ihre Wirkung nicht verfehlte. Gustav Adolf tat nichts zur Rettung Rothenburgs und Windsheims[6] und es ist nur der Besonnenheit Tillys zu verdanken, daß es nicht zu einem zweiten Magdeburg kam. Der Schwedenkönig war schon seit seiner Jugendzeit durch die Teilnahme an den Feldzügen gegen Dänemark, an den Brand der Städte und die Verwüstung ganzer Landstriche in dem damals zum dänischen Reich gehörenden Südschweden gewohnt[7].

Während Tillys leichte Kavallerie weit nach Osten Richtung Nürnberg vorstieß, am 17. 11. kampflos die reichsstädtische Festung Lichtenau nahm und am 18. 11. im Vorfeld der Stadt erschien, marschierte das Hauptkoprs über Ansbach und Gunzenhausen altmühlabwärts[8]. Am 24. 11. machte Tilly bei Weißenburg halt. Dann aber geschah etwas Unerwartetes! Statt weiterhin den Donauübergängen zuzustreben, wandte sich Tilly plötzlich nach Norden. Er marschierte rezat- und rednitzabwärts und erreichte am 27. 11. Roth, einen Tag später Schwabach und stand am 29. 11. bei Lichtenhof vor den Toren Nürnbergs.

Er nahm sein Hauptquartier in Reichelsdorf und verhandelte von hier aus mit dem Nürnberger Rat[9]. Dieser war ganz auf sich allein gestellt. Schwedische Hilfe war nicht möglich, da der König inzwischen den Rhein erreicht hatte und alle seine Kräfte benötigte, um Mainz zu erobern.

Die Situation in Nürnberg

Bevor von der Reichsstadt Nürnberg erste Kontakte zum schwedischen König aufgenommen wurden, hatte der Innere Rat, in dem 34 Herren aus den ratsfähigen Geschlechtern und acht Handwerker saßen, am 14. 10. 1631 alten Stils (= a. St.)[10] die Genannten des Größeren Rates[11] zusammenrufen lassen, weil *alle Dinge dieser Sach mit der Genannten des größeren Rates Vorwissen*

[6] J(oseph) Heilmann: Kriegsgeschichte von Bayern, Franken, Pfalz und Schwaben, III. Band, München 1868, S. 314.

[7] Felix Berner: Gustav Adolf. Der Löwe aus Mitternacht, Stuttgart 1982, S. 119–120.

[8] Gustav Adolf und Tilly in Franken 1631, hg. v. Ludwig Deubner, in: Das Bayerland, Nr. 20, 42/1931, München, S. 619–635, siehe vor allem 622.

[9] Donaubauer, S. 58, 59, 61–62, 66–73.

[10] StAN, Rst Nbg, Schwedische Kriegsakten, Band 12, zit: Schwed. KA 12, f. 463; VdHÄ 37, S. 69–70. Eugen Franz: Nürnberg, Kaiser und Reich, Studien zur reichsstädtischen Außenpolitik, München 1930, S. 300–301; Donaubauer, S. 33.

[11] Kurt Schall: Die Genannten in Nürnberg, (Nürnberger Werkstücke zur Stadt- und Landesgeschichte 6) Nürnberg 1971. Nach Schall, S. 130 betrug die Zahl der Genannten um 1630 ca. 500.

geschehen muß, wie die Herren Älteren in einer vergleichbaren Situation feststellten[12].

Der Innere Rat[13] legte ihnen zwei Fragen vor:

1. Ob man sich dem allgemeinen evangelischen Wesen zum Besten mit königlicher Majestät in Schweden *uff gewisse maß* gleich anderen evangelischen Ständen, vereinigen und vergleichen soll.

2. Was die Genannten, als gehorsame Bürger, in einem solchen Fall zur Beförderung dieses schweren und hochwichtigen Werks tun wollten?

Jeder Genannte wurde öffentlich von zwei *Auditores* befragt und seine Antwort schriftlich festgehalten[14]. Die Antwort auf diese Fragen, die suggestiv formuliert waren, hatte vielfach formelhaften Charakter und glich nicht selten der späteren offiziösen Form: Man solle in dieser Sache, die Gottes Ehr und die Gewissensfreiheit betreffen, sich der königlichen Majestät in Schweden keineswegs entziehen, sondern dieser, anderen evangelischen Ständen gleich, mit der begehrten conjunction an die Hand gehen.

Hätte einer der anwesenden Genannten eine inhaltlich stark abweichende Antwort gegeben, vielleicht sogar ein „Nein" gewagt, er hätte sich selbst aus der bürgerlichen und kirchlichen Gemeinschaft, in die er hineingeboren war und in der er lebte, ausgeschlossen. Trotzdem sind aber die Antworten in Einzelfällen überraschend differenziert: Christoff Behaim stimmte für einen Anschluß an Schweden, *weil man sich von den catholischen Ständen keinen Succurs zu getrösten habe* und Heinrich Löhner meinte, *weil die Pflicht, so man Kayl.Mt. geleistet habe, im Wege stehe* solle der Rat, nach bewährtem Muster, die Verhandlungen in die Länge ziehen[15]. Diese Antworten sind jedoch für die Stellungnahmen der anderen Genannten, was die Formulierung anbelangt, nicht kennzeichnend.

Als erste sind in den Befragungspotokollen die Antworten der Ratskonsulenten, die fast alle Genannte waren, festgehalten. Sie lauten alle positiv im Sinne ihres Dienstherrn. Es ist anzunehmen, daß sie in Gegenwart ihrer Mit-Genannten befragt wurden und ihre Antworten diese beeinflussen sollten. Die herrschende Meinung innerhalb des Patriziat dürfte Paulus Imhoff formuliert haben: *Weil man* (der) *Gewalt nicht resistieren könne, soll* (man) *zwar sich mit*

[12] VdHÄ 41, S. 60, 14. 6. 1635.

[13] Um schon rein verbal den Inneren vom Größeren Rat zu unterscheiden, wurde für ersteren, die Handwerksherren einschließend, die Bezeichnung „Kleiner Rat" benutzt.

[14] Schwed.KA 12, f. 463–484, 487–503', 510–520. Addiert man die Namen in den Listen, die auch die Antworten auf die Fragen des Rates enthalten, so kommt man auf 460 Genannte. Drei weitere Auflistungen (f. 525–528), die teilweise identische Namen enthalten, nennen 52, 256 bzw. 305 Namen. Eine vierte Liste (f. 529–535) gibt, alphabetisch aufgelistet, 627 Namen an. Alle vier Listen enthalten keine Angaben, welchen Zweck sie dienten.

[15] Schwed.KA 12, f. 482, Nr. 161 und 164.

Schweden conjungieren, doch aber Kayl. Mt. zu Gemüt führen, durch was (für eine) *Gefahr man zu solcher Conjunction bewogen worden*[16]. Ähnlich äußerte sich Martin Dillherr: *Wäre am besten wegen von sich gegebener Renunciation des Leipziger Schlußes*[17] *bei der Neutralität zu verharren. Wolle nicht hoffen, daß königl.Mt* (= der König von Schweden) *etwas tätliches wider hiesige Stadt vornehmen werde. Da aber solches geschehen sollte, hätte man die Conjunction mit Schweden um so viel eher bei Kayl.Mt. zu verantworten*[18].

Während die aus dem Handwerk stammenden Genannten vielfach erklärten, daß sie den Schwedenkönig für den von Gott gesandten Retter und die Frage eines Bündnisses mit ihm für eine Religionssache hielten[19], wollten viele Ehrbare den Erhalt der Neutralität. Wenn diese vom König nicht akzeptiert würde, so war es ihnen nicht unangenehm, wenn er militärischen Druck auf die Stadt ausüben würde, um einen Anschluß an die Schweden später gegenüber dem Kaiser rechtfertigen zu können. Der einer der unteren Schichten zuzurechnende Krämer Hans Conrad Wei(n)mann[20], der 1615 wegen Gewürzverfälschung zeitweise aus dem Größeren Rat suspendiert worden war, erwies sich auch hier als Pragmatiker: *Man sei zwar dem Kaiser verpflichtet, dem man auch gerne halten wolle. Weil aber der König in Schweden mit großer Macht komme, als werde man sich in königl.Mt. Devotion begeben müssen.* So manchen einfachen Bürger mag der Scheibenzieher Hans Decker aus der Seele gesprochen haben, der dem Bündnis mit dem König zwar zustimmte, jedoch forderte, daß des Kaisers Reputation gewahrt bleibe[21].

[16] Wie 14., f. 477, Nr. 110. Paul Imhoff ist nicht bei Roth genannt (Johann Ferdinand Roth: Verzeichniß aller Genannten des größern Raths von den ältesten auf die neuesten Zeiten mit historischen Nachrichten, Nürnberg 1802). Möglicherweise ist er identisch mit Paulus Imhoff, geb. 1600, vermählt 1623, gest. 28. 8. 1632, der bei Biedermann, Tab. CCXXXVIII, genannt ist (Johann Gottfried Biedermann: Geschlechtsregister des Hochadelichen Patriciats zu Nürnberg, Bayreuth 1748.

[17] Nürnberg hatte sich auf den Leipziger Konvent Januar 1631 an jene evangelischen Reichsstände angeschlossen, die sich wie Brandenburg-Kulmbach, um Kursachsen gruppierten. Sie befürworteten die bewaffnete Neutralität zwischen dem Kaiser und Schweden, aber auch Widerstand gegen das 1629 von Kaiser Ferdinand II. erlassene Restitutionsedikt. Von Nürnberg forderte der kaiserliche Hof im wesentlichen die Rückgabe der Jakobskirche an den Deutschen Orden. Franz (wie Anm. 10), S. 264–332, siehe vor allem S. 299–304. – Werner Sticht: Markgraf Christian von Brandenburg-Kulmbach und der 30jährige Krieg in Ostfranken 1618–1635 (Die Plassenburg 23), Kulmbach 1965. Nürnberg – Geschichte einer europäischen Stadt, hg. von Gerhard Pfeiffer, München 1971, S. 269–279: 45. Endzeit des Dreißigjährigen Krieges. Verf.: Rudolf Endres – Gustav Adolf, Wallenstein und der Dreissigjährige Krieg in Franken, Ausstellungskatalog der staatlichen Archive Bayerns, Nr. 24, hg. von Günther Schuhmann, München 1982.

[18] Schwed.KA 12, f. 476'–477, Nr. 104. Bei Roth, S. 101 als Genannter von 1594 bis 1632 genannt.

[19] Schwed.KA 12, f. 469, Nr. 42; 473, Nr. 80; 475', Nr. 96.

[20] Wie 18., f. 474', Nr. 86; Roth, S. 108.

[21] Wie 18., f. 491, Nr. 31.

Einige Genannte aus dem Kaufmannsstand wiesen in ihren Antworten daraufhin, daß es wichtig sei, den Handel Nürnbergs in den katholischen Ländern vor den Auswirkungen des Bündnisschlusses zu schützen[22]. Da sie jedoch keine konkreten Maßnahmen (auch nur andeutungsweise) vorschlugen, kann angenommen werden, daß sie, trotz einer verbalen Zustimmung zum Bündnis, diesem eine kaiserfreundliche Neutralität vorgezogen hätten. Tobias Peller[23], der Anteile der Fernhandelsgesellschaft und des Vermögens seines Vaters – eines des größten der Zeit – geerbt hatte, sah zwar die Notwendigkeit, daß sich die Stadt mit dem König *„accomodiere"*. Aber es klingt fast drohend, wenn er hinzusetzt: *„Wie es* (= ein Bündnis mit den Schweden) *gegen kayl.Mt zu verantworten, werden m.H.* (= der Rat) *nachdenken . . . Er hoffe, man werde sich, weil Gewalt vor Auge, deswegen bey kayl.Mt. wohl entschuldigen können*[24].

Da die Genannten, die entweder den *Erbaren* oder den *Ersamen* (= Handwerker) entstammten, meist auch Gassenhauptleute, Rottmeister, Geschworene und Vorgeher des Handels und des Handwerks waren[25], legte der Innere Rat größten Wert darauf, daß diejenigen Genannten, die am 14. 10. nicht erschienen waren, ihr Votum nachträglich zu Protokoll gaben, hatten diese doch durch ihre Ehrenämter die Möglichkeit, ihre Mitbürger zu beeinflussen.

Die etwas über 450[26] zur Stimmabgabe erschienenen Genannten waren zur schriftlichen Aufnahme ihrer Voten durch je zwei Auditores in drei Gruppen geteilt. In der Auflistung der zwei ersten sind auch jene Genannten angegeben, die nicht am 14. 10. a. St. erschienen waren, sondern an zwei späteren Terminen ihre Stimme abgaben. Bei der dritten Gruppe sind nachträgliche Termine nicht verzeichnet.

Von den beiden ersten Gruppen waren zum ersten Termin *184* Genannte erschienen, am 25. 10. *56* und am 26. 10. *91*. Das bedeutet, daß von diesen beiden Gruppen zum ersten Termin nur ca. 55% der ihnen zugehörigen Genannten votierten. Sollte die 3. Gruppe zum ersten Termin zu 100% ihre

[22] Wie 18., 468, Nr. 38; 472, Nr. 68; 496, Nr. 82. Gerhard Seibold: Die Viatis und Peller, Beiträge zur Geschichte ihrer Handelsgesellschaft (Forschungen zur internationalen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 12), Köln – Wien 1977, S. 297 und CVIIL: Tobias Peller (1590–1650) war der älteste Sohn des Großhandelskaufmanns Martin Peller († 1629). Wie aus S. 315–320 ersichtlich ist, hatte Tobias zwar 1630 Wallenstein als Gast in seinem Haus, doch unterhielt die Handelsgesellschaft zu diesem kaum geschäftliche Beziehungen und zu dem kaiserlichen Feldherren Gallas erst ab 1634.

[23] Roth, S. 116: Tobias Peller war Genannter von 1624 bis 1650.

[24] Schwed.KA 12, f. 468, Nr. 38.

[25] Franz Willax: Bürgerausschuß und Feuergehorsam in Nürnberg des 17. und 18. Jahrhunderts, MVGN 75 (1988), S. 109–132; Peter Fleischmann: Das Bauhandwerk in Nürnberg vom 14. bis 18. Jahrhundert, Nürnberger Werkstücke, Band 35, 1985, S. 103–104.

[26] Schwed.KA 12, f. 463–520. Donaubauer, S. 33 gibt 290 Genannte an, die bei der ersten Abstimmung anwesend waren.

Stimme abgegeben haben – was freilich nicht anzunehmen ist –, so betrug der Anteil der nicht zum ersten Termin erschienenen Genannten 32%. Wie aus einer weiteren Auflistung in den schwedischen Kriegsakten zu ersehen ist, konnten, trotzdem drei Termine angesetzt wurden, nicht alle Genannten erfaßt werden, da sie auf Reisen oder sonst abwesend oder unbekannt (!) waren. Die Herren Älteren argwöhnten, daß ein Teil „aus Fleiß" nicht erschienen sei[27].

Es gab bei allen durch das Gewohnheitsrecht festgelegten Gelegenheiten, zu denen der Innere Rat die Genannten zusammenrief, wie etwa bei Fragen der äußeren und inneren Sicherheit, bei der Festlegung der Steuern und der Ratswahl zu Ostern, immer Mitglieder des Größeren Rates, die nicht teilnahmen. Sie begründeten ihr Fehlen meist mit beruflichen, familiären und gesundheitlichen Zwängen. Es war jedoch die Zahl der Nichterscheinenden im 17. Jahrhundert selten so hoch, wie an diesem 14. 10. 1631. Diese hohe Quote läßt erkennen, wie auch viele Formulierungen derjenigen Genannten, die ihr Votum abgaben, daß eine starke Minderheit, ja wahrscheinlich sogar die Mehrheit der Genannten, gegen ein Bündnis mit einem Potentaten, der den Kaiser mit Krieg überzogen hatte, Vorbehalte hatte. Freudige Zustimmung zu dem Vorhaben des Rates äußerten nur wenige. Viele Genannte stimmten nur unter dem Eindruck der militärischen Macht Schwedens für ein Bündnis. Beim Studium der schriftlich festgehaltenen Antworten der Genannten fällt auf, daß einige, sogar mit Nachdruck, der Meinung des Rates zustimmten, jedoch gleichzeitig angaben, wegen altersbedingter Schwerhörigkeit oder schlechter Akustik nichts oder wenig gehört zu haben[28].

Weit überwiegend gaben jedoch die Votanten Argumente an. Sie knüpften zwar häufig an die Formulierungen ihrer Vorgänger an, entwickelten dann jedoch, soweit dies in der Kürze der Zeit möglich war, eine eigenständige Begründung ihrer Meinung, die von der des Vorstimmenden abwich: So stimmte Christoph Glockengießer zwar für einen Anschluß an Schweden, begründete dies jedoch mit dessen Macht und damit, daß man vom Kaiser keinen Schutz erwarten könne[29]. So hatte schon mancher Genannte argumentiert[30]. Der unmittelbar nach Glockengießer votierende David Hohemann stimmte ebenfalls für das schwedische Bündnis, jedoch *weil auf der anderen Seite kein Schutz, sondern nur Verfolgung sei.* Die folgenden Genannten schlossen sich dieser Argumentation an. Sie stellten sogar die religiöse Begründung ihres Voten noch stärker heraus. Conrad Farbig war der Meinung, *weil man anders nicht dem Papsttum entfliehen könne.* Paul Lang und Hans Gepür

[27] Schwed. KA 12, f. 527–527a, VdHÄ 37, S. 74.
[28] Dsgl., f. 464, Nr. 8, 9 und 15.
[29] Dsgl., f. 491', Nr. 37.
[30] Dsgl., f. 489, Nr. 21; f. 491, Nr. 32.

steigerten diese Aussage noch: *Der Kaiser wolle die rechte Religion unterdrücken* bzw. *ausrotten*[31].

Als letzter unmittelbar vor dem Bürgerschreiber gab Wilhelm Strasburg sein Votum ab, und zwar zum letztmöglichen Termin, dem 26. 10.[32]. Da er zu diesem Zeitpunkt schon in engem Kontakt zu den Schweden stand, erfuhr Gustav Adolf innerhalb weniger Tage das Ergebnis der Abstimmung der Genannten und manches Bürgers Votum[33]. Ein entschiedener Parteigänger der Schweden unter den Genannten des größeren Rates war auch Georg Forstenhauser, ein Kaufmann. Er unterhielt in den folgenden Jahren einen sehr effektiven Nachrichtendienst im Solde Schwedens und beteiligte sich nach der Eroberung Bayerns durch Gustav Adolf an der Beraubung der kurfürstlichen Kunstkammer[34].

Martin Carl Haller von Hallerstein und die Voit von Wendelstein

Von allen Genannten des Größeren Rates war es jedoch nur einer, der gegen die Pläne des Rates ganz eindeutig Bedenken anmeldete. Es war der einem der ältesten Geschlechter der Stat angehörende Martin Carl Haller von Hallerstein. Er gab gegenüber den Auditores[35] Georg Seyfried Koler und Christoph Kaufmann[36] am 26. 10. 1631 folgendes zu Protokoll[37]: *Ihm wolle wegen seiner Reichslehen und an den kaiserlichen Hof habenden Rechtfertigung hochbedenklich,* (am Rand:) *ja ganz unverantwortlich, fallen, von kaiserlicher Majestät sich abzusetzen, sondern habe vielmehr Ursache bei derselben, meinen Pflichten gemäß, beständig zu verharren. Wolle dies hiermit tun und lasse es meinen Herren anheimgestellt. Im übrigen erbiete er sich, als getreuer Patriot, das seinige bei gemeiner Stadt zuzusetzen, doch gegen andere Feinde.*

Haller entstammte einem Geschlecht der Ehrbaren, der obersten Schicht der Stadt, die sich wieder in ratsfähige und gerichts- und ämterfähige Familien schied. Sie hatten es als Reichsministerialen und Kaufherren zu Reichtum und Besitz umfangreicher Güter und Rechte, z. T. als Reichslehen, gebracht. Die (ratsfähigen) Geschlechter beherrschten den Inneren Rat und regierten damit die Stadt.

Unter ihnen stand die breite Schicht der übrigen (ämter- und gerichts-

[31] Dsgl., f. 492, Nr. 51 und 49.

[32] Dsgl., f. 503, Nr. 146.

[33] Nach Berner (wie Anm. 7), S. 261, wechselte Strasburg aus kurpfälzischen in die Dienste der schwedischen Krone und wurde von ihr nach Konstantinopel entsandt. Zweck dieser Bemühungen war die Osmanen zu einem Angriffskrieg gegen Habsburg zu veranlassen.

[34] VdHÄ 38, S. 80, 114; VdHÄ 39, S. 55', 69.

[35] VdHÄ 37, S. 70; Schwed. KA 12, f. 278.

[36] Georg Seyfried Koler war von 1618 bis 1632, Christoph Kaufmann von 1610 bis 1638 Genannter (Roth, S. 112 und 109).

[37] Schwed. KA 12, f. 478'.

fähigen) *Erbaren* und die *Ersamen* des Handwerks, die, wie die Kleiderordnungen ausweisen[38], differenziert gegliedert, eine hohe Zahl an Genannten stellten. Nicht unter die Genannten aufgenommen wurden die Angehörigen der zahlenmäßig starken Schicht der Lohnarbeiter.

Unter diesen rangierten die Büttel, Steckenknechte, Schützen, Bettelrichter etc., die den sog. Unehrlichen, zu denen etwa der Scharfrichter, sein Gehilfe, der Lebe (auch: Löw), Abdecker und Hundsschlager gehörten, nahe standen.

Am Rand zur Ehrsamkeit der Handwerker, stand z. B. der Hochzeitslader Wilhelm Weber, Schlenckerlein genannt, der mit Ratsverlaß vom 5. 3. 32[39] in Turmhaft kam, weil er nächtens wider den König von Schweden und die Stadt ein anzügliches Lied gesungen habe. Dies ist ein Zeichen, daß es auch in dieser Unterschicht durchaus Stimmen gab, die gegen die Politik des Rates waren oder – wahrscheinlicher – sich von Dritten Lohn dafür versprachen, wenn sie diese verunglimpften.

Martin Carl Haller war bis zu seiner Stimmabgabe bei der Zusammenkunft der Genannten wenig hervorgetreten.

Er war 1585 zu Nürnberg als Sohn des Reichsschultheißen und ersten Losungers Martin III. Haller geboren worden und entstammte der zweiten Hauptlinie des Geschlechts[40]. Auch die Mutter war eine Haller[41]. Sie entstammte jedoch der ersten Hauptlinie des Geschlechts, die in einem Zweig zu einem der führenden Adelsgeschlechter Siebenbürgens aufgestiegen war[42]. Aus der 1579 geschlossenen Ehe, in die sie den Sitz Ziegelstein einbrachte[43], gingen neun Kinder hervor, wovon nur eines früh verstarb. Die Mutter verblich 1596, worauf Martin Haller zwei Jahre später nochmals heiratete. Seine zweite Frau entstammte ebenfalls einem der „alten" Geschlechter: Sie war eine Tetzel von Kirchensittenbach. Die Ehe war kinderlos. Da die Schwestern Martin Carls 22 bis 28 Jahre alt waren, als sie heirateten und somit lange im Schoß der Familie

[38] Ingeborg Köhler: Bestimmungen des Rates der Reichsstadt Nürnberg über die Kleidung seiner Bürgerinnen 1300–1700, Zulassungsarbeit zur staatl. Prüfung für das Gewerbelehramt, München 1953; Julia Lehner: Die Mode im alten Nürnberg, Modische Entwicklung und sozialer Wandel, aufgezeigt an den Nürnberger Kleiderordnungen (Nürnberger Werkstücke 36), Nürnberg 1984. – Die Kleiderordnungen und alle gegen den Luxus gerichteten Verbote hatten den Sinn, Verschuldung der Bürger durch allzu luxuriöse Lebenshaltung zu verhindern, war es doch noch im 17. Jahrhundert praktisch geübter Rechtsbrauch, daß Geldgeber gegen die Mitbürger ihrer Schuldner Repressalien ergriffen. Häufig traten sie ihre Ansprüche an Dritte ab, die sich bei der geradezu professionell ausgeübten Eintreibung der Schulden an den Mitbürgern des Schuldners und ihren Gütern schadlos hielten.

[39] StAN, Rst. Nbg., Ratsverlässe (= RV), Band 2131, S. 101.

[40] Bied. CXXXB.

[41] Bied. CXIIIA.

[42] Ute Monika Schwob: Kulturelle Beziehungen zwischen Nürnberg und den Deutschen im Südosten im 14. bis 16. Jahrhundert (Buchreihe der Südostdeutschen Historischen Kommission 22), München 1969, S. 9–14.

[43] Freundliche Mitteilung von Herrn Baron Helmuth Haller von Hallerstein vom 30. 1. 1989.

verblieben, kann das Verhältnis zwischen Stiefmutter und Kindern nur gut gewesen sein.

Aus Kindheit und Jugend Hallers sind somit keine Gründe ersichtlich, die eine spätere Außenseiter-Stellung erklären.

Juli 1596 immatrikulierte sich Martin Carl an der reichsstädtischen Akademie Altdorf[44], und zwar als Sohn eines Scholarchen gratis. Wie aus einem Stammbucheintrag geschlossen werden kann, unternahm er nach ein, zwei Jahren Studium eine Cavaliersreise.

1601/02 weilte Haller auf der Universität Jena und 1605 in Ingolstadt[45]. Letzteres war ungewöhnlich, denn Ingolstadt war ein Hort der Gegenreformation[46]. Hier mag Haller Heinrich Canisius gehört haben, der in diesem Wintersemester als Rektor amtete.

Am 27. 4. 1612 heiratete[47] er Helena, die Tochter Joachim Königs[48], Syndikus der Stadt, und einer geborenen Fürer von Haimendorf, deren Vater Mitglied des Inneren Rates gewesen war[49].

Hallers Vater starb am 11. 1. 1617. Zwei Tage später beschloß der Rat, Haller, da er von seinem Schwiegervater *ziemliches* ererbt habe und auch von seinem Vater einiges zu erwarten habe, die Wohnung im Egidienkloster zu kündigen. Der Rat hatte diese dem jungen und damals noch mittellosen Ratsherren und Kriegsverordneten Georg Abraham Pömer versprochen. Pömer stieg bis 1625 zum Obristkriegshauptmann auf und gehörte 1631 zu den

[44] Die Matrikel der Universität Altdorf, hg. v. Elias v. Steinmeyer, Würzburg 1912, 1. Teil, S. 57: Nr. 1603: 12. 7. 1596 Martinus Carolus H., Scholarchiae filius, honoris causa gratis; 2. Teil, S. 260: M. C. Haller[16] (1596): Nr. 1603, 16): 1585–1652 Oberpfleger in Gostenhof, Bied. CXXXB.

[45] Die Matrikel der Ludwig-Maximilians-Universität Ingolstadt-Landshut-München, hg. v. Götz Freiherrn v. Pölnitz, Teil I: Ingolstadt, Band II: 1600–1700, 1. Halbband: 1600–1650, München 1939, S. 95, Nr. 31: Martinus Carolus Haller ab Hallerstein, Norimbergensis juris utriusque studiosus 1 fl 12 x. . . (1605 Wintersemester: 263. Rektor Heinrich Canisius VII.). Die Matrikel der Universität Jena, Band 1: 1548 bis 1652, bearbeitet von Georg Mentz (Veröffentlichungen der thüringischen historischen Kommission 1) Jena 1944, S. 138: Haller ab Hallerstein, Mart. Car., n. 1601 a, 129.

[46] Wegen des sehr guten wissenschaftlichen Rufes der Universität Ingolstadt waren noch um 1590/95 einige Semester Jurastudium an dieser Hochschule auch unter Protestanten nicht selten. Siehe: Friedrich Merzbach, Konrad Ritterhusius (Fränkische Lebensbilder 7), Würzburg 1977, S. 109–122, siehe S. 111/112; Max Spindler, Handbuch der bayerischen Geschichte, Band II, München 1966, S. 827–828.

[47] VdHÄ 25, 198' *Soll man Martin Carl Haller . . . zu seinem Handschlag mit Jungfrau Elena, Joachim Königs Tochter, das Rathaus und zur Hochzeit die Stadtpfeifer . . . vergönnen.*

[48] Matrikel Uni. Altdorf (wie Anm. 44), 2. Teil, S. 119: König, Joa. (1582), Nr. 449; 1. Teil, S. 17, Nr. 499: 14. 7. 1582; Bied. CCCLXXI: Joachim König, verheiratet 2. 8. 1586 mit Catherina Fürer, geb. 1559, Tochter des Carl Fürer, des Inneren Rats, gestorben 1567; VdHÄ 28, S. 190–190', 194–195.

[49] Stadtarchiv Nbg. (= Stadt AN), Rep. B 11, Ratskanzlei, Band 125 (= Rk 125), Ämterbuch der Reichsstadt Nbg. etwa 1735, S. 39.

Widersachern Hallers. Die Haltung des Rates ist bemerkenswert, denn Hallers Vater hatte immerhin seit 1613 an der Spitze des Rates gestanden. Ein Einspruch Hallers wurde vom Rat zurückgewiesen[50]. Haller, der 1613 unter die Genannten des Größeren Rates aufgenommen worden war[51], wurde August 1617 im Stadtviertel St.Egidienhof zum Gassenhauptmann bestellt[52]. Es waren dies beides Ämter, die viel Mühe und Zeitaufwand forderten, materiell jedoch wenig einbrachten. 1614 war Haller Assessor am Land- und Bauerngericht geworden und kam schon ein Jahr später ans Stadtgericht[53]. Diese Stellung war üblicherweise der Ausgangspunkt für eine Karriere im Inneren Rat: Die Assessoren des Stadtgerichts wurden nach einigen Jahren Tätigkeit an diesem Gericht zu Alten Genannten, meist aber sogleich zu Jungen Bürgermeistern bestellt. Diese Möglichkeit wollte sich Haller nicht bieten. Er mochte in den ersten Jahren immer wieder gehofft haben in den Rat gewählt zu werden. Doch wurden diese Hoffnungen immer wieder zerstört!

Finanziell hatte es Haller nicht nötig, ein Amt zu übernehmen: Er erbte aus dem Vermögen seines Vaters, das sich auf 15 265 fl belief, das Reichsgut Ziegelstein mit dem (damals noch unzerstörten) Herrensitz, dem Dorf und Gütern in Großreuth, Wert: 7200 fl, und ein Haus am Dreiberg zu Nürnberg, Wert: 3064 fl. Ein Gut in Dachsbach, gräflich Wertheimisches Mannslehen, Wert: 3813 fl, ging gemeinsam an ihn und seinen Bruder Wolf Andreas, der knapp zwei Jahre nach dem Vater unverheiratet starb[54]. Die *Martinslehen* zu Dachsbach gingen ungeteilt an die acht Geschwister. In einem Verlaß der Herren Älteren vom November 1617 ist auch von einem Hallerschen *Sitzlein* in Mögeldorf die Rede, das an Beständer vermietet war. Es war markgräflich ansbachisches Lehen und sollte nach dem Todesfall an den Lehensherren zurückfallen, was der Rat nicht ohne Sorge sah[55].

Mit Ausnahme von je einem Gütlein zu Bruck und Neunhof erbten die übrigen Reichslehen, die zwischen Laufamholz und Zirndorf verstreut lagen, (Wert 1600 fl) die Tochter Helena und ihr Ehemann Hans Voit.

Bei diesem Schwager Hallers handelt es sich um Hans Heinrich Voit von Wendelstein. Die Voits, die von Wendelstein nach Nürnberg abwanderten, waren ein gerichts- und ämter-, aber nicht ratsfähiges Geschlecht der Reichs-

[50] VdHÄ 28, S. 190 und S. 194'.
[51] Roth (wie Anm. 16), S. 110.
[52] Haller-Archiv HA – A – 4.33.
[53] Nach Rk 125, S. 315 und 248 war Haller vom 6. 5. 1614 bis 15. 4. 1615 Schöffe und Assessor am Land- und Bauerngericht und von 15. 4. 1615 bis 1652 Schöffe und Assessor am Stadtgericht.
[54] Bied. CXXXB: Martin III, gest. 11. 1. 1617; Sein Sohn Wolf Andreas starb am 22. 12. 1618.
[55] VdHÄ 29, S. 42.

stadt[56]. Hans Heinrichs Mutter war eine Haller, und zwar aus der gleichen Haupt-, aber einer anderen Nebenlinie als Martin Carl[57].

Die Vertretung der Haller im Kleinen und Größeren Rat

Die Haller stellten nach dem Tod von Martin Carls Vater zwei neue Vertreter im Kleinen Rat. Das war die maximale Anzahl an Ratsmitgliedern, die ein Geschlecht nach altem Rechtsbrauch in diesem Gremium stellen konnte. Es waren dies:

- 1617 Lazarus Haller[58], ebenfalls aus der 2. Haupt-, aber einer anderen Nebenlinie. Er schied April 1632 wegen Blindheit aus dem Rat aus.
- 1618 Hans Albrecht[59]. Er entstammte der 1. Hauptlinie.

Außergewöhnlich ist, daß beide Haller über Jahrzehnte hinweg Kriegsverordnete, d. h. Mitglieder des reichsstädtischen Kriegsamtes, waren: Lazarus 1618 bis 1632 und Hans Albrecht 1626 bis 1654. Das bedeutete, daß sechs Jahre zwei Haller gleichzeitig Mitglieder des Kriegsamtes waren und 1631 den Beschluß der Ratsmehrheit, mit Schweden Verhandlungen über ein Bündnis zu führen, mittrugen.

Aber auch die Haller unter den Genannten des Größeres Rates teilten, wie ihre schriftlich festgehaltenen Stellungnahmen zeigen, die Meinung Martin Carls in keiner Weise. Es waren dies:

- Paulus Haller[60], geb. 1580, gest. 1632,
- Tobias Haller[61], geb. 1560, gest. 1647.

Beide entstammten der 2. Hauptlinie. Tobias war seit 1591 Unterpfleger der Klosterämter St.Clara und Pillenreuth.

Einen Wissensvorsprung oder einen Bildungsvorteil hatte Martin Carl gegenüber seinen Vettern nicht, denn auch sie hatten die Akademie zu Altdorf besucht. Für Paulus ist eine Immatrikulation an der Hohen Schule zu Straßburg, für Tobias zu Bourges, Genf und Heidelberg nachweisbar[62]; zweifellos Teil einer längeren Kavaliersreise.

[56] Stadtbibliothek Nürnberg Gen. V18. In Rk 125, S. 245–246, 293, 311–312 werden zwischen 1556 und 1579 zwei Voit als Schöffen und Assessoren des Land- und Bauern-, des Unter- bzw. des Stadtgerichts genannt. – Hans Heinrich Voit war von 1603 bis 1612 Kassierer im Ungeld und anschließend bis 1617 Ungelder (Rk 125, S. 495; VdHÄ 25, S. 198').

[57] Bied. CXXXVI.

[58] Rk 125, S. 41; Bied. CXLII.

[59] Rk 125, S. 473.

[60] Bied. CXXXIX; Roth (wie Anm. 16), S. 108; Haller – Archiv, Personalia, Kartei, 4.76.1.

[61] Bied. CXLIII; Rk 125, S. 157; Roth (wie Anm. 16), S. 102.

[62] Paulus Haller: Matrikel Uni. Altdorf (wie Anm. 44), 2. Teil, Seite 260: Haller, P^{17}, Nbg. (1594), Nr. 1453; 1. Teil, Seite 51, Nr. 1453: Paulus Haller immatrikuliert: 5. 9. 1594. Anm. 17: 1580–1632, Bied. CXXXIX; 1596 und 1606 in Straßburg immatrikuliert.
Tobias Haller: Matrikel Uni. Altdorf (wie Anm. 44), 2. Teil, Seite 260: Haller, T^{20}, Nbg. (1575), Nr. 10; 1. Teil, Seite 1, Nr. 10: Tobias Haller immatrikuliert: 1575. Anm. 20:

Nürnbergs Stellung zwischen den Religionsparteien und Kriegsmächten

Während Gustav Adolf von Schweden in Deutschland überall dort begeistert empfangen wurde und Unterstützung fand, wo eine kalvinistische Ausprägung des Protestantismuses geglaubt und gelehrt wurde, neigte das offizielle Nürnberg zu dieser Zeit mehr der gemäßigten, vermittelnden Form des Luthertums zu, wie es Philipp Melanchthon vertreten hatte. Ordnet man Hallers Stellungnahme zu der Frage eines Bündnisses mit Schweden geistesgeschichtlich ein, so war er ein folgerichtiger Vertreter jenes (konservativen) Luthertums, das noch zu Beginn unseres Jahrhunderts einen evangelischen Pfarrersohn veranlaßte, es in seiner 1913 erschienenen historischen Dissertation mit den Schlagworten „orthodoxer Enge" und „leidiger Lutheranisierung" zu belegen, das den „Habsburger Ränken" nicht gewachsen gewesen sei[63].

Es war ein Luthertum, das seinen Frieden mit dem Kaiser suchte, auch wenn dieser Habsburger und katholisch war, solange er nur den Religionsfrieden wahrte. Heute ist diese Suche nach einem Mittelweg – Via media – zwischen den extremen Religionsparteien als hoher sittlicher Wert, dem Wunsch, den Frieden zu erhalten, wieder anerkannt, und die Freilegung der vielfach verschütteten Spuren dieser Bemühungen ist ein Desiderat der Forschung[64].

Kursachsen, die Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach, die Landgrafen von Hessen-Darmstadt, zeitweise Württemberg, Pfalz-Neuburg und einige der sächsischen Ernestiner, vor allem in Coburg, aber auch die Reichsstädte Nürnberg, Ulm und Frankfurt waren Vertreter dieser Politik. Bei Wahrung lutherischer Glaubensinhalte und des das Kirchengut betreffenden Besitzstandes suchten sie den politischen Ausgleich mit dem Kaiser, auch wenn dieser von Nachteil für die Aktionspartei des Protestantismus kalvinistischer Prägung war.

Durch den Erlaß des Restitutionsedikts 1629 hatte Kaiser Ferdinand II. der Politik des friedlichen Ausgleichs den Boden entzogen. Nürnberg wurde vom Reichshofrat dazu verurteilt, den Deutschherren deren Güter in der Stadt, die der Rat dem Orden entzogen hatte, zurückzugeben. Der Rat befürchtete, dies sei ein erster Schritt, die freien Reichsstädte zu kaiserlichen Patromonialgütern zu machen[65] und beschickte in den ersten Wochen des Jahres 1631 den Leipziger Konvent, zu dem Kursachsen die evangelischen Reichsstände zusammen-

1560–1647, Pfleger von St. Clara und Pillenreuth, Bied. CXLIII, 1582 in Bourges, in den 80er Jahren in Genf, 1585 in Heidelberg immatrikuliert.

63 Ludwig Plathner: Graf Johannes von Nassau und die erste Kriegsschule. Ein Beitrag zur Kenntnis des Kriegswesens um die Wende des 16. Jahrhunderts. Diss. Berlin 1913, S. 13.

64 Heinrich Lutz: Reformation und Gegenreformation München ²1982, S. 66.

65 StAN, Rst Nbg, Briefbücher, Band 254, S. 43.

gerufen hatte. Als jedoch im Laufe des Jahres sichtbar wurde, daß die daran beteiligten Fürsten und Stände gegenüber den kaiserlichen und ligistischen Heeren keine Hilfe leisten konnten, wandte er sich, wenn auch zögernd, Schweden zu. Der Rat hätte zweifellos gerne die Neutralität gewahrt, aber Gustav Adolf war dafür bekannt, an Macht unterlegenen Verhandlungspartnern keinen Mittelweg zu gestatten. Zu preußischen Gesandten äußerte er 1626[66]: *Ich merke wohl, Ihr wollet mediam via suchen, aber mediam via wird Euch den Hals brechen.* Der bei der Abstimmung des Größeren Rates von einigen Genannten geäußerte Wunsch nach Neutralität, ging deshalb an der politischen Realität vorbei[67].

Wie schwer dem Rat die Verantwortung für ein Bündnis mit Schweden fiel, zeigen die Verhandlungen nach dem Besuch des Königs in Nürnberg April-Mai 1632 über ein engeres Bündnis: Der Rat wies am 19. 4. 1632 seine beiden Gesandten, die ins schwedische Hauptquartier abgeordnet wurden, an, *dem König die ausgefertigte Allianz zu überreichen und Fleiß anzuwenden, ob dasjenige Exemplar, darinnen die Worte ‚an Ayds statt' ausgelassen worden, acceptiert und m.H.* (= der Rat) *bei dem übrigen Inhalt gelassen werden mögen.*

Der Rat wurde bei seinem Versuch, eine Stellung zwischen den Parteien, einen Mittelweg, zu finden, stets, und zwar meist von beiden Seiten beargwöhnt. Charakteristisch ist ein Vorfall, der sich am 10. 6. 1632, anläßlich des zweiten Besuch des Königs, abspielte. Der nach Nürnberg geflüchtete Prediger von Heilsbronn Johann Snoilsik äußerte während des Festbanketts vor vielen Zeugen, der Septemvir Christoph Fürer sei *ein rechter Calvinist und wohl ein Paptist, der mit dem Kaiser heuchle.* Da gleichzeitig das unsinnige Gerücht umlief, der Rat habe in Salzscheiben dem Kaiser viel Geld zukommen lassen und sei deshalb beim schwedischen König in Ungnade geraten, befahlen die Herren Älteren Snoilsik festzunehmen und nach den Pamphletisten zu fahnten[68]. Die ansbachische Regierung bemühte sich sehr, ihren Prediger wieder frei zu bekommen. Die Vorfälle zeigen, daß fremde Höfe, aber auch die unteren Schichten, der offiziösen Politik Nürnbergs mißtrauten.

Gerade weil die Abstimmung der Genannten sehr deutlich zeigte, wie schwer ihnen (und auch dem Inneren Rat) eine entschiedene Stellungnahme

[66] Berner (Anm. 7), S. 275. Siehe auch den Ausspruch Gustav Adolfs während der Verhandlungen mit seinem Schwager, dem Kurfürsten von Brandenburg: *Ich will von keinerlei Neutralität nichts wissen noch hören . . . Hier streitet Gott und der Teufel. Will Seine Liebden es mit Gott halten, so trete sie zu mir. Will sie es aber lieber mit dem Teufel halten, so muß sie fürwahr mit mir fechten. Tertio non dabitur, des seid gewiß!* (zitiert nach Berner, S. 349).

[67] Schwed. KA 12, Seite 516, Nr. 72: Hans Christoph Marstaller, Genannter von 1626 bis 1648 (siehe Roth (wie Anm. 16), S. 117).
Der Wunsch nach Neutralität ist meistens nur aus der Art der Formulierung zu entnehmen.

[68] VdHÄ 38, S. 18′, S. 52, 56, 62–64, 66, 68, 70.

fiel, und eine eindeutige Entscheidung das einzige war, was ihnen blieb, umso mehr mußte der Rat fordern, daß die Bürgerschaft sich hinter ihn stellte. Wenn er dies von jedem einfachen Genannten verlangte, dann erst recht von den Mitgliedern des Patriziats. So stand Martin Carl Haller mit seiner Stellungnahme, die er bei der Abstimmung der Genannten abgab, allein.

Es zwingt sich beim Studium der Akten der Eindruck auf, als ob der Innere Rat, oder genauer: die Septemvirn, zum Zeitpunkt des Todes von Martin Carls Vater 1617 mit dem jungen Haller nicht zufrieden war. Im Zusammenhang mit der Rückforderung der *Geheimen Truhe*, die allen Obristhauptleuten bei der Amtsübernahme übergeben wurde und die von den Erben nach dem Tode des Inhabers zurückzugeben war, fällt der Ton auf, mit dem das Septemvirat ihn aufforderte, die Truhe wieder einzuliefern: Er wird auf seine Genanntenpflicht verwiesen, die Mahnfrist auf acht Tage beschränkt und gedroht, ihn widrigenfalls mit einem leiblichen Eid zu beladen[69].

Haller hatte in den folgenden Jahren, wie so viele Bürger seiner Schicht, Kontakte zum kaiserlichen Hof. So wurde ihm unter dem 20. 9. 1627 das 1555 von Kaiser Karl V. ausgestellte Palatinatsdiplom bestätigt[70].

Als am 29. 11. 1631 (a.St.) Tillys Regimenter vor der Stadt erschienen, ergriff der Rat verstärkt Maßnahmen gegen nach seiner Ansicht unzuverlässige Einwohner[71]. Es waren dies der Hauskomtur des Deutschen Ordens[72], Postmeister Ehinger[73], obwohl dieser Bürger war, und alle „welschen" Kaufleute, auch wenn sie schon viele Jahre als Schutzverwandte in der Stadt lebten[74]. Der Rat überwachte ihre Post, ihren sonntäglichen Gang zur Messe im Deutschhaus[75], ja jeden ihrer höchst privaten Schritte[76]. Sie waren zudem stets in Gefahr, zwischen die Fronten zu geraten. Der Rat legte ihnen am 24. 11. 1631 Soldaten in die Häuser, erhöhte das Schutzgeld und versuchte, indem er die Nachsteuer ohne Nachlaß forderte, sie zu hindern, mit ihrem Vermögen die Stadt zu verlassen. Im Falle der Brüder Lumagi intervenierte sogar die schwedische Hee-

[69] VdHÄ 28, S. 194'–195.

[70] Haller-Archiv, HA – A – 4.33.

[71] VdHÄ 37, S. 112; Donaubauer (wie Anm. 2), S. 64.

[72] Nach Rk 125, S. 2, war ab 1625 Johann Adolf Lösch von Hilckershausen Hauskomtur. 1636 ist ein Nachfolger genannt. Das Deutsche Haus erhielt am 13. 12. 31 eine Wache (Donaubauer, S. 75). Nach StadtAN, Rep. A 22, Amb. 278–2°, S. 42/43 wurde am 4. 12. die Salva guardia durch eine Wache von 15 Mann ersetzt und am 5. 12. auf 30 verstärkt.

[73] Nach Rk 125, S. 3, war Postmeister ab 1625 Virgilius Ehinger und von 1630 bis 1635 Franz Christoph Albrecht; siehe hierzu auch VdHÄ 37, S. 223 und bzgl. der Überwachungsmaßnahmen S. 112.

[74] VdHÄ 37, S. 117, 222; RV 2128, S. 92, 122; RV 2129, S. 3, 26, 50', 52; RV 2130, S. 12; – Donaubauer (wie Anm. 2), S. 74.

[75] Amb. 278–2°, S. 55'.

[76] RV 2129, S. 26, 131'.

resverwaltung, wie aus einem Ratsverlaß vom 5. 3. 1632 zu ersehen ist[77], mit einem königlichen Schreiben: Der Rat solle die Lumagi auch weiterhin ohne Beschwerung in seinem Schutz behalten. Der Rat verzichtete daraufhin, ihnen das Schutzgeld zu erhöhen, und verhieß, er werde wegen der Nachsteuer mit sich reden lassen.

Diese Spionagefurcht, zu der Angst vor Sabotage und Brandlegung kam, war Teil der Kriegshysterie: Am 20. 11. 1631 (a.St.), d. h. noch lange bevor Tilly mit seiner Hauptmacht vor den Toren Nürnbergs erschien, hatte das ganz spontan auftretende Gerücht, Tillys Horden wären in die Stadt eingedrungen, den sonntäglichen Gottesdienst in St.Egidien gesprengt. Die anwesenden Frauen suchten Schutz bei dem den Gottesdienst haltenden Geistlichen, während sich die Männer mit all dem Kirchengut „bewaffneten", das sich zum Zuschlagen eignete, bis sich der Vorfall als Falschmeldung erwies[78].

Hans Jacob Voit von Wendelstein

Als besonders verdächtig galten dem Rat, wie aus einem Verlaß der Herren Älteren vom 21. 11. 1631 hervorgeht, Johann Jacob Voit, Sebastian Welser und Martin Carl Haller. Als gefährlichster Feind der Stadt erwies sich im folgenden Voit, dessen Bruder Hans Heinrich, wie schon geschildert, mit einer Schwester Hallers verheiratet war.

Voit wurde 1577 geboren und hatte sich schon 1588 an der Akademie Altdorf immatrikuliert[79]. Er war früh in Nürnberger Kriegsdienste getreten, doch ist aus den Archivalien nur die Tatsache, aber nicht der Grund ersichtlich, warum er vom Rat wenig Förderung erhielt. Am 30. 7. 1619 erging ein Verlaß der Herren Älteren[80], Anton Schmittmer und Hans Jacob Voit sei die Zwei-Rösserbestallung aufzukündigen, da sie derzeit bessere Bestallung hätten. Ein Jahr später war Voit als „Befehlshaber" einer Korporalschaft neugeworbener Reiter im Gespräch, während Schmittmer zum Leutnant über drei Korporalschaften bestellt und sein Monatslohn von 25 auf 30 fl erhöht wurde[81]. Als der Rat Frühjahr 1621 sein Fußvolk von 300 auf 1500 vergrößerte, es in sechs Fähnlein teilte und deshalb drei Hauptleute zusätzlich benötigte, wurden fünf Namen genannt, darunter der Voits, doch wurde dessen Bewerbung von den Herren Älteren gar nicht in Betracht gezogen[82]. Fünf Monate später ließ Voit

[77] RV 2129, S. 91; RV 2128, S. 96'; RV 2132, S. 100.

[78] RV 2132, S. 109'. Die Panik in St. Egidien schildert Franz v. Soden: Gustav Adolph und sein Heer in Süddeutschland von 1631 bis 1635. Zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges, 1. Band, München, S. 136.

[79] Matrikel Uni. Altdorf (wie Anm. 44), 1. Teil, J. Ja. Voit[17] und Anm. 7; 2. Teil, Nr. 954: November 1588.

[80] VdHÄ 30, S. 64.

[81] VdHÄ 31, S. 84'.

[82] VdHÄ 31, S. 157.

den Rat bitten, seinen Leutnant auch jetzt noch in den Vorstädten werben zu lassen. Die Herren Älteren stimmten zu und gestatteten ihm 50 Knechte, und zwar die schlechtesten, zu überlassen[83].

Voit war in fremde Dienste getreten! Und zwar in die des Kaisers oder Bayerns, d. h. in die Dienste einer katholischen Macht! Er unterhielt jedoch weiterhin mit dem Alten Bürgermeister Hans Sigmund Fürer und mit Wolf Paumgartner einen Briefwechsel, aus dem zu ersehen war, daß Nürnberg im katholischen Lager in Verdacht stand, Graf Mansfeld, den Feldmarschall der rebellischen Stände Böhmens, zu unterstützen. Zu den Nürnberger Gesandten, die ins Feldlager des Herzogs von Bayern entboten wurden, nahm er Kontakt auf. Entweder war er selbst ungenügend unterrichtet oder er benutzte diese Gelegenheit, den Nürnbergern, vielleicht auf höheren Befehl, falsche Nachrichten zukommen zu lassen. Er teilte am 13. 10. 1621 mit, Tillys Armee würde nach dem Abzug Mansfelds an den Rhein in der Oberpfalz bleiben. Nur zwei Regimenter Fußvolk und einige Kompanien Reiter würden ins Hochstift Speyer verlegt. Damit wurde die Absicht des bayerischen Herzogs, Mansfeld in die Kurpfalz zu verfolgen, geleugnet und die Möglichkeit bzw. der Umfang von Truppendurchzügen herabgespielt[84].

April 1622 rastete, wie eine Ortschronik angibt, der bayerische Obristleutnant (!) Johann Jacob Voit auf seinem Marsch in die Untere Pfalz in Höchstadt a. d. Aisch[85]. Ob er noch vor der Schlacht von Wiesloch (27.4. 1622) dort eintraf, ist wenig wahrscheinlich, doch dürfte er Tillys Siege bei Wimpfen (6. 5. 1622) und Höchst a. Main miterkämpft haben. Anschließend war er an den Kämpfen gegen die Krone Dänemarks beteiligt, die von ihr vereinnahmte Hochstifte in Norddeutschland gegen die Restitutionsforderungen des Kaisers verteidigte[86], deren Heer jedoch ebenfalls geschlagen wurde.

Am 16. 9. 1626 erhielt Voit und sein Bruder Hans Christoph vom Kaiser eine Verbesserung ihres Wappens, das die Voit bis zum Aussterben des Geschlechts am 18. 8. 1718 führten[87], – ein Zeichen, daß die Voits am kaiserlichen Hof Ansehen erworben hatten.

In der Folgezeit stieg Voit zum Oberst auf, weilte aber meist auf seinem

[83] VdHÄ 31, S. 233.

[84] VdHÄ 31, S. 246, 296. Zu Hans Sigmund Fürer siehe: Rk 125, S. 40. – Endgültig gab der Rat Voit erst mit VdHÄ 33, S. 18, vom 12. 5. 1624 frei: Er könne Voit weder in Bestallung noch in Wartgeld nehmen.

[85] Nicolaus Haas: Geschichte ... von Höchstadt an der Aisch, Zweiter Theil, Bamberg 1819, S. 184.

[86] Andreas Würfel: Vermischte Nachrichten, welche die Geschichte der Reichsstadt Nürnberg und der adelichen Geschlechte daselbst ... erläutern, Band 1, Nürnberg 1766, S. 438 und 542–543. Auf S. 438 ist von der Beteiligung Voits an den Kämpfen in Ungarn gegen Türken und Rebellen von 1594 bis 1607 die Rede.

[87] Heinrich Schlüpfinger: Wendelstein (Schriftenreihe der ANL 17), Nürnberg 1970, S. 16–18.

Stammgut in Erlenstegen. Hier kam er mit der Verwaltung des Heilig-Geist-Spitals in Streit. In der ersten Junihälfte 1631 eskalierten die Auseinandersetzungen. Voit hatte von Regensburg aus dem Rat eine Aufkündigung seines Bürgerrechtes zugesandt, deren Annahme dieser jedoch verweigerte, da sie nicht der städtischen Ordnung gemäß und Voit sich noch nicht mit der Losungsstube über die meist 10% des Vermögens betragende Nachsteuer geeinigt hatte. Zurückgekehrt ließ dieser in Erlenstegen eine Pegnitzbrücke mit einem Tor sperren, die der Spitalbauer Peter Alffa benutzen mußte, um zu seinen Wiesen links des Flußes zu kommen. Als der Rat Voit *gütlich abmahnte*, ließ dieser den Weg zu der Brücke abgraben und durch Fällen der am Wegrand stehenden Bäume *verhauen*[88]. Schließlich ließ er die Brücke abwerfen. Er bewaffnete seine Knechte mit Gewehren, ließ nach Alffa fahnden, beschuldigte aber seinerseits den Bauern, er habe auf seine Diener schießen lassen[89]. Auch wegen einer Schenkstatt, die Voit ohne die Zustimmung des Rates betrieb, kam es zu Streitigkeiten mit dem Rat. Schließlich bezahlte er keine Losung mehr. Der Rat warf ihm *concubinates* vor[90], doch waren nur mehrjährige Beziehungen zu seiner Köchin nachweisbar[91]. Viel schwerwiegender erschienen dem Rat jedoch *seine Reden, Drohungen, Verunglimpfungen und Tätlichkeiten* gegen die Stadt, vor allem seine zu Bamberg vor Zeugen ausgestoßenen Beleidigungen[92].

Der Rat kündigte unter dem 15. 6. seinem Gesandten beim Regensburger Collegialtag, Dr. Jacob Fetzer, an, er werde zur Erhaltung *Unserer obrigkeitlichen Reputation* gegen den *alsogenannten Obristen*, der auf seine großsprecherische Art mit dem Kaiser heftig gedroht habe, *etwas ernstliches handeln müssen*. Der Gesandte solle hiermit vorgewarnt sein, wenn Voit am kaiserlichen Hof ein *unbefugtes Clagwerk* vorbringe. Trotzdem war es überraschend, als der Rat in der Nacht vom 11. auf den 12. 7. 1631 a.St. Voit auf seinem Sitz zu Erlenstegen ausheben und gefangen in die Stadt führen ließ[93].

Die politische Entwicklung 1631

In Wirklichkeit dürfte der Rat Voits Kenntnisse der innerstädtischen Verhältnisse und seine Beziehungen zu Bürgern gefürchtet haben, denn im Juli 1631 marschierte das aus Italien kommende kaiserliche Armeekorps des Grafen Egon von Fürstenberg dem in Sachsen stehenden Heere Tillys entgegen. Er hatte den Herzog von Württemberg und dann die Reichsstadt Ulm gezwungen, vom Schluß des Leipziger Konvents, der erst ein halbes Jahr alt

[88] Briefbücher 254,S. 627′–632′.
[89] RV 2124, S. 55′; S. 119.
[90] RV 2124, S. 40′; VdHÄ 37, S. 7.
[91] RV 2124, S. 119; Briefbücher 254, S. 630.
[92] RV 2124, S. 40′ und 118′.
[93] Johann Michael von Welser: Die Welser, Nürnberg 1917, Bd. 1, S. 536.

war, zurückzutreten, ihre Geworbenen abzudanken und hohe Zahlungen zu leisten[94].

Wie Hauptmann Wolf Albrecht Pömer, den der Rat dem fürstenbergischen Korps entgegengeschickt hatte, am 19. 7. 1631 aus Ansbach mitteilte[95], marschierten 60 Kompanien zu Fuß und 40 zu Pferd über Kitzingen Richtung Schweinfurt. Aber das war nur eine kurze Atempause. Acht Tage später meldete der Pfleger von Lichtenau, der kaiserliche *Obrist* Johann von Aldringen sei mit vier Regimentern im Anmarsch auf Nürnberg[96].

Nicht nur Straßburg war über die schnelle Kapitulation Württembergs *perplex*[97], sondern auch der Nürnberger Rat. Er beriet über die Verhandlungen mit Aldringen am 1. 8. mit kleinen Pausen in Permanenz und kam schließlich nachts um neun Uhr der Kleineren nochmals zusammen[98]. Das Ende ist bekannt: Wie schon vorher die Reichsstädte Memmingen, Reutlingen, Heilbronn, Ulm und Rothenburg mußte Nürnberg am 28./18. 8. 1631 dem *Leipziger Schluß* entsagen und eine beträchtliche Summe Geldes zahlen[99].

Trotz dieser Verhandlungen von existentieller Bedeutung nahm sich der Innere Rat für den Fall „Voit" viel Zeit; ein Zeichen für wie wichtig er ihn hielt. Am 13., 15., 18., 19., 22. und 26. Juli und am 1. und 2. August beriet der Rat in dieser Sache[100]. Er hatte Voit auf einem Turm gefangensetzen lassen. Schon am 13. Juli bat dieser um eine Möglichkeit, seinen Verwandten Anweisungen geben zu können und, seiner Leibesinposition halber, um einen Arzt und seinen Jungen zur Pflege. Der Rat agierte vorsichtig: Er mied in seinen Verlässen das Wort Gefängnis und nannte Voits Verwahrort *Custodia*, genehmigte ärztliche Hilfe und den Besuch *Befreundeter* und verlegte ihn vom Turm in einen sicheren Raum des Rathauses. Er wurde an Hand immer wieder ergänzter Fragepunkte verhört, doch mied Voit alles, was als Geständnis auszulegen war. Nach der Untersuchung durch den Altdorfer Professor Dr. med. Georg Queck[101] und Dr. Michael Beßler[102] forderte er, ihn in das Haus seines Bruders verlegen zu lassen. Besonders lästig war dem Rat, daß sich schon am

[94] Emil von Loeffler: Geschichte der Festung Ulm, Ulm 1881, S. 151–155.
[95] RV 2124, S. 45.
[96] RV 2124, S. 78: Briefbücher 254, S. 30'.
[97] Schwed. KA 12, f. 70.
[98] RV 124, S. 105–113.
[99] Franz v. Soden: Kriegs- und Sittengeschichte der Reichsstadt Nürnberg vom Ende des 16. Jahrhunderts bis zur Schlacht bei Breitenfeld, 7. (17.) September 1631, 3. Theil, Erlangen 1862, vor allem S. 352. Helmut Weigel: Franken im dreißigjährigen Krieg, Versuch einer Überschau von Nürnberg aus. ZBLG 5 (1932), S. 24.
[100] RV 2124, S. 23–119: StadtAN, Rep. B1, RV zum Bauamt 58, S. 101.
[101] Georgius Queck, 1620–1623 Medici, 1623 Professor der Universität Altdorf, verst. 1633 (Rk 125, S. 554).
[102] Michael Ruprecht Peßler, Medici 1631, 14. 4.,–1661 (Rk 125, S. 554).

15. 7. der kaiserliche Commissar Johann Anton von Poppen, der Gesandte der fränkischen Reichsritterschaft, Herr Jörg Friedrich von Crailsheim auf Rügland und Rosenberg, Ritterhauptmann des Kantons Altmühl, und Dr. Friedrich Fabriti aus Schweinfurt für Voit einsetzten[103]. Sie baten ihn, als einen alten versuchten Soldaten und mit dem Stein behafteten kranken Mann, der kaiserlichen Majestät zu Ehren, aus der Turmhaft zu entlassen.

Die Parteigänger Voits

Besonders empfindlich reagierte der Rat darauf, daß einige der Patrizier sich auf Voits Seite stellten. Es waren dies Martin Carl Haller und die Brüder Lucas und Sebastian Welser. Er vermerkte sehr übel, daß sich vor allem Haller und Sebastian Welser mit einem angeblichen kaiserlichen Commissar Heinrich Husan[104] eingelassen hatten, der als Spion galt. Noch mehr jedoch, daß sie ihm, dem Rat, vorwarfen, er hätte die Arretierung Voits ohne zwingenden Grund vornehmen lassen und ihn, den Inhaber der höchsten Gewalt in der Stadt und Stellvertreter des Kaiser, der Unwahrheit ziehen.

Gegen Haller ging der Rat schon am 11. 7., d. h. am Tag von Voits Verhaftung, vor. Der Ratsverlaß klingt ganz harmlos[105]: Martin Carl Hallers Hauptmannschaft sei zu weitläufig. Sie sollte deshalb geteilt werden. Er behalte den Schwabenberg, Conrad Baier[106] erhalte den Treibberg. Damit war Haller für den strategisch wichtigen Bereich an der Stadtmauer im Nordosten der Stadt nicht mehr verantwortlich. Es kann nicht bezweifelt werden, daß der Zeitpunkt, zu dem dies geschah, mit den inneren und äußeren Ereignissen zusammenhing.

Auch Haller war wegen eines Hintersassens Bürgschaft halber mit der Verwaltung des Heilig-Geist-Spitals in Konflikt geraten. Er habe, warf ihm der Rat am 27. 7. vor[107], den Spitalmeister Hieronymus Krabler[108] gehäßig beschimpft, dem Rat mit kaiserlichen Mandaten gedroht und dem Spital Arznei aus der Apotheke und gewisse Abgaben, die Gülthennen, nicht bezahlt. Besonders ausführlich stellte der Rat heraus, Haller habe (wahrscheinlich bei seiner Auseinandersetzung mit der Verwaltung des Spitals) *mit schimpflicher Anziehung des Hl. Geistes den Namen Gottes übel mißbraucht.* Der Rat verwies ihm seine *Excesse* ernstlich und erinnerte ihn an die Strafen gegen Gotteslästerung! Er habe von einem Gerichtsschöffen mehr *Bescheidenheit* erwartet.

[103] VdHÄ 37, S. 6'.
[104] RV 2128, S. 12, 26; Donaubauer (wie Anm. 2), S. 74.
[105] RV 2124, S. 16'.
[106] Roth (wie Anm. 16), S. 111, 113: Genannter des Größeren Rates 1616.
[107] RV 2124, S. 79 und 79'.
[108] Rk 125, S. 117: Hieronymus Krabler, Spitalmeister von 1624 bis 1634.

Für die Beurteilung des Vorgehens des Rates gegen Haller ist bezeichnend, daß im Register des betreffenden Bandes der Ratsverlässe[109] der Vorgang nicht nur unter dem Stichwort Haller, sondern auch unter „Voit" verzeichnet ist, obwohl der Name Voit im Text des Ratsverlasses gar nicht erwähnt ist: Indem der Rat gegen Haller vorging, wollte er Voit treffen.

Daß der Rat alle auch noch so weit hergeholten Argumente benutzte, um sein Vorgehen gegen Voit zu stützen, zeigt ein Ratsverlaß vom 1. 8.[110], in dem angegeben ist, Hans Heinrich Voit und die Seinigen fürchteten durch Hans Jacobs erbliche Krankheit angesteckt zu werden. Am 2. 8. beschloß der Rat[111], Hans Jacob Voit, da er Urfehde geleistet und seine Atzung bezahlt habe, aus der Haft zu entlassen. Er solle verwarnt werden, Drohungen, Verunglimpfungen und Tätlichkeiten in Zukunft zu unterlassen. Außerdem solle er dem Spittelbauern einen Eid leisten, diesen in Zukunft nicht mehr zu schädigen, und die verursachten Schäden wieder gutmachen.

Dem Rat war dieser unbequeme Mann einfach lästig: Wenn er, Voit, das Bürgerrecht, d. h. hier: die daraus erwachsenden Pflichten, nicht dulde, so sollte er es, wie es sich gebühre, aufkündigen. Die Ratskonsulenten sollten einen entsprechenden Revers vorbereiten!

Den Rat beunruhigte die Anwesenheit des angeblichen kaiserlichen Commissars Husan[112]. Da er sich als *kaiserlicher Rat* weigerte, auf der Kanzlei zu erscheinen, deputierte der Rat den Jungen Bürgermeister Georg Paul Nützel[113], Husan im Gasthof zum Ochsenfelder aufzusuchen[114]. Dieser wies sich jedoch Nützel gegenüber nicht über seine amtliche Eigenschaft aus. Als der Rat feststellen mußte, daß Haller Husan zeitweise in sein Haus aufgenommen hatte und Voit mit ihm korrespondierte, startete der Rat erneut spontan eine Polizeiaktion: Da ihm berichtet wurde, daß sich Voit bei Haller aufhalte und Husan nicht in seinem Gasthof aufgespürt werden konnte, gab er Befehl loszuschlagen. Der Profos und seine Leute besetzten überfallartig Hallers Behausung. Sie fanden den Hausherrn vor, der entrüstet vor einem „Einfall" (= Überfall) sprach, ebenso Voit, nicht jedoch Husan. Dieser hatte, nachdem ihm entgegen dem Befehl des Rates der Wirt das Gepäck ausgehändigt hatte, den *Ochsenfelder* verlassen und war bei der *Lotterwirtin* untergetaucht. Der Rat ließ nach ihm fahnden, erteilte Voit in Hallers Wohnung Hausarrest und stellte diesem zwei Provisoner vor die Tür, um Voit zu bewachen[115]. Ein Handels-

[109] RV 2124: Vergleiche Stichwort: Voit, Hans Jacob, im Register mit dem Text des Ratsverlasses vom 27. 7. 1631 auf S. 79'.
[110] RV 2124, S. 109.
[111] RV 2124, S. 118.
[112] Es finden sich auch die Schreibweisen Hußan und (einmal) Kußan (RV 2128, S. 36').
[113] Rk 125, S. 41.
[114] RV 2128, S. 12, 26.
[115] RV 2128, S. 36.

mann bei der Schmelzhütte, Hans Kuefuß, hatte sich durch enge Kontakte zu Husan verdächtig gemacht. Seine Vernehmung ergab nur, daß dieser die Stadt schon verlassen hatte[116]. Da nicht festzustellen war, mit welchem Auftrag Husan die Stadt aufgesucht hatte, wurde Voit die Aufhebung des Arrests verweigert, obwohl er sich erbot, überall und zu jeder Zeit dem Rat zur Verfügung zu stehen. Da er schon einmal aus der Haft entwichen war, beharrte der Rat auf weitere Bewachung, bis er den schon erwähnten Revers unterzeichnet und die Caution geleistet habe und die Zustimmung des Spitalbauern vorliege[117]. Das solle auch Helena, Hans Heinrich Voits Ehewirtin, auf ihre Bittschrift mitgeteilt werden.

Die Herren Älteren hatten in der Frage, ob man Voit das Bürgerrecht aufkündigen solle, die Ansicht der Ratskonsulenten eingeholt und wandten sich daraufhin mit diesem Ansinnen an die Losunger. Als Voit den Revers unterzeichnet hatte, legte ihm der Rat nahe, *hiesigen stylo gemäß* das Bürgerrecht aufzukündigen[118] und die dafür schuldige Gebühr zu leisten[119]. Der Spitalbauer war mit Revers und Caution einverstanden. Daraufhin gab der Rat Befehl, Voit frei zu lassen. Er müsse allerdings vorher die dreijährigen Losungsschulden und den Lohn der Provisoner, die ihn bewacht hatten, bezahlen[120].

Haller wurde wegen seines Umgangs mit Husan und Voit, die einem Stadtgerichtsschöffen nicht anstehe[121], gerügt. Besonders übel nahm ihm der Rat, daß er sich über den *Einfall* in sein Haus beschwert hatte: *Er solle wissen, daß Meine Herren* (sich) *ihr Recht* (bei der Suche) *nach schädlichen Leuten in Bürgerhäusern einzufallen, sich von ihm nicht disputirlich machen lassen*[122]. Auch Voits Bruder, Hans Heinrich, wurde vorgeworfen, er habe sich in Sachen seines Bruders sehr verdächtig gemacht. Es solle in der Losungsstube nachgefragt werden, was er an Pension erhalte.

Schon wenige Tage nach diesen Ereignissen ließ der Rat Hans Klein, Kellner in der *Goldenen Gans*, verhören, *was Haller, Voit und Welser mit Ambrosin und anderen Welschen tractierten*[123]. Der Rat ließ gegen Klein, der *catholisch und verdächtig* sei, eine Untersuchung anstellen[124].

Ein italienischer Kaufmann, Peter Franziscus Ambrosinus, wurde hingegen verdächtigt, in der *Goldenen Gans* einen Brand gelegt zu haben. Befragt gab er

[116] RV 2128, S. 58.
[117] RV 2128, S. 37, 60.
[118] RV 2128, S. 74′, 83.
[119] Wahrscheinlich die 10% des Vermögens betragende Nachsteuer.
[120] RV 2128, S. 94′–95.
[121] RV 2128, S. 74′–75, 95–95′.
[122] RV 2128, S. 95–95′.
[123] RV 2128, S. 125.
[124] RV 2128, S. 110.

an, ein (namentlich genannter) Vetter habe ihn wegen Kontributionsgelder hierherbestellt. Die Überwachung seiner Post ergab, daß er in seinen Briefen interne Zustände der Stadt schilderte. Eine Täterschaft bei der Brandlegung war ihm nicht nachzuweisen[125]. Da er jedoch Kontakt zu Voit hatte, riet man ihm *seinen Pfenning woanders zu verzehren*[126].

Die Wirtin der *Goldenen Gans* gab an, Voit, Haller und Welser seien mit dem kaiserlichen Commissar Popp in *guter getreulicher Korrespondenz* gestanden[127].

Am 25. 11. ging ein kaiserliches Schreiben ein, in dem gefordert wurde, Voit auf freien Fuß zu setzen oder innerhalb von sechs Wochen zu berichten. Die Überwachung von Voits Post ergab, daß er den kaiserlichen Arzt Dr. Lucas Stupano als Mittelsmann zum Kaiserhof benutzte. Am 3. 12. erfuhr der Rat, daß mit dem Wiener Boten erneut zwei an Voit adressierte Schreiben eingegangen waren. Der Rat erhöhte die Zahl der Ratskonsulenten, von denen er in der Sache „Voit" Stellungnahmen einholte, auf drei. Als Voit bat, daß ihn sein Diener in seiner Haft aufsuchen dürfe, gestand dies der Rat zu, doch solle stets ein Kanzlist anwesend sein[128].

Sebastian von Welser

Wie aus einem Verlaß der Herren Älteren vom 11. 11. 1631[129] zu ersehen ist, hatte Sebastian von Welser im „Deutschen Hof" gegenüber dem ritterschaftlichen Gesandten v. Crailsheim und dem Hauskomtur geprahlt, er habe hundert Musketiere in *devotion*, die er in Zeiten der Not zu dessen Verteidigung in das Ordenshaus legen könne. Die Septemvirn gaben Befehl, Welser zu verhören! Vor allem wollten sie wissen, wo die Musketiere stationiert seien.

Welser war kaiserlicher Rittmeister im Regiment des Grafen Egon von Fürstenberg gewesen.

Am 2. 3. 1589 geboren, immatrikulierte er sich am 7. 10. 1600 in Altdorf und wurde aber nach seines Vaters Tod 1601 an den Hof Kaiser Rudolf II. nach Prag gesandt[130], wo er fast zwei Jahre in den Diensten des Grafen Friedrich von Fürstenberg stand. Dann reiste er durch das rebellierende Ungarn und 1605 bis 1612 in Italien, wo er sich an der Universität Padua einschrieb. In Herrendiensten ging er nach Polen. Dann segelte er von Danzig, Riga oder Reval aus in die Niederlande, die er durchreiste, und kehrte nach Nürnberg zurück. Ende 1615

[125] RV 2128, S. 16, 23, 54; RV 2129, S. 62; Amb: 278–2°, S. 46.
[126] RV 2128, S. 11′.
[127] RV 2129, S. 12′.
[128] RV 2129, S. 11′–12, 50′–51.
[129] VdHÄ 37, S. 101, 11. 11. und 17. 11. 1631.
[130] Johann Michael v. Welser: Die Welser, Nürnberg 1917, Band 1, S. 538.

heiratete Martha aus der ehrbaren Familie der Hack von Suhl, Thil genannt[131], die ihm einen Teil des Gutes Deberndorf (bei Cadolzburg) in die Ehe einbrachte.

1621 trat er, wie Voit von Wendelstein, mit zwei Pferden in die Nürnberger Reiter Anton Schmittmeyers[132] ein. 1622 wechselte er in Ulmer und dann, als Capitainleutnant in einem Kürassierregiment, in die Dienste des Grafen Egon von Fürstenberg, mit dem er an der Schlacht von Wimpfen (6. 5. 1622) teilnahm. Als das Regiment nach einem halben Jahr abgedankt wurde, gewährte man ihm als Rittmeister ein Jahr Wartegeld. Seine Bemühungen, in Nürnberger Dienste übernommen zu werden, scheiterten hingegen[133]. Ostern 1628 machte Welser den Versuch, durch die Fürsprache des Reichshofratspräsidenten Wratislaus Graf von Fürstenberg, in den Inneren Rat Nürnbergs gewählt zu werden; ein Versuch, den Rat und Patriziat als Eingriff in ihr althergebrachtes Recht der Selbstergänzung des Inneren Rates betrachten mußte. Dieser Versuch der kaiserlichen Behörden, einen Vertrauensmann in den Rat einzuschleusen, scheiterte[134]. Das Verhältnis zwischen Welser und dem Rat war seitdem durch ein ständiges latentes Mißtrauen belastet.

Keine zwei Wochen, nachdem Welser Prahlereien dem Rat hintertragen worden waren, gab er wiederum, diesmal aber begründet, Ursache zu Argwohn. Der Rat erfuhr am 21. 11., Voit und Welser hätten am Tage vorher alle Schanzen vor der Stadt umritten. Zumal das Grücht ging, Voit wolle sich wegen einem Schutzbrief für seine Güter zu Tilly begeben, mußte dies der Rat als Spionage deuten. Die Schanzen waren zum größten Teil eben in diesen Tagen abgesteckt worden und waren noch in Ausführung. Die Pläne hatte dererst seit einiger Zeit in Nürnberger Diensten stehende Capitain im Regiment Leubelfing, Wilhelm Schmidt, entworfen. Nürnberger Bürgersohn, hatte er sich in den Niederlanden zum Ingenieur ausbilden lassen, war dann in Hamburger Dienste getreten und hatte an der Planung der Lübecker Befestigungsanlagen mitgewirkt. Seine Tätigkeit, seine Planungen, sollten geheim gehalten werden. Der Rat reagierte deshalb auf die Nachricht, Voit und Welser hätten für die neuen Befestigungsanlagen Interesse gezeigt, äußerst empfindlich, obwohl dieses Interesse bei zwei alten Soldaten eigentlich selbstverständlich war und eine Art berufliche Neugierde sein mochte.

[131] Die Hack von Suhl, Thil genannt, wurden 1729 für ratsfähig erklärt.

[132] Es findet sich auch die Schreibweise Schmittmer für diese in Nürnberger Kriegsdiensten, aber auch als Genannte des größeren Rates auftretende Sippe.

[133] Welser (wie Anm. 130), Band 1, S. 531.

[134] Welser, Band 1, S. 536 und Band 2, S. 323–327.

Die Verhaftung von Voit, Welser und Haller

Der Rat befahl Welser, Voit und Haller als „gefährliche Patrioten und schädliche Leuth" festzunehmen und sie, getrennt voreinander, auf Türme zu versperren. Es sollte ihnen jeder Kontakt mit der Außenwelt verwehrt werden. Da sich Welser mit dem Herrn v. Limpurg u. a. Offizieren des (für Schweden neugeworbenen und im Einvernehmen mit dem Rat bei Tillys Anmarsch in die Schanzen Gostenhofs gelegten) Regiments Solms sehr gemein gemacht habe, sei Graf Heinrich Wilhelm von Solms zu warnen, auf diejenigen unter seinen Offizieren zu achten, die mit Voit und Welser in Beziehung gestanden hatten[135].

Der Rat hatte wie üblich zur Verfolgung dieser Händel eine zweiköpfige Deputation aus seinen Reihen bestellt. Vielleicht weil er von ihnen Tatkraft und Schnelligkeit erwartete, hatte er seine jüngsten Mitglieder dazu auserwählt: Georg Seyfried Koler, 39 Jahre alt, seit kurzem Alter Bürgermeister, und Georg Imhoff, 31 Jahre, der erst im April zum Jungen Bürgermeister erwählt worden war und später bis zum Losunger aufstieg[136].

Wie der Rat noch am gleichen Tag erfahren mußte, befand sich unter Tillys Offizieren ein Nürnberger. Der Ratskonsulent Dr. Fetzer, den der Rat zu Besprechungen mit Tilly in dessen Hauptquartier nach Reichelsdorf entsandt hatte, berichtete diesem am Nachmittag des 21. 11., die kaiserlichen und ligistischen Offiziere wie der Herzog Rudolf Max von Sachsen-Lauenburg und Graf Egon von Fürstenberg, Welsers ehemaliger Chef, hätten sich sehr beschwert, daß ihre Vorposten und Streifen von den Nürnberger Mauern und Bastionen aus mit schwerem Geschütz beschossen würden. Besonders habe sich jedoch ein Capitain Cuno, ein Nürnberger, mit vielen feindlichen Reden hören lassen[137]. Auch Tillys Trompeter, Jacob Wurmb, der dessen Schreiben an den Rat in die Stadt gebracht hatte, war ein geborener Nürnberger[138].

In der gleichen Nachmittagssitzung des Rates wurde referiert, obwohl die Herren Älteren erst heute morgen beschlossen hätten, sich Voits, Welsers und Hallers zu versichern, sei dies *palesirt und deren scripturn verschlaicht worden.* Wolf Friedrich Stromer, Alter Genannter[139], berichtete vor dem Rat, Hans Philipp Geuder habe ihm gegenüber verlauten lassen, *daß die Captur dieser drei*

[135] VdHÄ 37, S. 117′–118.

[136] Zu G. S. Koler und G. Imhoff siehe Rk 125, S. 41.

[137] VdHÄ 37, S. 118. Dr. Fetzer nennt den Vornamen Cunos nicht. Eine Nachfrage beim Landeskirchlichen Archiv, Nürnberg, Schreiben vom 18. 8. 1989, ergab, daß in den Kirchenbüchern zwischen 1600 und 1632 keine Taufe oder Eheschließung eines Cunos verzeichnet ist. V. Soden (wie Anm. 78), Band 1, S. 137 nennt ohne Nachweis den Vornamen Christoph.

[138] Amb. 278–2°, S. 46′.

[139] Zu Wolf Friedrich Stromer siehe Rk 125, S. 41.

Personen heute decretirt worden, die Vögel – dero Scripturen meinend – schon ausgeflogen seien. Der Rat befahl, Geuder vernehmen zu lassen.

Geuder war eine der schillerndsten Figuren der Zeit. Er war mit Sebastian Welser, der mit ihm, aber auch mit einer ganzen Reihe anderer Patrizier vermögensrechtliche Prozesse führte, tief verfeindet. Wie Welser einst Rittmeister in einem kaiserlichen Regiment, wechselte er ins schwedische Lager. 1636 trat er in Fürstendienste, wurde in die fränkische Reichsritterschaft aufgenommen, wurde Rat, dann Ritterhauptmann des Ort Gebürg und hatte, als er 1650 starb, das *General- und Special-Directorium des gesamten unmittelbaren ritterschaftlichen Corporis aller drei Crayse Franken, Schwaben und am Rheinstrom* inne[140].

Welser hatte November 1630 ein kaiserliches Reskript gegen Geuder erwirkt, worauf letzterem am 11. 8. 1631 ein Zahlungsbefel über 13 000 fl zugestellt wurde. Daraus entwickelte sich dann das von Welsers Bruder Lucas weiter verfolgte Exekutionsverfahren gegen Geuder, das schließlich zur Immission der Welser in das Geudersche Gut Neunhof (bei Lauf) und zu dessen endgültigen Erwerb führte[141]. Der Rat wußte sehr genau, daß Geuder Sebastian Welser haßte und wie es deshalb um seine Zeugenschaft bestellt war. Trotzdem erhielt er seinen Haftbefehl aufrecht. Während sich Haller ohne Widerstand auf den Turm bringen ließ, weigerte sich Voit so lange, dem Profoß zu folgen, bis ein Befehl des Drittobristhauptmanns Christoph Fürer vorlag[142]. Welser hatte sich der sofortigen Verhaftung entzogen, erschien aber am 22. 11. auf dem Rathaus und legte eine Haftverschonungs-Bittschrift vor. Der Rat entschied, da Haller und Voit schon auf Türme gelegt worden seien, alle drei gleich zu behandeln und Welser ebenfalls auf einen Turm zu sperren. Er verbat ihnen jeden Besuch. Nachweisbare Verdachtsmomente, die das Vorgehen des Rates gerechtfertigt hätten, – sieht man von der Besichtigung der Befestigungswerke durch Voit und Welser ab – lagen nicht vor. Der Rat wies deshalb die Gerichtsschöffen an, nachforschen zu lassen, was die jetzt Inhaftierten in der letzten Zeit getrieben hätten[143].

Bei dieser Untersuchung mußten dann die Schöffen auf Gewährsleute zurückgreifen, deren Namen nicht genannt wurden. Dadurch erfuhr der Rat, Voit habe in Bamberg geäußert, daß ihm durch *vornehme Leut* alles, was im Rat vorgehe, mitgeteilt werde. Daß Ratsmitglieder nicht selten gegen die Ver-

[140] VdHÄ 37, S. 120; RV 2131, S. 84; RV 2133, S. 64. Zur Person Hans Philipp Geuders siehe Bied., LIII. Zum Übertritt der Geuder aus dem reichsstädtischen Patriziat zur Reichsritterschaft ab ca. 1604 siehe Gerhard Pfeiffer: Nürnberger Patriziat und fränkische Reichsritterschaft, in: Norica (Veröffentlichungen der Stadtbibliothek Nürnberg 4), Nürnberg 1961, S. 35–37, 38–39, 42–43, 47.

[141] Welser (wie Anm. 130), Band 1, S. 534–535.

[142] VdHÄ 37, S. 119'.

[143] VdHÄ 37, S. 122'.

schwiegenheitspflicht verstießen, war bekannt. In manchen Fällen mag der Inhalt der Ratsbeschlüsse sogar bewußt lanciert worden sein, um Vorhaben des Rates dadurch zu unterstützen. Um noch mehr zu erfahren, befahl der Rat Voits Diener, der vor einiger Zeit bei Tilly gewesen war, in der Kanzlei verhören zu lassen. Alle anderen Angaben entsprangen Wichtigtuerei oder persönlicher Feindschaft: Eine Magd gab an, Haller habe nach jedem Gerichtstag ihren damaligen Dienstherren Anton Ebner aufgesucht[144]. Angeblich habe Haller auch geäußert, ein halbes Jahr nach Wien zu gehen. Philipp Harßdörfer[145] habe Haller einen Verräter genannt. Er sei deshalb zu befragen, was er von dessen Verräterei wisse. Am 29. 11. gab der Rat die Anweisung, Haller, Voit und Welser erneut und zwar auf der Grundlage der von Dr. Ölhafen aufgestellten Fragepunkte zu verhören[146].

Konspirative Tätigkeiten

Von Haller wurde zudem behauptet, *er habe den Diener Sigmund Gabriel Holzschuhers*[147] angesprochen und zwar wegen seiner geplanten Wienreise. Holzschuher war innerhalb des städtischen Herrschaftsapperates ein wichtiger Mann: Septemvir, Landpfleger, Kriegsverordneter und Zeugherr. Zudem war er Vorsitzender eines Mitte November 1631 eingesetzten Kriegsrates[148], dem nicht nur die Verteidigung Nürnbergs oblag, sondern der auch überregionale Bedeutung hatte, da er je einen höheren Offizier der Fürstentümer Ansbach und Kulmbach umfaßte. Dieser Kriegsrat hatte enge Verbindungen zum fränkischen Kreisobristen Markgraf Christian von Kulmbach und vor allem zur schwedischen Heeresleitung. Holzschuher war somit in hohem Maße ein „Geheimnisträger". Bayerischerseits versuchte man von Holzschuhers Waffenknecht und seinen Schreiber Nachrichten über die Geschehnisse in Nürnberg zu erhalten. Holzschuher unterhielt einen Briefwechsel mit einem bayerischen Untertanen und dieser wurde bayerischerseits wieder überwacht. Wie oft in solchen Fällen ist nicht nachweisbar, von wem die Kontakte primär ausgingen und ob die Holzschuhers nicht sogar im Auftrag des Rates geknüpft wurden, um die Gegenseite auszuforschen. Wie aus den Münchner Archiven zu ersehen ist, hatte Bayern jedoch tatsächlich wertvolle Informanten in Nürnberg. Einer von ihnen berichtete unter dem 27. 11. über den Zustand der Befe-

[144] VdHÄ 37, S. 123'–124. Vielleicht identisch mit dem nach Bied., XXVIII, 1550 geborenen Anton Ebner. Rk 125 enthält keine Daten über ihn.
[145] Nach Bied., CLIVB lebte ein Philipp Harßdörfer von 1577 bis 25. 12. 1631.
[146] RV 2129, S. 131'.
[147] Zu Sigmund Gabriel Holzschuher siehe Rk 125, S. 40, 314, 421 und 468; Bied. CLXXXIV.
[148] Amb. 278–2°, S. 1.

stigungsanlagen, die Verteilung der Wachen, die Stimmung innerhalb der Bevölkerung etc.[149].

Der Rat verstärkte die Überwachung der ein- und ausgehenden Post[150], verbot die Vermietung von Zimmern und Häuser an Fremde und beauftragte Georg Seyfried Kohler mit der Durchsicht der Wirtszettel[151]. Alle *Ausländer* wurden überwacht. Am 22. 11. wurde einem Fremden, der im *Weißen Rössel* wohnte, das Herumstreunen auf Bastei und Wällen untersagt[152]. Ende Januar 1632 wurde ein ehemals in brandenburgischen Diensten stehender Hauptmann Ludolph Ott von Hakenborn, der sich *uff dem Engel in der Füll'* aufgehalten hatte, verhaftet, obwohl er einen Paß des Feldmarschalls Horn hatte. Es war festgestellt worden, daß er die Befestigungsanlagen ausspähte[153]. Einer der wichtigsten Informanten der bayerischen Behörden wurde erst September 1632 ertappt: Am 9. 9. erging ein Verlaß der Herren Älteren, den jungen Ratssyndikus Jacob Bauer[154] auf einen Turm zu schaffen und zu verhören. Er habe mit dem Feind Briefe gewechselt[155].

Selbst die eigenen Verbündeten ließ der Rat diskret überwachen. Er hatte, als Tillys Heer anrückte, zugestimmt, daß Graf Heinrich Wilhelm von Solms Gostenhof[156] und, nach Tillys Abzug, Wöhrd und die umliegenden Dörfer mit Quartieren belegte[157]. Anläßlich der geplanten Musterung dieser Einheiten sollte, wie der Rat am 17. 11. 1631 befahl, der Pfleger von Gostenhof unbemerkt deren Stärke feststellen[158]. Am 1. 12. war dann dem Rat bekannt, daß das solmsche Volk aus 1600 Mann zu Fuß und 500 Reitern bestünde[159].

Hallers und Welsers Freilassung

Tillys Armee hatte am 2. bzw. 3. 12. 1631 (n. St.)[160] die Umgebung Nürnbergs verlassen. Sie erreichte am 6. 12. Roth und wenig später Weißenburg. Als in Nürnberg bekannt wurde, daß Tilly am 11. 12. (n. St.) nach Donauwörth vereist sei, um dort mit dem bayerischen Kurfürsten Gespräche zu führen, beschloß der Rat am 7./17. 12. Haller und Welser gegen die Ablegung des

[149] Donaubauer, S. 75–76.
[150] Amb. 278–2°, S. 46'.
[151] Amb. 278–2°, S. 20.
[152] Amb. 278–2°, S. 27.
[153] Amb. 278–2°, S. 71'.
[154] Ein Notar Johann Bauer ist laut Rk 125, S. 324, bis 1656 in Nürnberger Diensten genannt.
[155] Amb. 278–2°, S. 73, VdHÄ 38, S. 130.
[156] Amb. 278–2°, S. 8'.
[157] RV 2129, S. 34'.
[158] Amb. 278–2°, S. 20.
[159] RV 2129, S. 34'.
[160] Tillys Aufenthalt vor Nürnberg währte – nach Donaubauer, S. 67–73 vom 29. 11. bis 3. 12. 1631, – nach v. Soden (wie Anm. 78), Band 1, S. 135–139 von 19./29. 11. bis 22. 11./2. 12. 1631.

Urfehdeeides frei zu lassen[161]. Der Rat gab Befehl, Haller mit allem Nachdruck mitzuteilen, er habe kein Recht sich über das Einlegen etlicher Soldaten in Ziegelstein und den *Einfall* in sein Haus zu beschweren. Er habe ebensowenig Recht, seinen Untertanen von der anbefohlenen Musterung der Untertanen auf dem Lande abzuhalten. Er solle sich wie seine Vorfahren als ehrlicher Bürger und getreuer, rechtschaffender Patriot verhalten und anderen mit gutem Beispiel vorangehen. Auch an die Welser war der Vorwurf gerichtet, sie hätten durch die Gemeinschaft mit einem Verdächtigen sich selbst verdächtig gemacht. Sie sollten sich zukünftig von Voit fernhalten. Sebastian von Welser nahm der Rat besonders übel, daß er, wie aus Voits Schreibtäfelchen hervorging, diesem bei seiner ersten Verhaftung bei der Verfassung einer *Supplication pro mandanto sine clausula* behilflich gewesen war. Nach dieser Erinnerung an ihre Vergehen und einem Verweis waren Haller und Welser frei.

Schon am 13. 12. a. St. hielt es der Rat jedoch schon wieder für notwendig, Haller zur Rede zu stellen. Die Ratsdeputation, welche die Post überwachte, meldete, daß Haller von Georg Wilhelm Dümler einen Brief aus Wien erhalten habe, dessen Inhalt, weil *anzügig*, dem Rat nicht gefiel. Am 4. 1. 1632 befahl der Rat wegen dieses Schreibens Haller, Welser und den Gerichtsschreiber des Deutschhauses befragen zu lassen. Auf die Bedenken der Ratskonsulenten hin beschloß der Rat am 5. 3. 1632, die Sache auf sich beruhen zu lassen, befahl jedoch auf weitere Aktionen Hallers und Welsers Obacht haben zu lassen[162].

Inzwischen war in der zweiten Dezemberwoche 1631 der Fall Voit eskaliert. Am 10. 12. meldete Voits Turmhüter Hans Pfister, sein Gefangener fürchte, nur noch zwei Tage zu leben. Der Rat vermutete, Voit würde Hand an sich legen, und befahl, ihm einen Wächter zuzuordnen. Dessen Briefe an den kurbayerischen Rat Wolf Jacob Freimann und Johann Römer, Verwalter von Gnadenberg, seien, weil nur Privatsachen enthaltend, zu versenden. Drei Tage später wies der Turmhüter daraufhin, Voit habe seit fünf Tagen weder Speis noch Trank zu sich genommen und fordere nun einen Beichtvater, Tinte und Papier. Der Rat gab hierzu seine Zustimmung, doch solle genau überwacht werden, daß Voit die gleiche Anzahl Bogen Papier, die man hineingebe, auch wieder herausgebe[163]. Im übrigen sei die Abwicklung seines Falls zu beschleunigen.

Voits Verhöre und seine Freigabe

In drei Punkte zusammengefaßt, verübelte der Rat Voit Folgendes:

[161] RV 2129, S. 66′ und 67′.
[162] RV 2129, S. 98′; RV 2130, S. 57; RV 2132, S. 47; S. 102′.
[163] RV 2129, S. 85; S. 98.

- Er habe sich (bei seiner ersten Verhaftung) aus dem Arrest begeben, ohne den ihm auferlegten Revers unterschrieben zu haben.
- Er habe dem Rat vorgeworfen, dieser hätte ihn vom kaiserlichen Dienst abgehalten.
- Er erhebe Anspruch auf die spitalischen Güter in Wendelstein, weil er über seines Stammes Ursprung schlecht informiert sei[164].

Zu den Punkten, die Voit beim Verhör vorgelegt wurden, kam noch die Frage hinzu, *„was mit der Lohnerin vorgegangen"*, ohne daß aus den Archivalien die Hintergründe zu ersehen sind.

Am 15. 12. 1631 beschloß der Rat, Voit wegen seines Gesundheitszustandes gegen Leistung der Urfehde und Bezahlung der Atzung frei zu lassen. Er solle sich in Zukunft *Trotz, hochmütige böse Red und alles verdächtige Ausfischens und Communicierens enthalten. Am besten wäre es, wenn er sein Bürgerrecht aufgebe*[165].

Am 17. 12. wurde in den Ratsverlässen festgehalten, daß Voit sein Bürgerrecht aufgegeben habe, jedoch die schuldige Losung und die Nachsteuer noch entrichten müsse.

Voit bat um die an ihn gerichteten, aber abgefangenen Briefe und sein Schreibtäfelchen. Das wurde ihm gewährt, doch sollte aufgeschrieben werden, was er in das Täfelchen notiert habe. Der Rat befahl, Voit ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß er, nach dem Exempel anderer Obrigkeiten, auch zukünftig alle verdächtigen Schreiben erbrechen lassen werde[166].

Erneute Vorwürfe des Rates gegen Voit und dessen Flucht

Es mußte auf den Rat wie eine Herausforderung wirken, daß Voit wenige Tage nach seiner Freilassung, wie aus einem Ratsverlaß vom 20. 12. 1631 ersichtlich ist, in einem Schreiben an Dr. Lucan Stupano den Rat *mit Unwahrheit beschmutzte*, diesen bei kaiserlicher Mayestät böse verunglimpfte und angab, während seiner Haft habe Kriegsvolk für 6000 fl an seinem adeligen Gut in Erlenstegen Schaden getan. Der Rat beschloß, ein Gutachten der Ratskonsulenten einholen zu lassen, ob man Voit erneut verhaften und ihn befragen solle, wer die ihm Widerwärtigen in der Ratsstube seien, die er in seinem Brief erwähnt hatte[167].

Doch Voit hatte diesmal die Reaktion des Rates nicht abgewartet, sondern

[164] Über den freieignen Besitz der Voits, den diese 1467 an das Hl. Geist Spital zu Nürnberg verkauften, siehe Ernst Wiedemann: Zur Geschichte Wendelsteins bei Nürnberg, in: MVGN 24 (1922), S. 268; Heinrich Schlüpfinger: Wendelstein (Schriftenreihe der ANL XVII), Nürnberg 1970, S. 154.

[165] RV 2125, S. 110′–112′; S. 120.

[166] RV 2125, S. 120.

[167] RV 2129, S. 122.

hatte sich, wie dieser am 31. 12. vermerkte, aus dem Staub gemacht[168]. Da er weder die Losung noch die Nachsteuer bezahlt habe, solle man alle seine Einkünfte aus Erlenstegen einziehen.

Bezeichnend für des Rates Haltung war, daß er noch am gleichen Tag ein Rechtfertigungsschreiben an den Kaiser ausfertigen ließ. Ebenso verwahrte sich der Rat in einem *Intercessionsschreiben* an die Regierung der Oberpfalz gegen die Vorwürfe Voits, er habe diesen nur deshalb festnehmen lassen, weil er in kurbayerische Dienste getreten sei.

Der Rat ordnete an, daß bis Losung und Nachsteuer bezahlt seien, solle es bei dem Arrest von dessen Gütern bleiben. Da Hans Heinrich Voit 200 fl Gnadengeld erhalte, ohne etwas für *Gemeine Stadt* zu tun, wäre zu überlegen, ob ihm solches Geld nicht aufzukündigen sei[169]. Voits Diener Wolff sei zu befragen, ob Welser oder Haller Voit gewarnt hätten.

Friedliches Intermezzo – Trügerischer Frieden

Während der Rat erneut gegen Haller Ermittlungen aufnehmen ließ, unterstützte er diesen in seinen an Feldmarschall Horn gerichteten Bemühungen, seine Dachsbacher Untertanen nicht weiterhin zu beschweren[170]. Am 28. 12. 1631 hatte Sebastian Welser um eine Capitainsstelle bei den Nürnbergischen Streitkräften gebeten. Während ein Mitbewerber sofort abgelehnt wurde, da man derzeit mit Offizieren versorgt sei, sollten die Kriegsverordneten dem Rat Welsers Bewerbung vorlegen. Erfahrene Offiziere wurden zu dieser Zeit, wie aus dem Kriegsamtsprotokoll des folgenden Tages zu ersehen ist, auf zwei Taler pro Woche Wartegeld angenommen[171].

Der Rat schien seine Entscheidung von Welsers weiterem Verhalten abhängig machen zu wollen.

In den nächsten Wochen verhielten sich Welser und Haller ruhig. Am 18. 4. 1632 kam eine Streitsache vor den Rat, in der Welser vorgeworfen wurde, er habe im Namen eines Dritten eine Unterschrift geleistet. Es ist deutlich zu ersehen, daß der Rat noch immer gegen Welser Vorbehalte hatte: Der Ratsverlaß erhob den Vorwurf, Welser habe ein *falsum* begangen und forderte, daß dieser eine *Specialgewalt*, d. h. eine Vollmacht, vorlege. Wenige Tage später erklärte der Rat jedoch, man solle es bei Welsers Rechtfertigung bewenden lassen[172]. Welsers Name wurde in der Folge in den Ratsverlässen nur noch im Zusammenhang mit zahlreichen Auseinandersetzungen und Prozessen genannt, z. B. mit den Imhoff um die Gräfenthaler Saigerhandlung, mit den

[168] RV 2130, S. 44, RV 2131, S. 15 und 66, Briefbücher 254, S. 626–631.
[169] RV 2130, S. 91.
[170] RV 2131, S. 17'.
[171] Amb. 278–2', S. 59.
[172] RV 2134, S. 79, 124.

Ebner wegen strittiger Gefälle, mit Hans Philipp Geuder wegen dessen 13 200 fl Schulden etc.[173].

Hallers Erwähnung in den Akten war hingegen für alle Beteiligten erfreulich. Mit Ratsverlaß vom 14. 4. 1632 wurde er zum Beisitzer des Bauerngerichts bestellt[174]. Da er aber schon 1615 als Assessor vom Bauern- zum Stadtgericht übergewechselt war[175], kann dies nur bedeuten, daß er zwischenzeitlich vom Dienst suspendiert gewesen war. Schon im Januar 1632 hatte er sich um das Amt eines Pflegers und Oberamtsmanns in Gostenhof beworben, doch hatte einer der drei Mitbewerber bei der Abstimmung im Rat die gleiche Stimmenzahl erhalten wie er[176]. Bei einer erneut angesetzten Wahl wurde er am 7. 4. mit diesem Amt betraut[177]. Auch hier hatte der Rat seine Vorbehalte sehr deutlich formuliert: Haller solle sich getreu zeigen, nicht mit verdächtigen Leuten korrespondieren und keinen Anlaß zu Verdacht geben[178]. Als Hallers Untertanen in Ziegelstein Vieh weggeführt wurde, stellte sich der Rat nicht nur voll hinter seinen Bürger und dessen Untertanen, sondern befragte Haller sogar, welche Mittel bei der Verfolgung des Raubes er für sinnvoll halte[179].

Gegen Voit verfuhr der Rat jedoch ohne Nachsicht. Als er erfuhr, daß bei dessen Bruder Hans Heinrich und in zwei weiteren Häusern der Stadt *Mobilias*, die Voit gehörten, eingelagert waren, stimmte er zu, sie mit Arrest zu belegen. Durch den Amberger Landrichter-Amtsverweser sandte Voit dem Rat eine *Citation* zweier Diener, die ohne seine Zustimmung den Dienst verlassen hatten. Der Rat erinnerte sich jedoch, daß Voit selbst allhier heimlich ausgerissen sei, ohne die ausstehende Losung und Nachsteuer zu bezahlen[180]. Wegen des auf seinen Gütern gelegten Arrests bedrohte Voit seine Ankläger – eine Witwe aus Erlenstegen, die befürchtete, nächtlich ausgehoben und gefangen weggeführt zu werden. Der Rat sprach ihr Mut zu, mußte sich aber darüber im klaren sein, daß er sie nicht schützen konnte[181].

[173] RV 2137, S. 79; RV 2138, S. 66; RV 2140, S. 45; RV 2141, S. 88; RV 2143, S. 27, 34, 47, 49 83, 88; RV 2144, S. 63, 90–91; RV 2145, S. 25′–26; RV 2174, S. 50, 138; RV 2148, S. 29, 53, 61, 129; RV 2155, S. 66; VdHÄ 39, S. 139′, 222–223, 226′.
[174] RV 2134, S. 61.
[175] Rk 125, S. 315 und 248.
[176] VdHÄ 37, S. 161′; Rk 125, S. 139.
[177] RV 2134, S. 24.
[178] Dsgl., S. 72.
[179] RV 2136, S. 41 und 52.
[180] RV 2134, S. 81.
[181] RV 2135, S. 11, 30, 109′.

Der schwedische Vorstoß in die Oberpfalz

Gustav Adolf hatte in den ersten Monaten des Jahres 1632 sich der Lande am Mittelrhein versichert, war dann mainaufwärts marschiert, hatte Nürnberg besucht und die Stadt fester an sich gebunden. Dann zog er gegen Bayern, schlug Tilly bei Rain am Lech, eroberte das flache Land und besetzte München. Die Festung Ingolstadt, auf die sich die bayerischen Regimenter zurückgezogen hatten, zu erobern, gelang ihm nicht. Als er die Nachricht erhielt, Wallenstein, der am 13. 4. zum Oberkommandierenden des kaiserlichen Heeres mit absoluter Befehlsgewalt bestellt worden war, werde sich gegen den Kurfürsten von Sachsen oder gegen Nürnberg wenden, marschierte er zurück und ließ seine Regimenter am 7. 6. a. St. um Fürth kampieren. In einer Konferenz mit einer Nürnberger Delegation[182], forderte er, 6000 Bürger sollten eine *Tranchement* um die Stadt errichten. Der Rat hatte seit November 1631 auf der Lorenzer Seite unmittelbar vor dem Stadtgraben Schanzen anlegen lassen. Der schwedische König aber wollte nun mit seinem Heer um die Stadt ein Lager beziehen und dieses durch eine Schanzlinie, die im Endausbau die gesamte Stadt umschließen sollte, befestigen lassen. Begonnen werden sollte im Südosten der Stadt, wo der König östlich des Herrensitzes Lichtenhof sein Hauptquartier bezog.

Der Rat beschloß, auf die königliche Aufforderung hin noch am gleichen Tag (19. 6. 1631) die Genannten des Größeren Rates zusammenzurufen, um deren Meinung zu hören und am nächsten Tag die Schanzen abstecken zu lassen[183].

Wie aus einem Verlaß der Herren Älteren vom 26. 6. zu ersehen ist, erschienen Haller und Welser in der Kriegsstube und verlangten von dem Nebenkriegsschreiber Hans Hieronymus Spengler den Abriß der projektierten Fortifikationen einzusehen[184]. Der Rat ließ alle drei sofort verhören. Wahrscheinlich gaben Haller und Welser ein berechtigtes Interesse als Begründung für ihr Begehren an, so etwa die Sorge um ihren Grundstücksbesitz, der den Erdbefestigungen zum Opfer fallen würde. Die Herren Älteren konnten ihrer Erklärung anscheinend nichts Stichhaltiges entgegensetzen. Sie befahlen deshalb, es bei ihrer Begründung zu belassen, jedoch auf ihre Aktionen gut zu achten[185]. Kurfürst Maximilian von Bayern war, während die Schweden Ingolstadt vergeblich belagerten, dem Versuch Feldmarschall Horns zuvorgekommen, Regensburg einzunehmen. Er hatte diesen strategisch wichtigen Donauübergang besetzt und sich in Stadtamhof verschanzt. Als sich die Schweden dann – nachdem sie Bayern ausgeplündert hatten – der König hatte

[182] Donaubauer (wie Anm. 2), S. 168.
[183] VdHÄ 38, S. 62.
[184] Rk 125, S. 479: Kriegsschreiber F. H. Spengler, 6. 4. 1632–1643. VdHÄ 38, S. 66.
[185] VdHÄ 38, S. 66'.

sich vor allem die kurfürstlichen Kunstkammern vorbehalten[186] – wieder Richtung Norden wandten, um über Nürnberg nach Sachsen zu marschieren, brach der Kurfürst am 15. 6.[187] von Regensburg naabaufwärts auf, um sich mit Wallenstein zu vereinen.

Am 19. 6., an dem Tag, an dem sich endgültig geklärt hatte, daß Wallenstein nicht gegen Sachsen, sondern Richtung Nürnberg zog[188], ritt Gustav Adolf mit einem Gefolge von 200 Reitern, darunter namhaften deutschen Fürsten, nach Nürnberg. Der König – für Ehrungen empfänglich – ließ sich beim Ritt durch die Straße als Sieger feiern. Am nächsten Tag (20. 6.) besuchte er bei St. Lorenz die Frühpredigt und nahm dann das Mittagsmahl ein. Den Freuden des Lebens nicht abhold, vergnügte er sich dann vom frühen Nachmittag bis zum Morgen des nächsten Tages bei einem *adeligen* Tanz. Erst um 4 Uhr morgens (21. 6.) ließ er sich das Tiergärtner Tor öffnen[189] und kehrte zu seinen Truppen zurück.

Inzwischen war das schwedische Heer um 8000 Mann verstärkt worden. Der König verfügte somit nach Angaben in der Oberst Johann von Leubelfing gehörenden Chronik über 40 000 Mann, wahrscheinlich aber nur über etwa 20 – 24 000[190]. Mit ihnen brach er noch am gleichen Morgen auf, um den bayerischen Kurfürsten und seine Regimenter noch in letzter Stunde abzufangen[191]. Das schwedische Heer bestand aus 94 Cornet Reitern, 100 Fahnen Fußvolk, 38 Stück Artillerie und 200 Bagagewagen[192]. Nach einer anderen Quelle seien es, vielleicht ohne die obengenannten Verstärkungen, 68 Cornet, 93 Fahnen und 36 Stück gewesen[193]. Erstaunlich ist, daß der König den gesamten Troß, Bagagewagen und schwere Artillerie auf einen Vorstoß ins Feindesland mitnahm, bei dem es auf die Schnelligkeit der Durchführung ankam. Das Heer brach im Morgengrauen auf und zog vom Vestnertor um die Stadt zum Laufertor. Der von Tausenden bestaunte Zug dauerte vom Torläuten bis eins gegen Nacht; ein

[186] Handbuch der bayerischen Geschichte, hg. von Max Spindler, 2. Band, München 1966, S. 399–400. Ausstellungskatalog Wittelsbach und Bayern: Um Glauben und Reich, Kurfürst Maximilian. I., hg. von Hubert Glaser, München 1980, Band II/1, S. 424–435; Band II/2, S. 412–429.

[187] F. Soden (wie Anm. 78), Band 1, S. 309–310, 318–319. – Dollacker: Zur Geschichte Sulzbachs 1631/32, in: Sulzbacher Zeitung 1920, Nr. 112, 118, 142 und 143, Sonderdruck (ohne Jahrgangsangabe), S. 1–12. Moritz Ritter: Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des dreißigjährigen Krieges (1555–1648), 3. Band, Stuttgart – Berlin 1908, S. 537.

[188] StAN, Rst. Nbg., Handschriften, Band 158, S. 399′ und Band 157a, S. 23. Nach Berner, S. 437 erfuhr Gustav Adolf am 10. 6. vom Marsch des bayerischen Kurfürsten. Bezüglich Gustav Adolfs *ungehemmter und wilder Hingabe an den Tanz* siehe Berner, S. 485.

[189] StAN, Rst. Nbg. Hs, Band 158, S. 399′.

[190] Wie Anm. 189 und Band 157a, S. 23: Letztere Handschrift gibt die Stärke der schwedischen Armee mit 20 000 Mann zu Fuß und Roß an; Dollacker S. 6, mit 24 000 Mann.

[191] Ritter (wie Anm. 187), 3. Band, S. 537.

[192] Hs, Band 157a, S. 22.

[193] Hs, Band 158, S. 399′.

Zeichen, wie schwierig es war, die schwerfällige Kriegsmaschinerie in Bewegung zu setzen. Der König ließ bei Hersbruck den Troß, der ihn sehr behinderte, zurück und erreichte am 23. 6. Sulzbach[194].

Die kurfürstliche Armee hatte jedoch bereits die gefährliche Engstelle bei Wernberg – Köblitz passiert. Schwedische Kundschafter waren am 24. 6. bis Etzenricht vorgestoßen und sahen die Bayern auf der anderen Naabseite lagern. Noch am gleichen Tag stießen wallensteinische Vortruppen zu ihnen. Am nächsten Morgen zogen sie Richtung Tirschenreuth ab, wo sie sich mit der Hauptmacht Wallensteins vereinten[195].

Der Schwedenkönig, der sich in Nürnberg so viel Zeit gönnte, hatte die Chance vertan. Mehr noch: Solange die beiden feindlichen Armeen nicht vereint waren, übertraf sein Heer die wohlerprobten kurfürstlichen Regimenter zahlenmäßig und war den meist aus neugeworbenen, noch nicht gefestigten Einheiten bestehenden Heer Wallensteins an Qualität überlegen. Nun, nach der Vereinigung seiner Feinde, war er diesen nicht mehr gewachsen. Er zog sich am 25. 6. auf Hersbruck zurück. Der König kehrte am 29. 6. n. St. (= 19. 6. a. St.), seine Armee am 1. bzw. 2. 7. n. St. nach Nürnberg zurück. Gustav Adolf ließ seine Regimenter im Südosten der Stadt ein schnell befestigtes Lager beziehen und erwartete hier jene Verstärkungen, die er hierher beordert hatte. Der Rest ist bekannt: Wallenstein und Kurfürst Maximilian bezogen und befestigten ein an der Alten Veste im Raum Zirndorf-Altenberg gelegenes Lager. Nachdem zahlreiche Verstärkungen eingetroffen waren, versuchten es die Schweden am 24. 8./3. 9 zu stürmen. Vergeblich! Mit hohen Verlusten mußten sie sich zurückziehen. Hoch waren auch die Verluste durch die ungenügende Versorgungen mit Lebensmitteln und die sich daraus ergebenden Krankheiten und Seuchen. Diese Not zwang den König am 8. 9./18. 9. sein Lager aufzugeben. Auch seine Gegner verließen am 13. 9./23. 9. ihre Quartiere[196]. Wallenstein wandte sich gegen Sachsen. Der Schwedenkönig folgte ihm, um seine Verbündeten zu schützen. Die Folge war die Schlacht bei Lützen am 16. 11. 1632, in der Gustav Adolf fiel.

Das Vorgehen des Rates gegen die Brüder Voits

Ungeachtet der großen Ereignisse ließ der Rat den drei *gefährlichen Patrioten*, vor allem Voit von Wendelstein, vermehrt Aufmerksamkeit zukommen. Der

[194] Stephan Donaubauer: Gustav Adolf und Wallenstein vor Nürnberg im Sommer des Jahres 1632, S. 54. Die Seitenangaben beziehen sich immer auf obengenannte Festschrift und nicht auf die Veröffentlichung gleichen Inhalts in: MVGN, 15/1898.

[195] Dollacker (wie Anm. 187) S. 6–10. Zum Zusammentreffen beider Heerführer kam es erst einige Tage später.

[196] Helmut Mahr: Wehrtechnische Bauten im Landkreis Fürth, I. Wallensteins Lager 1632, Kulturkunde des Bibert- und Zenntales, Heft 3, Fürth 1978.

Rat hatte von dem kurbayerischen Richter von Weißenohe, Wolf Endres Pyring, erfahren, daß Hans Jacob Voit all das, was der Rat Oktober 1631 mit den schwedischen Gesandten *tractirt* hatte, verraten habe[197]. Voits Brüder Hans Heinrich und Hans Christoph wurden ständig überwacht. Als der Rat erfuhr, daß ein voitscher Untertan aus Hausen einen Brief des Obristen in das Haus Hans Heinrichs gebracht hatte, ließ er diesen am 6. 8. a. St.[198] auf die Kanzlei fordern und unter Eid befragen, ob sein Bruder ihm schon öfters und mit welcher Zustellweise geschrieben habe und forderte ihn auf, die Briefe auszuliefern. Der Bote, Hans Wagner, der sich noch in der Stadt aufhielt, wurde verhaftet. Hans Heinrich Voit behauptete bei diesem Verhör, daß er von diesem Brief noch nichts wisse. Er habe insgesamt drei Briefe erhalten, doch sei der Inhalt unbedeutend. Er weigerte sich aber, die Schreiben herauszugeben. Der Rat gab deshalb am 8. 8. den Befehl, ihn nochmals auf die Kanzlei zu fordern. Man solle ihn seines Eides erinnern und ihm auf den Kopf zusagen, daß er von dem Brief gewußt haben müsse, da dieser um 8 Uhr vormittags in sein Haus gebracht worden sei. Er müsse schon von ihm Kenntnis gehabt haben, als er zum ersten Mal verhört worden sei. Der Rat wollte ihm zweifellos unterstellen, unter Eid eine Falschaussage gemacht zu haben, konnte dies aber nicht beweisen.

Aus dem letzterhaltenen Brief war zu ersehen, daß der Obrist noch immer bei Gabriel Tuchers und des alten Hans Voits Witwe Mobilien eingelagert hatte. Da er nach wie vor Losung und Nachsteuer schuldete, sollten die Ratskonsulenten Überlegungen anstellen, ob man seine Fahrnisse beschreiben und abfordern lassen solle.

Voits zweiter Bruder Hans Christoph wurde in die Untersuchung einbezogen. Auch er hatte mit seinem Bruder Briefe gewechselt[199]. Eine am 11. 8. angeordnete Hausdurchsuchung stellte der Rat zurück, als Voits Frau schwer erkrankte. Doch als sie starb, befahl der Rat nach ihrer Beerdigung die Untersuchung durchzuführen.

Wolf Jacob, des Obristen ehemaliger Diener, der in die Hände der Nürnberger gefallen war, sagte aus, daß sich sein Herr *über böse Anschläge gegen die Stadt habe vernehmen lassen*. Da man argwöhnte, Jacob sei als Kundschafter geschickt worden, kam er auf einen *versperrten* Turm[200]. Er solle seine Aussagen selbst zu Papier bringen. Der Turmhüter wurde ausdrücklich verpflichtet, niemand zu ihm zu lassen.

Die Briefaffäre scheint jedoch keine unmittelbaren Konsequenzen für die

[197] VdHÄ 38, S. 73'.
[198] RV 2138, S. 42'.
[199] RV 2138, S. 47'–48'.
[200] RV 2138, S. 79–80.

Voits gehabt zu haben, denn bis in die zweite Septemberhälfte 1632 verstummen die Ratsverlässe[201].

Die gewaltsamen Unternehmungen des Obristen Voit

Oberst Voit hatte inzwischen mit militärischen Maßnahmen in die Verhandlungen um die Aufnahme einer bayerischen Besatzung in dem zum Fürstentum Pfalz-Neuburg gehörenden Sulzbach Anfang Juni eingegriffen. Bei der Besetzung Sulzbachs am 23. 6. durch die Schweden fiel der Stadtschreiber Dr. jur. Martin Schießl, mit dem Voit nachrichtlich eng zusammenarbeitete, in schwedische Hände. Nach Nürnberg gebracht, saß er bis zum 30. 10. 1632 auf dem Turm Luginsland[202].

Kaiserliche und bayerisch-ligistische Regimenter beuteten nach dem Abzug der schwedischen Armada Nürnbergs östliche Pflegämter aus. Am 18. 9. erschien ein kaiserlicher Obristleutnant mit drei Kompanien vor Hersbruck. Er forderte 1000 Taler und 10 000 Pfund Brot, begnügte sich jedoch mit 200 Rtl und 1300 Pfund Brot. Dafür nahm er aber alle Pferde mit, die die Hersbrucker noch besaßen. Zwei Tage vorher hatte Voit Hersbruck 5000 fl Brandschatzung abgefordert. Der Rat entschied daraufhin am 20. 9., daß der Kriegsrat bedenken solle, *ob man nicht auf besagtes Voyten Person, wann einer denselben lebendig oder todt lieferte, gellt verheisen solle*[203]. Dem Pfleger von Hersbruck sei zu schreiben, die Bürger sollten sich mit niemand wegen einer Brandschatzung einlassen, mit der Entschuldigung, sie müßten des Rates Resolution erwarten.

Die Reaktion des Rates auf Voits Aktionen überrascht, da Gelderpressungen dieser Art zu den alltäglichen Belastungen des Krieges gehörten. Wie immer, so stellte auch hier der Rat seine Entscheidung auf eine breite Grundlage. Während üblicherweise die Ratskonsulenten und die Kriegsherren zu einer Stellungnahme aufgefordert wurden, bevor der Rat einen Beschluß faßte, wurde in diesem Fall sogar der *Kriegsrat* gebeten, seine *Bedenken* abzugeben. Dieser November 1631 eingesetzte Kriegsrat umfaßte nicht nur die Kriegsherren der Stadt, sondern, nachdem ein Ansbacher Offizier wieder ausgeschieden war, auch die im Sold der Reichsstadt stehenden höheren Offiziere, an ihrer Spitze Generalwachtmeister Balthasar Jacob von Schlammersdorff, der erst seit einem Dreiviertel Jahr aus den Diensten des Kreisobristen Markgraf Christian von Kulmbach in Nürnberger übergewechselt war, und Obrist Johann von Leubelfing, der schon seit über ein Dutzend Jahren in Nürnbergs Sold stand. Beides waren Offiziere, die in vielen Heeren der Zeit gedient hatten. Sie kannten den

[201] RV 2139.
[202] Dollacker (wie Anm. 187), S. 4 und 8.
[203] RV 2140, S. 6'.

ungeschriebenen Ehrenkodex der Offiziere, aber auch das Kriegsrecht, wie es üblicherweise praktiziert wurde, auf das genaueste.

Wie die Entscheidung des Rates ausfiel, ob er ein Kopfgeld auf Voit aussetzte, ist weder aus den Ratsverlässen, noch aus den Verlässen der Herren Älteren zu entnehmen.

Der Bruder des Obristen, Hans Christoph, wurde gerügt, daß er sich von diesem zwei Salva guardia, ausgestellt vom Herzog von Friedland, für seine Güter in Erlenstegen und Gnadenberg habe zuschicken lassen. Der Bote, der sie hergebracht habe, sei beim Profos zu verhören[204].

Etwa ein Monat später[205] baten Hans Heinrich und Hans Christoph Voit den Rat um Hilfe: *Es sollten ihre verderbten Hüttlein etwas zugerichtet werden, damit sie wieder durch ihre Arbeit ihre tägliche Nahrung erwerben könnten.* Der Rat solle ex officio einen Fachmann zur Verwaltung ihres Bruders Untertanen und Güter bestellen. Am 28. 11. 1632[206] entschied dann der Rat, den Voits sei anheimgestellt entsprechend dem Schreiben ihres Bruders Dr. Georg Wölckern[207] und dessen Bruder (Johann) Carl oder einen Dritten mit der Verwaltung von dessen Güter zu beauftragen. Der Erwählte müsse dann allerdings seine Pflicht als Curator vor dem Stadtgericht leisten, Güter und Untertanen in Erlenstegen beschreiben und dürfe ohne Wissen der Obrigkeit nichts verkaufen. Die Frage der Verwaltung der voitschen Güter wurde am 5. 1. 1633 wieder vor die Ratskonsulenten gebracht und am 25. 1. eine *Curation ex officio* abgelehnt. Die Voits sollte sich diesbezüglich an die beiden Wölckern wenden, die dieses Amt schon einmal ausgeübt hätten[208]. Der Rat unterstützte Hans Heinrich Voit zwar gegenüber den Beamten des Klosters Weißenohe, als der Kommandant des Rothenbergs versuchte deren Reut-Zehnten zu Ober- und Unterwinsberg, *so mit Zins und Steuer hinter das Closter Weißenoe gehörig*, für sich einzuziehen, lehnte jedoch dessen Begehren ab, die ihm entzogene Pension von 200 fl pro anno weiter bezahlen zu lassen[209]. Das Anerbieten Hans Heinrichs des Obersten Steuerschulden an Hand seiner Losungsbriefe zu begleichen, nahm der Rat jedoch an[210]. Am 15. 2. stimmte der Rat zu, einen abgefangenen Brief des Obersts an Hans Christoph Voit auszuhändigen und

[204] RV 2140, S. 7.
[205] RV 2141, S. 1.
[206] RV 2142, S. 50.
[207] Georg Andreas Will: Geschlechtsregister der Nürnbergischen adelichen Familien der Herren von Praun, von Wölckern und der ausgestorbenen Herren Schlaudersbach . . ., Altdorf 1772, S. 24, Tab. II.
[208] RV 2143, S. 88′, 66′.
[209] RV 2142, S. 8′, 50.
[210] RV 2143, S. 88′; RV 2144, S. 67.

diesem die Beantwortung zu gestatten, doch müsse diese einem Ratskonsulenten vorgelegt werden[211].

Das Verhältnis der reichsstädtischen Obrigkeit zu den Voits war zwar sicherlich noch nicht das zwischen dem Rat und seinen Bürgern Übliche, das von Achtung und Gehorsam auf der einen, Strenge und Wohlwollen auf der anderen Seite geprägt war, hatte sich aber, soweit aus den Archivalien ersichtlich, entspannt.

Die Ermordung des Obersts

Aus einem Ratserlaß vom 30. 4. 1633[212] ist zu ersehen, daß Hans Christoph Voit dem Rat schriftlich mitgeteilt hatte, daß sein Bruder Hans Jacob mit dem Tode abgegangen sei. Ohne ein die Todesumstände beschreibendes Wort und ohne jede emotionale Äußerung bestimmte der Rat, Voits solemne testatmentum sei dem Vormundschaftsamt vorzulegen, jedoch sei zu beachten, daß ein jüngeres Testament sich in Neumarkt befinde. Man solle bedenken, ob man die Hand auf Voits Güter legen solle und ob seinen beiden Brüdern, wie begehrt, *die Missive und der Schlißel zu ihren Lehensbriefen auszuhändigen sei*[213].

Kein Zweifel, Voit war tot! Das Schweigen der Verlässe des Innern und des Älteren geheimen Rates läßt einen bösen Zweifel aufkommen. Das Kriegsamt gab am 2. 5., *unter der Kriegsstuben Secret*, den Hinweis[214], Lutzmannstein[215], ein dem Adelsgeschlecht der Stiebar von Buttenheim zugehöriges Schloß nördlich Parsberg in der Oberpfalz, sei vom Feind eingenommen worden. Leutnant Simon Schubert, den das Kriegsamt am 22. 1. 1633 alters wegen zu einem Wachtmeister des Bürgerausschusses degradieren wollte[216], erhielt Befehl auf Ansuchen des Pflegers Matthäus Agricola sich solcher *Beschwerung durch sonderbare Mittel zu entledigen und das Schloß aufs Beste zu verwahren*. Doch war Hauptmann Imhoff diesem Befehl schon zuvor gekommen[217].

Christoph Andreas Imhoff, aus der Helmstadter Linie des berühmten Patriziergeschlechts, geb. 1608, hatte seit 1631 in schwedischen Diensten gestanden und war dann in Nürnberger Sold übergewechselt[218]. Er hatte sich erboten, eine

[211] RV 2145, S. 35'.

[212] RV 2147, S. 38.

[213] Missive = verschließbare Tasche oder Behälter zur Aufbewahrung von Dokumenten.

[214] StAN, Rst. Nbg., B-Laden-Akten (= BLA), SI L197, Nr. 30(3).

[215] Geographisch-historisches Handbuch von Bayern, I. Band, München 1895, S. 833: Lutzmannstein: Dorf im Amtsgericht Parsberg (Oberpfalz). Seit 1520 zum Teil, seit 1570 ganz in Händen der Stiebar.

[216] Amb. 278–2°, S. 171. Siehe auch S. 157.

[217] Amb. 278–2°, S. 190.

[218] Bied., CCLXIV: Christoph Andreas Imhoff wurde 1636 Kommandant und Pfleger von Lichtenau, 1653 Pfleger zu Altdorf und starb 1683.

Kompanie Dragoner anzuwerben[219]. Das Kriegsamt stimmte zu und schlug dem Rat vor, die Reiter des Leutnants Veit Eberhard Schwartz, die sich nicht bewährt hatten, abzudanken[220]. Am 20. 2. 1633 wurde beschlossen, Imhoff die zwanzig Besten der Reiter Schwartzs und 35 Freiwillige des Regiments Leubelfing zu überlassen. 25 Mann solle er neu anwerben. Ab April 1633 war Imhoff dann in Altdorf stationiert. Mit seiner Kompanie besetzte er Lutzmannstein. Nicht zu klären war, wer ihm den Befehl dazu gab[221]. Am 30. 4. bat er seine Dragoner, soweit sie noch in Lutzmannstein stationiert waren, durch Leutnant Simon Schubert und 25 Musketiere zu ersetzen[222]. Die drei Diener Voits, *so zur Übergabe Lutzmannsteins geholfen*, wollten sich, wie er ans Kriegsamt berichtete, nicht nur unter seine Dragoner stellen, sondern begehrten auch eine Rekompens. Es seien dies Martin Kraus aus Göppingen, Hans Süssenguet aus Lobenstein und Matthes N., Jud aus Wien. Hauptursacher sei Süssenguet. Daraufhin gab das Kriegsamt die Order am 4. 5. *Hans Süssenguet, Diener Hans Jacob Voitens, so zu Lutzmannstein erschossen wurde, 36 fl zu verehren*[223]. Ganz nebenbei wird dann zu einem späteren Zeitpunkt auch in den Ratsverlässen Voits Todesursache erwähnt: Er sei erschossen worden[224].

Der schwedische Reichshistoriograph (seit 1644) Philipp Bogislaw von Chemnitz, der 1632 als Capitain einer schwedischen Kompanie in Nürnberg weilte und dessen Vater zur gleichen Zeit die schwedische Krone beim nürnbergischen Rat vertrat, ein Insider also, stellte den Untergang Voits in Einzelheiten anders dar[225]: Obrist Voit, der als geborener Nürnberger gute Ortskenntnisse hatte, habe von Lutzmannstein aus durch *Ausreiten* der Umgebung viel Schaden getan. Daraufhin habe der Pfleger der Burg und Voits eigener Diener im April 1633 auf ihn einen Anschlag gemacht. Sie hätten ihn angefallen, durch einen Schuß in den Arm verwundet und dann überwältigt. Der im Dienste der Stadt Nürnberg stehende Capitain Imhoff sei mit 30 Dragonern und 20 „*Reuttern*" herbeigeeilt, bemächtigte sich des Hauses und machte den Obrist vollends nieder. Ende Mai rückte von dem kurbayerischen Neumarkt aus Obrist Manteufel vor Lutzmannstein, beschoß es mit zwei Halben Karthaunen und legte eine große Bresche. Die Besatzung bat um einen *Accord*, erhielt ihn aber nicht zugestanden. Voits Diener, der ihn verwundet hatte, wurde von den Kaiserlichen gefangen und gespießt. So laut Chemnitz' Bericht!

[219] Amb. 278–2°, S. 175, 25. 1. 1633.
[220] Amb. 278–2°, S. 141, 144, 186.
[221] RV 2146, S. 181; RV 2147, S. 7; Amb. 278–2°, S. 179.
[222] Amb. 278–2°, S. 190.
[223] Amb. 278–2°, S. 195.
[224] RV 2147, S. 144.
[225] Bogislaff Philip von Chemnitz, Königlichen Schwedischen in Teutschland geführten Kriegs ander Theil . . ., Stockholm 1653, Seite 124.

Nach einem Nürnberger Ratsverlaß vom 16. 5. 1636 war ein Diener Voits in Amberg hingerichtet worden[226]. Nach des Nürnberger Geistlichen Andreas Würfel „Vermischte Nachrichten, welche die Geschichte der Reichsstadt Nürnberg und der adelichen Geschlechter daselbst . . . erläutern"[227], war Voit am 23. 4. 1633 (wahrscheinlich alten Stils) umgebracht worden. Er bringt die interessante Nachricht, daß Voits als junger Mann einen schweren Unfall erlitten hatte. Er hatte von einem scheuenden Pferd einen Hufschlag auf den Kopf erhalten, daß man ihn zuerst für tot hielt. Möglicherweise war sein späteres Verhalten eine Spätfolge dieser Schädelfraktur.

Ein Verlaß der Herren Älteren vom 17. 5. 1633[228] nennt Voit einen *abgesagten Feind* und einen schädlichen Verräter seines Vaterlandes, der gegen die Stadt gefährliche Anschläge gemacht habe. Nach Angaben Matthei Agricolas, des Vogtes der Stiebar, habe Voit die Mühlen Nürnbergs in Brand stecken wollen. Es seien die Brenner schon bestellt gewesen. Agricola rühmte sich, durch seien Vorschub wäre Voit niedergemacht worden. Dieser habe so seinen verdienten Lohn erhalten[229]. Der Vogt bat, ihn aus Voits Hinterlassenschaft für den ihm angetanen Schaden zu entschädigen. Der Rat, auf den die Verantwortung für die ungeheueren Kriegsausgaben, die daraus erwachsene Schuldenlast und deren Verzinsung lastete, vertrat die Ansicht, daß Voits hinterlassene Güter, so viel deren in Nürnberger Gebiet lägen und zu bekommen wären, dem Fiskus zuzuführen seien. Er gab die Anweisung alle *Geschwisterigt* Voits und den inzwischen zum Administrator der Voitschen Güter bestellten Hans Carl Wölckern auf die Kanzlei zu fordern und ihnen eine Spezifikation dieser Güter mit genauen Ortsangaben und ein Inventar von Voits Gütern abzuverlangen. Ein Kanzlist sollte den die Voitschen Urkunden enthaltenden Koffer mit den zugehörigen Schlüsseln öffnen und die Dokumente sichten und beschreiben. Dann sollte der Rat entscheiden, ob man Agricola mit seiner Forderung an das Stadtgericht weisen solle und ob nicht der Rat seiner Interessen halber ebenfalls durch einen ordentlichen Anwalt seine „Notdurft" dort anbringen und verhandeln lassen solle. Die Stadt konnte aus dem Vermögen Voits nicht nur die noch ausstehende Zahlung von Losung und Nachsteuer, sondern auch die Wiedererstattung der Kosten für die militärische Expedition gegen Lutzmannstein und eine Entschädigung für alle von Voit verursachten Schäden fordern.

Mit der Verwaltung der Voitschen Güter wurde Wilhelm Strasburg beauftragt. Nürnberger Kriegskommissar und Kontaktmann zur schwedischen Heeresverwaltung war er mit einer Imhoff, aus ratsfähigem Geschlecht, ver-

[226] RV 2186, S. 97.
[227] 1. Band, Nürnberg 1766, S. 542–543.
[228] VdHÄ 39, S. 24'.
[229] VdHÄ 39, S. 13, 25–25'.

heiratet. Wie aus der Stadtrechnung von 1633/34 zu ersehen ist, lieferte er am 7. 9. 1633 500 fl in die Losungsstube, die er aus Voits *Vahrnußen* erlöst habe[230].

Da Simon Schubert als Leutnant im Monat 30, ein Korporal 16 und ein Gemeiner 7 fl Sold erhielt[231], so stellt sich die Frage, für welche Dienste Süssenguet 36 fl bekam. Diese entsprachen dem Sold eines Gemeinen für fünf Monate oder etwa dem Viertel des Jahreseinkommens eines nicht-selbständigen Handwerkers. Für ein Kopfgeld, d. h. für einen auf die Person Voits ausgesetzten Preis, ist die Summe zu niedrig, vergleicht man sie mit der zeitüblichen Rantion für Kriegsgefangene, die um diese Zeit für einen Hauptmann zwischen 400 fl und 600 Rtl betrug[232].

Vermutlich hatte der Rat durch gezielte Indiskretion der Umgebung Voits zur Vermutung Anlaß gegeben, daß ein Preis auf dessen Kopf ausgesetzt würde, hütete sich aber nach vollbrachter Tat eine Summe zu bezahlen, die als Sold gedungener Mörder ver- oder mißverstanden werden konnte.

Erneute Spionagevorwürfe gegen Martin Carl Haller

Der Tod Voits und seine Begleitumstände ließen den Rat zweifellos hoffen, den Rest an Opposition unter den Ehrbaren der Stadt zu beseitigen. Martin Carl Haller war in den ersten Monaten des Jahres 1633 in den Ratsverlässen nur genannt worden, wenn er als Oberamtmann von Gostenhof tätig war oder als Eigenherr in die Streitigkeiten seiner Untertanen verwickelt wurde[233], wobei ihn der Rat sogar schützte, als ihm als Bürge 8% Zins und mehr abverlangt wurden. Die Anschuldigung Voits, die dem Rat über den Ratskonsulenten Dr. Richter zuging[234], Haller habe ein *testimonium* bei den Kapuzinern abgelegt, zeigt, daß die beiden ehemaligen Gefährten sich auseinandergelebt hatten. Der Rat ging aber selbst diesem unsinnigen Vorwurf nach und ließ Haller diesbezüglich vernehmen. Dieser wies die Beschuldigung freilich weit von sich. Als ob er gegenüber dem Ermordeten auf Distanz gehen wollte, bat er erneut Voits Truhe an einen anderen Ort bringen zu lassen. Der Rat bestimmte daraufhin, die Truhe zu öffnen und von einem Notar den Inhalt feststellen zu lassen[235].

Am 30. 3. 1633 vermerkte ein Ratsverlaß[236], Jacob Pühler[237], Hammermeister zu Gesteinig, habe berichtet, daß Carl Haller am Wiener Hof übel über den Rat, vor allem über den Septemvirn und Mitglied des Kriegsrates Sigmund

230 StAN, Rst. Nbg., Stadrechnungen, Band 50, S. 1'.
231 Amb. 278–2°, S. 193; BLA, SI L197, Nr. 30 (3).
232 Amb. 278–2°, S. 138, 217. Üblicherweise hatte der Kriegsherr die Pflicht als Lösegeld einen Monatssold zu geben.
233 RV 2143, S. 53'; RV 2145, S. 9; RV 2144, S. 9; RV 2144, S. 43; RV 2147, S. 88'.
234 RV 2142, S. 50.
235 RV 2143, S. 88'.
236 RV 2146, S. 94.
237 RV 2146, S. 23', 75, 94 und 107.

Gabriel Holzschuher[238] geredet habe. Die Angaben können sich nur auf Martin Carl Haller beziehen[239]. Pühler hatte zweifellos diese Angaben direkt aus kaiserlichen Quellen und hatte sie auf recht merkwürdige Art erlangt: Da er einen Nürnberger Eigenherren hatte, war er in Neumarkt gefangengesetzt worden. Als er die geforderten 80 Rtl Ranzion nicht aufbringen konnte, die Gefangenhaltung jedoch seine Gesundheit ruinierte, ging an seiner Stelle sein Sohn in den Arrest und der Vater versuchte vom Nürnberger Rat das Lösegeld vorgeschossen zu erhalten. Der Rat riet ihm hingegen, die Reiseabsichten Neumarkter Kauflaute auszukundschaften und diese nach Nürnberg zu melden. Der Rat wollte dann nach den Neumarktern fahnden und etwaige Gefangene gegen Pühlers Sohn austauschen. Die Affäre zog sich noch einige Zeit hin, schien jedoch keine Auswirkungen auf das Verhältnis Rat – Haller zu haben. Dann schweigen die Ratsverlässe volle sechs Wochen! Ganz unvermittelt am 11. 5. 1633, etwa zwei Wochen nach Voits Ermordung, brach eine Flut von Vorwürfen über Haller und seine Frau herein. Der Rat warf ihnen vor, mit der Stadt offenen Feinden korrespondiert zu haben. Haller habe mit Wissen seiner Frau mit den Kommandanten von Forchheim und des Rothenbergs Briefe gewechselt. Die Vorwürfe fußten auf den Aussagen von Hallers Ziegelsteiner Knecht Heinrich Gärtner, Brigitta Hermann, Frau eines Rothenberger Soldaten, und eines Schnaittacher Mädchens, die heimlich die Schreiben aus und in die Stadt *practizirten*. Alle Verdächtigen, auch Hallers Hausfrau, seien *mit Ernst und Umständen* zu verhören. Der Rat stellte Haller vier Provisoner vor das Haus, die er, wie allgemein üblich, bezahlen mußte. Er bat deshalb um Entlastung, worauf der Rat die Zahl auf zwei reduzierte[240]. Am 13. 5. befahl der Rat noch weitere Verdächtige, Hallers Magd und Hans Heinrich Voits Jungen zu verhören. Am 14. 5. kamen noch weitere Mitglieder der Sippe Gärtner hinzu[241].

Der Rat bestellte eine zweiköpfige Deputation, – ein Zeichen, daß er die Anschuldigungen sehr ernst nahm! Es waren dies der Alte Bürgermeister Lukas Friedrich Behaim und der Junge Bürgermeister Sebald Tucher, der eben erst in den Rat aufgenommen worden war[242].

Haller bat die Provisoner abzuziehen. Der Rat stimmte dem zu, verlangte aber von ihm und seiner Frau ihr Losament nicht zu verlassen[243]. Im übrigen bestritten beide die ihnen zur Last gelegte Korrespondenz. Der Rat meinte zwar, es würden sich bei einer weiteren Befragung *böse inditia* ergeben[244], doch

[238] Rk 125, S. 40.
[239] Ein Martin Haller wird 1636 als Wirt genannt (RV 2192, S. 58, 95).
[240] RV 2147, S. 98'.
[241] RV 2147, S. 101–101', 106.
[242] Rk 125, S. 41–42.
[243] RV 2147, S. 118.
[244] VdHÄ 39, S. 21.

nach einer Woche Verhör erging der Verlaß, wenn Haller nicht gestehe, solle man ihm den Reinigungseid ablegen lassen. Alle anderen Verdächtigen seien auf Urfehde und Bezahlung der Verköstigung freizulassen[245]. Wenn sie die Kosten nicht aufbringen könnten, seien diese von Haller zu entrichten, – eine Methode der Entlastung der öffentlichen Finanzen, die bis tief ins 18. Jahrhundert zu verfolgen ist, keine verdeckte Schuldzuweisung enthielt und dem Zahlungsfähigen auferlegt wurde[246].

Nachdem der Rat erneut Härte gezeigt hatte, jedoch zu einer Bestrafung anscheinend der Nachweis der Verfehlungen fehlte, trat Ruhe ein, sieht man von den üblichen Erb- und Bürgschaftsstreitigkeiten ab, die dem Rat zur Entscheidung vorgelegt wurden[247]. Haller und seine Ehefrau wußten, daß beim geringsten Verdacht der Rat sie auf den Turm schaffen lassen würde[248].

Das weitere Vorgehen des Rates gegen die Voit

Der Rat hatte auf Hans Jacob Voits Güter, soweit er ihrer habhaft werden konnte, ein Sequester gelegt, mit Ausnahme der Lehensgüter und der des Fideicommißes[249]. Die Stiebar von Buttenheim und Matthäus Agricola wurden mit ihren Ansprüchen an das Stadtgericht verwiesen. Agricola gab seinen von Voit verursachten Schaden mit 8000 fl an[250]. Der Rat ordnete an, sie darauf hinzuweisen, daß die Voitschen Güter heimgefallen seien und sie *vor vergeblichen Weitläufigkeiten zeitlich zu warnen*. Der Rat habe auf ihr Begehren seine Soldaten auf Lutzmannstein belassen, weshalb diese gefangen wurden. Als Verursacher sollten sie deshalb bedacht sein, diese auszuwechseln.

Ebenso wurden Hans Christoph Voit und seine Schwestern Maria Helena und Anna Maria mit ihren Forderungen an das Stadtgericht verwiesen. Dagegen protestierten diese, da es sich um Allodialgüter handle[251]. Die Bitte von Hans Heinrich Voit, seines Bruders Testament zu publizieren, lehnte der Rat ab: *Es sei wegen der höchst sträflichen Untaten Hans Jacobs unkräftig, Null und Nichtig*. Wegen Lutzmannsteins, das Kurbayern seinem Bruder geschenkt habe, solle er sich an die bayerische Administration wenden.

Der Rat behielt sich die Einkünfte aus den sequestierten Gütern vor, wobei er auch kleine Beträge nicht verschmähte, wie sie sich z. B. aus dem Abmähen der Voitschen Wiesen ergaben. Die Landpfleger sollten einen qualifizierten *Sequester* vorschlagen. Als diese die Vögte der von Lochner zu Hüttenbach

[245] RV 2147, S. 140–144.
[246] RV 2130, S. 61.
[247] RV 2150, S. 21; RV 2151, S. 98; RV 2154, S. 62; RV 2158, S. 35′–36′.
[248] RV 2147, S. 106.
[249] RV 2148, S. 120.
[250] RV 2149, S. 83–84.
[251] RV 2150, S. 82; RV 2151, S. 63.

bzw. der Muffel zu Eschenau benannten, entschied sich der Rat für Wilhelm Strasburg[252]. Dieser nahm die Beauftragung an und erhielt den Auftrag, die Voitschen Güter zu beschreiben. Hans Heinrich Voit beschwerte sich über den Ratsverlaß vom 17. 6.[253] und bat seine Tochter als von Hans Jacob eingesetzte Erbin anzuerkennen und ihm sein Gnadengeld wieder reichen zu lassen. Der Rat lehnte beides ab. Wegen der Bitte Hans Christophs, ihm die Voitschen Salbücher und den Schlüssel zum Lehensbehälter auszuhändigen, entschied der Rat, ihn an den Sequester zu weisen, ihm jedoch die *eigentümlich liegenden* Güter pachtweise zu überlassen[254]. Strasburg, zum gerichtlich verordneten Sequester ernannt, erstattete, wie aus dem Ratsverlaß vom 2. 8. zu ersehen ist, dem Rat nach etwa sechs Wochen Bericht. Dieser wies ihn daraufhin an, das von ihm erstellte Inventar von Hans Heinrich Voit und seiner Tochter eidlich bestätigen zu lassen. Da von den Voitschen Mobilien Truhen, Pistolen, Rohre (= leichte Gewehre), Degen ua. weggekommen seien, solle man Hans Heinrich Voit auffordern, da es in seinem Haus geschehen sei, diese wieder herbeizuschaffen und Strasburg auszuhändigen. Die Mobilia, vor allem das Silbergeschmeid, sei zu verkaufen und der Erlös in der Losungsstube einzuzahlen. Da Hans Christoph Voit als Pacht für das Gut Erlenstegen nur 120 fl/a zahlen wolle, solle sich Strasburg nach anderen Pächtern umsehen, jedoch vorher mit den geringsten Kosten die Dächer decken lassen, damit die Gebäude bewohnt werden könnten, – ein Zeichen, daß die Kriegsereignisse das Gut stark in Mitleidenschaft gezogen hatte. Als Strasburg berichtete, er fände niemand, der eine höhere Pacht gebe als Voit, und vorschlug, das Gut zu verkaufen, stimmte der Rat zu und befahl am 30. 8. das Gut durch Bausachverständige schätzen zu lassen[255]. Die Feldgüter wurden auf 1430, die Gebäude auf 1800 fl geschätzt. Als Hans Christoph Voit, dem der Rat das Vorkaufsrecht zugestand[256], sich zum Kauf bereit erklärte, wurde Strasburg mit den notwendigen Modaliltäten beauftragt, doch wurde ihm der Losungsamtmann Stephan Kötzler beigegeben. Der Rat behielt sich die Ratifikation des Vertrags vor[257]. Die Ansprüche

[252] Eugen Franz: Nürnberg, Kaiser und Reich, München 1930, S. 310–314. Zu Wilhelm Strasburg siehe: Matrikel Uni. Altdorf, 2. Teil, S. 568; Strasburg, W[19], Nbg (1611), Nr. 3498; 1. Teil, Nr. 3498: immatrikuliert 29. 10. 1611. Nach Anm. 19) im 2. Teil immatrikulierte sich Strasburg 1604 in Leizig und 1609 in Marburg als W. Strasburgus Lipensis, 1611 als Stud. jur. in Altdorf, wurde Nürnberger Kriegscommissar und starb 1634; Stadtbibliothek Nürnberg, Gen S. 212: Eheschließung mit Maria Roetenbeck am 8. 10. 1627; Georg Andreas Will, Nürnbergisches Gelehrtenlexicon oder Beschreibung aller Nürnbergischen Gelehrten beyderley Geschlechts, III. Theil, Nürnberg-Altdorf 1757, S. 793–794; fortgesetzt durch Christian Conrad Nopitsch, VIII. Theil oder 4. Supplementband, Altdorf-Nürnberg 1808.

[253] RV 2148, S. 120, 142′; RV 2149, S. 66, 70′.

[254] RV 2149, S. 49.

[255] RV 2151, S. 63′.

[256] RV 2150, S. 65′.

[257] RV 2152, S. 31, 77.

Matthäus Agricolas wurden abgewiesen. Der Rat gestand ihm, der sich längere Zeit in Nürnberg aufgehalten hatte, nicht einmal den Entfall des Schutzgeldes zu[258].

Anfang 1634 entband der Rat auf Wilhelm Strasburgs schriftliche Bitte – er starb noch im gleichen Jahr an einer tödlichen Verletzung, die ihm ein schwedischer Offizier zugefügt hatte, – von seinem Amt als Sequester[259] und beschloß, als dieser Rechnung gelegt hatte, Hans Christoph Voit und das Landpflegeamt nach einer anderen hierfür geeigneten Person zu befragen[260]. Die beiden Voits baten, da sie nach dem Ableben ihres Bruders die Belehnung bei Römisch Kaiserlichen Majestät suchen wollten, um ein Documenta mortis und die Schlüssel für den Behälter, der ihre Lehenssachen enthielt. Der Rat verweigerte die Ausstellung eines Totenscheines, da Hans Jacob nicht in Nürnberg gestorben sei, stimmte aber der Rückgabe des Schlüssels zu[261].

Anna Maria Voit beklagte sich bei Rat, wie aus einem Verlaß vom 27. 2. 1634[262] zu ersehen ist, sie sei von ihren Brüdern zu einem für sie nachteiligen Vertrag genötigt worden. Nun geriet alles ins Stocken. Der Rat bestimmte rätig zu werden, ob man sie ans Stadtgericht verweisen solle oder ob ihr außergerichtlich geholfen werden könne. Doch kam es dabei zu Verzögerungen, da von den damit befaßten Ratskonsulenten Dr. Tuschelin starb und Dr. Herpfer in Ratsgeschäften in Frankfurt/Main weilte. Der Rat ernannte im Juli Dr. Hülß und Dr. Öder[263] als Nachfolger[264]. Die Auseinandersetzung um das Vermögen Voits begann sich zu verewigen. Erstaunlicherweise wird dann bis Herbst 1635 der Name der Voit von Wendelstein, abgesehen von Bitten um Rechtsschutz in Streitigkeiten mit Dritten[265], in den Verlässen des Rates und der Herren Älteren nicht mehr genannt. Wie aus einem Ratsverlaß vom 4. 9. 35 zu ersehen ist[266], bat Hans Heinrich Voit, ihm die Erbschaft seines Bruders Hans Jacob auszuhändigen und am 15. 9. forderte Hans Christoph ihm die konfiszierten Güter zu *leidlichen terminis* zu überlassen. Da dem Rat bekannt wurde, daß Hans Heinrich und Anna Maria Voit ihn höheren Orts, d. h. bei einem Reichsgericht, auf Herausgabe von Hans Jacob Voits Güter verklagen wollte, forderte er von Strasburgs Witwe Inventar und Verkaufsregister von Voits Hinterlassenschaft und stellte Überlegungen an, erneut einen Sequester zu bestellen. Es

[258] RV 2125, S. 88; RV 2158, S. 1; VdHÄ 41, S. 306.
[259] RV 2156, S. 4.
[260] RV 2160, S. 91.
[261] RV 2156, S. 59, 91.
[262] RV 2158, S. 1'.
[263] Rk 125, S. 224; Daniel Öder, Consulent von 1630 bis 1650.
[264] RV 2163, S. 14.
[265] RV 2159, S. 26; RV 2160, S. 57; RV 2162, S. 35; RV 2169, S. 45.
[266] RV 2178, S. 46; VdHÄ 41, S. 181.

stellte sich übrigens später (Oktober 1636) heraus, daß sich Strasburg bei der Verwaltung von Voits Hinterlassenschaft bereichert hatte[267].

Nach langem Zögern entschloß sich der Rat mit des Obristen Erben, unter Vorbehalt der Zahlung der noch immer ausstehendne Losung und Nachsteuer *ex aequo et bono zu tractiren*[268]. Gleichzeitig ließ er anfragen, ob die Geschwister Voits gewillt seien eine von Jeremias Pistorius verfochtene Forderung, einschließlich Zinsen für vier Jahre, als Erben ihres Bruders zu begleichen! Als Wilhelm Strasburgs Witwe bekannte, daß ihr Mann bei der Verwaltung des Vermögens Voits Werte zurückbehalten hatte und diese von einem von ihm in der Losungsstube angelegten Kapital abgezogen wurden, erhielt Pistorius aus dieser Summe 100 fl[269]. Wie aus einem Ratsverlaß von Juni 1637 zu ersehen ist, gab der Rat den Voit einen Teil des brüderlichen Vermögens *geschenkt und aus keiner Gerechtigkeit* zurück.

Dann herrschte sieben Jahre Stille! Da richtete Anna Maria Voit, wie schon einmal September 1639, als sich die Behörden über ihre *unverantwortlich bösen und lasterhaften Worte* beschwerten, ein *hitziges und anzügliches Schreiben* an den Rat. Dieser ließ sie wegen des *lästerlichen und unwahren* Briefes auf der Kanzlei verwarnen[270]. Trotzdem klagte sie, wie aus einem Verlaß der Herren Älteren vom 7. 9. 1643 hervorgeht[271], daß ihr des Obrists Voit, ihres verstorbenen Bruders Hinterlassenschaft nicht eingehändigt worden sei. Der Rat befahl daraufhin die Kaufregister einzusehen, ob der Verkaufserlös von Voits Mobilien in die Stadtkasse geflossen sei. Von Voits Immobilien, dem Gut zu Erlenstegen, ist nicht die Rede. In den Verlässen der Herren Älteren ist in der Folge keine Angabe vermerkt, ob die Voits den Anteil Hans Jacobs an Gut Erlenstegen zurückerhielten![272]

Der Ausgang der Voits

Es ist noch abschließend zu schildern, wie die *gefährlichen Patrioten und schädlichen Leut* endeten.

Gegen Hans Jacob Voit hatte der Rat Gewalt angewandt und seine Ermordung provoziert, zumindest billigend in Kauf genommen. Mit dessen Brüdern meinte der Rat leichter fertig werden zu könne, denn die Voits gehörten niemals zu den großen Geschlechtern der Reichsstadt und enge Familienbande zu einflußreiche Ämter innehabenden Angehörigen ratsfähiger Geschlechter bestanden im 17. Jahrhundert nur selten. Hans Christoph Voit heiratet März

[267] RV 2192, S. 6; RV 2201, S. 45.
[268] VdHÄ 42, S. 29.
[269] RV 2192, S. 6; VdHÄ 42, S. 67.
[270] VdHÄ 45, S. 48, 50.
[271] VdHÄ 45, S. 54.
[272] VdHÄ 45, S. 54.

1635 in zweiter Ehe die Tochter Paul Behaims[273], des schon 1621 verstorbenen Reichsschultheißes[274]. Voit muß trotz kriegsbedingter Einbußen nicht ganz unvermögend gewesen sein, wie ein Kapital von 400 fl in der Losungsstube und das Anstehen der Zinsen zeigen[275].

Johann Heinrich Voit war von 1598 bis 1617 Beamter im Umgeldamt gewesen[276] und war vom Registrator zum Umgelter aufgestiegen. Erblindet schied er aus dem Amt aus. Daß er zusätzliche Einkünfte nötig hatte[277] und dadurch vom Rat abhängig war, zeigt seine Bitte, ihm die 200 fl Gnadengeld wieder zu gewähren[278]. Zudem war er in einen langwierigen Rechtsstreit mit Christoph Fürlegers Erben geraten, in dem er das Wohlwollen des Rates benötigte. Er bemühte sich deshalb in keine Querelen mit dem Rat verstrickt zu werden[279]. Trotzdem wurde er in eine außergewöhnliche und doch für die Zeit charakteristische Unzuchtaffaire hineingezogen. Sein Schweher Hans Ernst Tucher bezichtigte ihn vor Jahren mit seiner Braut (und späteren Ehefrau) ein Kind gezeugt zu haben, das dann aufwuchs, ohne daß weltliche und geistliche Gewalt offiziell davon wußten. Der Rat sah im Verhalten Voits und seiner inzwischen verstorbenen Ehefrau einen *Betrug* (an) *der Gemeinde Gottes*, drohte Voit auf einen Turm setzen zu lassen und legte ihm die übliche Unzuchtsstrafe auf. Der Rat sah vor allem die juristisch zweifellos sehr wichtige Seite des Problems, nämlich ob das Kind, neben der zweiten Tochter[280], in Erbfällen als legitim zu betrachten sei. Dies wurde jedoch in zwei *Bedenken* der Ratskonsulenten bejaht[281]. Auf Voits Bitten hin wurde die Turmstrafe in eine Geldbuße von 100 fl umgewandelt[282], die er dann allerdings als zu hoch beanstandete. Daraufhin erging am 16. 3. 1636 ein Ratsverlaß, die Unzuchtsstrafe sei an Voits in der Losungsstube angelegten Geldern abzuziehen oder an ihm leiblich zu vollziehen[283].

Um diese Zeit geriet Hans Heinrich mit seinem Bruder Hans Christoph in Streit. Ein Vergleich wurde dem Rat am 14. 9. bekannt[284], als dieser ihm zur

[273] RV 2172, S. 28'.

[274] Bied. IX: Magdalena Behaim, geb. 1610, gest. 1663. Sie war die Schwester Lucas Friedrich Behaims. Zu ihrem Vater Paul II. Behaim siehe Rk 125, S. 38.

[275] RV 2192, S. 56.

[276] Rk 125, S. 498, 496 und 495.

[277] RV 2174, S. 48'; RV 2175, S. 8.

[278] RV 2130, S. 91; RV 2149, S. 49.

[279] Trotzdem ist Hans Heinrich Voit zwischen Juni 1632 und Juni 1636 wegen kleineren Streitigkeiten in den Ratsverlässen dreizehn Mal genannt (RV 2130 bis RV 2189).

[280] Bied., DI: Hans Ernst Tucher, geb. 1611, gest. auf Reisen, 1635 Heirat mit Maria Helena Voit von Wendelstein, Tochter des Andrä (!) Voit v. W. und Margareta Schwäbin von Bißlohe.

[281] RV 2176, S. 37.

[282] RV 2178, S. 44; RV 2179, S. 12, 40, 52.

[283] RV 2185, S. 50.

[284] RV 2191, S. 25; RV 2194, S. 5, 29; RV 2196, S. 85.

Bestätigung vorgelegt wurde. Anfang 1636 hatten sich die nicht beglichenen Forderungen, u. a. seines Schwiegersohnes Hans Ernst Tucher[285], so gehäuft, daß er trotz Androhung und Vollzug einer Turmstrafe seine Gläubiger nicht befriedigen konnte. Auf Antrag seines Schwiegersohnes wurde ein Inventar seiner Mobilien erstellt. Martin Carl Haller, in dessen Haus Voit und seine Familie gewohnt hatten, forderte den ausständigen Mietzins und bat den Rat seine Forderung aus dem Verkaufserlös, den Voits Mobilien erbrachten, zu befriedigen[286]; möglicherweise ein Versuch wenigstens einen Teil von Voits Vermögen zu retten.

Hans Heinrich Voit lebte in der Folge bei seiner Tochter, der Tucherin. Ein Kurator arbeitete einen Vorschlag aus, wie seine Geldgeber zu befriedigen seien. Voit starb am 19. 9. 1647. Sein Bruder Hans Christoph war ihm schon einige Monate vorausgegangen († 8. 5. 1647). Anna Maria Voit, die Schwester der beiden, erlebte noch das Ende des Krieges. Sie starb am 17. 12. 1651[287]. Das Geschlecht der Voit von Wendelstein existierte im männlichen Stamm bis 1718[288].

Martin Carl Hallers Ende

Martin Carl Haller war schon sehr bald des Kampfes mit dem Rat müde geworden. Mit der Wahl zum Oberamtmann von Gostenhof am 17. 4. 1632 hatte ihn dieser diszipliniert. Er verstrickte sich jedoch in den folgenden Jahren in viele ärgerliche, ihn auch finanziell belastende Händel[289] und geriet sogar mit seinem Schwager Hans Heinrich Voit in Streit wegen Zins und Gült in Kraftshof[290]. Die Bitte Hallers um Steuernachlaß für seine durch den Krieg schwer geschädigten Untertanen zu Ziegelstein mußte der Rat ablehnen[291].

Ebenso mußte Haller viel Unbill und persönliches Leid hinnehmen, das ihm nicht ohne seine Schuld, aus seiner Familie erwuchs. Seine beiden Töchter, die von vier Mädchen und zwei Jungen seiner ersten Ehe die Kinderjahre überlebten, wurden beide unter Umständen geschwängert, die die Herren Älteren von Hallers *bösem Hauswesen und öffentlichem Ärgernis* und von seinem *sehr ärgerlichen Leben und Hauswesen* sprechen ließen. Sie stellten Überlegungen an, ihn aus seinen Ämtern zu entlassen[292]. Die jüngere Tochter erfüllte mit ihrem leichtfertigen Leben auch nach ihrer Niederkunft in Wien und ihrer

[285] RV 2181, S. 63; RV 2182, S. 38; RV 2183, S. 62, 76'; RV 2202, S. 2.
[286] RV 2184, S. 6, 30', 53, 79; RV 2190, S. 3; RV 2192, S. 56.
[287] Andreas Würfel: Vermischte Nachrichten, welche die Geschichte der Reichsstadt Nürnberg und der adelichen Geschlechte daselbst . . . erläutern, 1. Band, Nürnberg 1766, S. 542–543.
[288] Wie Anm. 287, S. 520.
[289] RV 2165, S. 64, 82, 89; ebenso RV 2166–2168, 2171, 2172, 2173 usw.
[290] RV 2169, S. 64; RV 2170, S. 69.
[291] RV 2190, S. 19.
[292] VdHÄ 45, S. 278; VdHÄ 46, S. 94.

Februar 1647 geschlossenen Ehe mit Georg Wilhelm Schlüsselfelder[293] die Verlässe der Herren Älteren[294]. Seine ältere Tochter heiratete und ließ sich in Wien nieder. Dort starb auch seine Frau 1645.

In Geldgeschäften hatte Haller eine unglückliche Hand, so daß ihn der Rat, als er 1633 in einem Rechtsstreit gegen ihn entscheiden mußte, ihn zu mehr Vorsicht ermahnte[295]. Als sein Herrensitz in Ziegelstein zerstört wurde, hatte er keine finanzielle Ressourcen dieses wieder aufzubauen. Haller schloß 1647 noch eine zweite Ehe, verstarb jedoch fünf Jahre später am 3. 3. 1652, 66 Jahre alt[296].

Sebastian Welsers früher Tod und seines Bruders Lucas stille Renitenz

Sebastian Welser fand, selbst wenn er es gewollt hätte, keine Zeit mehr, dem Rat Schwierigkeiten zu bereiten. In zeitraubende Rechtsstreitigkeiten um bedeutende Vermögenswerte verwickelt und diese unermüdlich durchkämpfend, starb er am 29. 5. 1634, erst 45 Jahre alt.

Sein zwei Jahre jüngerer Bruder Lucas hatte Sebastian zwar immer unterstützt, es jedoch stets in einer Art getan, die der Rat nicht beanstanden konnte. Um ihn dem Einfluß seines Bruders zu entziehen und dem angesehenen Geschlecht der Welser gleichzeitig eine Genugtuung zu verschaffen, wurde er am 24. 4. 1633 in den Inneren Rat gewählt[297]. Jacob Welser, aus einem anderen Zweig des Geschlechts, der jedoch in den Ratsverlässen oft zusammen mit Sebastian und Lucas genannt ist, widerfuhr bei der gleichen Wahl die seltene Ehre vom Alten Genannten zum Alten Bürgermeister[298] erhoben zu werden, ohne jemals Junger Bürgermeister gewesen zu sein.

Obwohl Lucas ab 1618 als Assessor das Bauern-, Unter- und Stadtgericht durchlaufen hatte, was üblicherweise, bei einer Wahl in den Rat, mit einer Kürung zum Jungen Bürgermeister belohnt wurde, war und blieb er Alter Genannter[299], wobei er, spätestens als Dritter Alter Genannter zum Inneren geheimen Rat gehörte, dem sog. Ausschuß. Er erhielt eine Anzahl mühevoller und arbeitsreicher Ämter und Deputationen übertragen, die wenig Ehre und noch weniger Lohn einbrachten[300]: Es waren dies die Deputationen zur Apo-

[293] Bied., DCXXIIIA: Datum der Eheschliessung 8. 2. 1647.
[294] VdHÄ 44, S. 255; VdHÄ 45, S. 200, 277′; VdHÄ 46, S. 4, 94, 111, 145–146, 171, 172, 201, 213′; VdHÄ 47, S. 22, 31.
[295] RV 2155, S. 40.
[296] Beid., CXXXA; VdHÄ 46, S. 200′. Hallers zweite Frau wird in diesem Verlaß als die erbar und tugendreiche Elisabeth Regina Zorzin bezeichnet.
[297] Rk 125, S. 42, Nr. 818.
[298] StAN, Reichsstadt Nürnberg, Amts- und Standbücher, Nr. 7, S. 157; Bied., DLXIIB: geb. 1576, gest. 1645; Rk 125, S. 40.
[299] AStB 7, S. 157–169′.
[300] Rk 125, S. 147, 248, 293, 315, 493, 551, 559, 585, 587.

theken-Visitation 1633, zur Infection 1634–1653, zum Pegnitzfluß 1636, zum Losungs-Restantenamt 1636 und zum Ungeld 1653. Von 1643 bis 1656 war er zudem Viertelmeister am Kornmarkt[301].

Daß Alte Genannte ihr Leben lang nicht über diese (niedrigste) Ratsdignität hinauskamen, dafür gibt es in den Ratsbüchern viele Beispiele. Ebenso liegen in den Ämterbüchern viele Belege vor für die Tatsache, daß die einträglichen Ämter dem Septemvirat vorbehalten waren. Es ist aber auch nachweisbar, daß Alte Genannte, wenn sie zu einem der fünf Wähler bei der jährlichen Ratswahl gekürt wurden, hierbei die Möglichkeit hatten, sich selbst zu Jungen, ja sogar zu Alten Bürgermeistern zu wählen, wählen zu lassen. Allerdings ist ebenso in einigen Fällen nachweisbar, daß diese, wenn sie im nächsten Jahr nicht mehr Wähler waren, wieder unter die Alten Genannten zurückgesetzt wurden und es mehrerer Anläufe bedurfte, bis sie endgültig unter die Bürgermeister aufgenommen wurden. Lucas Welser hat diesen Versuch jedoch gar nicht gemacht. Es ist zudem überliefert, daß er am internen Leben des Rates nie teilnahm und bei den Beschlußfassungen im Rate sich immer einsilbig, fast apathisch dem Votum der Mehrheit anschloß[302], was allerdings vor allem von den jüngeren Alten Genannten geradezu erwartet wurde. Auch sein Verhältnis zur Amtskirche war mehr als gestört, – es war ein Ärgernis. Er mied Predigt und Altarsakrament und beeinflußte damit auch die Seinigen. Es lief das Gerücht um, er berichte über die öffentlichen Verhältnisse Nürnbergs nach Wien und wolle seine Güter den Jesuiten vermachen. Obwohl durch die vielen Erb- und Vermögensstreitigkeiten, die er mit anderen Geschlechtern führte, eine Stimmung erwuchs, die gegen ihn gerichtet war, zeigte der Rat jedoch über Jahrzehnte hinweg eine fast unerklärliche Langmut, was diesem wohl bewußt war, wie aus einem Ratsverlaß vom 3. 1. 1657 ersichtlich ist, *daß andere des Rats entsetzt worden, die dergleichen und andere Exceß nicht begangen haben.* Es drängt sich deshalb die Annahme auf, Lucas Welser habe dem Rat die Behandlung seines Bruders und dessen beider Freunde, vor allem die Mittel, die zur Katastrophe Voits führten, nie verziehen. Und der Rat muß dies nur zu genau gewußt haben. Er mußte jedoch Welsers Verhalten hinnehmen, da er mit der Annahme des Prager Friedens vom 30. 5. 1635 wieder auf ein ungestörtes Verhältnis zu Kaiser und Reich wert legen mußte[303].

So war Welser für ein Viertel-Jahrhundert fast jeden Tag, bei jeder Ratssitzung eine ständige böse Erinnerung an die dunklen Tage der Jahre 1631, 1632 und das noch zu Zeiten, als diese für die nachwachsenden Generationen nur noch ein Gerücht waren. Sein Ableben am 17. 5. 1659 war deshalb eine Erlösung für seine Umwelt, aber vielleicht auch für ihn selbst.

[301] Rk 125, S. 544.
[302] Welser (wie Anm. 130), S. 540–542.
[303] Franz (wie Anm. 10), S. 321 u.f.

VERHINDERTE ABRISSPLÄNE

Laufer Schlagturm, Männerschuldturm und Weißer Turm sollten im 19. Jahrhundert der Spitzhacke zum Opfer fallen.

Von Kurt Müller

Nürnberg 1811. Seit fünf Jahren ist die Stadt bayerisch. Um für die Übernahme der hohen Schuldenlast der ehemaligen Reichsstadt einen gewissen Ausgleich zu erzielen, hatten die bayerischen Behörden begonnen, Immobilien und Mobilien der Stadt zu verkaufen. Auf künstlerischen Wert oder Denkmalcharakter wurde dabei keine Rücksicht genommen. Was unnütz und entbehrlich schien, konnte versilbert werden.

Schon wenige Wochen nach der Einverleibung Nürnbergs verkaufte man am 6. November 1806 das kostbare, aus der Werkstatt von Peter Vischer stammende Bronzegitter im Rathaussaal um lediglich den Metallwert als Bruchmessing[1], und mit dem Silberschatz der Stadt, der einen seltenen Reichtum an Kostbarkeiten enthielt, kam auch der berühmte Tafelaufsatz von Wenzel Jamnitzer unter den Hammer[2]. Ab 1807 ging man dazu über, nicht benötigte öffentliche Gebäude auf Abbruch zu veräußern, z. B. die Barfüßer- und Dominikanerkirche sowie das ehemalige Arbeits- und Zuchthaus[3]. Im Juni 1810 wurde das sogenannte „Weibereisen", ein alter Stadtmauerturm am Bergauer Platz, der als Frauenschuldgefängnis diente, abgetragen[4] und kurz darauf erfolgte zum Bau eines neuen Salzmagazins am Frauentor die Einlegung von drei Mauertürmen. Auch die vier Siechkobel vor der Stadt wurden abgestoßen.

Zugleich mit diesen Verkäufen und Abbrüchen war das Bestreben zu erkennen, Neuerungen und Verschönerungen einzuführen. Bereits am 16. November 1806 wies der Leiter der neugeschaffenen Polizeidirektion, Polizeidirektor Christian Wurm, bei dem fortan letztlich die vollziehende Gewalt in Nürnberg lag[5], auf eine wünschenswerte Verbesserung von Straßen, die Not-

[1] Ernst Mummenhoff: Das Rathaus in Nürnberg, Nürnberg 1891, S. 102. Der Erlös für das Gitter betrug 12.057 fl. 18 kr.

[2] Georg von Schuh: Die Stadt Nürnberg im Jubiläumsjahre 1906, Nürnberg 1906, S. 43.

[3] Wilhelm Schwemmer: Aus der Geschichte der Kunstsammlungen der Stadt Nürnberg, in: MVGN 40 (1949), S. 134.

[4] StadtAN F 2 (Stadtchronik) Nr. 1, S. 41 f. Beim Abbruch des Turmes wurde am 10. Juli 1810 ein Handlanger von einem herabfallenden Stein erschlagen.

[5] Über das Wirken von Polizeidirektor Christian Wurm (1771–1835) in Nürnberg informiert ausführlich Gerhard Hirschmann: Die Ära Wurm in Nürnberg 1806–1818, in: MVGN 48 (1958), S. 277–305.

wendigkeit der Umwandlung der Zieh- in Pumpbrunnen und die Abschaffung der Dungstätten hin. Ein besonderes Anliegen war ihm die Beseitigung der kleineren Kramläden, die sich zwischen den Strebepfeilern der von ihm geschätzten großen Kirchen St. Sebald und St. Lorenz befanden, aber auch an vielen anderen Gebäuden der Stadt angebaut waren. Die Detailverkäufer und Krämer sollten in symmetrisch geordneten Boutiquen untergebracht werden[6]. Deshalb entstanden in den Jahren 1807 bis 1809 auf dem Hauptmarkt hufeisenförmig angeordnete Ladenkollonaden[7].

So kann es nicht verwundern, daß auf diesem Gedankengut aufbauend auch der Abbruch der beiden aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammenden Tortürme der vorletzten Stadtmauer, des Weißen Turms und des Laufer Schlagturms ins Auge gefaßt wurden. Schon am 11. November 1809 hatte Polizeidirektor Wurm die Nutzlosigkeit dieser beiden Türme festgestellt. Selbst die auf ihnen angebrachten Uhren wären entbehrlich, da sich solche auf den benachbarten Kirchtürmen befänden. Beide Türme würden die durch sie hindurch führenden Straßen so sehr verengen, daß deren Erweiterung durch Entfernung der Türme sehr wünschenswert wäre. Da sich bereits mehrere Interessenten zum Kauf der Türme zwecks Abbruch gemeldet hatten, regte die Polizeidirektion deren Abtragung mit der zusätzlichen Begründung an, daß damit auch *vielen Maurern, Zimmerleuten, Taglöhnern und Handlangern, welche ihrem Beruf nach im Winter ohne Verdienst sitzen, Brod verschafft werden könnte.* Angesichts dieser Erwartung gaben die beiden Zimmermeister Conrad Martin Maurer und Georg Paul Marsching am 24. November 1809 in der Polizeidirektion ausdrücklich ihre Bereitschaft zum Kauf der beiden Türme auf Abbruch für 300 fl. pro Turm zu Protokoll. Inzwischen hatte allerdings das Generalkommissariat des Pegnitzkreises schon entschieden, die Ausführung *des an sich ganz zweckmäßigen Vorschlags* solle man vor der Hand noch beruhen lassen. Deshalb genehmigte die Landbauinspektion ein Vierteljahr später noch eine einfache Renovierung der Wohnungen der beiden Türmer auf dem Laufer Schlagturm[8].

[6] StAN, Regierung von Mittelfranken, Kammer des Innern (= Reg. v. Mfr., KdI) Abg. 1932, Tit. X, Nr. 923.

[7] Klaus Fräßle: Die Kolonnaden auf dem Nürnberger Hauptmarkt nach den Entwürfen Carl Hallers von Hallerstein, in: MVGN 67 (1980), S. 98–115. Die Kolonnaden wurden später als entstellende Unzier des Marktplatzes betrachtet und 1895 wieder beseitigt.

[8] StadtAN C 2 Nr. 435, fol. 1–4.

Ein Behördenkonflikt verhinderte den Abbruch des Laufer Schlagturms

Der einmal gefaßte Plan wurde aber weiterverfolgt. Als erster der beiden alten Tortürme sollte der Laufer Schlagturm beseitigt werden[9]. Ein Grund dafür mag die durch ihn hindurch direkt zum Rathaus führende Straße und die Nähe zur Polizeidirektion gewesen sein, die 1808 vom Rathaus in das Peyersche Stiftungshaus zu den blauen Vögeln verlegt worden war[10]. Als Anlaß oder vielleicht auch nur als Vorwand für rasches Handeln diente ab Februar 1811 eine bevorstehende Reparatur des Pflasters in der Laufer Gasse, denn zu diesem Zweck war ohnehin eine Sperre der Passage vorgesehen. Zudem sollte ein Teil des beim Turmabriß anfallenden Bauschutts zur Auffüllung der Straße verwendet werden[11]. Das Stadtkommissariat drängte die Polizeidirektion, mit den Besitzern der angrenzenden Häuser Verhandlungen wegen anfallender Entschädigungen aufzunehmen. Nachdem man die Hauseigentümer davon überzeugt hatte, daß ein Abbruch des Turmes für sie nur Vorteile bringt, konnte über die notwendigen Änderungen und Reparaturen am 20. Februar 1811 eine Einigung erzielt werden. Durch diese Verhandlungen wurde aber auch die Ernsthaftigkeit der Abbruchpläne bekannt. Deshalb brachten noch am gleichen Tag fünf Gassenhauptleute ihre Bedenken vor: Der Laufer Schlagturm sei bisher der einzige Punkt, von dem all die kleinen Gassen und Höfe ringsumher einsehbar sind, damit ein eventuell ausbrechendes Feuer rechtzeitig entdeckt werden könne und somit rasche Hilfe möglich sei. Außerdem zeige die darauf befindliche Uhr den Bewohnern der Umgebung die Stunden an. Die Glocken von anderen Türmen höre man nicht schlagen. Deshalb solle man den Turm entweder stehen lassen oder zumindest die Türmer und die Uhr auf einen anderen passenden Platz in der Nähe transferieren.

In seinem drei Tage später abgefaßten Bericht an das Stadtkommissariat sah jedoch Polizeidirektor Wurm in dieser Gegenvorstellung *mehr die blinde Anhänglichkeit an alles Alte und an gewohnte Formen, als die wahre Überzeugung von der Richtigkeit der angeführten Motive.* Da der Turm seit der Stadterweiterung nutzlos geworden ist, sollte man ihn wegschaffen. Als Vorteile führte er an: Erweiterung der Straße, freierer Luftzug durch die enge Laufer Gasse, bessere Aussicht und dadurch Verschönerung der Stadt, Einsparung des baulichen Unterhalts und des Gehalts der Türmer. Außerdem würden die angrenzenden Häuser an Fassade und Licht gewinnen. Ein Voranschlag ergab

[9] Das den Verkehrsfluß hemmende Vortor war bereits 1496 abgebrochen worden. Siehe Hanns Hubert Hofmann: Die Nürnberger Stadtmauer, Nürnberg 1967, S. 29.

[10] Das Gebäude, spätere Anschrift Theresienstraße 9, mußte 1812 wegen Baufälligkeit umgebaut werden und erhielt eine neuklassizistische Fassade. Es wurde 1945 durch Fliegerbomben zerstört.

[11] StadtAN C 1 Nr. 246, fol 29.

an voraussichtlichen Einnahmen für Glocken, Kupfer und Steine 1.885 fl., wobei allein der Wert der großen Glocke mit 1.000 fl. angesetzt wurde. Da die mutmaßlichen Ausgaben für die zu übernehmende Renovierung der angrenzenden Häuser mit 1.578 fl. kalkuliert waren, konnte beim Turmabbruch ein Nettoerlös von 307 fl. erwartet werden[12].

Auch das Stadtkommissariat hielt den Einspruch der Gassenhauptleute für unerheblich. Wichtig erschien ihm nur, daß *bei Ermangelung eines eigenen Communal Fonds zu solchen Verschönerungen* der nötige Aufwand auf jeden Fall aus dem Verkaufserlös gedeckt sei und die Passage nur kurze Zeit gesperrt bleibe. Es sollte möglichst bald ein *Entrepreneur* für den Abbruch gesucht werden. Dieser fand sich in Zimmermeister Johann Maurer, der sich am 15. März bereit erklärte, für 350 fl. den Turm zu übernehmen, in vier bis sechs Wochen abzubrechen und die den Angrenzern versprochenen Ausbesserungsarbeiten an Fassaden und Dächern auszuführen. Daraufhin wurde die Polizeidirektion noch vor Ablauf einer Woche aufgefordert, eine Beschleunigung des Abbruchs zu erwirken und die nötigen Vorsichtsmaßnahmen zu treffen, damit ein Unglücksfall vermieden wird.

Am 27. März 1811, einem Mittwoch, erging an die beiden Turmwächter die Anweisung, am Freitag nachts um zwölf Uhr mit dem Schlagen der Stunden aufzuhören und am folgenden Tag den Turm zu räumen. Beide Türmer, der Schuhmachermeister Johann Paul Merkel und der Heftleinmachermeister Bernhard Moritz Kühner, beklagten nun ihre dürftige Lage. Besonders Kühner war in großer Not, da er in seinem Beruf keinen Verdienst hatte. Er gab zu bedenken, daß er schon seither oft nicht gewußt habe, wie er für sich, seine Frau und seine beiden unmündigen Kinder *das trockene Brod verschaffen könnte*.Da sich beide Türmer als rüstige und wachsame Männer einschätzten, baten sie, ihnen die unbesetzten Türmerstellen auf dem Neutorturm und dem Spittlertorturm mit den dortigen Wohnungen als Unterkunft für ihre Familien zu übertragen.

In den folgenden drei Tagen überstürzten sich die Ereignisse. Als der bevorstehende Abbruch des Laufer Schlagturms durchgesickert war, erklärten sich fünf Nürnberger Handwerksmeister bereit, bei 50 fl. Mehrzahlung den Turm unter den gleichen Bedingungen abzubrechen und die angrenzenden Häuser zu renovieren wie der bisher als alleiniger Interessent aufgetretene Johann Maurer. Deshalb wurde ganz schnell eine Versteigerung angesetzt und der Turm dem Meistbietenden um 510 fl. überlassen. Es war jener Zimmermeister Conrad Martin Maurer, der sich schon zwei Jahre vorher für den Abbruch angeboten hatte. Nach dem Zuschlag gab er allerdings kund, er wolle im allgemeinen Interesse den Abriß mit vier weiteren Mitbietern, einem Steinmetz- und einem Dachdeckermeister sowie noch zwei Zimmermeistern, gemeinsam

[12] StadtAN C 2 Nr. 435, fol. 5–12.

vornehmen. Nur Johann Maurer verzichtete, wahrscheinlich aus Enttäuschung, völlig an einer Teilnahme an den bevorstehenden Arbeiten. Das war am 28. März 1811.

Am nächsten Tag wurde von der Polizeidirektion entschieden, den Türmern vorerst unter Übernahme des Mietzinses bis Walburgis andere kleine Wohnungen anzuweisen und nachts um 12 Uhr wurde wie befohlen der Stundenschlag auf dem Laufer Schlagturm eingestellt.

Aber bereits am folgenden Tag trat etwas ein, mit dem niemand mehr rechnen konnte. Auf eine Anzeige des Rentamtes hin mischte sich plötzlich die Königliche Finanzdirektion des Rezatkreises ein und riß die Zuständigkeit an sich. In einem vom 29. März datierten und am 30. März bei der Polizeidirektion eingegangenen Schreiben führte sie aus: *Da der Verkauf einer Staatsrealitaet ebenso wenig in den Geschäftskreis der Königl.Polizeidirection zu ziehen ist, als er ohne allerhöchste Genehmigung aus dem Königl.Geheimen Ministerium der Finanzen stattfinden darf, so wird der Königl.Polizeidirection zu Nürnberg hiermit befohlen, diesen Verkauf zu sistiren, den beabsichtigten Abbruch des erwähnten Thurmes nicht zu gestatten und binnen 14 Tagen unter Vorlegung der Akten zu berichten, auf welche Veranlassung dieselbe diesen Verkauf unternommen hat*[13]. Gleichzeitig erhielt das Stadtkommissariat den Auftrag, der Polizeidirektion alle eigenmächtigen und unbefugten Einschreitungen in dieser Sache zu verbieten[14]. Somit hatte sich durch die Uneinigkeit der bayerischen Behörden das Blatt gewendet und die Polizeidirektion war gezwungen, die sofortige Einstellung der eben begonnenen Abbrucharbeiten anzuordnen.

Ein von elf Bewohnern des Egidienviertels noch eingereichtes Gesuch auf Erhaltung des Turmes, in dem beklagt wurde, daß erst durch *die Demolitions- und Verkaufs-Maasregeln die Wahrheit des von den Meisten bezweifelten und sehr vielen gar noch nicht bekanntgewordenen Gerüchts* über die Abtragung des Turmes aufkam, wurde nach der angeordneten Arbeitseinstellung einfach abgelegt. Jetzt aber nutzten die nahewohnenden Bürger der Stadt die Gunst der Stunde. Während das Stadtkommissariat eine erste Rechtfertigung für seine Anordnungen abgab, in der von der Baufälligkeit des Turmes die Rede war und die Vorteile nach dessen Abbruch dargestellt wurden[15], startete eine großangelegte Unterschriftenaktion. Dr. von Holzschuher[16] verfaßte eine umfang-

[13] Ebda., fol 17–34.

[14] StadtAN C 1 Nr. 246, fol. 25.

[15] Ebda., fol. 26–30.

[16] Dr. jur. Rudolph von Holzschuher (1777–1861), Konsulent, Appellationsgerichts-Advokat, später Gemeindebevollmächtigter und Landtagsabgeordneter. Er war maßgeblich auch daran beteiligt, die Übernahme der reichsstädtischen Schulden durch den bayerischen Staat zu erreichen. Siehe auch Gerhard Hirschmann: Das Nürnberger Patriziat im Königreich Bayern 1806–1918 (Nürnberger Forschungen 16), Nürnberg 1971, S. 20–22 und 36.

reiche Bittschrift direkt an den König um Belassung des *noch ohne Allerhöchste Ratifikation verkauften und innerlich schon zu demoliren angefangenen Lauferschlagthurms, und um allergnädigste Befehle zur schleunigen Wiederbefestigung des herabgenommenen Schlaghammers sowie zur Fortsetzung der Functionen der auf der Stelle exmittirten Thürmer.* In der ausführlichen, 20-seitigen Begründung wurde die schon begonnene Demolierung des für die Bewohner des Stadtteils so nützlichen Turmes, an dem auch die angrenzenden Häuser ihre Stütze hätten, schmerzlich beklagt. Die Entfernung der Schlaguhr mit der 17 Zentner schweren Glocke sei ein bedeutender Verlust. Wegen der fehlenden Wächter wäre nun die Gefahr gegeben, daß ein Haus schon halb abgebrannt sei, bis endlich Hilfe käme. Angeprangert wurde aber auch in scharfer Weise das Vorgehen der Polizeidirektion und deren besondere Eile beim Vollzug des Abrißplanes: *Daß gerade diejenige Behörde, welche bey dem bedauerlichen Mangel einer, so wie in allen übrigen Städten Baierns organisirten bürgerlichen Repräsentation, einstweilen alleine den Vorstand der Commune ausmacht, derselben selbst, wider ihren Willen, und zu ihrem Nachtheil und Schaden, eine ihr nützlich gewesene Anstalt entziehen will, ist schmerzlich an sich schon, besonders aber durch die Art und Weise, wie dieses geschah – nemlich ohne Vorwißen und Erlaubnis der Allerhöchsten Behörde, dann ohne alles Gehör der Commune selbst – sogar mit stiller Niederschlagung derjenigen Vorstellungen, welche bereits von einigen Gassenhauptleuten bey ihr zu Protokoll gebracht wurden*[17]. Diese von der enormen Zahl von 489 Bürgern und Einwohnern im Distrikt des Laufer Schlagturms unterzeichnete Petition[18] zeigte bald ihre Wirkung.

Zunächst traten die Erwerber des Turmes unter Anforderung ihrer Auslagen von 14 fl. vom Kauf zurück, da die Übernahmebedingungen auf einen sofortigen Abbruch abgestellt waren. Dann kam aus München die Bestätigung über die Rechtmäßigkeit der Anordnung, den Turm nicht abzubrechen, weil er noch zum Finanzvermögen gehört. Für alle Beschädigungen wurde die Polizeidirektion verantwortlich gemacht[19].

Überraschend für Stadtkommissariat und Polizeidirektion, die beide trotz der angeordneten Einstellung der Arbeiten immer noch die Abbruchgenehmigung erwarteten, forderte dann am 1. Mai 1811 die Finanzdirektion des Rezatkreises das den Turm verwaltende Rentamt in Nürnberg auf, aufgrund der wiederholten Vorstellungen der Bewohner wieder mit dem Stundenschlag auf dem Laufer Schlagturm zu beginnen, wenn damit nicht besondere Kosten ver-

[17] Über die Auseinandersetzung wegen der vom Nützlichkeitsdenken bedrohten Denkmäler und die Spannung zwischen dem Selbstbestimmungswillen der Bürgerschaft und der wenig geliebten Polizeidirektion siehe Norbert Götz: Um Neugotik und Nürnberger Stil (Nürnberger Forschungen 23), Nürnberg 1981, S. 15.

[18] Eine Abschrift der Petition befindet sich im StadtAN C 2 Nr. 435, fol. 45 f.

[19] Ebda., fol. 38.

bunden sind. Verärgert wies das Stadtkommissariat darauf hin, daß die Wiedereinführung des Stundenschlags auf dem Turm eine rein polizeiliche Maßnahme sei, die solange nicht gestattet werde, bis die Abtragung des Turmes verbindlich verworfen ist. Im übrigen behalte es sich vor, die Schlaguhr zweckmäßigerweise auf den Laufer Torturm zu versetzen[20]. Auch Polizeidirektor Wurm hielt das Anschlagen der Stunden auf dem Turm ausschließlich für einen Polizeigegenstand, welcher die Finanzbehörde nicht tangiert. Deshalb habe er dem Türmer nicht erlaubt, mit seiner Funktion wieder zu beginnen. Er vertrat die Meinung, was auch den Vollzug des Abbruches gehemmt haben mag, *so wird doch nimmermehr die gänzliche Suspension der Demolirung selbst erwartet werden können*[21]. Doch er täuschte sich.

Als er diese Ansicht äußerte, war die endgültige Entscheidung längst gefallen, nur noch nicht in Nürnberg eingetroffen. Denn durch allerhöchste Entschließung vom 19. April 1811 war nicht nur die bereits getroffene *Inhibition wegen Abtragung* des Turmes, sondern auch *die fernere Beybehaltung dieses für einen großen Theil der Gemeinde nöthigen Thurms, worin die Uhr sich befindet, allergnädigst genehmiget worden*[22]. Deshalb verlangte das Innenministerium[23], den vorherigen Stand wieder herzustellen. Da blieb sowohl dem Stadtkommissariat als auch der Polizeidirektion nichts anderes übrig, als die Wiederaufnahme des Stundenschlags und das Zurückbringen der weggeschafften Feuergerätschaften an ihren ursprünglichen Aufbewahrungsort anzuordnen[24]. Als die Türmer am 14. Mai 1811 nachts 1 Uhr nach sechs Wochen Pause neuerdings durch Schlagen der Glocke die Stunden verkündeten, war der Laufer Schlagturm dank eines Behördengerangels und eines anschließenden, erfolgreichen Einspruchs der Bürgerschaft gerade noch vor dem Abbruch bewahrt geblieben.

Die Polizeidirektion konnte am 18. Mai 1811 lediglich ihre Handlungsweise erläutern. Ihrer Meinung nach wäre im Falle des Abbruches für das Staatsvermögen ein mannigfaltiger Nutzen entstanden, u. a. durch Einsparung der Türmer. Schließlich wären auch in München und in Bamberg schon Türme abgebrochen worden. Polizeidirektor Wurm brachte dabei auch persönliche Ressentiments zum Ausdruck. Die bei der Eingabe der Bürger vorgebrachten Einwände seien *blos das Product einiger unruhiger Köpfe, welche durch Aufhetzung von Seite eines widrig gesinnten Individuums noch mehr in Hitze*

[20] StadtAN C 1 Nr. 246, fol. 34–37. Die Landbauinspektion hatte festgestellt, daß sich der Laufer Schlagturm seit seiner Entstehung sehr gut erhalten habe. Nur das auf der Spitze aufgesetzte Glockenhäuschen sei etwas schadhaft. Eine Reparatur war auf etwa 40 fl. veranschlagt. Ebda., fol. 41.

[21] StadtAN C 2 Nr. 435, fol. 40–41.

[22] StadtAN C 1 Nr. 246, fol. 38.

[23] Es bezog sich dabei ebenfalls „auf Beschwerde eines Theils der Bürgerschaft zu Nürnberg".

[24] StadtAN C 2 Nr. 435, fol. 42.

gebracht worden sind. Der Advokat v. Holzschuher, von dem Beginnen seiner praktischen Laufbahn an der Maxime folgend, jeder Abänderung bestehender älterer Einrichtungen und Formen sich zu widersetzen, hat auch in dem vorliegenden Fall, wo es sich davon handelte, ein unnützes und lästiges Gebäude zum allgemeinen Vortheil wegzuschaffen, seinen Charakter nicht verleugnet, sondern hierbei wieder an jene Protestation erinnert, die er dortmals gegen den Abbruch eines auf dem Rathhaussaal angebrachten Gitters[24a] *im Namen eines Theils der vormaligen Nürnbergischen Staats-Creditorschaft eingelegt hat. Blos blinde Anhänglichkeit an das Alte und insonderheit an gewohnte äußere Formen – eine Krankheit, die gebornen Reichsstädtern vorzüglich eigen zu seyn scheint – hat die vorliegende Bittschrift dictirt . . .* Wurm bezweifelte die Rechtmäßigkeit mancher Unterschriften und wunderte sich, *daß man diesem seichten Product ein Gewicht durch die vielen Namens-Unterschriften anhängen wollte, welches – wunderbar genug – auch wirklich von allerhöchster Stelle beherziget wurde, ohne daß man den anderen Theil nur zu hören für nöthig fand.* Er sah durch die getroffene Entscheidung seine Amtsautorität untergraben und konnte sich nicht verkneifen, auf die höchst nachteiligen Folgen hinzuweisen, *wenn dem auf bloße Grille und unvernünftige Anhänglichkeit an alles Alte sich gründenden Verlangen einiger unruhiger, von Vorurtheil beherrschter Köpfe in solcher Art nachgegeben wird, daß diese Menschen über das Königliche Commissariat sowohl als über die Polizei-Direktion gleichsam einen Sieg davongetragen zu haben glauben können*[25].

Das Stadtkommissariat übernahm in seiner Rechtfertigungsschrift vom 6. Juni 1811 weitgehend die schon von der Polizeidirektion vorgebrachte Begründung und bemerkte verärgert, ohne Einmischung der Finanzdirektion wäre jetzt der Laufer Schlagturm zur allgemeinen Zufriedenheit schon abgetragen. Da es immer noch nicht an die Endgültigkeit der Ablehnung glaubte[26], stellte es erneut Antrag auf Abbruch beider Türme, ohne eine Antwort zu erhalten. Die Zuordnung von Weißem Turm und Laufer Schlagturm im Oktober 1811 zum Kommunalvermögen, veranlaßte das Stadtkommissariat, die Angelegenheit am 28. Februar 1812 nochmals in Erinnerung zu bringen, jedoch erneut ohne Erfolg[27]. An der Funktion des Laufer Schlagturms als Uhr-

[24a] Gemeint ist hier das Peter-Vischer-Gitter.

[25] StadtAN C 1 Nr. 246, fol. 48 f.

[26] Ein Vermerk im Bauetat 1812/13 zum Weißen Turm und Laufer Schlagturm deutet darauf hin, daß die maßgeblichen Verwaltungsbehörden in Nürnberg noch einige Zeit mit deren Einlegung rechneten: „...alles was für diese ohnedem ganz zweckwidrig beibehalten werden müßende Thürme nicht durchaus nothwendig ist, auf nächstes Jahr verrschoben werden muß." StadtAN C 1 Nr. 190.

[27] StadtAN C 1 Nr. 246, fol. 57 f. Erwähnt sei noch, daß Landbauispektor Keim in einem Gutachten von 27. Mai 1811 ausführte: „Ob die durch den Abbruch des Thurms übrig bleibende Form sich der Einbildung angenehm darstellen würde, ist deswillen sehr zu bezweifeln, weil die Form des leeren Raums eine unverhaeltnißmäßige Höhe zur Breite hat... So unansehnlich und

und Feuerwachturm und damit an seinem Bestand ließ sich nichts mehr ändern, und auch der Weiße Turm, dessen *altes, häßliches Aussehen* vom Stadtkommissariat nach wie vor als störend empfunden wurde, blieb wegen der fehlenden Ermächtigung zu seiner Entfernung unbehelligt.

Auch die Einlegung des Männerschuldturms war schon angeordnet

Nun wandte sich die Abbruchinitiative der Polizeidirektion einem anderen, als *Bruchstück* bezeichneten Teil der vorletzten Stadtmauer zu, dem Männerschuldturm und dem südlich von ihm die Pegnitz überspannenden Mauerzug. Männer- und Frauneneisen waren bereits am 30. Mai 1810 zum Verkauf vorgesehen gewesen, da ihre Funktion als Gefängnis durch den 1809 begonnenen Ausbau des ehemaligen Spießhauses über dem Pegnitzausfluß zu einer modernen „Fronveste" ersetzt werden sollte[28]. Während der am Südufer der Pegnitz stehende Turm Weibereisen im Sommer 1810 größtenteils zum Abbruch kam, wurde das Männereisen vorerst weiterhin zur Verwahrung von Arrestanten benötigt.

Am 12. April 1812 stellte nun die Nationalgarde III. Klasse[29] den Antrag, anstelle des besonders für die Bewohner der Lorenzer Stadtseite zu entlegenen Judenbühls die Insel Schütt für ihre Übungen herzurichten. Die Anregung wurde bereitwillig aufgenommen. Die Insel Schütt sollte planiert und die Errichtung einer neuen Allee zur Promenade mit der Schaffung eines Exerzierplatzes verbunden werden. In diesem Zusammenhang erschien es der Polizeidirektion wünschenswert, zur Verschönerung der Umgebung den alten Mau-

beschraenkt der gegenwärtige Durchfarths-Bogen ist, so ist es ein mit allen seinen Theilen übereinstimmendes Ganzes, dessen Ursachen seiner engen Begrenzung theils im Charakter der damaligen Bau-Art und in dem Bedürfniß lag, dessen Erzeugung diese Durchfarth zu verdanken hat: man erblickt und faßt zugleich den beschrenkten Raum des Thors mit der Ursache, welche die Form so und nicht anders gebildet, es ist eine auffallende Grenze der alten Stadt, und der äußere Theil bleibt durch diese Trennung der ordentlichen Verbindung eine Vorstadt... Da heutiges Tags der Zweck die Haupt-Sache, die Schoenheit nur Neben-Sache ist, so waere es auch bei gegenwärtigen Fall nicht remarquable, dieselbe zurück zu sezen... Wollte man aber die Schönheit mit dem allgemeinen Nuzen verbinden, so wären die nahegelegenen...Gebaeude zu erkaufen und mit dem Ganzen abzubrechen." Die Durchführung dieser Anregung hätte aber etwa 18.000 fl. erfordert und kam schon deshalb in jener Zeit nicht in Betracht. Ebda., fol. 56.

[28] Siehe auch Erich Mulzer: Vom Spießhaus zum Wohnheim, in: Nürnberger Altstadtberichte 13 (1988), S. 72.

[29] Es handelte sich um die Bürger- oder Landwehr, die nur für ihren Bezirk zum Sicherheitsdienst verpflichtet war. Das Nürnberger Bürgermilitär bestand aus vier Batallionen Füsiliere mit je einer Grenadierkompagnie, zwei Schützenkompagnien, einer Schwadron Kavallerie und einer Artilleriekompagnie mit vier Geschützen. Siehe Joh. Paul Priem: Die Geschichte der Stadt Nürnberg, Nürnberg 1875, S. 335. Die Bürgerwehr in Nürnberg zählte im Jahre 1811 insgesamt 1966 Mann. StAN, Reg. v. Mfr., KdI. Abg. 1900, Nr. 4628.

erzug endlich abzureißen. Da jedoch das Männereisen immer noch als Arrestlokal diente, hatte der Staat beim Ausscheiden des Kommunalvermögens das Eigentumsrecht an diesem Komplex weiter behalten. Erst als die mögliche Verlegung der Inhaftierten absehbar wurde, folgte am 18. Juli 1812 die Übertragung ins Kommunalvermögen mit der Anordnung, das Männereisen auf Abbruch zu verkaufen, sobald es als Gefängnis nicht mehr benötigt werde[30].

Zunächst erfolgte in der Zeit vom 28. September bis 14. November 1812 mit dem Abriß des Restes des ehemaligen Weibereisens die Einlegung der die Pegnitz überspannenden Schwibbögen mit dem alten Wehrgang. Allerdings hatte sich wegen des nur mit sehr großem Aufwand zu entfernenden, ins Wasser eingebauten Gemäuers der Verkauf an eine Privatperson zwecks Abbruch nicht durchführen lassen, so daß 424 fl. 19 1/4 kr. aus der Kommunalkasse bezahlt werden mußten. Die vorgesehenen weiteren Abbrucharbeiten verzögerten sich dann jedoch, da immer noch kein anderweitiger Verwahrungsort für die Arrestanten des Landgerichts zur Verfügung stand und der dafür ausersehene Wasserturm am Henkersteg dazu erst hergerichtet werden mußte.

So war es erst im Juli 1814 möglich, die beiden Mauerbögen auf der Insel Schütt und die kleineren Anbauten am Turm einzulegen. Der bereits zum Abriß freigegebene, laut Bauinschrift im Jahre 1323 erbaute Männerschuldturm blieb jedoch äußerlich unangetastet,weil jetzt plötzlich festgestellt wurde, seine Abtragung sei *mit ungeheuren Kosten* verbunden, welche ein Erlös aus dem Verkauf des Abbruchmaterials nicht decken würde. Nur zur Verschönerung wollte man aber kein Geld mehr ausgeben[31]. Nach dieser Entscheidung stand der Turm zwar jetzt isoliert da, aber er hatte durch seine feste Bauweise der schon erteilten Anordnung zu seiner Zerstörung getrotzt.

Den verwehrten Abbruch des Laufer Schlagturms konnte dagegen Polizeidirektor Wurm immer noch nicht verwinden. Am 2. Januar 1813 griff er in seinem Jahresbericht für das Etatjahr 1811/12 das Thema erneut auf: *Zwey unnütze alte Thor-Thürme, welche die frequentesten Straßen verengen, die Passage und den freien Luftzug hemmen, nehmlich der s. g. Weiße Thurm und der Laufer Schlag-Thurm werden hoffentlich bald abgetragen werden.* Wurms Vorschläge gingen aber noch weiter. Er wies außerdem darauf hin, daß die Stadt immer noch eine 36 bis 40 Fuß hohe Mauer umgibt sowie ein sehr tiefer Graben. *Die Abtragung der ersteren scheint für das Gesundheitswohl Bedürfnis zu seyn, und die Auffüllung des Stadtgrabens und Verwandlung desselben in Promenaden und Gartenanlagen ist sehr zu wünschen*[32]. Doch die politischen und kriegerischen Ereignisse ließen seine Anregungen vorerst im

[30] StadtAN C 1 Nr. 193.
[31] Ebenda.
[32] StAN, Reg. v. Mfr., KdI. Abg. 1900, Nr. 4628.

Sande verlaufen. Als Wurm am 17. Juli 1817 bei der Regierung des Rezatkreises erneut die Einfüllung des Stadtgrabens und die Abtragung der gesamten Stadtmauern – mit Ausnahme der vier runden Türme als Wahrzeichen und Zierde der Stadt – vorschlug, führte er dazu vier einleuchtende Gründe an: 1.) Die Stadtbefestigung eigne sich inzwischen nicht mehr zur Verteidigung[33]. 2.) Sie sei an vielen Stellen einsturzgefährdet, was große Gefahren an Leib und Gut in sich berge. 3.) Der Erhalt der Mauern erfordere hohe Unterhaltskosten. 4.) Bei einer Demolierung würde vorzügliches Material zur Errichtung von neuen, schönen Gebäuden anfallen. Die Antwort lautete jedoch lapidar: So sehr die Durchführung der Vorschläge nach polizeilichen Ansichten zu wünschen wäre, so erfordere doch die allgemeine Sicherheit des Staates den Fortbestand der Stadtumwallung[34].

Georg Hieronymus Bestelmeier und seine Initiative zum Abbruch des Weißen Turms

Weißer Turm und Laufer Schlagturm aber gehörten nicht zur letzten Stadtumwallung, die für Verteidigungszwecke noch beibehalten werden sollte. So kam es 1820 erneut zu dem Vorschlag, den Weißen Turm abzubrechen. Doch diesmal ging die Initiative nicht von Polizeidirektor Wurm aus, der bei Inkrafttreten der neuen Gemeindeordnung mit Magistratsverfassung seine Tätigkeit in Nürnberg beendet und am 29. November 1818 die Stadt verlassen hatte[35]. Nunmehr gab ein Privatmann, der Nürnberger Kaufmann Georg Hieronymus Bestelmeier den Anstoß. Am 20. Juli 1820 schrieb er dem Nürnberger Magistrat, daß er schon lange den Wunsch hege, den Weißen Turm abtragen zu dürfen, da dieser einen unfreundlichen Anblick gewähre. Auch in München seien schon ein paar alte Türme abgebrochen worden[36]. Wie kam nun gerade dieser angesehene Nürnberger Geschäftsmann dazu, sich für den Abbruch des Weißen Turmes so stark einzusetzen? Sein Lebensweg macht seine moderne Einstellung verständlich.

Georg Hieronymus Bestelmeier[37] wurde am 29. September 1764 in Nürn-

[33] Polizeidirektor Wurm schrieb in seinem Bericht über die Verteidigungsbereitschaft in Nürnberg in sehr drastischer Form, daß sich von 1809–1813 Garnison und Kommandantschaft immer schon bis zum letzten Mann fortgezogen hätten, wenn sich nur an der Grenze des Reiches feindliche Truppen zeigten.

[34] StAN, Reg. v. Mfr., KdI Abg. 1932, Tit. X, Nr. 155.

[35] Hirschmann: Ära Wurm (wie Anm. 5), S. 300.

[36] StadtAN C 2 Nr. 435, fol. 66.

[37] Diese Schreibweise seines Namens verwendete er selbst. Er ist nicht identisch mit dem Tabakfabrikanten und Landtagsabgeordneten Georg Bestelmeyer, der von 1839–1849 auch zweiter Bürgermeister von Nürnberg war.

berg als Sohn eines Bierbrauers geboren und lernte bei seinem Paten als Kaufmann. Schon in jungen Jahren eröffnete er ein eigenes Galanteriewarengeschäft. Durch geschickte Geschäftsführung und ein mit auswärtigen Erzeugnissen angereichertes, umfangreiches Sortiment gelangte er bald zu Wohlstand und Ansehen, so daß ihn die Franzosen im August 1796 beinahe als eine der fünfzehn Geiseln für die nicht vollständig bezahlte, der Stadt auferlegte hohe Kontribution mitgenommen hätten[38].

Bereits ab 1793 gab Bestelmeier bebilderte Kataloge über die von ihm geführten Waren heraus, die er jährlich erneuerte. Alle darin genannten Artikel waren stets vorrätig. Besonders die neben den Galanteriewaren in reichlicher Auswahl angebotenen Spielwaren hatten einen weitverbreiteten vorzüglichen Ruf. Bestelmeiers Magazin kann mit gutem Recht als ein Vorläufer der modernen Waren- und Versandhäuser bezeichnet werden, denn ab 1802 nahm Bestelmeier auch Möbel in sein Sortiment auf[39]. Deswegen bekam er allerdings starke Differenzen mit den Nürnberger Schreinern, die befürchteten, Bestelmeier würde für sein Magazin auch Möbel von auswärts beziehen und diese dann zu ihrem Nachteil verkaufen. Da sie ihm nur den Handel mit den von ihnen gefertigten Erzeugnissen zugestehen wollten, kam es zu einem zehnjährigen Prozeß, der von dem Schreinerhandwerk leidenschaftlich und erbittert geführt wurde und letztendlich mit einem Vergleich endete[40].

Im Mai 1807 erwarb Bestelmeier die leerstehende, zum Verkauf ausgeschriebene Barfüßerkirche um 5000 fl., ließ den größten Teil des Langhauses abbrechen[41] und innerhalb nur eines Jahres an seiner Stelle ein stattliches neues Gebäude errichten, das er teils als Wohnhaus, hauptsächlich aber zur Einrichtung seines schön geordneten Mode-, Möbel- und Galanteriewarenmagazins benützte[42]. Dieses Bestelmeiersche Magazin enthielt nunmehr nahezu alles, was sich die Nürnberger damals wünschten: Möbel, Tapeten, Lampen,

[38] Emil Reicke: 125 Jahre Gesellschaft Museum Nürnberg, Nürnberg 1935, S. 35 f. Nur weil er dem Sekretär des Kommandanten auf dessen Verlangen englisches Reitzeug und sonstige Waren, dem Kommandanten selbst aber 10 Karolins geben konnte, wurde er wieder freigelassen. – Über die Geiselnahme des französischen Revolutionsheeres berichtet Gerhard Hirschmann: Zwischen Frankreich, Preußen und Bayern. Die Lebensschicksale der Brüder von Neu in Nürnberg an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, in: MVGN 64 (1977), S. 231–237.

[39] Exemplare von Bestelmeierschen Katalogen noch aus dem 18. Jahrhundert befinden sich in StB Nürnberg: NOR. 774/1 u. 2 (1793/4) und NOR. 5675 (1798). Diese Musterbücher erschienen in deutscher und französischer Sprache.

[40] Ernst Mummenhoff: Das Handwerk im Kampf gegen die ersten Regungen der Gewerbefreiheit, in: Fränkischer Kurier vom 11. 2., 25. 2., 11. 3., 1. 4., 22. 4. und 13. 5. 1922.

[41] Der Chor der Kirche blieb damals noch in seiner ganzen Ausdehnung erhalten. Lediglich durch eine Zwischendecke unterteilt, diente er als Lagerraum. Jetzt befindet sich auf dem Grundstück Königstraße 3 das Gebäude der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank.

[42] Reicke (wie Anm. 38), S. 37. Das Gebäude konnte bereits im Juni 1808 bezogen werden.

Spiegel, Uhren, Teppiche, Vorhänge, aber auch Schreibzeug, Regenschirme, Brieftaschen, Sattelzeug, Musikinstrumente und natürlich allerlei modisches Zubehör. Ein „geheymer Sekretair" und eine Festung mit Bombardement waren ebenso zu finden wie eine „Elektrisir-Maschine", ein Mönch und eine Nonne, welche die Witterung anzeigten, ein von Glas geblasenes Menschenauge oder Hühneraugen-Tropfen, um nur einiges zu nennen[43].

Jahrzehntelang bildete das Bestelmeiersche Magazin eine besondere Sehenswürdigkeit von Nürnberg, das damals ansehnliche Ladengeschäfte noch kaum kannte. Selbst Kronprinz Ludwig von Bayern stattete ihm anläßlich seines ersten Aufenthaltes in Nürnberg Ende Dezember 1810 einen Besuch ab[44]. Im Wohnhaus Bestelmeiers, dem modernsten in der Stadt, nahm vom 6. bis 12. April 1809 Marschall Davoust sein Quartier und auch Zar Alexander I. von Rußland stieg auf seiner Rückreise nach Petersburg nach Abschluß des zweiten Pariser Friedens dort ab[45].

Bestelmeier war im Juni 1809 noch ein anderer glücklicher Schachzug gelungen. In seinem Bestreben, die Umgebung seines Wohn- und Geschäftshauses aufzuwerten, hatte er auch das seit dem 20. August 1808 unbenutzte, benachbarte ehemalige reichsstädtische Zucht- und Arbeitshaus für 3600 fl. erworben. An dessen Stelle ließ er für die Gesellschaft Museum, einer von angesehenen Nürnberger Bürgern neugegründeten gesellschaftlichen Vereinigung, mit einem Kostenaufwand von 60 000 fl. auf Aktienbasis ebenfalls ein neues Gebäude errichten. Durch Einrichtung von Lese-, Spiel- und Konversationszimmern sollte es zur geselligen Zusammenkunft der über 300 Mitglieder dienen. Das „Ameublement" stellte Bestelmeier selbst[46]. Die beiden nun nebeneinander liegenden, durch Bestelmeier in klassizistischem Stil errichteten Gebäude waren in jenen Jahren die einzigen privaten Neubauten in Nürnberg.

Bestelmeier hatte schon 1812 eine Allee vom Frauentor nach St. Peter angeregt, doch war der Plan nicht zur Ausführung gelangt. Nach den Hungerjahren 1816–18 und der eingetretenen Selbstverwaltung der Stadt setzte sich nun Bestelmeier engagiert für eine Verschönerung Nürnbergs ein. Im Frühjahr 1819 ergriff er die Initiative zur Schaffung einer Allee vom Spittlertor bis zum

[43] StB Nürnberg, Amb 147. In diesem Katalog, mit Bleistift bezeichnet „aus dem Jahre 1807", sind 1350 Artikel abgebildet und beschrieben. Am Schluß ist sogar das Angebot unterbreitet: „Von sämmtlichen Meubeln werden für Personen, die wegen zu weiter Entfernung keine kommen lassen können, kleine Meubeln gemacht, die man als Modell oder Spielwaaren gebrauchen kann. Ja man kann ein ganzes Meubel-Magazin im Kleinen haben."

[44] Priem (wie Anm. 29), S. 333. Am 5. Juni 1823 besichtigten auch König Max I. Joseph von Bayern und Königin Karoline das Bestelmeiersche Magazin. Ebda., S. 384.

[45] Ebda., S. 325 und S. 354.

[46] Reicke (wie Anm. 38), S. 25. Das im Mittelrisalit von einem Dreiecksgiebel bekrönte Gebäude war bis zu seiner Zerstörung durch Luftkriegseinwirkung im Jahre 1945 ein Hort der Geselligkeit und Unterhaltung.

Neutor sowie der Bepflanzung der angrenzenden Plätze nach dem Vorbild englischer Gärten. Er erwarb eine öde Fläche vor dem Spittlertor, ließ nach Abstimmung mit den Militärbehörden an drei Stellen die alten Schanzen abtragen[47] und mit Unterstützung vieler Spender insgesamt 1110 Pappelbäume und 7600 Sträucher setzen[48], dazu Steine als Ruhebänke aufstellen[49]. Kaum war dieses Vorhaben am 1. Mai 1819 vollendet, gab er auch schon sein Bestreben kund, mit Unterstützung der Einwohner die Promenade bis zum Laufertor fortsetzen zu wollen und den Kuhberg wegen der dortigen schönen Aussicht in eine englische Anlage umzuwandeln[50].

In seinem Antrag vom 20. Juli 1820 auf Abbruch des Weißen Turms erblickte Bestelmeier in der von ihm gewünschten Entfernung eines nicht mehr erforderlichen Reliktes aus alter Zeit nur eine Fortsetzung seiner Maßnahmen zur Verschönerung Nürnbergs. Als erfolgreicher Kaufmann sah er nüchtern die dabei anfallenden Probleme: Kosten, Einigung mit den Eigentümern der angrenzenden Häuser und Versetzung der Schlagglocke. Bestelmeier errechnete einen Kostenaufwand von 7000 fl. und erklärte sich bereit, diesen Betrag in vier Jahresraten von dreimal 2000 fl. und einmal 1000 fl. ab dem Jahre 1821 aufzubringen. Damit wollte er folgende Maßnahmen finanzieren: a) Abtragung des Weißen Turms und dafür – wohl gewitzigt durch die seinerzeitige Argumentation beim Laufer Schlagturm – entweder den Bau eines zweiten Turms an der Jakobskirche, auf dem ein Mann zur Bedienung des Schlagwerks der Uhr wohnen könnte, oder zu diesem Zweck eine Erhöhung des vorhandenen Turms der Jakobskirche. b) Entschädigung der Eigentümer der am Weißen Turm angebauten Häuser und Hüttchen und Durchführung der von ihm bereits detailliert aufgeführten, erforderlichen Baumaßnahmen, u. a. Aufziehen einer neuen Wand, Versetzen eines Stadels und Verschönerung der Fassade der dann voll sichtbaren Tuchmachersherberge. Sollte von der angebotenen Gesamtsumme ein Betrag übrig bleiben, wollte Bestelmeier damit weitere Verschönerungen des Stadtbildes vornehmen, z. B. Renovierung der schlechten Häuschen der Altreißen[50a] und neue Anstriche von Jakobskirche

[47] StadtAN C 6 Nr. 1503.

[48] Zwei Jungen, welche die neue Baumpflanzung mutwillig beschädigten, wurden „mit angemessener Ruthenzüchtigung belegt." Veröffentlicht „zur Warnung für andere" im Allgemeinen Intelligenzblatt der Stadt Nürnberg Nr. XLVII vom 23. April 1819.

[49] StadtAN F 2 (Stadtchronik) Nr. 1. Laut der zwischen S. 124 und S. 125 eingeklebten Abrechnung brachten rund 300 namentlich genannte Spender bei einem Kostenaufwand von 1.441 fl. 29 kr. einen Betrag von 1.406 fl. 23 kr. auf. Die Mehrausgaben übernahm Bestelmeier selbst, verwahrte sich aber gegen die Nachrede, er hätte die Pflanzaktion nur vorgenommen, weil er selbst in dieser Gegend einen Garten besitzt.

[50] StadtAN C 6 Nr. 1503.

[50a] Die Buden der Altreißen, auch Altmacherläden genannt, befanden sich jahrhundertelang hinter der Barfüßerkirche auf die Findel zu. In ihnen wurden alte oder schon getragene oder ausgebes-

und Deutschem Haus. Auch hielt er eine Unterstützung derjenigen Nürnberger Hausbesitzer für wünschenswert, deren Anwesen ein besonders unschönes Aussehen hatten, damit sie zu Fassadenverbesserungen angeregt würden. Zudem führte er an: *Und damit auswärtige Blätter nicht mehr so ungezogen über die gänzliche Verarmung von Nürnberg sprächen, als wachse auf den Straßen Gras, weil kein Leben und Weben mehr wäre, so würde ich durch ein paar Leute vor jenen Häußern das Gras herausreißen lassen, wo sich eines befindet.* Bestelmeier hatte seinen Vorschlag wohl durchdacht und seiner Eingabe eine Zeichnung beigefügt, auf welcher der aufgeklebte Turm hochgehoben werden konnte, damit nach dessen Entfernung der verbreiterte Straßenzug sichtbar wurde. Darüber hinaus unterbreitete er sogar das Angebot, ein Modell des Turmes und seiner Umgebung aus Holz fertigen zu lassen, *damit man ganz genau beurtheilen kann, wie es noch gegenwärtig und wie es werden soll*[51]*!*

Der Magistrat leitete Bestelmeiers Eingabe umgehend an die Gemeindebevollmächtigten zur Stellungnahme weiter, die bereits am 28. Juli 1820 ihre Entscheidung trafen: *Obschon das Kollegium der Gemeindebevollmächtigten den zur Verschönerung hiesiger Stadt so viel beitragenden Vorschlag des Kaufmanns Bestelmeyer dahier auf Abtragung des weißen Thurms mit dem Dank anerkannt, der dessen gutmeinenden Absichten gebührt; so glaubt doch dasselbe, daß dieser Plan, dessen Ausführung immerhin zu wünschen sey, gleichwohl gegenwärtig und bis zu einem günstigeren Zeitpunct hiezu ausgesezt seyn zu lassen*[52]. Deshalb lautete der am 7. August 1820 gefaßte Plenarbeschluß des Magistrats kurz und bündig: *Der Kaufmann Bestelmeyer ist hiernach ablehnend zu bescheiden*[53].

Ein Grund für die Ablehnung war wohl die jetzt in Nürnberg wieder einsetzende Hinwendung zu den Zeugnissen der vergangenen reichsstädtischen Größe, ein anderer vielleicht die Scheu, diese Aktion in die Hand eines einzelnen Bürgers zu legen, von dem zu erwarten war, daß er – nach der bisher von ihm gepflogenen Übung – um neuerliche Zuwendungen bittet. Bestelmeier war über die Abweisung seiner Anregung wahrscheinlich enttäuscht, doch keinesfalls gekränkt, denn er setzte seine Bestrebungen zur Weiterführung der begonnenen Allee entlang des Stadtgrabens fort. Dazu erbat er auch vom Magistrat einen Zuschuß. Doch dieser hatte inzwischen bereits die Bil-

serte Schuhe zum Verkauf angeboten. Siehe Christian Konrad Nopitsch: Wegweiser für Fremde in Nürnberg, Nürnberg 1801, S. 4. – Mit einem Hinweis auf die vielen Fremden, welche in der nahegelegenen Königlichen Bank Geschäfte tätigten, war Bestelmeier damit auch auf Verschönerungen in der unmittelbaren Umgebung seines Magazins bedacht.

[51] StadtAN C 2 Nr. 435, fol. 66–67.

[52] Ebda., fol. 69.

[53] StadtAN C 7/IX Nr. 2, S. 275.

dung einer offiziellen „Kommission für Verschönerungen" beschlossen[54] und angeregt, Bestelmeier in diese einzubinden[55]. So wurde er am 20. Februar 1821 zum Mitglied der Verschönerungskommission mit konsultativem Stimmrecht gewählt, *damit sein ferneres Verschönerungsvorhaben, seine Verdienstlichkeit nicht verkennend, die gehörige Richtung erhalten möge*[56]. Auch als Kommissionsmitglied verfolgte er mit Nachdruck sein Ziel, die begonnene Promenade zu vollenden. Zudem setzte er sich stark für die Verschönerung und Begehung der Anlagen am Dutzendteich ein[57]. Bei seinem Ableben am 2. Februar 1829 wurde er deshalb als Gründer der inzwischen so schön herangewachsenen Anlagen vor der Stadt gewürdigt[58].

Sein Plan, den Weißen Turm abzubrechen, war allerdings nicht zur Durchführung gelangt.

Sechzig Jahre später schien der richtige Zeitpunkt für die Beseitigung des Weißen Turms gekommen zu sein

Weißer Turm und Laufer Schlagturm blieben nun einige Jahrzehnte unbehelligt. Doch die Bevölkerungszahl Nürnbergs hatte sich 1852 gegenüber dem Jahre 1812 bereits verdoppelt und war in ständigem Anstieg begriffen. Der nun auch durch die beginnende Industrialisierung zunehmende Verkehr mit den sich ausdehnenden Vorstädten erforderte den Einbruch mehrerer Breschen in die Stadtmauer, neue „Tore" entstanden[59]. Auch an den Durchlässen des Weißen Turms und des Laufer Schlagturms verdichtete sich das Verkehrsaufkommen und brachte die beiden Türme wieder ins Gespräch.

Im Sommer 1863 begann man die *lästige und gefährliche* Durchfahrt am Weißen Turm zu entschärfen, indem man die Bedeckung des Fischbacharmes nördlich der am Turm angebauten Häuser tiefer legte und dort durch Pflasterung der kurzen Strecke eine brauchbare Fahrstraße schuf. Gleichzeitig wurde eine Einbahnregelung getroffen. Während der stadteinwärts fließende Verkehr weiterhin durch die Torpassage geleitet wurde, hatten die stadtauswärts fahrenden Fuhrwerke jetzt ausschließlich die neugeschaffene Durchfahrt zu benutzen. Diese Fahrbahn war an ihrer engsten Stelle zwar auch nur 21 Fuß

[54] StadtAN C 6 Nr. 1509, Plenarbeschluß vom 19. Juni 1820.
[55] StadtAN C 7/IX Nr. 5, S. 105.
[56] StadtAN C 6 Nr. 1509, fol. 21.
[57] Reicke (wie Anm. 38), S. 37.
[58] StadtAN F 2 (Stadtchronik) Nr. 3, S. 115.
[59] Färber- oder Walchtor (1848), Königstor (1850), Maxtor (1856), Mohrentor (1858), Marientor (1859) und Ludwigstor (1866).

breit, doch brachte die Verkehrsteilung für die lediglich 12 Fuß breite Tordurchfahrt eine merkliche Entlastung[60].

Am Laufer Schlagturm suchte man nach einer ähnlichen Lösung. Dort wurde etwa 50 m südlich der Tordurchfahrt eine Brücke über den alten Schießgraben errichtet und im Januar 1866 zur Benutzung freigegeben. Auch hier wurde fortan nur noch der Verkehr stadteinwärts durch das Tor geleitet, während alle die Stadt verlassenden Fahrzeuge die neue Brücke zu benutzen hatten. Der Bau dieser Brücke zur Verbesserung der Verkehrverhältnisse am Laufer Schlagturm fand jedoch nicht einhellige Zustimmung, da manche Bürger den Turm unverändert als großes Hemmnis betrachteten. Deshalb wurde als Namen für die Brückenüberfahrt sogar *Schildbürger-Thor* vorgeschlagen[61].

Vierzehn Jahre später stand die Errichtung einer Pferdestraßenbahn bevor, deren Linienführung in der Innenstadt durch die beiden alten Stadttürme nicht zu umgehen war. Vordringlich am Weißen Turm schien nun den für die Verkehrssicherheit Verantwortlichen die Zeit gekommen, endlich zu handeln. Schon im März 1878 hatte der Magistrat mit Einverständnis des Gemeindekollegiums einer neuen Baulinienfestsetzung zugestimmt, die den Abbruch des Weißen Turms vorsah. Anfragen, ob dabei hinsichtlich der Feuersicherheit und der Abnahme der öffentlichen Uhr Bedenken bestehen, wurden verneint. Baurat Eickemeyer stellte am 28. Januar 1880 fest: *Der Weiße Thurm selbst hat zwar historisches Interesse, jedoch keinen architektonischen Werth. Zu dessen Beseitigung ist mit Rücksicht auf das Zustandekommen der Pferdebahn auf der Lorenzer Seite und mit Rücksicht auf dessen bevorstehende baldige kostspielige Reparatur jetzt der richtige Moment gekommen.* Er bat, ihn zu Verhandlungen mit den Eigentümern der angrenzenden Häuser wegen Abtretung ihres Vorlandes zur rechtskräftigen Erweiterung der Durchfahrt zu ermächtigen. Während dieser Antrag im Verwaltungsausschuß noch mit 5:3 Stimmen Ablehnung fand, wurde er vom Magistrat zwei Tage später mit 11 gegen 8 Stimmen genehmigt. Gegen den Beschluß hatten 1. Bürgermeister Otto Frhr. von Stromer und 2. Bürgermeister Christoph Seiler gestimmt. Letzterer gab sogar ein Separatvotum zu Protokoll, das wegen seiner Bedeutung in vollem Wortlaut wiedergegeben wird:

Der Entschluß, die Instruktion zu beginnen, schließt den Willen den weißen Thurm einzulegen in sich und deßhalb stimmte ich auch gegen die Instruktion. Gegen Einlegung des weißen Thurmes bin ich entschieden.

1) Verkehrsstörungen bestehen, seit dem für Ein- und Ausfahrt besondere Wege angewiesen sind, keine. Kein Fall wurde amtsbekannt. In den Berech-

[60] StadtAN C 7/I Nr. 5975, fol. 1–2.

[61] StadtAN F 2 (Stadtchronik) Nr. 9, S. 331. Die Brücke wurde gemeinhin Ochsenbrücke oder Grübelsbrücklein genannt.

nungen über die Pferdebahn hat nicht Einer den Durchgang durch den weißen Thurm bedenklich gefunden. Er ist es auch nicht, weil keine Begegnung von Fuhrwerken möglich ist. Ein zwingendes Moment, den Thurm zu beseitigen und einzulegen, besteht sonach nicht.

2) Ohne hiezu gezwungen zu sein, möchte ich unsere an hohen Thürmen ohnehin nicht reiche Stadt nicht eines Thurmes berauben, der, auf allen Abbildungen u. Münzen dargestellt, zu den charakteristischen Merkmalen der Stadt gehört, ein altes Wahrzeichen derselben bildet, bei aller Einfachheit schön in seinen Verhältnißen und durch seinen Anbau merkwürdig ist, schließlich auch bald nur das einzige Merkmal der alten Stadtummauerung ist[62].

3)Noch viel weniger könnte ich das Städtebild zerstören, das jetzt sowohl vom Josephs Platz als vom Spittler Thor her sich darstellt und seinen Abschluß im Thurm hat.

4) Anhänglichkeit an meine Vaterstadt und deren architektonische Formen verbietet mir für den Majoritätsbeschluß zu stimmen. Mein Gefühl sträubt sich gegen eine Verstümmelung des altgewohnten Bildes.

5) Wir haben kaum für das Nöthigste Mittel, verschwenden wir sie nicht für Unnöthiges! Seiler[63]

Diesem Separatvotum schloß sich Rechtsrat von Haller an und wenn sich auch sogleich noch andere Stimmen gegen die Einlegung des Turmes erhoben, die in ihm das charakteristische Bild eines alten Torturmes aus der Glanzzeit der Hohenstaufen sahen und die vorgegebene Baufälligkeit nur als Scheingrund erkannten: Nun schien das Schicksal des Weißen Turms endgültig besiegelt zu sein. Mit Recht mußte befürchtet werden, daß dann bald auch den Laufer Schlagturm das gleiche Los trifft, wie in einem zeitgenössischen Gedicht in Mundart zum Ausdruck kam:

Stoßseufzer des weißen Thurms an seinen Bruder, den Lauferschlagthurm

Brouder Laferschlogthurn sog
Haust's denn Du schon ah vernumma,
Daß ih soll in korzer Zeit
Vo mein alt'n Posten kumma?

Kronk soll ih af amol sei,
Konn mi wärli goar nicht b'sinna,
Wenn mehr an halt nimmer mog,
Nou was mer ah scho wos z'finna.

[62] Seiler spielte hier auf die in jener Zeit voll entbrannte Debatte über den weitgehenden Abbruch der Nürnberger Stadtbefestigung an. Siehe auch Wilhelm Schwemmer: Die Stadtmauer von Nürnberg, Verluste und Erhaltung im 19. und 20. Jahrhundert, in MVGN 56 (1969), S. 424–444.

[63] StadtAN C 7/I Nr. 5975, fol. 43.

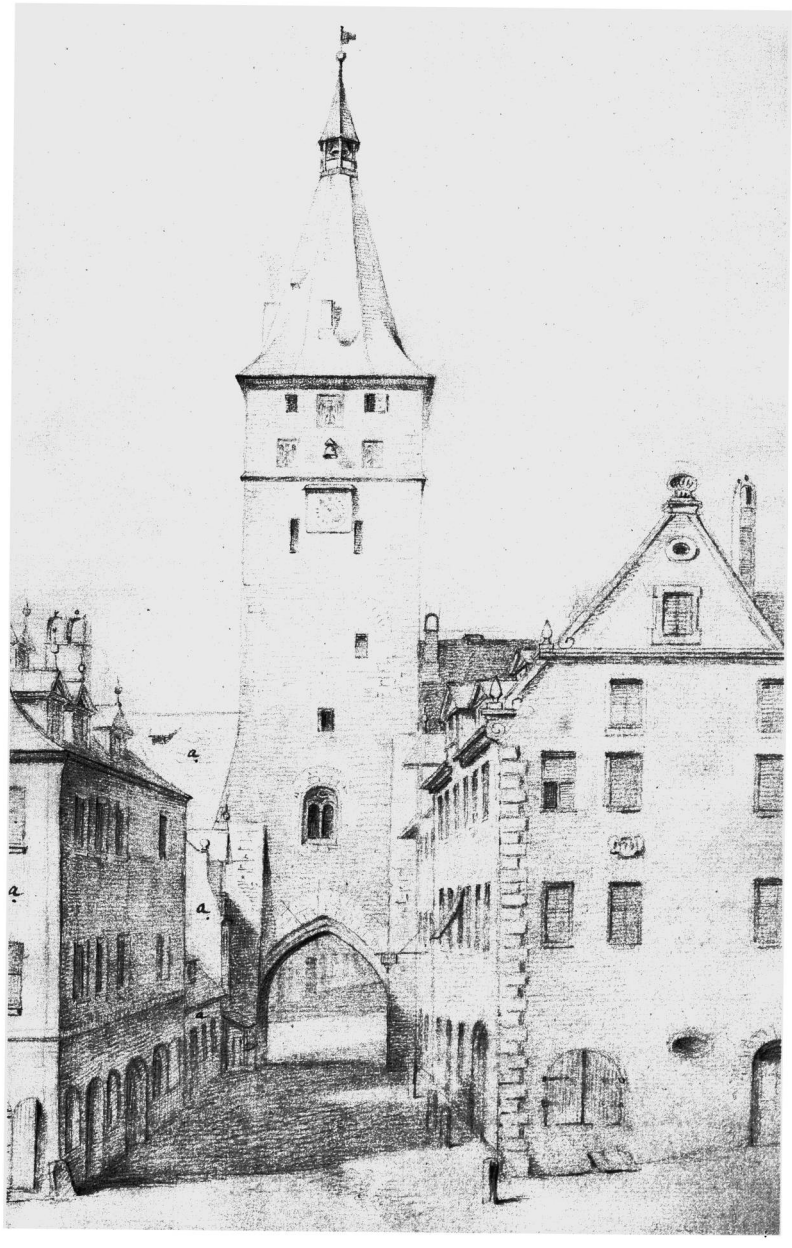

Abb. 1: Die enge Durchfahrt beim Laufer Schlagturm nach einer Zeichnung der Landbauinspektion Nürnberg 1811. Außer dem geplanten Abbruch des Turmes stand die Einlegung der mit a bezeichneten Häuser zur Debatte. StadtAN C 1 Nr. 246

Abb. 2: Die 1907 geschaffenen Durchfahrten südlich des Laufer Schlagturms. Aufnahme von 1909. Hochbauamt Nürnberg-Bildstelle

Abb. 3: Innere Laufer Gasse mit Straßenbahndurchfahrt am Laufer Schlagturm. Aufnahme von 1909. Hochbauamt Nürnberg-Bildstelle

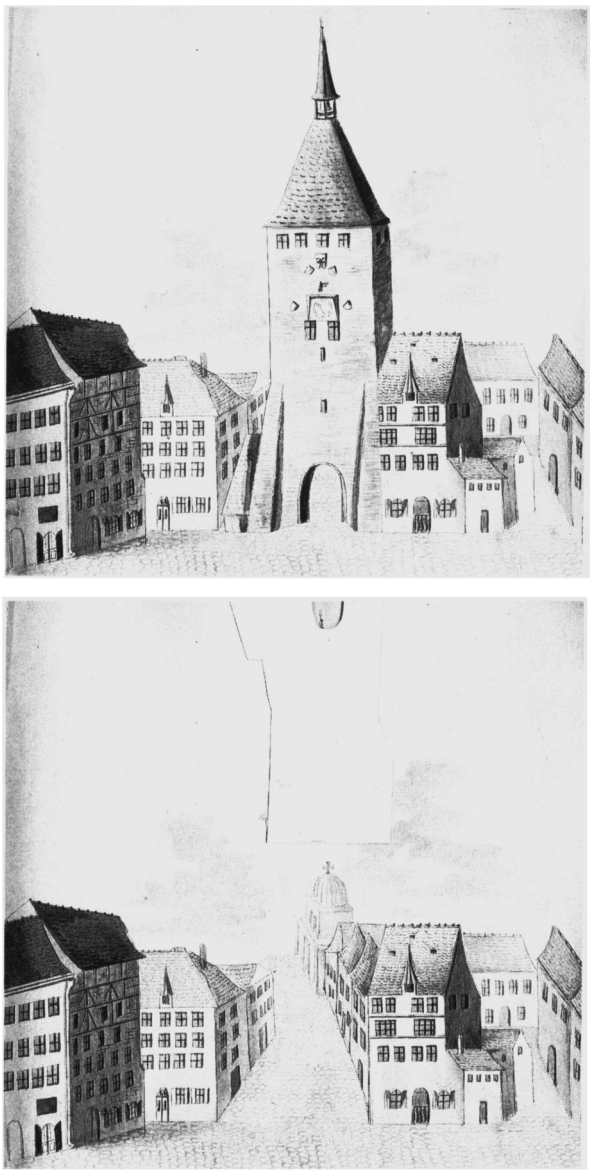

Abb. 4: Von G. H. Bestelmeier 1820 eingereichte Zeichnung.
a) Weißer Turm mit Anbauten von der Stadtinnenseite aus.
b) Hypothetische Ansicht des nach der angeregten Entfernung des Turmes verbreiterten Straßenzuges.
StadtAN C 2 Nr. 435

Abb. 5: Umgebung des Weißen Turmes mit umbauter Barbakane im Jahre 1881 vom Jakobsplatz aus. Hochbauamt Nürnberg-Bildstelle

Abb. 6: Abbruch der südlich an den Weißen Turm angrenzenden, anstelle der früheren Stadtmauer errichteten Häuser im Jahre 1902. Hochbauamt Nürnberg-Bildstelle

Abb. 7: Weißer Turm – Ostseite – mit den 1904 zur Verkehrsverbesserung geschaffenen neuen Durchfahrten. Aufnahme von 1920. Hochbaumt Nürnberg-Bildstelle

Abb. 8: Weißer Turm 1976 während der U-Bahnbauarbeiten auf einer von 30 Stahlpfählen getragenen Betonplatte. Hochbauamt Nürnberg-Bildstelle

Stöih fünfhundert Jouher scho,
Hob mih immer gout betrog'n,
Und der löib'n Burgerschaft
Treuli alle Stund'n g'schlog'n.

Su reißt mer mih öitz bald ei,
Thout si weiter nix d'rum scher'n,
Wenn des Reichsschatzkästla gor
Thout a Grümplkästla wern.

Doch wos nutzt dös Alles dau,
Ka Mensch merkt auf meini Klog'n.
Eierst kum ih, nau nehmes Di,
Alter Brouder, ah ban Krog'n[64].

Baurat Eickemeyer beharrte auf dem Abbruch des Turmes und dreier Häuser und hielt seinen Antrag für eine unabweisbare Notwendigkeit und nur eine Frage der Zeit. Doch wieder kam es anders, als schon beschlossen war. Die Verhandlungen mit den Grundstückseigentümern gestalteten sich infolge von überzogenen Ersatzansprüchen sehr schwierig. Da zudem immer mehr Stimmen für den Erhalt des *geschichtlich wie künstlerisch merkwürdigen, äußerst malerischen alten Bauwerks* laut wurden, faßte der Magistrat am 22. Oktober 1880 den einstimmigen Beschluß: *Wegen der übermäßigen Forderungen, welche die Adjazenten für Abtretung ihres Vorlandes zur rechtskräftigen Baulinie gestellt haben, ist die Einlegung des weißen Thurmes und die Herstellung der Passage nach Maßgabe des rechtskräftigen Baulinienplanes zur Zeit nicht weiter zu verfolgen.* Damit war vorerst der Weiße Turm vor dem Abbruch gerettet und als ein Jahr später der Besitzer eines angrenzenden Hauses sein Anwesen wegen *dem früher oder später doch noch vorzunehmenden Abbruch des weißen Thurms* der Stadtverwaltung zum Kauf anbot, lehnte diese jetzt dankend ab, weil es noch fraglich sei, ob und wann dieses Projekt einmal zur Ausführung gebracht werden kann[65].

Das Bedürfnis zu einer Verbesserung der Verkehrssituation an den beiden alten Tortürmen hielt jedoch nach Einführung der Pferdebahn an. Für diese wurde aus Sicherheitsgründen vor dem Laufer Schlagturm ein Ausweichgleis angelegt und die Ein- und Ausfahrt durch einen Posten abgesichert[66]. An die Pferdebahnkutscher erging die Anweisung, die Durchfahrten langsam zu pas-

[64] Nürnberger Anzeiger vom 3. Februar 1880, Nr. 34, S. 1. Von den dreizehn Strophen des Gedichtes sind hier die Strophen 1–3 und 9–10 wiedergegeben.
[65] StadtAN C 7/I Nr. 5975, fol. 68–70.
[66] StadtAN C 7/I Nr. 17759.

sieren. Als sich 1887 beim Weißen Turm ein schwerwiegenderer Unfall ereignet hatte, wurden dem beteiligten Kutscher mildernde Umstände zuerkannt, *da die Verkehrsverhältnisse am weißen Thurm und am Lauferschlagthurm äußerst bedenkliche und einer Stadt wie Nürnberg ganz unwürdige seien.* Natürlich gab das wieder Veranlassung, in der Presse den Magistrat aufzufordern, er solle im Interesse der gesamten Einwohnerschaft diesen Verkehrshemmnissen endlich einmal energisch zu Leibe rücken, denn es sei wahrhaftig höchste Zeit[67].

Im Jahr darauf kam aus der Bevölkerung der Vorschlag, an der Breiten Gasse, also südlich des Turmes durchzubrechen, was bei gutem Willen möglich wäre. Dann könnte der Turm stehen bleiben und es wäre eine Verbesserung erzielt, ohne daß an diesem *Nationalheiligthum* gerüttelt wird[68]. In einer anderen Veröffentlichung wurde gerügt, daß die Verkehrsstörung am Weißen Turm täglich fühlbarer wird. *Wann wird wohl der hohe Magistrat zu dem Entschlusse kommen, dieses ebenso verkehrsstörende als unschöne Bauwerk zu entfernen?* Die Meinungen wogten hin und her.

Nürnbergs Einwohnerzahl stieg weiterhin in einem enormen Tempo von 142 000 im Jahre 1890 auf 261 000 an der Jahrhundertwende. Dieser anhaltende Trend erforderte verstärkte Anstrengungen der Stadtverwaltung hinsichtlich Wasserversorgung und Kanalisation sowie Neubauten von Gaswerk und Krankenhaus mit hohen finanziellen Aufwendungen. Die Mittel waren deshalb knapp. Trotzdem verdichteten sich ab 1893 die Pläne zum Erwerb der angrenzenden Häuser am Weißen Turm, um das Problem der Enge der Torpassage zu lösen. Nach dem vergeblichen Anlauf im Jahre 1880 war zwar über den zweckmäßigsten Weg noch keine Entscheidung gefallen, doch kristallisierte sich nach dem Ankauf eines weiteren Grundstücks im Februar 1896 heraus, daß der auf der Südseite des Turmes herzustellende Durchgang jedenfalls aus architektonischen und finanziellen Rücksichten zu überbauen wäre[69].

In einer Denkschrift vom 31. März 1897 stellte der seit drei Jahren in Nürnberg amtierende Baurat Carl Weber fest, daß die Nichtdurchführung der 1878 festgesetzten Baulinien für die Durchfahrt am Weißen Turm, welche die Beseitigung des Turmes vorsahen, wohl lediglich auf dem inzwischen lebhafter gewordenen Verständnis für die Bedeutung alter Bauwerke für die Gestaltung von Städtebildern beruhe. Weiter führte er an, *daß das Verständniß für derartige Schönheiten in neuester Zeit sich insoferne weiter entwickelt hat, als man die Belassung der Überreste aus älterer Zeit an sich nicht mehr für das richtige hält, wenn es nicht gleichzeitig gelingt, auch den Charakter ihrer Umgebung thunlichst zu erhalten.* Eine Freilegung und die Herumführung von breiten

[67] Allgemeine Vereinszeitung vom 5. Juli 1887, Nr. 155.
[68] Generalanzeiger vom 8. September 1888, Nr. 173.
[69] StadtAN C 7/I Nr. 5975, fol. 131.

Verkehrsstraßen beim Weißen Turm würde die geschlossene Wirkung des Straßenbildes vollständig aufheben und dem letzteren einen wesentlichen Bestandteil seiner malerischen Reize nehmen. Baurat Weber regte deshalb an, die Häuser an der Südseite des Turmes abzubrechen und dafür einen Neubau zu errichten, der das seitherige geschlossene Straßenbild wahrt, dessen Erdgeschoß jedoch durch zwei große Durchfahrten dem Verkehr nutzbar gemacht wird. Gleichzeitig legte er bereits zwei von Architekt Seegy ausgearbeitete Projektplanungen vor[70].

Damit hatte sich das Blatt gewendet. Obgleich der Bebauungsplan vom 14. März 1878 immer noch Rechtskraft hatte, welcher die Entfernung des Turmes vorsah, stand von jetzt an dessen Abbruch nicht mehr zur Debatte und auch nicht ein Durchbruch in Form einer Bresche. Favorisiert war endgültig eine Überbauung mit zusätzlichen Durchfahrten. Doch erst im Jahre 1901 waren alle Rechts- und Grundstücksfragen geklärt. Im Jahre darauf konnte mit dem Abbruch der alten Häuser und mit dem Neubau begonnen werden und am 28. Mai 1904 passierte der erste Straßenbahnwagen die neue Durchfahrt neben dem Weißen Turm[71].

Am Laufer Schlagturm verfuhr man konform. Auch hier hatte die Stadtverwaltung von 1899 bis 1903 mehrere neben dem Turm liegende Privatanwesen erworben, um neue Durchfahrten und Durchgänge schaffen zu können. Die Einweihung des Neubaues erfolgte am 13. November 1907, nachdem die Durchfahrten für die Straßenbahn und die Fuhrwerke schon vorher schrittweise freigegeben werden konnten[72]. Nicht nur beide Türme waren bei dieser freilich etwas kostspieligen Lösung zu einer besseren Verkehrsführung erhalten geblieben, sondern auch die Geschlossenheit des Stadtbildes.

Noch im Jahre 1886, als die beiden alten Tortürme *unter die erste Klasse von Verkehrshindernissen* eingereiht worden waren, die vordringlich einzureißen sind, hieß es über sie: *Zwar sind es zwei ehren- und noch im Uebrigen sehr feste Burschen, der Weiße und der Lauferschlagthurm; aber darüber kann doch wohl nicht der Hauch eines Zweifels bestehen, daß sie in fünfzig, ja wohl schon in zehn Jahren aufgehört haben werden, zu sein*[73].

Der Schreiber irrte sich. Beide Türme stehen nach mehr als hundert Jahren seit jener Veröffentlichung immer noch fest auf Nürnbergs Boden. Sie haben

[70] Ebda., fol. 142 f.

[71] StadtAN F 2 (Stadtchronik) Nr. 18, S. 72 f. Der Bauaufwand betrug 367.000 Mk., der Kaufpreis für die benötigten Grundstücke belief sich auf 580.000 Mk.

[72] StadtAN C 7/I Nr. 6092, 6524 und 7040 sowie F 2 (Stadtchronik) Nr. 20, S. 420. Für den Kauf der erforderlichen Grundstücke wurden insgesamt 502.191 Mk. aufgewendet, die Baukosten betrugen 387.077 Mk. Am Äußeren des Gebäudes wurden Porträtköpfe berühmter Nürnberger angebracht.

[73] Korrespondent von und für Deutschland vom 5. April 1886, Nr. 175, anläßlich des Vorschlages der Durchführung einer Nürnberger Verkehrslotterie.

selbst die Luftangriffe des Zweiten Weltkrieges überstanden und der Weiße Turm verkraftete zudem unbeschadet sein Unterfahren beim Bau der U-Bahn 1976[74]. So blieben uns Weißer Turm und Laufer Schlagturm, trotz mehrerer Anläufe sie einzulegen, als wichtige Zeugen der Nürnberger Geschichte erhalten.

[74] Um den Weißen Turm vor Schäden zu bewahren, wurde das 4.500 Tonnen schwere Bauwerk während der Bauarbeiten für die U-Bahn 1976 auf eine von 30 Stahlpfählen getragene Betonplatte gestellt. U-Bahn Nürnberg, Ausgabe Nr. 6, Januar 1978.

DIE GARTENSTADT NÜRNBERG[1]

Von Axel Schollmeier

Die englische Gartenstadtidee und die Gründung der Deutschen Gartenstadt-Gesellschaft

Die Gartenstadt Nürnberg gehört zu den frühesten und bedeutendsten Gartenstädten in Deutschland. Nur wenigen ist heute noch bekannt, daß sich hinter dem Begriff Gartenstadt weitaus mehr verbirgt als eine bloße Ansammlung von Häusern im Grünen. So steht die Gründung der Gartenstadt Nürnberg e. G. im Jahre 1908 in direktem Zusammenhang mit der Entwicklung des Städte- und Wohnungsbaus in Deutschland im ausgehenden 19. Jahrhundert. Vor allem in den deutschen Großstädten stellte die Versorgung der Stadtbevölkerung mit Wohnungen in dieser Phase großen städtischen Wachstums ein enormes Problem dar. Im Gegensatz zu dem schnellen Aufbau kommunaler Dienstleistungseinrichtungen unterblieb weitgehend eine öffentliche Einflußnahme auf dem Gebiet der Wohnungswirtschaft[2].

Das Ergebnis dieser Entwicklung bestand in der zunehmenden Verbreitung des modernen Massenmietshauses, der sogenannten Mietskaserne. Diese Wohnform – die in Berlin ihre extremste Anwendung fand und der Stadt das Verdikt „der größten Mietskasernenstadt der Welt"[3] einbrachte –, ein rein auf technische und hygienische Aspekte ausgerichteter Städtebau sowie ein periodisch auftretender extremer Kleinwohnungsmangel riefen schon bald heftige Kritik hervor. Verschiedene neugegründete Vereine und Organisationen bemühten sich in der Folge darum, umfassende Reformen einzuleiten. Von den Wohnungsreformern wurde als Lösungsansatz immer wieder auf die in England verbreitete Wohnform des Einfamilienhauses hingewiesen. Die praktische Umsetzung wohnungsreformerischer Aspekte wurde in Deutschland zuerst im Werkswohnungsbau der Arbeitgeber und von gemeinnützigen

[1] Dieser Aufsatz basiert auf einigen Kapiteln meiner kunsthistorischen Dissertation mit dem Buchtitel: Gartenstädte in Deutschland. Ihre Geschichte, städtebauliche Enwicklung und Architektur zu Beginn des 20. Jahrhunderts, Münster/Hamburg 1990.

[2] Im Rahmen dieser Ausführungen kann keine ausführliche Behandlung des gesamten Themenkreises erfolgen. Als gute Übersichtswerke hierzu vgl. Jürgen Reulecke: Geschichte der Urbanisierung in Deutschland, Frankfurt a. M. 1985 – Hans Jürgen Teuteberg (Hrsg.): Homo Habitans. Zur Sozialgeschichte des ländlichen und städtischen Wohnens in der Neuzeit, Münster 1985. Eine gute Quellensammlung mit detaillierten Einführungen in die verschiedenen Problembereiche ist die Dokumentation von Hans Jürgen Teuteberg/Clemens Wischermann (Hrsg.): Wohnalltag in Deutschland 1850–1914. Bilder – Daten – Dokumente, Münster 1986.

[3] So der Buchtitel von Werner Hegemann: Das steinerne Berlin. Geschichte der größten Mietskasernenstadt der Welt, Berlin 1930.

Wohnungsbaugesellschaften verwirklicht. Aufgrund der Kritik an der Verknüpfung von betriebspolitschen Zielen mit der Schaffung von verbessertem Wohnraum setzte nach der Jahrhundertwende die zunehmende Tätigkeit von Baugenossenschaften ein[4].

Die Reformbestrebungen im deutschen Städtebau und Wohnungswesen waren zu einem Großteil von der Kritik an den Folgen der Stadtentwicklung im 19. Jahrhundert und dabei besonders von der vehementen Ablehnung der Mietskaserne geleitet. Obwohl sich damit häufig eine massive Großstadtkritik verband, richteten sich die Verbesserungsvorschläge noch kaum gegen die Großstädte selbst. Diesen Schritt vollzog gegen Ende des 19. Jahrhunderts erst der Engländer Ebenezer Howard, der den Wachstumsprozeß der Städte mit seiner Gartenstadtidee in Frage stellte und ein System entwickelte, das eine planmäßige und festgelegte Stadtbildung ermöglichte. In seiner 1898 erschienenen Schrift „To-Morrow. A Peaceful Path to Real Reform"[5] entwickelte er anschaulich seine Vorstellungen einer Gartenstadt. Die Popularität dieses Begriffes spiegelt sich in der zweiten Ausgabe dieser Schrift wider, die in „Garden Cities of To-Morrow" umbenannt wurde. Der Anlaß für seine Schrift bestand in der zunehmenden Verstädterung Englands und den sich ständig verschlechternden Wohnverhältnissen in den englischen Großstädten. Ebenezer Howard versuchte, der Abwanderung vom Land und dem daraus folgenden Anwachsen der Städte eine sinnvolle Alternative entgegenzusetzen[6]. Er stellte die Vor- und Nachteile städtischen und ländlichen Wohnens einander gegenüber und entwickelte aus den positiven Elementen dieser beiden Gegensätze sein Konzept der Gartenstadt, wovon hier nur die wichtigsten Aspekte angeführt werden: Wegen der niedrigeren Grundstückspreise muß das Gelände einer geplanten Gartenstadt weitab von bestehenden Großstädten liegen. Das erworbene Areal wird einer gemeinnützigen Körperschaft über-

[4] Vgl. zusammenfassend Günther Schulz: Der Wohnungsbau industrieller Arbeitgeber in Deutschland bis 1945, in: Teuteberg: Homo Habitans (wie Anm. 2), S. 373–389 – Helmut W. Jenkis: Ursprung und Entwicklung der gemeinnützigen Wohnungswirtschaft, Hamburg 1973.

[5] Vgl. Ebenezer Howard: To-Morrow: A Peaceful Path to Real Reform, London 1898. Die zweite Ausgabe dieses Buches wurde umbenannt in: Garden Cities of To-Morrow, London 1902. Die nachfolgenden Ausführungen beziehen sich auf die deutsche Ausgabe: Ebenezer Howard: Gartenstädte von morgen. Das Buch und seine Geschichte, hg. v. Julius Posener, Berlin/Frankfurt a. M./Wien 1968. Zur Biographie Ebenezer Howards (1850–1929) ist zu bemerken, daß er keine städtebauliche, wirtschaftliche oder anderweitig theoretisch fundierte Ausbildung besaß, sondern Privatsekretär und Parlamentsstenograph war. In jungen Jahren hatte er London verlassen, um in Amerika Farmer zu werden. Nachdem dies fehlgeschlagen war, kehrte er 1876 nach London zurück.

[6] Er veranschaulichte seine Vorstellungen in einem von ihm entwickelten Diagramm. Vgl. Howard: Gartenstädte (wie Anm. 5), S. 57.

tragen, um so dauerhaft Spekulation und Verkauf zu verhindern. Für das gesamte Gebiet einer Gartenstadt soll von vornherein ein umfassender Bebauungsplan aufgestellt werden, der einen einheitlichen, praktischen und billigen Aufbau gewährleistet. Die Einwohnerzahl einer Gartenstadt sollte nach Meinung von Ebenezer Howard 30 000 nicht überschreiten und nur ein Sechstel des Gesamtareals bebaut werden. Der übrige Teil wird einer landwirtschaftlichen Nutzung vorbehalten[7].

Sein Gartenstadtmodell sah ein autarkes Gemeinwesen vor, das die Vorzüge von Stadt und Land vereinigt. Eine erste Umsetzung seiner Gedanken erreichte Ebenezer Howard in der Gartenstadt Letchworth (1903). Diese und nachfolgende Gartenstadtgründungen übten einen großen Einfluß auf die englische Stadtplanung aus und bereiteten ebenso den Boden für die große Popularität, die der Gartenstadtgedanke auch auf dem Kontinent erzielte[8].

Die Deutsche Gartenstadt-Gesellschaft (DGG) wurde 1902 in der Nähe von Berlin von einer Gruppe von Literaten und Lebensreformern gegründet, die sich vom städtischen Leben zurückgezogen hatten und in ländlicher Umgebung ein gemeinschaftliches Leben zu verwirklichen suchten[9]. Die Tätigkeit dieser Gesellschaft läßt sich bis zum Ersten Weltkrieg in zwei Phasen unterteilen. Die erste Phase, die etwa bis 1905 anzusetzen ist, war geprägt von der Rezeption und Verbreitung der Howardschen Idealvorstellungen einer Gartenstadt. In dieser Zeit stellt sich die Gartenstadtbewegung als eine der verschiedenen Reformbewegungen des späten Wilhelminischen Kaiserreiches dar. Aus lebens-, sozial- und gesellschaftsreformerischer Sicht wird der kritisierten Großstadt eine neue urbane Siedlungs- und Lebensform entgegengestellt. Wegen ihrer allzu idealistischen Haltung erlangte die DGG außerhalb gleichgesinnter Kreise zunächst keine Bedeutung.

Die zweite Phase ab 1905 ist geprägt von einer pragmatischeren Ausrichtung der DGG sowohl auf theoretischem wie auf praktischem Gebiet. Ihre führenden Vertreter Hans und Bernhard Kampffmeyer beschränkten die Ziele ihrer Gesellschaft auf ein Minimum des Gehalts, der der ursprünglichen Konzeption Howards zugrundelag: Es hatte sich herausgestellt, daß die Gründung selbständiger Gartenstädte weitab bestehender Großstädte in Deutschland

[7] Vgl. Howard : Gartenstädte (wie Anm. 5), S. 59–65. Ebenezer Howard entwarf einen Idealplan einer Gartenstadt, der konzentrisch aufgebaut war.

[8] Die Gedanken Ebenezer Howards stellen insgesamt eine Zusammen- und Weiterführung von schon zuvor von verschiedenen englischen Sozial- und Wohnungsreformern geäußerten Vorschlägen dar. Vgl. ausführlich hierzu Walter L. Creese: The Search for Environment. The Garden City: Before and After, New Haven/London 1966.

[9] Vgl. ausführlich hierzu meine Dissertation (wie Anm. 1), S. 55–66. Außerdem Kristiana Hartmann: Deutsche Gartenstadtbewegung. Kulturpolitik und Gesellschaftsreform, München 1976. Dort finden sich jeweils weitere Literatur- und Quellenangaben zu diesem Thema.

Utopie bleiben mußte. Das Abrücken von der ursprünglichen Intention spiegelte sich deutlich in der Satzungsänderung der DGG aus dem Jahre 1907 wider. Ausdrücklich wird nun auch die Errichtung von Gartenvorstädten im Umkreis bestehender Städte gefordert. Die Lösung der Wohnungsfrage durch das Kleinhaus und die Verhinderung der Grundrentensteigerung rückten in das Zentrum der praktischen Bemühungen der DGG. Allerdings sollte in den zu errichtenden Siedlungen das ideelle Ziel einer neuen Form des sozialen und kulturellen Zusammenlebens verwirklicht werden.

Das sozialreformerische Selbstverständnis der Gartenstadtbewegung

Die Gartenstadtbewegung unterstützte die Bestrebungen der anderen Wohnungsreformbewegungen für gesetzgeberische Maßnahmen im Bereich des Wohnungswesens, sah jedoch in der Selbsthilfe den entscheidenden „Pionier des Fortschritts"[10]. An der Wohnungs- und Siedlungsfrage interessierte und durch sie betroffene Kreise sollten sich in gemeinnützigen Baugesellschaften oder Baugenossenschaften organisieren, die "allein oder mit Unterstützung von Staat und Gemeinde das für die Ansiedlung erforderliche Gelände"[11] erwerben und erschließen. Durch entsprechende Rechtsmittel – neben dem Erbbau- und Wiederkaufsrecht vor allem durch genossenschaftlichen Besitz, der nur in Miete oder Erbmiete abgegeben wird – sollte eine spekulative Verteuerung, aus der ein einzelner Nutzen zieht, verhindert werden. Der durch Ansiedlungen und Erschließung entstehende Wertzuwachs gibt „dem entstehenden Gemeinwesen die Mittel, um Allen zugängliche Einrichtungen zur Bildung von Körper und Geist zu schaffen: Spiel- und Sportplätze, Wasser- und Luftbäder, Kindergärten, Volkshäuser, Lesehallen und dergl."[12].

Im Selbstverständnis der Gartenstadtbewegung sollte dies zu einer neuartigen Form des gesellschaftlichen Zusammenlebens führen, denn „die gemeinsame Arbeit an großen wirtschaftlichen und kulturellen Zielen . . . weckt das uns verlorengegangene Gefühl dafür, daß nicht der gegenseitige Kampf, sondern die gegenseitige Hilfe für die Höherentwicklung der Menschheit ausschlaggebend ist"[13].

An diesen Ausführungen der Gartenstadtbewegung wird deutlich, daß die über die Bereitstellung von preiswerten und qualitativ hochwertigen Wohnungen hinausgehende gesellschaftliche Relevanz in Gartenstädten durch zweierlei Maßnahmen erreicht werden sollte. Die genossenschaftliche Struktur

[10] Wegen der leichteren Zugänglichkeit wurde hier mit dem Abdruck der „Thesen zur Wohnungs- und Ansiedlungsfrage" unter der Rubrik Gartenstadtbewegung, in: Zeitschrift für Wohnungswesen 3 (1904), S. 54–55, gearbeitet. Das Zitat steht auf S. 54.

[11] Siehe Hans Kampffmeyer: Die deutsche Gartenstadtbewegung, o. O. (Berlin) 1911, S. 2.

[12] Siehe Kampffmeyer: Gartenstadtbewegung 1911 (wie Anm. 11), S. 3.

[13] Siehe Kampffmeyer: Gartenstadtbewegung 1911 (wie Anm. 11), S. 3.

sicherte dem einzelnen Bewohner neben Wohnungsqualität und -sicherheit ein Mitspracherecht und der Gemeinschaft eine weitgehende Selbstverwaltung, während die in kooperativer Arbeit errichteten Gemeinschaftseinrichtungen Ausdruck und Voraussetzung des gesellschaftlichen Miteinanderlebens sein sollten.

Gesellschaftsreformerische Ansätze der Gartenstadtbewegung zeigten sich auch an der Stellung, die man Frauen in Gartenstadtunternehmungen einräumte. Da die „Mehrzahl der Frauen durch ihre Tätigkeit im Haushalt und vor allem durch die Pflege und Erziehung der Kinder"[14] mehr Zeit als ihre Männer in den Wohnungen verbrachten, ging man davon aus, daß sie ein besonderes Interesse und größeres Verständnis in Wohnungsfragen besaßen. Deshalb sollten diese Kenntnisse der Frauen etwa bei der Wohnungsaufsicht sinnvoll eingesetzt werden oder aber für den Aufbau gemeinschaftlicher Einrichtungen wie Zentralhaushaltungen, genossenschaftliche Waschküchen u. ä. genutzt werden[15]. Die Bedeutung der Frau in der Gartenstadt sollte sich auch in den Gremien, wo sie „dem Manne völlig gleichgestellt"[16] ist, bemerkbar machen, indem man ihr den Eintritt nahelegte und sie zur Mitarbeit aufforderte, um sie am öffentlichen und gesellschaftlichen Leben und der Ausgestaltung der Gartenstadt zu beteiligen. Diese Einbeziehung der Frau in den gesellschaftlichen Prozeß sahen die Vertreter der Gartenstadtbewegung durchaus auch in einem politischen Zusammenhang, da sie meinten, so „auf dem Gebiet des Frauenstimmrechts Pionierarbeit"[17] zu verrichten.

Ein anderer Aspekt, der in den Gartenstadtveröffentlichungen immer wieder betont wird, lag in den gesundheitlichen Vorteilen einer Gartenstadt[18], die in einem umfassenderen Rahmen gesehen wurden. Die ohnehin schon völlig unzureichenden Wohnungsverhältnisse in den hohen Stockwerkswohnungen mit der Folge von Tuberkulose und anderen Infektionskrankheiten würden noch durch die Mißstände des Schlafgängerwesens mit seinen sittlichen Auswirkungen verstärkt. Eng verbunden seien diese Verhältnisse mit einer Flucht in den Alkoholismus[19]. Durch Beispiele aus England versuchte Hans Kampffmeyer zu belegen, daß die gesundheitlichen Nachteile der Mietskaserne, die man auf deren mangelnde Belüftung und Besonnung zurückführte, durch die Gartenstadt beseitigt würden. Der in einer Gartenstadt zu jedem Haus gehörende Garten gebe die Möglichkeit einer gesunden und abwechslungsreichen Ernährung und einen Ausgleich zur eintönigen Arbeit in

[14] Siehe Hans Kampffmeyer: Die Gartenstadtbewegung, 2. Aufl., Leipzig/Berlin 1913, S. 80.
[15] Vgl. Kampffmeyer: Gartenstadtbewegung (wie Anm. 14), S. 81.
[16] Siehe Kampffmeyer: Gartenstadtbewegung (wie Anm. 14), S. 81.
[17] Siehe Kampffmeyer: Gartenstadtbewegung (wie Anm. 14), S. 82.
[18] Vgl. Kampffmeyer: Gartenstadtbewegung (wie Anm. 14), S. 82–86.
[19] Vgl. Kampffmeyer: Gartenstadtbewegung (wie Anm. 14), S. 84.

Fabrik und Büro. Zudem sah er die Gartenarbeit als „äußerst segensreich . . . gegen die Gefahren des Alkoholismus“[20] an. Das Problem des hohen Alkoholkonsums könne in der Gartenstadt außerdem durch eine Beschränkung der Schankstellen und ihres Betriebes geregelt werden. Hinter diesen gesundheitlichen Aspekten standen auch sozialerzieherische Gedanken im Sinne „einer kulturellen Höherentwicklung“: Der Gartenstadtbewohner sollte sein Geld nicht für „Alkoholgenuß“ und „unsittliche Zwecke“, sondern „für gute Erziehung, für Konzerte, Theater und Bibliotheken“[21] ausgeben.

Aufgrund der pragmatischen Ausrichtung der DGG, die sich auf die Gründung von Gartenvorstädten konzentrierte, stellten sich bald die ersten praktischen Erfolge ein. Hans Kampffmeyer gelang im Frühjahr 1907 nach mehrjähriger Vorarbeit die Gründung der ersten deutschen Gartenstadtgenossenschaft in Karlsruhe. Wie auch alle späteren Gartenstädte sollte die Karlsruher nur in wenigen Kilometern Entfernung vom Stadtzentrum errichtet werden.

Hans Kampffmeyer, der führende Kopf der DGG, war auch maßgeblich an der Gründung der Nürnberger Gartenstadt beteiligt.

Zur Gründung der Gartenstadt Nürnberg

Bereits an der Gründungsversammlung der Gartenstadt Nürnberg am 1. September 1908[22], auf der Hans Kampffmeyer einen Vortrag über die Ziele der Gartenstadtbewegung hielt, nahmen über 900 Personen teil. Der Mitbegründer

[20] Siehe Kampffmeyer: Gartenstadtbewegung (wie Anm. 14), S. 85.

[21] Alle Zitate vgl. Kampffmeyer: Gartenstadtbewegung (wie Anm. 14), S. 78.

[22] Die Gartenstadt Nürnberg wird in einigen neueren Ausstellungskatalogen in größerem Kontext knapp besprochen, wofür allerdings kaum umfangreichere Quellenstudien stattgefunden zu haben scheinen. In dem Katalogbeitrag von Jutta Tschoeke: Gartenstädte in Nürnberg, in: Peter-Klaus Schuster (Bearb.): Peter Behrens und Nürnberg. Geschmackswandel in Deutschland. Historismus, Jugendstil und die Anfänge der Industrieform, Ausst.-Kat. Nürnberg 1980, S. 240–242, wird für die Bauzeit nach dem Ersten Weltkrieg ein falscher Architekt der Nürnberger Gartenstadt genannt, was wahrscheinlich auf einer Verwechslung der Vornamen zweier gleichnamiger Personen beruht. Diese falsche Darstellung wurde in anderen Ausstellungskatalogen übernommen. Vgl. Centrum Industriekultur Nürnberg (Hrsg.): Architektur in Nürnberg 1900–1980, Stuttgart 1981, S. 44 – Antonia Gruhn: Gartenstadt Nürnberg 1909–1913 (Kat.-Nr. 548), in: Winfried Nerdinger (Hrsg.): Richard Riemerschmid. Vom Jugendstil zum Werkbund. Werke und Dokumente, Ausst.-Kat. München 1982, S. 411–412. Die Adreßbücher der Stadt Nürnberg für den entsprechenden Zeitraum belegen jedoch, daß es immer Hans Lehr und nicht Albert Lehr war, der zusammen mit Karl Leubert ein Architektenbüro unterhielt. Die richtigen Architekten werden hingegen genannt in dem einen Überblick vermittelnden Artikel von Wolfram Lübbeke: Wiedergeburt der Altstadt vor den Toren. Städtebauliche Ensembles in Bayern (XXXI): Gartenstadt Nürnberg, in: Unser Bayern. Heimatbeilage der Bayerischen Staatszeitung 34 (1985), S. 9–11. Vgl. außerdem Denkmäler in Bayern, Bd. V (Mittelfranken), bearb. v. Hans Wolfram Lübbeke, München, 1986, S. 116–122. Vgl. hierzu auch unten S. 208 f.

der Nürnberger Gartenstadt, der Redakteur Paul Schlegel[23], hatte zuvor den Abdruck eines Artikels von Hans Kampffmeyer über die von Richard Riemerschmid entworfene Gartenstadt Hellerau in der „Fränkischen Tagespost" veranlaßt[24]. Am 22. September 1908 wurde die Gartenstadt Nürnberg e.G.m.b.H. ins Genossenschaftsregister der Stadt Nürnberg eingetragen. Aufgaben und Ziele der Genossenschaft wurden in einem ausführlichen Statut festgehalten. Unter Paragraph 2 heißt es dort: „Gegenstand des Unternehmens ist Erwerb und Verwaltung von Grundstücken, sowie der Bau und die Verwaltung von Wohnhäusern und deren Vermietung. Unter Zugrundelegung eines technisch und künstlerisch befriedigenden Bebauungsplanes sollen den Bewohnern gesunde und schöne Wohnungen, eventuell Arbeitsstätten und Gelegenheit zum Gartenbau gegeben werden. Ferner sollen gemeinnützige Einrichtungen aller Art geschaffen werden, die der Bildung von Geist und Körper dienen. Die Genossenschaft soll der Verbilligung, Verbesserung und Geschmacksbildung im Wohnungswesen dienen"[25]. Der Genossenschaft konnten jede „volljährige Person, ferner einzelne Vereine, Genossenschaften, Korporationen, Handelsgesellschaften"[26] beitreten. Jedes Mitglied hatte mindestens einen Geschäftsanteil in Höhe von 200 Mark zu erwerben; die Höchstsumme der Anteile, die von einem einzelnen Mitglied erworben werden konnten, wurde auf 100 begrenzt[27]. Typisch für die genossenschaftliche Struktur ist, daß Vorstand und Aufsichtsrat der Gartenstadt mindestens einmal im Jahr der Hauptversammlung der Mitglieder Rechenschaft über ihre Arbeit ablegen mußten.

Die Suche nach einem geeigneten Gelände sowie Vorverhandlungen mit den Behörden scheinen schon früh eingesetzt zu haben, da die Vertreter der Gartenstadt bereits am 4. September 1908 bei der königlichen Staatsforstbehörde um den Erwerb eines größeren Areals nachsuchten[28]. Ebenso zeitig sind Kon-

[23] Paul Schlegel schied 1909 bereits wieder aus der Genossenschaft aus; später war er maßgeblich an der Gründung der Berliner Gartenstadt Brix beteiligt. Vgl. Gartenstadt Nürnberg, e. G. m. b. H., in: Zeitschrift für Wohnungswesen in Bayern 7 (1910), S. 241.

[24] Vgl. Paul Schlegel: Von der Entstehung der Gartenstadt Nürnberg, in: Gartenstadt. Mitteilungen der deutschen Gartenstadtgesellschaft 3 (1908), S. 12.

[25] Siehe Statut der Gartenstadt Nürnberg e. G. m. b. H. (= Statut), S. 3. Zur Verfügung stand allerdings nur ein nicht ganz komplettes Exemplar des gedruckten Statuts, das sich im Archiv der Gartenstadt Nürnberg e. G., Aktenbestand, befindet.

[26] Siehe Archiv der Gartenstadt Nürnberg e. G., Aktenbestand, Statut, S. 4.

[27] Vgl. Archiv der Gartenstadt Nürnberg e. G., Aktenbestand, Statut, S. 3. Die Summe von 200 Mark erscheint angesichts der Ausrichtung der Genossenschaft auf eher minderbemittelte Kreise recht hoch; der Beitrag konnte jedoch in monatlichen Teilbeträgen von mindestens 2 Mark oder wöchentlich von 50 Pfennig abgezahlt werden. Ebenso war die Haftung des einzelnen Mitglieds auf 200 Mark pro Geschäftsanteil beschränkt.

[28] Zur Gründungsgeschichte vgl. Hans Kampffmeyer: Die Gartenstadtbewegung in Bayern, in: Gartenstadt. Mitteilungen der deutschen Gartenstadtgesellschaft 3 (1909), S. 34–35 – Gartenstadt Nürnberg, in: Kampffmeyer: Gartenstadtbewegung 1911 (wie Anm. 11), S. 36–38. Speziell zu den anfänglichen Verhandlungen vgl. Archiv der Gartenstadt Nürnberg e. G., Nieder-

takte zu dem Architekten Richard Riemerschmid[29] aufgenommen worden, der bereits am 26. September 1908 gemeinsam mit Vertretern der Gartenstadt verschiedene Terrains auf ihre Eignung hin überprüfte[30]. Richard Riemerschmid war von der Genossenschaft sicherlich aufgrund seiner Tätigkeit beim Bau der Gartenstadt Hellerau ausgewählt worden. Die Geländewahl erwies sich jedoch in Nürnberg als äußerst schwierig.

Die Einwohnerschaft Nürnbergs war von ca. 53 000 im Jahr 1853 auf 142 590 im Jahr 1890 gewachsen. Der prozentual stärkste Anstieg erfolgte im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, so daß die Einwohnerzahl im Jahr 1900 über 261 000 betrug. Bis 1911 stieg diese Zahl auf über 333 000[31]. Ein ähnliches Wachstum wies auch die Industrie Nürnbergs auf, so daß sich die Stadt zur größten Industriestadt Bayerns entwickelt hatte. 1907 waren 99 102 Personen in Industrie und Gewerbe der Stadt beschäftigt[32].

Schon frühzeitig entstand in Nürnberg mit der Marienvorstadt die erste planmäßige Erweiterung vor den Stadtmauern. Seit 1870 erfolgten Stadterwei-

schriften über gemeinschaftl. Sitzungen vom Vorstand und Aufsichtsrat, Bd. 1, 1908–1910 (= Niederschriften, Bd. 1). In dem Archiv der Genossenschaft ist außerdem ein Teil des Schriftverkehrs zwischen dem Stadtmagistrat und der Gartenstadtverwaltung erhalten.

[29] Richard Riemerschmid (1868–1957) hatte in den Jahren 1888–1890 Malerei an der Münchener Kunstakademie studiert. In der Folge hatte er sich weitgehend als Architekt und Kunstgewerbler betätigt. Als sozial eingestellter Reformer gehörte er 1898 zu den Mitbegründern der Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk in München und 1907 des Deutschen Werkbundes. Im Bereich des Kunstgewerbes bemühte er sich darum, schlichte und preiswerte Zweckmöbel in Serienproduktion zu entwerfen. Nach anfänglich stark vom Jugendstil beeinflußten Formen wandte er sich auch in der Architektur einfacheren Formen zu, die von traditionellen Elementen eines süddeutschen Heimatstiles gekennzeichnet sind. Richard Riemerschmid wurde bereits 1906 mit der Ausarbeitung eines Bebauungsplanes und anderer Vorarbeiten für die geplante Gartenstadt Hellerau bei Dresden beauftragt. Der direkte Anlaß für den Bau der Gartenstadt Hellerau bestand in der Verlegung und Vergrößerung der Dresdner Werkstätten für Handwerkskunst. Deren Inhaber Karl Schmidt entschloß sich 1908 zum Bau der neuen Fabrik und Siedlung auf einem Gelände etwa sechseinhalb Kilometer außerhalb von Dresden. Wegen der engen finanziellen Verflechtung von Fabrik und Siedlung muß man die Gartenstadt Hellerau allerdings eher als Industriesiedlung mit gemeinnützigen und genossenschaftlichen Zügen bezeichnen. Vgl. hierzu auch Julius Posener: Berlin auf dem Wege zu einer neuen Architektur. Das Zeitalter Wilhelms II., München 1979, S. 275.
Die Bebauungspläne für die Gartenstädte Hellerau und Nürnberg weisen sehr ähnliche Gestaltungselemente auf. Haustypen, die Richard Riemerschmid für Hellerau entwarf, kamen mit nur geringen Änderungen auch in Nürnberg zur Anwendung.

[30] Vgl. Archiv der Gartenstadt Nürnberg e. G., Niederschriften, Bd. 1 (wie Anm. 28), Protokoll der 2. gemeinsamen Sitzung der Vorstandschaft und des Aufsichtsrats am 26. September 1908, S. 3–6; Kampffmeyer: Bayern (wie Anm. 28), S. 34.

[31] Sämtliche Zahlenangaben zur Bevölkerungsentwicklung aus Lulu Kreuz: Das Kleinwohnungswesen in Nürnberg, Diss. Erlangen 1924, S. 30, und Reulecke (wie Anm. 2), S. 203.

[32] Vgl. Wolfgang Zorn: Die Hochindustrialisierung, in: Gerhard Pfeiffer (Hrsg.): Nürnberg – Geschichte einer Stadt, München 1971, S. 407.

terungen bzw. entsprechende Planungen vor allem im Nordosten und Süden der Stadt im Rechtecksystem, wobei anders als in den meisten anderen deutschen Städten die mittelalterliche Stadtbefestigung größtenteils erhalten blieb. Diese Baulinienpläne wurden jedoch weit über den tatsächlichen Bedarf hinaus für große Gebiete festgelegt. Nachdem 1899 großflächige Gebiete eingemeindet worden waren, überzog man von 1900 an die alten, noch nicht bebauten Erweiterungsgebiete sowie die der Eingemeindungen nunmehr unter Berufung auf Camillo Sitte[33] im Sinne eines malerischen Städtebaues mit gebogenen und krummen Straßen, wodurch der alte Schematismus durch einen neuen abgelöst wurde. Ebenso wie die nach 1870 aufgestellten griffen auch diese neuen Baulinienpläne zeitlich weit voraus und wurden von der nachfolgenden Entwicklung überholt[34].

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts standen in Nürnberg 4,1 Prozent aller Wohnungen leer[35]. Bis zum Jahr 1907 sank dieser Wert auf 1,0 Prozent, stieg jedoch bis 1910 wiederum auf 3,0 Prozent an, wobei aber nur 2,3 Prozent aller Kleinwohnungen leerstanden[36]. Hieraus läßt sich ersehen, daß der Nürnberger Wohnungsmarkt erheblichen Schwankungen unterlag, bzw. daß zumindest zeitweise ein erheblicher Mangel an Kleinwohnungen bestand[37], zu dessen Milderung die Errichtung einer Gartenstadt beitragen konnte.

Die Suche nach einem geeigneten Gelände hierfür stellte in Nürnberg anfangs das größte Problem dar. Das bereits kurz nach der Gründung in Aussicht genommene Waldgelände Eichelberg im Nordosten Nürnbergs mußte aufgegeben werden, da der Magistrat der Stadt Nürnberg dem Bau einer Wohnsiedlung auf diesem Gelände entschieden entgegentrat. Die Stadt

[33] Der Wiener Camillo Sitte hatte 1889 ein Buch mit dem Titel „Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen" veröffentlicht, das die Stadtplanung nachhaltig verändern sollte. Er kritisierte in seinem Werk vor allem die zeitgenössischen rechteckigen Rasterplanungen im Städtebau und stellte ihnen anhand historischer Städtebilder und deren Platzgestaltung die Vorzüge und Leistungen früherer Epochen gegenüber. Er war sich jedoch bewußt, daß sich diese Gestaltungsweise nicht einfach auf seine Zeit übertragen ließ: „Sowohl das moderne Leben als auch die moderne Technik lassen eine getreue Nachahmung alter Stadtanlagen nicht mehr zu, eine Erkenntnis, der wir uns nicht verschließen können, ohne in unfruchtbare Phantasterei zu verfallen". (Camillo Sitte: Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen. Vermehrt um »Grossstadtgrün«, Reprint der 4. Auflage Wien 1909, Braunschweig 1983, S. 123–124).

[34] Vgl. Dietrich von Wurmb: Die städtebauliche Entwicklung Nürnbergs 1806–1914. Unter besonderer Berücksichtigung von Baurecht, Bauverwaltung und städtebaulicher Theorie, Diss. München 1969, S. 29–65 und 120–127.

[35] Vgl. Kreuz (wie Anm. 31), S. 38.

[36] Vgl. K. Zimmermann (Bearb.): Bautätigkeit und Wohnungsmarkt in den Jahren 1907 und 1908, in: M. Neefe (Hrsg.): Statistisches Jahrbuch Deutscher Städte 17, Breslau 1910, Tab. V, S. 650 – A. Zurhorst (Bearb.): Bautätigkeit und Wohnungsmarkt im Jahre 1910, in: M. Neefe (Hrsg.): Statistisches Jahrbuch Deutscher Städte 19, Breslau 1913, Tab. V, S. 87.

[37] Vgl. Zurhorst (wie Anm. 36), S. 87. Ausführlich hierzu Kreuz (wie Anm. 31), S. 37–51.

begründete ihre Ablehnung mit einer möglichen Beeinträchtigung des Grundwassers auf dem Eichelberg, das die Grundlage für das Erlenstegener Wasserwerk und damit für die gesamte Wasserversorgung der Stadt bildete[38]. Wenig später konzentrierten sich die Bemühungen der Gartenstadt Nürnberg auf das heutige Gelände der Genossenschaft. Bereits am 7. November 1908 ersuchte sie die bayerische Staatsregierung um Abtretung dieses Geländes. Die Vertreter der Gartenstadt verliehen ihrem Anliegen besonderen Nachdruck, indem sie mehrere bayerische Minister persönlich aufsuchten. Im Gegensatz zur Stadt Nürnberg scheinen die staatlichen Stellen die Tätigkeit der Gartenstadt erheblich gefördert zu haben. Finanzminister von Pfaff gab den Vertretern der Genossenschaft den Rat, bei dem zuständigen Forstamt einen Antrag auf vorläufige Abgabe eines Teiles des in Aussicht genommenen Geländes zu stellen[39].

Parallel zu den Bemühungen der Gartenstadt um den Erwerb eines passenden Geländes verstärkte die Gartenstadtgenossenschaft ihre Öffentlichkeitsarbeit. Im Frühjahr 1909 organisierte sie im Nürnberger Gewerbemuseum eine Gartenstadtausstellung, die bei der Bevölkerung großes Interesse fand und von einer Reihe von Vorträgen – u. a. von Hans Kampffmeyer – begleitet wurde. Am 15. August 1909 konnte die Genossenschaft bereits 1500 Mitglieder aufweisen, die 100 000 Mark auf ihre Anteile einbezahlt hatten[40].

Ebenfalls im Frühjahr 1909 hatten sich die Bemühungen der Genossenschaft hinsichtlich der Erwerbung des heutigen Gartenstadtgeländes so weit konkretisiert, daß man Richard Riemerschmid mit der Ausarbeitung eines Bebauungsplanes beauftragte und für die Planung der Hausentwürfe auch schon mit anderen Architekten Kontakt aufgenommen hatte[41]. Vor Ankauf des Geländes sollte jedoch noch ein Bodengutachten abgewartet werden. Der Vertrag über den Kauf von vier Hektar zu einem Preis von je 13 000 Mark, wobei vom Bayerischen Staat ein Zuschuß von 5 000 Mark je Hektar gezahlt wurde, kam erst im Juni 1910 zustande[42]. Insgesamt wurde der Gartenstadt-Genossenschaft von der königlichen Staatsforstbehörde ein 61 Hektar großes Gelände für einen Zeitraum von 10 Jahren ohne Kaufverpflichtung reserviert. Bei dem

[38] Vgl. Archiv der Gartenstadt Nürnberg e. G., Aktenbestand, Schreiben des Stadtmagistrats Nürnberg an den Vorsitzenden der Gartenstadt Nürnberg vom 29. September 1908. Dem Schreiben wurde eine Abschrift des Beschlusses des Magistrats mit einer ausführlichen Begründung der ablehnenden Haltung beigefügt.

[39] Vgl. Kampffmeyer: Bayern (wie Anm. 28), S. 34.

[40] Vgl. die Kurzberichte von Paul Schlegel unter der Rubrik Rundschau, in: Gartenstadt. Mitteilungen der deutschen Gartenstadtgesellschaft 3 (1909) S. 61 und 89.

[41] Vgl. Archiv der Gartenstadt Nürnberg e. G., Niederschriften, Bd. 1 (wie Anm. 28), Protokoll der 10. gemeinsamen Sitzung der Vorstandschaft und des Aufsichtsrats am 6. April 1909, S. 24–26.

[42] Vgl. Nürnberg (wie Anm. 28), S. 36; Wohnungsaufsicht und Wohnungsfürsorge in Bayern, in: Zeitschrift für Wohnungswesen in Bayern 10 (1912), S. 94.

Zustandekommen und den Modalitäten des Vertrages scheinen die staatlichen Stellen der Genossenschaft weit entgegengekommen zu sein[43]. Hingegen hatte der Magistrat der Stadt Nürnberg in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg gegenüber der Genossenschaft ein eher gespaltenes Verhältnis, wofür einerseits die Interessen der Haus- und Grundbesitzer, die natürlich denen der Gartenstadtgenossenschaft entgegenstanden[44], wie andererseis auch politische Gründe verantwortlich waren; die SPD-Fraktion, die sich in der Minderheit befand, setzte sich nämlich wiederholt für das Projekt der Gartenstadt ein[45]. Die Schwierigkeiten zwischen der Stadtgemeinde Nürnberg und der Gartenstadt zeigen sich beispielsweise an den Beitrittsverhandlungen. Am 15. März 1910 teilte der Magistrat der Gartenstadt schriftlich den Beitritt und die Übernahme von 100 Geschäftsanteilen mit[46]. Diese Mitgliedschaft kam jedoch nicht zustande, da die Stadtgemeinde Nürnberg Bedingungen stellte, die nicht mit dem Statut der Genossenschaft zu vereinbaren waren und die deshalb das Registergericht nicht eintragen konnte. Nach langwierigen Verhandlungen gewährte die Stadt der Genossenschaft schließlich einen zinsgünstigen Kredit in Höhe von 20 000 Mark.

Das Gelände der Gartenstadt, die ehemalige Waldabteilung Hirschensuhl, befindet sich im Süden Nürnbergs, wo sich zu jener Zeit auch die großen Industrieunternehmen niederließen, genau zwischen dem Ludwig-Donau-Main-Kanal und den Gleisen des in unmittelbarer Nähe liegenden neuen Rangierbahnhofes (Abb. 1). Die Entfernung zum Stadtzentrum beträgt etwa vier Kilometer.

Schon im Juli 1909, noch vor dem Geländeankauf, sprachen sich die Vertreter der Gartenstadt dafür aus, neben einem Verwaltungsgebäude und einem Konsumvereinsladen weitere öffentliche oder gemeinschaftliche Einrichtungen wie "Volkshaus, Restaurant, Schulhaus mit Schülergarten, Apotheke, Poststelle, Feuerwehrgebäude, Kinderbewahranstalt, Licht-Luft- und Sonnenbad, Werksäle für Handfertigkeitsunterricht, 3 große Spielplätze"[47] u. a. m. vorzusehen.

[43] Vgl. Wohnungsaufsicht (wie Anm. 42), S. 94.

[44] Vgl. Archiv der Gartenstadt Nürnberg e. G., Aktenbestand, Beschwerde der Gartenstadt Nürnberg e. G. m. b. H. gegen die Stadtgemeinde Nürnberg wegen Verweigerung der Übernahme einer Bürgschaft für ein Darlehen aus der Landeskulturrentenanstalt an die Regierung von Mittelfranken, Kammer des Innern, vom September 1911.

[45] Vgl. Albert Bartelmeß: Die sozialdemokratische Rathausfraktion im Kaiserreich (1908–1918), in: Stadtarchiv Nürnberg (Hrsg.): 75 Jahre kommunales Verhältniswahlrecht. 75 Jahre SPD-Stadtratsfraktion 1908–1983. Ausst.-Kat., Nürnberg 1983, S. 35.

[46] Vgl. Archiv der Gartenstadt Nürnberg e. G., Aktenbestand, Schreiben des Stadtmagistrats Nürnberg an die Gartenstadt vom 15. 3. 1910.

[47] Siehe Archiv der Gartenstadt Nürnberg e. G., Niederschriften, Bd. 1 (wie Anm. 28), Protokoll der 14. gemeinsamen Sitzung der Vorstandschaft und des Aufsichtsrats der Gartenstadt Nürnberg e. G. m. b. H. am 15. Juli 1909, S. 49.

Die Bautätigkeit der Gartenstadt Nürnberg

In der Vorkriegszeit errichtete die Gartenstadt Nürnberg 200 Häuser und eine Etagenwohnung, wovon mit 77 Wohnungen der größte Anteil 1911, im ersten Baujahr, entstand. 1912 und 1913 wurden 24 bzw. 28 Wohnungen erstellt, 1914 folgten weitere 72 Häuser[48]. Alle Bauten vor dem Ersten Weltkrieg lagen im nordwestlichen Teil des Gartenstadtgeländes an den Straßen Finkenbrunn, Hirschensuhl, Falkenhorst, Buchenschlag, Raupenschlag, Heckenweg und an der ehemaligen Katzwanger Straße, die heute in diesem Bereich Julius-Loßbaum-Straße heißt (Abb. 2). Die Pläne zu den Wohnungen des ersten Baujahres stammen von Richard Riemerschmid und Heinrich Lotz. Ab 1912 übernahm der Nürnberger Architekt Hans Lehr die weitere Bebauung, später zusammen mit seinem Partner Karl Leubert. Lediglich 1913 entwarf nochmals Richard Riemerschmid Pläne zu einigen Häusern mit Geschäften.

Aus den Protokollen der gemeinschaftlichen Sitzungen von Vorstand und Aufsichtsrat der Gartenstadt läßt sich zur Architektenwahl folgendes erschließen: Schon vor dem Geländeankauf wird im September 1909 beschlossen, eine Bauabteilung an Richard Riemerschmid, eine an Heinrich Lotz und eine weitere durch Wettbewerb an einen Nürnberger Architekten zu vergeben[49]. Schon frühzeitig traten dabei Vorbehalte gegenüber den Plänen von Heinrich Lotz auf, dessen Entwürfe man dann auf einen Straßenzug beschränkte[50]. Erst im Spätsommer 1910 scheinen die Vorbereitungen für den Wettbewerb begonnen zu haben; die Wettbewerbsentwürfe lagen im Februar 1911 vor. Ein Ankauf wurde zunächst nicht getätigt, jedoch für einen späteren Zeitpunkt ins Auge gefaßt[51]. Nachdem 1912 und 1913 die Bauetappen dieser Jahre Hans Lehr – der, wie es in einer Quelle heißt, als Sieger aus diesem Wettbewerb hervorgegangen war[52] – übertragen worden waren, beauftragte man im Sommer 1913 außer ihm noch drei weitere Architekten mit der Anfertigung von Skizzen für die zukünftigen Bauperioden. Nach der Begutachtung dieser Skizzen durch zwei Bausachverständige – einer von diesen war Albert Lehr, zu diesem Zeitpunkt Architekt bei der Eisenbahndirektion in Nürnberg

[48] Vgl. Gustav Joseph: Die Gartenstadt. Ein Beispiel genossenschaftlichen Erfolges, in: Vierzig Jahre Gartenstadt Nürnberg e. G. m. b. H., o. O. o. J., S. 14.

[49] Vgl. Archiv der Gartenstadt Nürnberg e. G., Niederschriften, Bd. 1 (wie Anm. 28), Protokoll der 18. gemeinsamen Sitzung der Vorstandschaft und des Aufsichtsrats der Gartenstadt Nürnberg e. G. m. b. H. am 19. August 1909, S. 55–56.

[50] Vgl. Archiv der Gartenstadt Nürnberg e. G., Niederschriften, Bd. 1 (wie Anm. 28), Protokoll der gemeinschaftlichen Sitzung vom 16. Aug. 1910, S. 114.

[51] Vgl. Archiv der Gartenstadt Nürnberg e. G., Niederschriften über gemeinschaftl. Sitzungen vom Vorstand und Aufsichtsrat, Bd. 2, 1911–1912, Gemeinschaftliche Sitzung des Aufsichtsrates und der Vorstandschaft der Gartenstadt Nürnberg vom 4. April 1911, S. 34.

[52] Vgl. Nürnberg (wie Anm. 28), S. 38 – Wettbewerb der Gartenstadt Nürnberg e. G. m. b. H., in: Zeitschrift für Wohnungswesen in Bayern 8 (1911), S. 169–170.

und ehemaliges Aufsichtsratmitglied der Genossenschaft[53], – entschied sich in einer äußerst kontrovers geführten Diskussion der Aufsichtsrat für die Weiterarbeit mit Hans Lehr[54]. Zwei Vorstandsmitglieder traten nur „im Interesse einer gedeihlichen Zusammenarbeit . . . gegen ihre gute Überzeugung"[55] diesem Beschluß bei. Nach Ansicht dieser Vorstandsmitglieder fehle den Zeichnungen Hans Lehrs ein neuer Eindruck. Sie beanstandeten, daß die Pläne architektonisch nicht wechsel- und schmuckvoll seien, und äußerten die Annahme, daß sich der Architekt künstlerisch schon verausgabt habe[56]. Trotz dieser Auseinandersetzungen blieb Hans Lehr, später zusammen mit seinem Partner Karl Leubert, auch in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg der Architekt der Gartenstadt Nürnberg.

Im Jahr 1911 wurde außerdem das Verwaltungsgebäude fertiggestellt, in dem die einzige Vorkriegsetagenwohnung wie auch der Laden für den Konsumverein und andere Geschäfte lagen. Es befand sich an der Kreuzung der Straße Finkenbrunn mit der heutigen Julius-Loßbaum-Straße. Das Waschhaus für die Häuser der ersten Bauperiode – in der Mitte des von den Straßen Finkenbrunn, Buchenschlag und Hirschensuhl eingegrenzten Baublocks gelegen – entstand im gleichen Jahr. Die Häuser hatten – abgesehen von einigen Ausnahmen – zwei bis drei Zimmer jeweils zuzüglich Küche, Keller, Boden und Garten. In einigen waren noch weitere Kammern vorhanden, die meisten besaßen ein separates Bad, das zum Teil jedoch in der Küche lag. Alle Häuser hatten Gas- und Wasseranschluß sowie eine Toilette mit Wasserspülung. Je nach Zimmeranzahl variierte der Vorkriegswohnpreis jährlich zwischen 280 Mark für eine kleine Dreizimmerwohnung bis ca. 400 Mark für ein große. Der höchste Jahresmietpreis betrug 554 Mark für ein Fünf-Zimmer-Haus[57]. Hinzu kamen jährlich 22 Pfennig Pacht pro Quadratmeter Garten[58].

Insgesamt liegt die Summe der Mietpreise incl. Gartenpacht, die von den Gartenstadtbewohnern für ihre neuen Wohnungen aufgewendet werden mußten, geringfügig über der Gesamtsumme der zuvor bewohnten alten Woh-

[53] Vgl. Nürnberg, e. G. m. b. H. (wie Anm. 23), S. 241.

[54] Vgl. Archiv der Gartenstadt Nürnberg e. G., Niederschriften über gemeinschaftl. Sitzungen vom Vorstand und Aufsichtsrat, Bd. 3, 1912–1914 (= Niederschriften, Bd. 3), Protokoll über die gemeinschaftl. Sitzung des Vorst. u. Aufsichtsrates vom 15. August (1913) (= Protokoll 1913), S. 88–92.

[55] Siehe Archiv der Gartenstadt Nürnberg e. G., Aktenbestand, Niederschriften, Bd. 3 (wie Anm. 54), Protokoll 1913, S. 92.

[56] Vgl. Archiv der Gartenstadt Nürnberg e. G., Aktenbestand, Niederschriften, Bd. 3 (wie Anm. 54), Protokoll 1913, S. 90.

[57] Vgl. Anlage I, in: Gartenstadt Nürnberg (Hrsg.): Geschäfts=Bericht für das Jahr 1912, Nürnberg o. J., S. 14.

[58] Die Gärten waren Nutzgärten und sollten der zumindest partiellen Selbstversorgung dienen. Gerade in Kriegszeiten erwiesen sich die Gärten als wichtiger Bestandteil der Nahrungsmittelversorgung der Gartenstadtbewohner.

nungen. Für die Häuser des Jahres 1911 stehen der Gesamtmiete von 25 190,40 Mark für die 70 Gartenstadtwohnungen 23 324 Mark für die alten Wohnungen gegenüber. Daraus kann man jedoch nicht folgern, daß die Mieten in der Gartenstadt höher als im übrigen Stadtgebiet lagen. Die 70 alten Wohnungen besaßen nur 287 Räume, während die 70 Gartenstadtwohnungen 360 Räume aufwiesen. Auf den einzelnen Raum umgerechnet, bezahlten die Mieter in der Gartenstadt jährlich 69,97 Mark pro Raum gegenüber 81,26 in ihren früheren Wohnungen. Für die Häuser der II. Bauetappe aus dem Jahr 1912 lag die Relation etwas ungünstiger: Der Gesamtmiete von 8 319 Mark für die früheren Wohnungen standen 9 985 Mark für die 24 Gartenstadtwohnungen gegenüber. Die 24 alten Wohnungen wiesen 97 Räume auf, wobei pro Raum eine Jahresmiete von 85,76 Mark bezahlt werden mußte. Die 24 Gartenstadtwohnungen besaßen 125 Räume, so daß für jeden Raum durchschnittlich 79,88 Mark aufgewendet werden mußten[59]. Im absoluten Vergleich waren die Mietpreise für Gartenstadtwohnungen nur geringfügig billiger als von der Raumanzahl her vergleichbare Wohnungen im übrigen Stadtgebiet. Hierbei ist zu bedenken, daß die Gartenstadtwohnungen eine weitaus höhere Wohnqualität boten. Sie waren als Einfamilienreihenhäuser erbaut und wiesen einen durchschnittlich 150 Quadratmeter großen Garten, Leucht- und Kochgas, Bad oder Badeeinrichtung auf.

Von der Genossenschaft wurde besonderer Wert darauf gelegt, daß im Mietpreis billige und teure Wohnungen nahe beieinander lagen. Dadurch sollte eine Trennung von besser und schlechter verdienenden Bewohnern der Gartenstadt vermieden werden. Dieser Auffassung entspricht es auch, daß in der Nürnberger Gartenstadt im Gegensatz etwa zu der in Hellerau, wofür ebenfalls R. Riemerschmid den Bebauungsplan entworfen hatte, kein räumlich abgetrenntes Viertel mit freistehenden Einfamilienhäusern geplant wurde[60].

Die Finanzierung der Gartenstadt-Bebauung erfolgte, abgesehen von den Eigenmitteln, hauptsächlich durch Darlehen der Landesversicherungsanstalt und der Landeskulturrentenanstalt Bayern. Im Gegensatz zu anderen deutschen Gartenstädten fehlten der Gartenstadt Nürnberg finanzkräftige private Geldgeber; hingegen scheinen die Gewerkschaften die Gartenstadt „mit größeren Einlagen auf Geschäftsanteile und Sparkasse“[61] unterstützt zu haben.

Die Wohnungsvergabe der ersten Jahre erfolgte durch Losentscheid. Die Wohnungen wurden nur zur Miete abgegeben.

[59] Vgl. Anlage I (wie Anm. 57), S. 14, und Anlage II, in: Gartenstadt Nürnberg (Hrsg.): Geschäfts=Bericht für das Jahr 1912, Nürnberg o. J., S. 15–16.

[60] Vgl. Wilhelm Eckstein: Arbeiterviertel und sogenannte bessere Viertel in der Gartenstadt, in: Gartenstadt. Mitteilungen der deutschen Gartenstadtgesellschaft 3 (1909), S. 89.

[61] Siehe Gartenstadt Nürnberg (Hrsg.): Geschäfts=Bericht für das Jahr 1911, Nürnberg o. J., S. 10.

Bis Ende 1913 wuchs die Zahl der Gartenstadt-Mitglieder auf über 2 200 an. Die Berufsstatistik zeigt für dasselbe Jahr folgendes[62]:

Beruf	Bewohner	Mitglieder
Gegen Gehalt oder Lohn beschäftigt in gewerblichen Betrieben	93	1560
Privat- und Gewerkschaftsbeamte	5	45
Handlungsgehilfen, gegen Gehalt beschäftigte Kaufleute und Techniker	7	89
Freie Berufe	1	26
Staatsbeamte ausschließlich Post und Eisenbahn	1	11
Beamte und Arbeiter der Post und Eisenbahn	11	200
Lehrer	2	33
Beamte und Arbeiter der Stadt Nürnberg	8	44
Selbständige Gewerbetreibende	1	148
Personen ohne Beruf, Pensionisten	–	16
Frauen und Witwen ohne Berufsangabe	1	38
Juristische Personen	–	10
	130	2220

Es wird deutlich, daß Arbeiter und Angestellte das Gros der Bewohner wie Mitglieder der Gartenstadt Nürnberg stellten, wobei davon ausgegangen werden kann, daß ein Großteil von ihnen in den nahegelegenen Industrieunternehmen wie beispielsweise MAN oder Siemens-Schuckert beschäftigt war.

Der Riemerschmidsche Bebauungsplan für die Gartenstadt Nürnberg

Das von der königlichen Staatsforstbehörde für die Gartenstadt reservierte Gelände im Süden Nürnbergs lag damals außerhalb der städtischen Gemarkung[63] (Abb. 1); es wird im Westen vom ehemaligen Ludwig-Donau-Main-Kanal, im Norden von den Bahngleisen des Rangierbahnhofes, im Osten vom Gelände des damals erst projektierten Südfriedhofes und im Süden vom Wald begrenzt. Das zur Bebauung vorgesehene Areal, das insgesamt nur geringe

[62] Vgl. Gartenstadt Nürnberg (Hrsg.): Geschäfts=Bericht für das Jahr 1913, Nürnberg o. J., S. 16.

[63] Dies ist deshalb wichtig, weil – wie aus der Abbildung ersichtlich wird – für dieses Gebiet von Seiten der Stadt keine Baulinienpläne aufgestellt worden waren. An die Abgabe des Geländes war jedoch die Bedingung der Eingemeindung geknüpft. Vgl. Gartenstadt in Nürnberg, in: Zeitschrift für Wohnungswesen in Bayern 6 (1908), S. 84.

Bodenniveauunterschiede aufweist, hat eine rhomboide Form, wobei die zwei Längsseiten jeweils 1 500 Meter lang sind, die beiden Schmalseiten etwa je 600 Meter. Für dieses im Nordwesten bzw. Südosten in einem spitzen Winkel zulaufende Gelände entwarf Richard Riemerschmid im Jahr 1909 einen Gesamtbebauungsplan (Abb. 3), dem eine detaillierte Studie aus demselben Jahr vorausging (Abb. 4). Hinsichtlich der Straßenführung bestehen zwischen diesen beiden Entwürfen nur geringe Unterschiede, während die Häuserbebauung, die bei der Studie nur für die ersten geplanten Bauetappen ausgearbeitet ist, lediglich geringe Übereinstimmungen aufweist. Die Bebauung des großen Platzes in der Mitte des Geländes ist nur in der Planstudie eingezeichnet.

Die geraden Umrißlinien des Geländes werden von Straßenzügen aufgenommen, die vor allem an der nörd- und östlichen Seite breiter angelegt sind, da sie die Verbindung mit den Hauptverkehrsstraßen zur Stadt herstellen. Von diesen Straßen – der Minervastraße und der heutigen Julius-Loßbaum-Straße –, die das Siedlungsgebiet umgrenzen, zweigen weitere in das Gartenstadtinnere ab. Die östliche Hauptzufahrt, die später mit einigen Veränderungen realisierte Straße Finkenbrunn, wird nach ihrer Einmündung in den großen, nicht verwirklichten Platz durch zwei Verlängerungen über den die natürliche Grenze der Gartenstadt bildenden Kanal hinausgeführt. Deshalb erscheint die Straßenplanung nicht dazu geeignet, möglichen Durchgangsverkehr aus der Gartenstadt fernzuhalten. Insgesamt ist an dem Bebauungsplan auffallend, daß es neben den zwei durch ihre Größe und Lage markierten Haupteinfahrten noch eine Vielzahl weiterer kleiner Zufahrten gibt.

Das von Richard Riemerschmid entworfene Straßensystem stellt ein Netz von Längs- und Querstraßen dar, die aber aufgrund ihrer gebogenen und krummen Führung keinen regelmäßigen Eindruck aufkommen lassen. Bei genauerer Verfolgung des Straßenverlaufs ist festzustellen, daß das Gartenstadtgelände sehr gleichmäßig erschlossen wird. Dabei sind sowohl Form wie auch Größe der Baublöcke einander häufig relativ ähnlich und weisen zumeist eine langgestreckte Rechteckform in Nord-Süd-Orientierung auf. Die Breite der einzelnen Straße variiert dabei ebenso wie ihr individueller Verlauf. Abgesehen von wenigen Ausnahmen treffen die Straßen nicht rechtwinklig aufeinander; an ihren Kreuzungspunkten bilden sich zumeist kleine Ausbuchtungen oder platzartige Erweiterungen aus. Diese Art der Straßenführung bedingt, daß ihre Fluchtlinien selten parallel zueinander liegen.

Außer dem großen Platz in der Mitte des Geländes ordnet Richard Riemerschmid eine Vielzahl weiterer kleiner Platzräume in dem Gartenstadtgelände an. Öffentliche und andere größere Gebäude und Einrichtungen, wie sie der Vorstand der Genossenschaft erwähnte, sind in der Planstudie um diese Freiräume gruppiert. An dem großen Platz sollten Volks- und Gasthaus, Post, Schule mit Turnhalle, Läden u. a. m. errichtet werden und ihn dadurch nicht

nur zum räumlichen, sondern vor allem zum öffentlich-gesellschaftlichen Mittelpunkt sowie Geschäftszentrum machen. In diesen Kernpunkt der Siedlung, der nicht realisiert wurde, münden die breitesten Straßen wie auch ein Großteil der übrigen Längsstraßen ein. An den übrigen Plätzen sind Einrichtungen wie Kindergarten, Zentralwaschhaus, Kirche, Badehalle sowie weitere Verkaufsläden vorgesehen.

Die von Richard Riemerschmid vorgesehene Häuserbebauung zeigt vorrangig unterschiedlich lange Reihenhauseinheiten mit gestaffelten Baulinien sowie sehr unterschiedlichen und abwechslungsreichen Vor- und Rücksprüngen. Bei näherer Betrachtung einzelner geplanter Baublöcke wird deutlich, daß die vorgesehene Bebauung den Verlauf der angrenzenden Straßen aufnimmt oder aber ihn durch eine genau entgegengesetzte Anordnung widerspiegelt.

Vor allem in der südlichen Hälfte des Geländes hat Richard Riemerschmid innerhalb der Baublöcke mit einer größeren Tiefe zahlreiche Wohnhöfe nach englischem Vorbild angelegt. Aufgrund ihrer geringeren Innenfläche sind in der nördlichen Hälfte, abgesehen von einer Ausnahme, nur kleinere Wohngruppen in die Baublöcke gelegt. Fast jeder dieser Blöcke besitzt in seinem Inneren eine öffentliche Freifläche.

Eine klare und eindeutige Trennung von reinen Wohnstraßen und solchen, die innerhalb der Gartenstadt eine verkehrsräumliche Erschließungsfunktion besitzen, ist aus diesem Plan nicht ersichtlich. Die Haupterschließungsstraßen sind jedoch durch die Breite und ihre das Gelände durchlaufende Länge hervorgehoben. Einige andere Straßen nehmen aufgrund der Breite und ihres Verlaufs eine Zwischenstellung ein.

Weiterhin ist an dem Gesamtplan auffallend, daß keine wirkliche Abtrennung der Gartenstadt vom umliegenden Gelände stattfindet; zwar ist dies aufgrund der weitgehenden Einfassung durch Bahngleise, Friedhofsgelände und Kanal teilweise nicht erforderlich, erfolgt aber auch nicht gegenüber den das Gelände umgrenzenden Straßen im Norden und Osten. Der Plan erweckt aus diesem Grunde wie ebenso wegen der zahlreichen Einfahrtsmöglichkeiten nicht den Eindruck einer betont geschlossenen Siedlung. Vielmehr vermittelt der Planentwurf den von Richard Riemerschmid angestrebten Eindruck eines kleinen Dorfkerns, um den die umliegende Bebauung allmählich, quasi natürlich gewachsen ist. Dementsprechend soll jede Straße durch ihren Verlauf wie ihre Bebauung eine individuelle Ausprägung erhalten, die jeglichen Eindruck von Monotonie, einfacher Reihung oder Wiederholung verhindert.

Dieser Entwurf von Richard Riemerschmid wurde jedoch nur in einem beschränkten Umfang realisiert. Die bis zum Ersten Weltkrieg angelegten Straßen richteten sich noch relativ genau nach diesem Plan, während die Straßenführung nach 1920 immer mehr von ihm abwich. Diese Entwicklung ist vor allem im Gebiet südlich der Straße Finkenbrunn festzustellen, für das der

Riemerschmidsche Bebauungsplan überhaupt keine Bedeutung mehr hatte. Auch die vorgesehene Häuserbebauung ist nicht realisiert worden, was sich auch auf die Konzeption des großen Dorfplatzes auswirken sollte: Ein Großteil des dafür vorgesehenen Geländes wurde für den nunmehr zur großen Durchgangsstraße gewordenen Finkenbrunn verwendet.

Die Häuserbebauung

Im Frühjahr 1911 wurde mit dem Bau der erforderlichen Kanalisation, im Juni mit den Bauarbeiten an den 76 Häusern dieser ersten Bauetappe sowie dem Verwaltungsgebäude begonnen. Von Richard Riemerschmid stammen die Pläne für 46 Häuser am Finkenbrunn sowie der Ostseite des Buchenschlags und das Verwaltungsgebäude der Genossenschaft an der Kreuzung von Finkenbrunn und der heutigen Julius-Loßbaum-Straße. Heinrich Lotz entwarf die Pläne für die 26 in diesem Jahr errichteten Häuser am Hirschensuhl und für vier weitere Häuser am Buchenschlag.

Die Entwürfe der von Richard Riemerschmid geplanten Häuser sind alle mit Typenbezeichnungen versehen. In Nürnberg verwendete er sieben verschiedene Häusertypen, einige davon in mehreren Varianten. Davon sind fast alle genauso oder mit leichten Abänderungen bereits zuvor oder fast gleichzeitig in der Gartenstadt Dresden-Hellerau verwandt worden[64].

Die erste Baugruppe von Richard Riemerschmid liegt auf der nordöstlichen Seite des Finkenbrunn, ein Stück unterhalb der Kreuzung mit der Julius-Loßbaum-Straße, die früher auch in diesem Bereich Katzwanger Straße hieß (Abb. 2 und 5). Sie beginnt mit einem großen Einfamilienhaus, das schräg zur Straße gestellt ist. Dadurch ist wiederum die Versetzung der direkt anstoßenden Neunhäusergruppe bedingt, deren Vorgartenzone sich nach Südosten hin verbreitert. Abgesehen von dem versetzten zweigeschossigen Endtyp (Typ V), der als Überleitung zu einem großen, fast an der weiträumigen Kreuzung gelegenen Doppelwohnhaus[65] und zusammen mit diesem als optischer Abschluß dienen sollte, sind die übrigen neun anderthalbgeschossigen Häuser eine Aneinanderreihung desselben Wohnungstyps (Typ XVIII). Die Reihenhäuser hatten drei Zimmer mit insgesamt ca. 54 Quadratmetern Wohnfläche. Der Endtyp war mit fünf Räumen und etwa 100 Quadratmetern Wohnfläche nahezu doppelt so groß.

Den unteren, südwestlichen Abschluß dieser ersten Baugruppe bildet eine Dreihäusereinheit (Typ XIV b), die – von einem Vorgarten getrennt – in nahezu paralleler Flucht zur Straße liegt (Abb. 2 und 6). Durch die Knickung der Straße Finkenbrunn wird einerseits eine spitzwinklige Kreuzung mit dem

[64] Vgl. Hartmann (wie Anm. 9), S. 53–68.

[65] Dieses Doppelhaus war von Richard Riemerschmid für diese Stelle geplant, wurde aber erst nach dem Ersten Weltkrieg von Hans Lehr realisiert.

Buchenschlag verhindert, andererseits eine platzartige Erweiterung des Straßenraumes geschaffen. Aufgrund der hervorgehobenen Lage ist diese Häusergruppe zweigeschossig ausgeführt. In der Mitte des Daches erhebt sich an beiden Fassadenseiten ein Giebel, der jedoch zur Straße hin in mehrfach geschweifter Form ausgebildet ist und dabei über den Dachfirst hinausragt. Die beiden Giebelfelder des Satteldaches nehmen diese Form auf, wobei die seitlichen Giebelecken von volutenförmigen Ornamenten ausgefüllt werden. Die drei Wohnungen sind wegen des Giebels unterschiedlich ausgebildet, wobei die Einteilung im Obergeschoß der beiden äußeren Wohnungen mit nur einem Schlafzimmer, aber zwei Kammern und einem großen Vorplatz wenig raumnutzend erscheint[66].

Auf der anderen Seite des Finkenbrunn wurde auf dem Eckgrundstück zur heutigen Julius-Loßbaum-Straße das Verwaltungsgebäude der Genossenschaft errichtet (Abb. 7). Es ist in sich abgewinkelt, so daß ein zweigeschossiger Teil parallel zur Flucht der letztgenannten Straße, der andere, dreigeschossige parallel zu der des Finkenbrunn verläuft. Die Verbindung dieser beiden Teile erfolgt im oberen Bereich über eine turmartige Rundung, in der das Treppenhaus angelegt ist. Im Erdgeschoß waren die ersten Läden der Gartenstadt untergebracht. Zusammen mit dem zu diesem Zeitpunkt bereits in seiner städtebaulichen Disposition geplanten, aber erst später von einem anderen Architekten errichteten Geschäftsgebäude auf der gegenüberliegenden Seite des Finkenbrunn entwarf Richard Riemerschmid hier eine besondere Eingangssituation für die Gartenstadt. Diese Gebäude, die schon durch ihre jeweilige Größe hervorgehoben waren, öffnen sich zum außerhalb der Gartenstadt liegenden Gelände und markieren so gleichzeitig Anfang wie Ende der Siedlung.

In das Gartenstadtgelände hineinführend folgt eine Häusergruppe mit vier Wohnungen, die mit einer zweigeschossigen Eckeinheit kombiniert ist (Abb. 2 und 8). Diese leitet optisch von dem mächtigen Verwaltungsgebäude zu den viel niedrigeren und kleineren Reihenhäusern über. Das Eckhaus (Typ V) ist, abgesehen von einigen kleinen Abweichungen, außen wie innen identisch mit dem oben besprochenen Endtypus der gegenüberliegenden Straßenseite ausgebildet. Die Häuserreihe ist mittelachsensymmetrisch gegliedert.

Auf diese Häuserreihe folgt zunächst ein kleiner Wohnweg, der sowohl zu den Gärten wie auch zu einem im Baublockinneren liegenden Haus führt. Daran schließt eine Achthäusergruppe an, die in einem betonten Ecktyp endet,

[66] Dies hängt möglicherweise mit der Hypothekenvergabe durch die Landesversicherungsanstalt zusammen, deren Förderung sich hauptsächlich auf Kleinwohnungen beschränkte. Vielleicht sind deshalb auch diese beiden Wohnungen in der von der Genossenschaft erstellten Liste als Zwei-Zimmer-Wohnungen bezeichnet worden. Vgl. Anlage II (wie Anm. 59), S. 15.

wodurch eine Zusammenfassung der gesamten Baugruppe erreicht wird (Abb. 2, 9 und 10). Dieser Bauabschnitt ist auch in sich mehrfach gegliedert. Er beginnt mit einer Zweiereinheit, die die Fassadenflucht der Reihenhäuser von der anderen Seite des Wohnweges aufnimmt. Die nachfolgende, direkt angrenzende Viererreihe ist leicht nach vorne versetzt, wodurch die Biegung der Straße nachvollzogen wird. Der zweigeschossige Endtyp ist wiederum so weit zur Straße hin gelegt worden, daß seine abschließende Ecke direkt an die Baufluchtlinie anstößt. Die beiden ersten Abschnitte dieser Häusergruppe sind in anderthalbgeschossiger Bauweise errichtet. Das Zwischendach, das auch um die durch die Versetzung entstandene Mauerfläche geführt ist, leitet zur Viererreihe (Typ XII d) über, deren Häuser den Reihenhäusern der gegenüberliegenden Seite (Typ XVIII) insgesamt sehr ähnlich sind, jedoch ein breiteres Achsenmaß besitzen. Im Gegensatz zu den bisherigen Ecktypen ist es hier ein Doppelwohnhaus (Typ XXV), das die Baugruppe abschließt. Mit zwei Wohnstuben und Küche nebst Toilette sowie drei Schlafzimmern, Bad und weiteren Kammern sind diese beiden Wohnungen nicht zu den Kleinhaustypen zu zählen.

Mit diesen beiden Baugruppen ist die Bebauung des Finkenbrunn bis weit in die 1920er Jahre hinein abgeschlossen. Von Richard Riemerschmid stammen in der Gartenstadt Nürnberg nur noch die Pläne zu einer weiteren größeren Baugruppe am Buchenschlag sowie einer Sechsergruppe mit Geschäftshäusern an der Julius-Loßbaum-Straße, die jedoch erst 1914 errichtet wurde.

Diese dritte im Jahr 1911 von Richard Riemerschmid entworfene Baugruppe besteht aus 19 Häusern, die – vom Finkenbrunn aus gesehen – auf der rechten Seite des Buchenschlags im Anschluß an die Gärten der Dreihäusergruppe liegen (Abb. 2). Die Häuserreihe ist in drei Abschnitte gegliedert: die beiden äußeren mit sechs bzw. fünf Wohneinheiten liegen näher zur Straße, die eingefaßten acht Wohnungen sind durch eine tiefere Vorgartenzone weiter zurückversetzt. Der größte Teil der Häuser entspricht mit geringfügigen Abweichungen den Reihenhäusern (Typ XVIII) der Baugruppe I.

Die Pläne zu den übrigen 1911 errichteten Häusern stammen von dem Architekten Heinrich Lotz. Die Häuser liegen, abgesehen von einer an die Häuserreihe von Richard Riemerschmid am Buchenschlag anschließenden Vierhäusergruppe, sämtlich an der Straße Hirschensuhl[67]. Im Gegensatz zu dessen langen Häuserreihen mit bis zu 19 Wohnungen bestehen die von Heinrich Lotz aus maximal sechs Wohneinheiten, was natürlich auch auf die gegenläufigen Krümmungen des Hirschensuhl zurückzuführen ist. Die einzelnen

[67] Angesichts der oben schon angeführten Differenzen zwischen Heinrich Lotz und der Genossenschaft ist es bezeichnend, daß er von den 13 in seinem Lageplan am Hirschensuhl vorgesehenen Häusergruppen nur acht verwirklichen konnte.

Häusergruppen spiegeln dabei durch ihre Versetzung und Kombination untereinander und durch die Anordnung und den Abstand zur Straße deren Verlauf wider. Mit diesen insgesamt nur 30 Wohneinheiten umfassenden Häusergruppen war die Tätigkeit von Heinrich Lotz für die Gartenstadt Nürnberg beendet.

Im zweiten Baujahr der Genossenschaft – mit Hans Lehr als alleinigem Architekten der Gartenstadt – wurden 24 Reihenhäuser am Buchenschlag erstellt, die in drei Abschnitte unterteilt sind. Vom Finkenbrunn her gesehen setzt die aus 11 Wohnungen bestehende Gruppe A hinter der Abzweigung des Heckenweges an (Abb. 2). Der zweite Abschnitt B ist von dem vorhergehenden durch die schmale Straße Raupenschlag getrennt und umfaßt neun Reihenhäuser. Die Gruppe C besteht aus zwei durch die Straße Hirschensuhl voneinander getrennten Doppelhäusern. Die Häuserreihen A und B sind in sich mehrfach durch Vor- und Rücksprünge oder versetzte Endeinheiten untergliedert. Die Gruppe A besteht aus insgesamt vier Teilabschnitten, von denen der erste und dritte einander sehr gleichartig in anderthalbgeschossiger Mansarddachbauweise errichtet sind. Dazwischen befindet sich eine zweigeschossige Dreihäusereinheit mit Walmdach, die näher an die Straße plaziert wurde. Den Schluß der Gruppe A bildet ein zweigeschossiges Eckhaus, das noch tiefer als die anderthalbgeschossigen Wohneinheiten in das Grundstück eingerückt worden ist. Trotz dieser gestaffelten und mit unterschiedlichen Dachformen versehenen Fasssadenflucht vermittelt die Häuserreihe einen geschlossenen Eindruck, da die anschließende Gruppe B im gleichen Abstand zur Straße mit einem identisch zur anderen Seite des Wohnweges ausgebildeten Eckhaus beginnt. Auch die nachfolgenden Wohneinheiten dieser neun Häuser umfassenden Gruppe übernehmen die Gestaltungsweise der vorangegangenen Gruppe. Die einzelnen Bestandteile der Fassade sind nämlich bei allen Wohneinheiten nahezu gleich ausgebildet. Die Häusergruppe A weist bis auf das Eckhaus die Wiederholung eines Grundrißtyps auf, der entweder aneinandergereiht oder spiegelverkehrt miteinander verkoppelt wurde. Die Reihenhäuser besaßen neben Küche und Bad drei Zimmer.

Im Jahr 1913 entstanden 28 Häuser nach den Plänen von Hans Lehr, wobei mit der Bebauung auf beiden Seiten des Buchenschlags fortgefahren wurde und die noch vorhandenen Baulücken am Hirschensuhl ausgefüllt wurden. Im Äußeren wird die Gestaltungsweise der Vorjahresbaugruppen aufgenommen, allerdings kommen an der Straßenseite an einigen Details rein dekorative Elemente wie z. B. Fenstergiebel zur Anwendung. Die Grundrisse der Häuser weichen von denen des Vorjahres ab. Erstmals verwendet Hans Lehr einen kleinen Grundrißtyp, bei dem die Küche nur über das Wohnzimmer zu erreichen ist.

Eine umfangreichere Bauetappe folgte im Jahr 1914, in dem insgesamt 72 Häuser fertiggestellt wurden. Sechs Häuser mit Geschäften an der Julius-Loß-

baum-Straße stammen als dessen letzte Tätigkeit für die Gartenstadt Nürnberg von Richard Riemerschmid, die übrigen von Hans Lehr, wobei ein Teil davon in Zusammenarbeit mit Karl Leubert entstand. Diese Häuser liegen am Buchenschlag und den westlich angrenzenden Querstraßen Heckenweg, Raupenschlag, Hirschensuhl sowie am Wohnhof Im Winkel (Abb. 2). Die Straße Hirschensuhl, die westlich vom Buchenschlag zunächst ohne Häuserbebauung verläuft, mündet nach kurzer Strecke in einen quer dazu gelagerten Platzraum ein, um den herum Wohnhäuser gruppiert sind. Anders als bei dem Wohnhof Im Winkel führt eine versetzt angeordnete Straße jedoch aus diesem Platz heraus, der bereits in den ersten Bebauungsplanentwürfen von Richard Riemerschmid in fast derselben Form konzipiert war (Abb. 4). Die sicherlich interessanteste und gelungenste Häuserbebauung dieses Jahres ist die des Wohnhofes (Abb. 11). Die vom Buchenschlag abzweigende Straße mündet nach wenigen Metern in einen langgestreckten, in Nordost-Südwest-Richtung verlaufenden Platz ein, der ringsherum bebaut ist. Das Innere dieses Platzes füllt eine Grünanlage aus, in deren Mitte später ein Brunnen angelegt wurde. Von den insgesamt 13 Wohnungen dieses Wohnhofes liegen jeweils fünf an den beiden Längsseiten – alle ohne weitere Vorgartenzone –, die restlichen drei an der südwestlichen Stirnseite des Platzes. Die äußere Gestaltung der beiden Längsseiten dieses Wohnhofes ist identisch. Sie beginnen jeweils mit einer leicht aus der Fassadenflucht heraustretenden, mit Schmalseite und Fußwalm des Daches gegen den Wohnhof gestellten zweigeschossigen Eckeinheit. Auf beiden Seiten folgen vier Wohneinheiten, deren hochgezogenes Mansarddach dieselbe Firsthöhe aufweist wie das Dach der zweigeschossigen Eckhäuser. Schräggestellte Verbindungsbauten leiten zum Mittelteil über, dessen gegen den Platz gerichtete Fassade eindeutig als Schauseite der gesamten Anlage aufgefaßt und auch architektonisch und dekorativ dementsprechend hervorgehoben ist. Genau in der Mitte der Längsachse des Platzes liegt der mittlere der drei Eingänge dieser Seite.

Die Bebauung in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg

Zwischen 1915 und 1919 ruhte die Bautätigkeit; die ersten Nachkriegshäuser wurden im Jahr 1920[68] fertiggestellt. Zu den 121 Reihenhäusern dieses Baujahres gehörten vor allem Wohngruppen am Buchenschlag, der Minervastraße sowie an ihren beiden Verbindungsstraßen Muldenweg und Falkenhorst (Abb. 12). Auffallend an den Häuserreihen mit einer größeren Anzahl von Wohneinheiten ist die zunehmende Tendenz zu einer stärker dekorativ betonten Fassadengestaltung der Straßenseite. Die kleinen Baugruppen, die zumeist an den kurzen Verbindungsstraßen liegen, sind hingegen häufig einfach und schlicht ohne zusätzliche Fassadendekoration errichtet. Diese Gestal-

[68] Vgl. Joseph (wie Anm. 48), S. 14.

tungsweise läßt sich an der 14-Häusergruppe E am Buchenschlag erkennen, die durch einen kleinen Verbindungstrakt mit der Neunhäuserreihe am Falkenhorst direkt verbunden ist (Abb. 13). Die Gruppe E weist einen zweigeschossigen, aus der Fassadenflucht hervorgezogenen Mittelteil auf, an dessen Ecken sich im leicht über das Erdgeschoß hervorspringenden Obergeschoß zwei von einem Satteldach überfangene Erker befinden. Die dekorativen Elemente dieser Häusergruppe beschränken sich auf das Obergeschoß, wie die Erker und die mit einem Rundgiebel abschließenden Dachaufbauten mit Fensteröffnung zu beiden Seiten des Mittelteils zeigen. Die direkt mit dieser Häuserreihe verbundene Gruppe D ist an der Straßenseite mit zwei turmartigen, aufwendig gestalteten Vorbauten versehen, die sich hier jedoch über alle Geschosse erstrecken (Abb. 14). Ansonsten weist diese Fassadenseite, an der zwischen diesen Vorbauten Erd- und Obergeschoß von einem Scheindach getrennt werden, keine weiteren besonders hervorgehobenen Elemente auf.

Auch in den darauf folgenden Jahren blieben diese Gestaltungstendenzen dominant, was sich deutlich an dem von der Minervastraße abzweigenden Wohnplatz zeigt. Die Konzeption der Platzbebauung weist mit einzelnen Bestandteilen wie z. B. cours d'honneur und corps de logis mit Seitenflügeln deutliche Anklänge an neuzeitliche Schloßanlagen auf. In der Mitte der Reihenhausgruppe an der Langseite des Platzraumes befindet sich ein gestufter Risalit, dessen vorderer Teil in der Blickachse der Abzweigung zu diesem Wohnplatz liegt (Abb. 15).

Im Gegensatz zu den Vorderfassaden zeigen die Grundrisse der Nachkriegswohnungen im Vergleich zu den früheren einerseits eine stärkere Vereinfachung wie andererseits eine Beschränkung auf wenige Typen.

Von 1922 an wurden in der Gartenstadt Nürnberg Etagenwohnungen errichtet, wobei in den 1920er Jahren das Verhältnis von fertiggestellten Wohnungen in Einfamilienhäusern zu solchen in Mehrfamilienhäusern bei vier zu eins lag. Erst seit 1930 kehrte sich dieses Verhältnis um, so daß den bis 1938 erbauten 385 Etagenwohnungen nur noch 93 in Einfamilienhäusern gegenüberstanden[69].

Zusammenfassung und Bewertung

Der ursprüngliche Bebauungsplan der Nürnberger Siedlung wurde nicht in seiner Ganzheit verwirklicht, was auf mehrere Ursachen zurückzuführen ist. Zum einen wurde die Gartenstadt nicht in kompakten Bauphasen, sondern in einer nur durch den Ersten Weltkrieg länger unterbrochenen und bis 1938 andauernden Bautätigkeit errichtet. Zum anderen war Richard Riemerschmid als Verfasser des Planes nur 1911 maßgeblich an der Bebauung der Gartenstadt

[69] Vgl. Joseph (wie Anm. 48), S. 14–15.

beteiligt. Die danach von Hans Lehr übernommene Architektentätigkeit folgte in den ersten Jahren noch weitgehend der von Richard Riemerschmid projektierten Straßenführung, aber schon die ersten Häuser des Jahres 1912 entsprachen nicht mehr der vorgesehenen Bebauung. Bis 1922 bestanden die entscheidenden Abänderungen der Straßenführung in dem Fortfall der Straße in dem nordöstlichen Baublock zwischen dem Muldenweg und dem Falkenhorst sowie der Einfügung des Raupenschlags als Abzweigung vom Buchenschlag (Abb. 3 und 12). Zu diesem Zeitpunkt war also das nordöstliche Viertel des Geländes zwischen Minervastraße, Finkenbrunn und Buchenschlag überbaut. Die danach angelegten Straßen besitzen, wenn überhaupt, nur noch eine sehr geringe Ähnlichkeit mit der Planvorgabe Richard Riemerschmids. Das südlich des Finkenbrunn gelegene Gebiet weist allerdings keinerlei Übereinstimmung mehr mit dem ursprünglichen Entwurf auf. Eine eindeutige Differenzierung des Straßensystems läßt sich weder bei der geplanten noch der realisierten Bebauung feststellen. Offensichtlich hingegen ist die überwiegende Nord-Süd-Orientierung der Straßen, so daß die Häuser vornehmlich in Ost-West-Richtung liegen.

In dem Bebauungsplan von 1909 sind keine speziellen Villen- oder Einfamilienhausviertel angelegt, was auf den ausdrücklichen Wunsch der Genossenschaft zurückzuführen ist (Abb. 3). Die wenigen Einzel- und Doppelhäuser ebenso wie einzelne teurere Hauseinheiten in Wohngruppen (z. B. Eckeinheiten) sind in die übrige Bebauung integriert. Schon die von Richard Riemerschmid geplanten wie auch in einem erheblich stärkeren Maß die von den späteren Architekten errichteten Häuserreihen sind von großer Länge, so daß sich eine relativ geschlossene Bebauung der einzelnen Baublöcke ergibt. Trotz dieser mitunter mehr als 20 Wohneinheiten umfassenden Häusergruppen ist die Perspektive zumindest der Siedlungsabschnitte, die sich nach dem Plan von 1910 richteten, kleinräumig konzipiert worden, da sie nach kurzer Strecke durch die Straßenkrümmung o. ä. abgeschlossen wird. Eine plastische Gliederung erhielten diese Reihen durch gestaffelte Führung der Fassadenflucht, Vor- und Rücksprünge, Versetzungen sowie ihre verschiedenen Aufbauten. Diese auf die äußere Wirkung hin bedachte Gestaltungsweise sollte individuelle und abwechslungsreiche Straßenräume entstehen lassen, verursachte jedoch häufig gerade bei Eckhäusern einen ungünstigen Zuschnitt der Gärten. In kaum einer anderen deutschen Gartenstadt sind so zahlreiche Wohnhofanlagen[70] wie in der Nürnberger verwirklicht worden. Die tatsächliche Lage der Wohnhöfe stimmt jedoch – abgesehen von dem Wohnplatz am Heckenweg – nicht mit ihrer Anordnung in dem ursprünglichen Bebauungsplan überein

[70] Die erste konsequente Anwendung von Wohnhofanlagen findet sich in der englischen Gartenvorstadt Hampstead (ab 1907) von Barry Parker und Raymond Unwin.

(Abb. 3 und 12). Da im Riemerschmidschen Plan aber die prinzipielle Konzeption der inneren Blockbebauung durch Wohnhöfe deutlich ersichtlich ist, kann man annehmen, daß die von Hans Lehr errichteten Wohnhöfe hierauf zurückzuführen sind.

Die von Richard Riemerschmid entworfenen und 1911 errichteten Häuser sind auch hinsichtlich ihrer äußeren Gestaltung Typenhäuser, die bereits in Hellerau verwendet worden sind. Die bis zu 19 Einheiten langen Wohngruppen wurden dabei aus der Reihung eines oder mehrerer Typen gebildet, an deren Anfang oder Ende häufig ein betontes Eckhaus angefügt war (Abb. 5 und 8). Mit dieser einseitigen Betonung vermied er eine symmetrische Ausbildung der Großform; die übrigen aneinandergereihten Einheiten gleichen Typs sind meist spiegelverkehrt miteinander verkoppelt, so daß sich eine Symmetrie benachbarter Hauseinheiten ergibt. Hans Lehr wiederum übernimmt in den ersten beiden Jahren als Architekt der Gartenstadt eine Typisierung der Häuser, gibt dies aber 1914 bereits wieder auf, möglicherweise weil für die wenigen Häuser dieser Zeitspanne so viele unterschiedliche Haustypen aufgestellt wurden, daß von einer effektiven Typisierung eigentlich nicht gesprochen werden kann. Nachdem die ersten seiner Baugruppen in einer eher unregelmäßigen Reihung angelegt sind, zeigen die späteren, auch zusammen mit seinem Partner Karl Leubert entworfenen eine symmetrische Gliederung vor allem der längeren Wohngruppen (Abb. 15). Dadurch und durch die Ausgestaltung von Ecktypen wie schon bei den Riemerschmidschen Reihenhäusern wird der Zusammenhang und Zusammenhalt der Bebauung einer Straßenseite erreicht. Dies wird unterstützt durch den dreiteiligen Regelaufbau von Sokkel-, Wand- und Dachzone wie ebenso durch die gleichmäßige farbige Gestaltung der Häuser durch Verputzung und Dachdeckung, Fenster- und Türrahmung. Vergleicht man die Häuser der einzelnen Architekten, so ist festzustellen, daß Richard Riemerschmid Risalite, Dachvor- oder -aufbauten nur äußerst spärlich verwandte. Nachdem Hans Lehr in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg eine zurückhaltendere Fassadengestaltung durch Dachaufbauten und Risalite betrieben hatte[71], werden diese Elemente in der Bebauung nach 1920 zu seinen wichtigsten Gliederungsmitteln, die dabei allerdings mitunter in eher spielerischer Manier angewandt werden (Abb. 13 und 15). Vor allem bei den Häuserreihen von Richard Riemerschmid und Hans Lehr aus der Vorkriegszeit überwiegt die Betonung der Horizontalen, was sich besonders deutlich an den Fensterreihen im Erd- und Obergeschoß erkennen läßt. Der daraus resultierende stark lastende Eindruck wird durch das Verhältnis von Wand- zu Dachzone sowie den geringen Anteil von geöffneter Wandfläche unterstützt.

[71] Diese Tendenz zum Dekorativen ist vielleicht auch auf die oben beschriebenen Vorbehalte einiger Vorstandsmitglieder zurückzuführen, die Hans Lehr 1913 einen Mangel an architektonischem Schmuck sowie künstlerische Verausgabung vorgeworfen haben.

Die schlichten und einfachen Gestaltungsmittel sind kennzeichnend für den von süddeutschen, bäuerlich-ländlichen Elementen durchsetzten Heimatstil Richard Riemerschmids. Aufgrund der zurückhaltenden Fassadengestaltung dieser Häuser sind ihre Vor- und Rückseiten gleichwertig ausgebildet, während bei den Wohngruppen Hans Lehrs aus der Zeit kurz vor wie auch nach dem Ersten Weltkrieg bis zum Ende der 1920er Jahre die Straßenseite durch betonende und dekorative Architekturelemente eindeutig als Schauseite hervorgehoben wird.

Hinsichtlich der Grundrißtypen läßt sich in Nürnberg eine enorme Vielfalt feststellen. Schon Richard Riemerschmid hatte in jedem Haustyp eine andere Grundrißlösung verwandt. Bis 1914 entwarf auch Hans Lehr eine große Anzahl von weiteren Typen. In den ersten Jahren nach dem Ersten Weltkrieg hat sich die Grundrißgestaltung hingegen auf zwei Haupttypen beschränkt, die zuvor nicht angewandt worden waren.

Fast allen Grundrißlösungen ist gemeinsam, daß die individuelle Orientierung des einzelnen Hauses nicht beachtet wurde, so daß die grundsätzliche Einteilung von straßenseitigem Wohnraum und zum Garten gerichteter Küche mit wenigen Ausnahmen eingehalten wurde.

Anders als der Bebauungsplan der Hellerauer Gartenstadt hat der von Nürnberg bei den entsprechenden Fachkreisen kein größeres Echo hervorgerufen, obwohl man keinesfalls pauschal den erstgenannten als besser oder gelungener bezeichnen kann. Beiden Plänen liegt dieselbe Auffassung der städtebaulichen Konzeption zugrunde. Der Nürnberger Plan wirkt sogar aufgrund der Einheitlichkeit der Bebauung, d. h. auch wegen des Fehlens eines Einfamilienhaus- oder Villenviertels sowie des besser in die Gesamtanlage einbezogenen Siedlungszentrums, in sich geschlossener. Der zentrale Platz mit seinen geplanten öffentlichen Gebäuden und Geschäftshäusern liegt in der räumlichen Mitte der Siedlung, so daß eher als in Hellerau der Eindruck eines alten Dorfkerns hervorgerufen wird.

Bereits 1906 hatte sich Richard Riemerschmid in einem Artikel über den Bau von Arbeiterwohnhäusern für Einfachheit und Schlichtheit ausgesprochen, ohne daß dieses jedoch in „langweiliger Geradlinigkeit und geistloser Regelmäßigkeit“[72] enden sollte. Vielmehr müßten, solle „die ganze Anlage erfreulich und behaglich wirken, . . . vor allem die Führung der Straßen und Wege, die Abrenzung der Grundstücke mit dem feinsten Gefühl für das Natürliche, für das sich Ergebende angeordnet werden“[73]. Zwar hatte sich der Riemerschmid-

[72] Siehe Richard Riemerschmid: Grundriß und Aussehen, Innenausbau und Einrichtung des Arbeiterwohnhauses, in: Die künstlerische Gestaltung des Arbeiter=Wohnhauses. 14. Konferenz der Centralstelle für Arbeiter=Wohlfahrtseinrichtungen am 5. und 6. Juni in Hagen i. W., Berlin 1906, S. 50.

[73] Siehe Riemerschmid (wie Anm. 72), S. 51.

sche Bebauungsplan für die Gartenstadt Nürnberg nicht einfach „ergeben", jedoch sollte genau dieser und damit auch ein natürlicher Eindruck durch die Siedlung hervorgerufen werden. Gleichfalls muß aber davon ausgegangen werden, daß die Leitung der Nürnberger Genossenschaft eben dies in ihrer Gartenstadt verwirklicht sehen wollte, da sie sich anscheinend von vornherein auf Richard Riemerschmid als Entwerfer des Bebauungsplanes festlegte.

Auch wenn der ursprüngliche Plan nicht verwirklicht wurde, muß man dennoch feststellen, daß die Nürnberger Gartenstadt es in einem erheblich stärkeren Maße als andere Gartenstädte vermochte, Gemeinschaftseinrichtungen zu erstellen. Neben dem Verwaltungsgebäude wurde schon frühzeitig ein Zentralwaschhaus (1911) errichtet; ein provisorisches (Reform-)Gasthaus[74] entstand noch vor dem Ersten Weltkrieg. In den 1920er Jahren folgten das Schulhaus an der Regenbogenstraße sowie an der Stelle des alten Gasthauses am Finkenbrunn das große Gesellschaftshaus.

Die Gartenstadt Nürnberg im Vergleich zu anderen deutschen Gartenstädten

Neben der Gartenstadt Nürnberg entstanden in Deutschland fast zur gleichen Zeit noch weitere Gartenstädte, an deren Gründung Hans Kampffmeyer beteiligt war und die einen engen Bezug zur DGG aufweisen. So datiert der Bebauungsplan der bereits erwähnten, 1907 gegründeten Gartenstadt Karlsruhe aus dem Jahr 1910, der der Mannheimer Gartenstadt aus dem Jahr 1911. Trotz dieser zeitlichen Nähe zeigen die Siedlungen offensichtliche Unterschiede, die die damalige Situation im Städte- und Siedlungsbau widerspiegeln. Dabei stehen die Gartenstädte in Mannheim und Nürnberg für entgegengesetzte Auffassungen hinsichtlich ihrer städtebaulichen Disposition. Wird die Mannheimer durch geometrische Figuren, Achsenbezüge und rechtwinklige Kreuzungen bestimmt, so ist es genau dieses, was Richard Riemerschmid bei seinen Nürnberger Plänen vermeidet (Abb. 17 und 3); stattdessen führt er die Straßen in leichten Biegungen unter Ausbildung versetzter Kreuzungen und geschlossener, unregelmäßiger Platzräume durch das Gelände. Für den Plan der Gartenstadt Karlsruhe war weniger ein städtebauliches Prinzip ausschlaggebend für die Gestaltung als vielmehr die möglichst praktische und einfache Erschließung (Abb. 18).

Losgelöst von den individuellen Präferenzen der einzelnen Architekten lassen sich zumindest bei den hier ausgewählten Gartenstädten lokale Einflüsse auf das angewandte städtebauliche Konzept nachweisen. Es ist eindeutig, daß die Gartenstädte in Mannheim und Nürnberg Gemeinsamkeiten mit der städtebaulichen Tradition ihrer jeweiligen Bezugsstadt zeigen. Eine Aufnahme

[74] Vgl. Wilhelm Eckstein: Wirtshaus oder Reformgasthaus, in: Gartenstadt. Mitteilungen der deutschen Gartenstadtgesellschaft 4 (1910), S. 16–17.

derartiger lokaler Vorgaben ist gleichfalls bei der Karlsruher Gartenstadt in dem auf den Zentralplatz ausgerichteten Erschließungssystem festzustellen. Bei allen drei Gartenstädten ist dabei das Bemühen offensichtlich, der Siedlung in Verbindung mit dem Bebauungsplan einen spezifischen Charakter zu verleihen. Es ging also nicht nur darum, auf einem bestimmten Gelände eine Anzahl von Häusern zu errichten, sondern diese in einen übergeordneten Zusammenhang zu stellen und mit der so entstehenden Gartenstadt ein aufeinander bezogenes Gesamtgebilde zu schaffen, was letztlich auf die Idee Ebenezer Howards zurückzuführen ist.

Die Anlehnung an das jeweilige städtebauliche System der Bezugsstadt mag unter anderem auch durch pragmatische Umstände bedingt gewesen sein. Dies wird am Beispiel Nürnbergs deutlich: Dort hatte man seit 1905 gemäß dem Erlaß des Innenministeriums damit begonnen, Stadterweiterungsgebiete mit gebogenen und krummen Straßenfluchtlinien zu überziehen[75]. Auch wenn das Gelände der Gartenstadt Nürnberg damals noch außerhalb der städtischen Gemarkung lag, bedurften die Pläne der Genehmigung durch die städtischen Behörden. Insofern erscheint es zumindest fraglich, ob ein streng geometrischer Bebauungsplan überhaupt deren Zustimmung gefunden hätte. Umgekehrt ist bei den Erweiterungsgebieten von Mannheim und Karlsruhe die Kontinuität der geraden Linie festzustellen, so daß eine betont malerisch-romantische Straßenführung in diesen Gartenstädten einen deutlichen Gegensatz zur städtischen Praxis dargestellt hätte.

Der Vergleich zwischen den Siedlungen in Mannheim und Nürnberg zeigt, daß man zwar generalisierend von zwei verschiedenen Ausprägungen im Anlagesystem von Gartenstädten, nicht jedoch, wie Norbert Huse im Anschluß an einen Aufsatz über die Gartenstadt Nürnberg aus den 1920er Jahren meint[76], von einem norddeutschen und einem süddeutschen Typus sprechen kann. Statt großregionaler scheinen vielmehr begrenzt lokale Gesichtspunkte neben anderen Ursachen Einfluß auf den jeweiligen Bebauungsplan genommen zu haben[77].

Neben diesen generellen Differenzen in der städtebaulichen Anlage sind bei den untersuchten Gartenstädten sowohl eine Anzahl weiterer Differenzen als auch weitreichende und bedeutende Gemeinsamkeiten festzustellen. Ganz

[75] Vgl. von Wurmb (wie Anm. 34), S. 91 und 124.

[76] Vgl. Norbert Huse: ›Neues Bauen‹ 1918–1933. Moderne Architektur in der Weimarer Republik, 2. Aufl., Berlin 1985, S. 91. Er bezieht sich auf den Aufsatz Die Gartenstadt Nürnberg von den Architekten Lehr und Leubert, Nürnberg, in: Moderne Bauformen 22 (1923), S. 257.

[77] Es könnte hier der Eindruck entstehen, als ließe sich die Feststellung eines lokalen Einflusses schnell widerlegen, indem man etwa auf die Nürnberger Rasterplanung im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts verweist. Dabei ist jedoch zu bedenken, daß Stadterweiterungen dieser Periode als rein technische Aufgabe angesehen wurden.

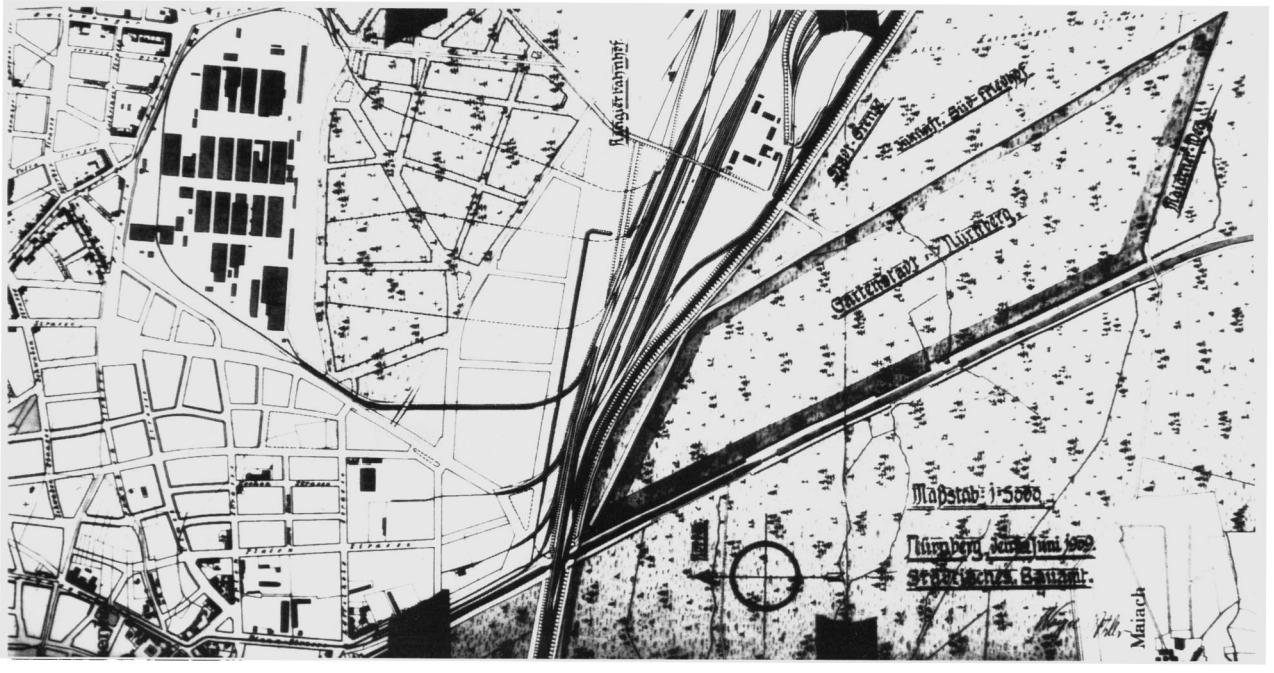

Abb. 1: Lageplan der Gartenstadt Nürnberg (1909).

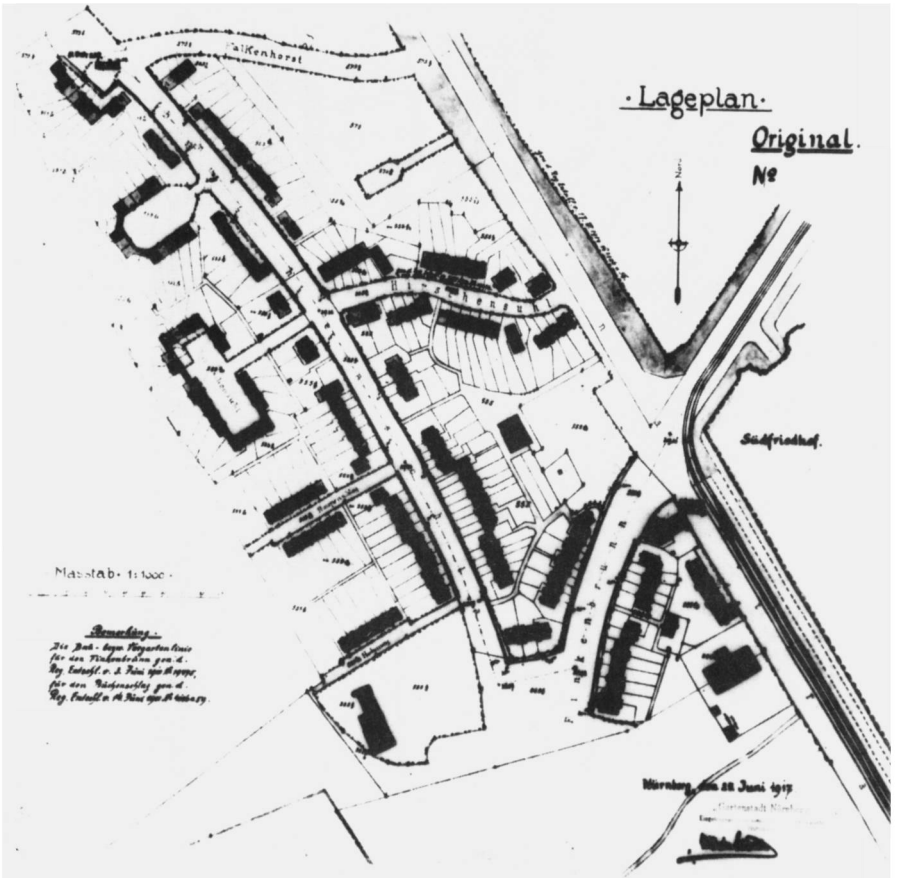

Abb. 2: Stand der Bebauung im Jahr 1917.

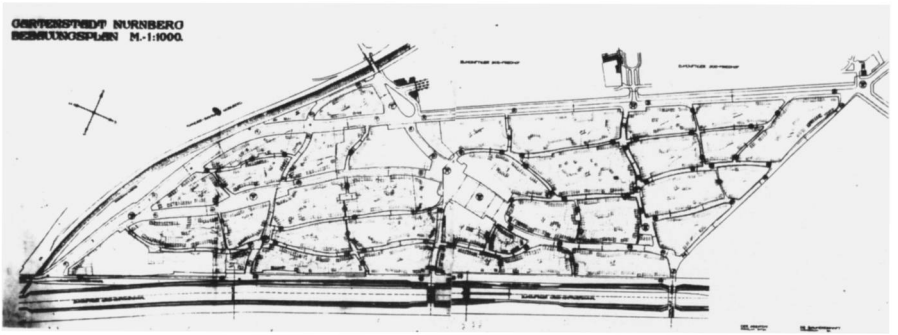

Abb. 3: Bebauungsplan der Gartenstadt Nürnberg von Richard Riemerschmid (1909).

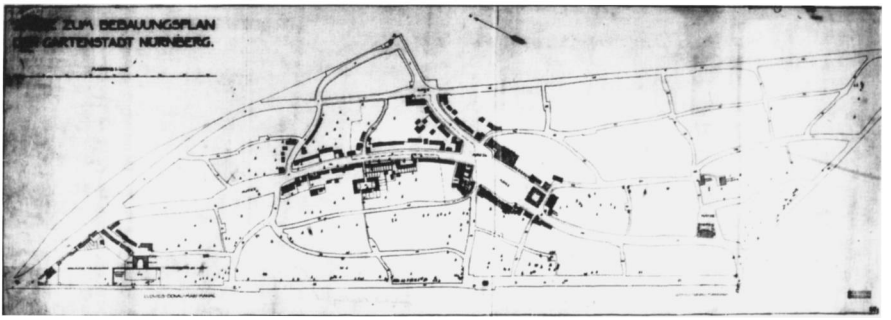

Abb. 4: Studie zum Bebauungsplan von Richard Riemerschmid (1909).

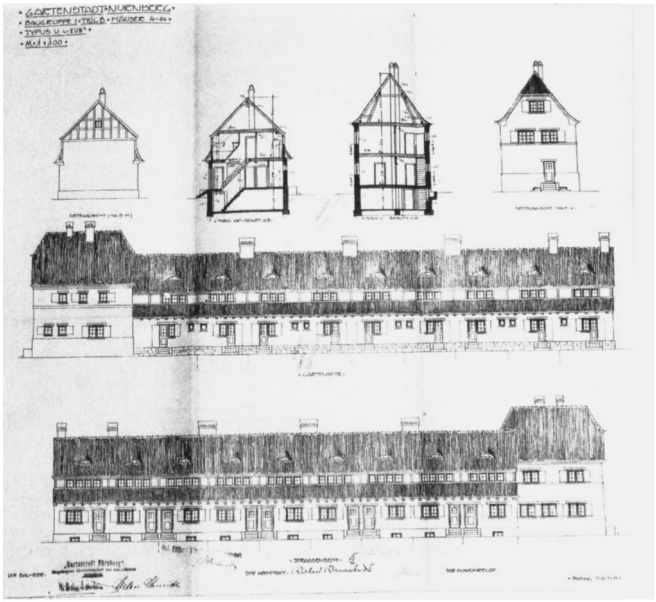

Abb. 5: Ansichten Finkenbrunn Nr. 6–24 (Richard Riemerschmid).

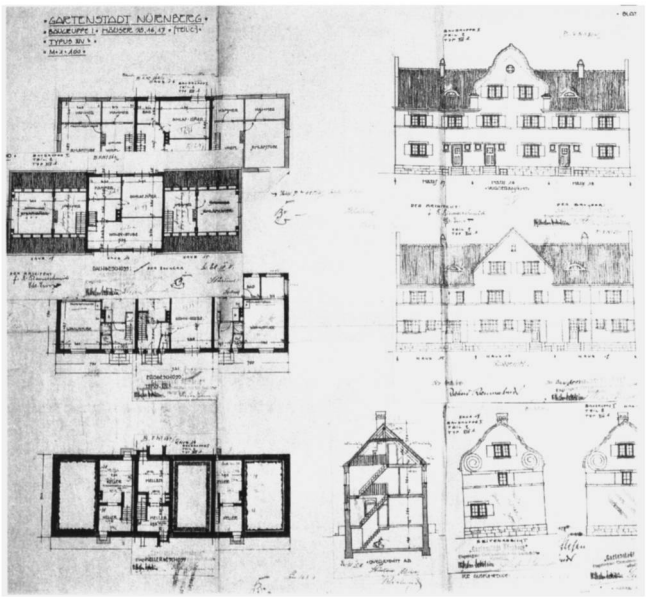

Abb. 6: Ansichten und Grundrisse Finkenbrunn Nr. 26–30 (Richard Riemerschmid).

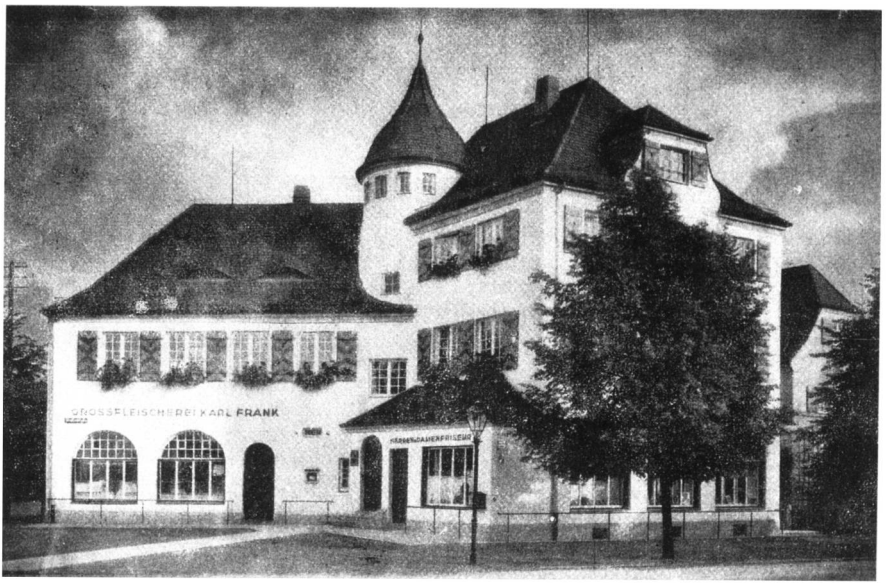

Abb. 7: Ansicht des alten Verwaltungsgebäudes (Richard Riemerschmid; Zustand vor 1950).

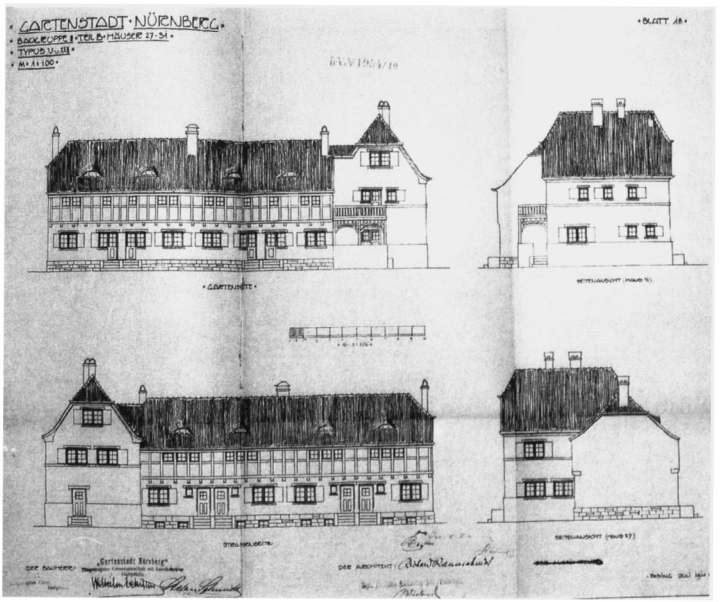

Abb. 8: Ansichten Finkenbrunn Nr. 3–11 (Richard Riemerschmid).

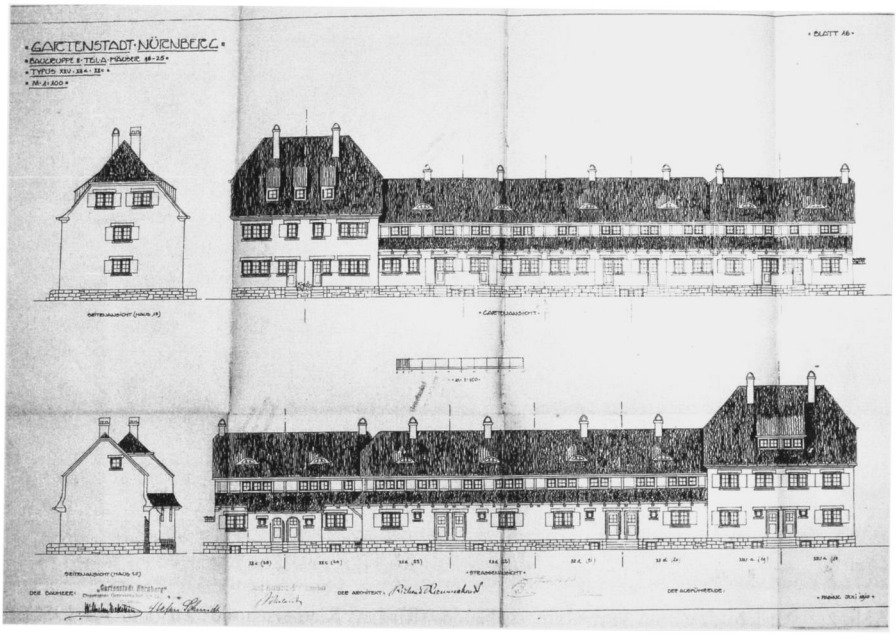

Abb. 9: Ansichten Finkenbrunn Nr. 15–29 (Richard Riemerschmid).

Abb. 10: Straßenansicht Finkenbrunn Nr. 15–29 (Zustand 1986).

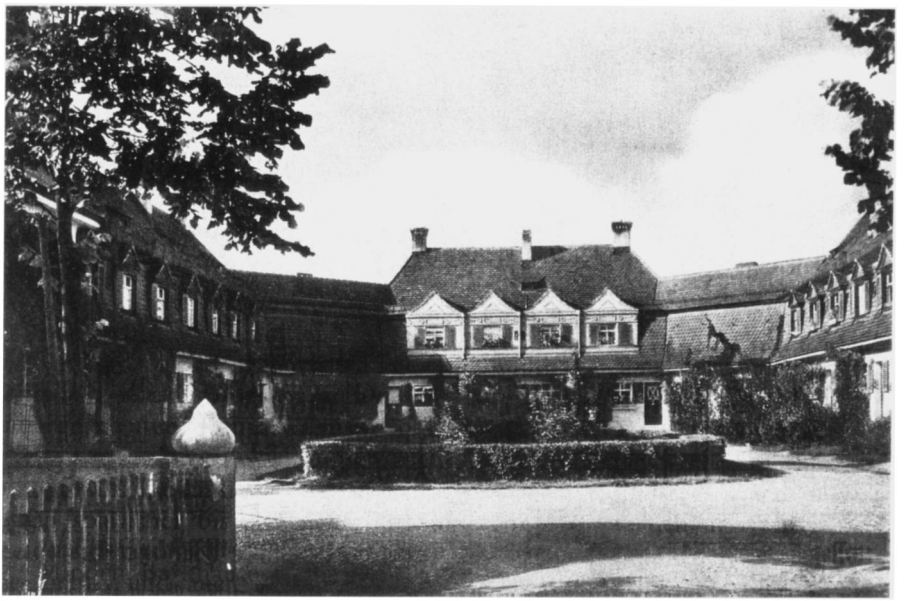

Abb. 11: Hofansicht Im Winkel (Hans Lehr und Karl Leubert; Zustand um 1923).

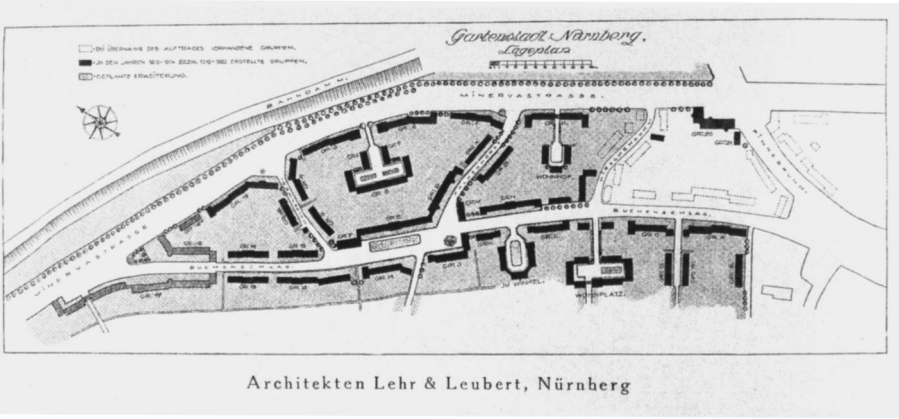

Abb. 12: Stand der Bebauung der Gartenstadt Nürnberg um 1923.

Abb. 13: Hausgruppe E am Buchenschlag (Hans Lehr und Karl Leubert; Zustand um 1923).

Abb. 14: Hausgruppe D am Buchenschlag (Hans Lehr und Karl Leubert; Zustand um 1923).

Abb. 15: Ansicht des Wohnhofes Am Sonnenplatz (Hans Lehr und Karl Leubert; Zustand vor 1950).

Abb. 16: Gartenvorstadt Werderau der MAN-Werke in Nürnberg; Aufriß der Fassaden am Volckamerplatz (Ludwig Ruff; vor 1914 erbaut).

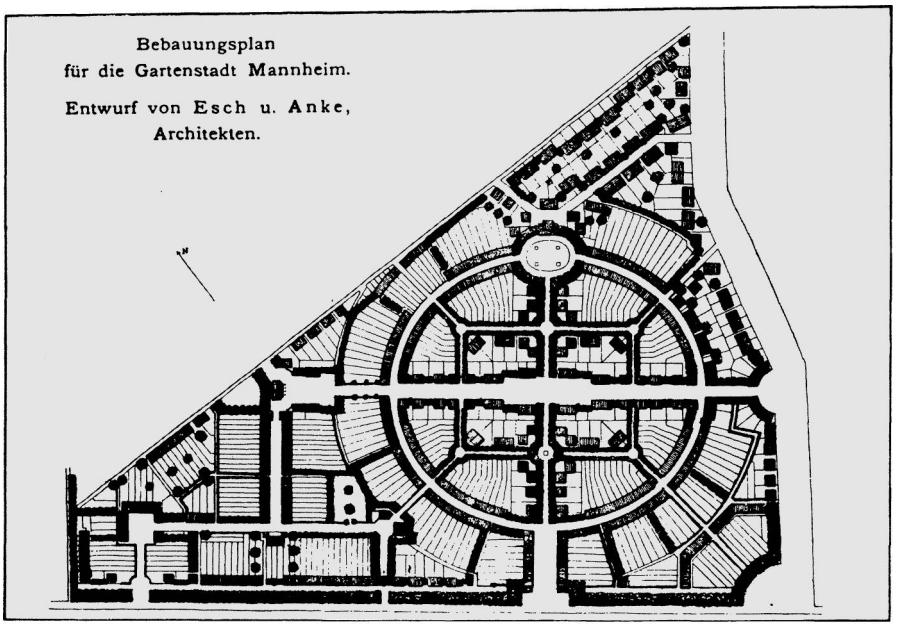

Abb. 17: Bebauungsplan der Gartenstadt Mannheim (Esch und Anke; 1911).

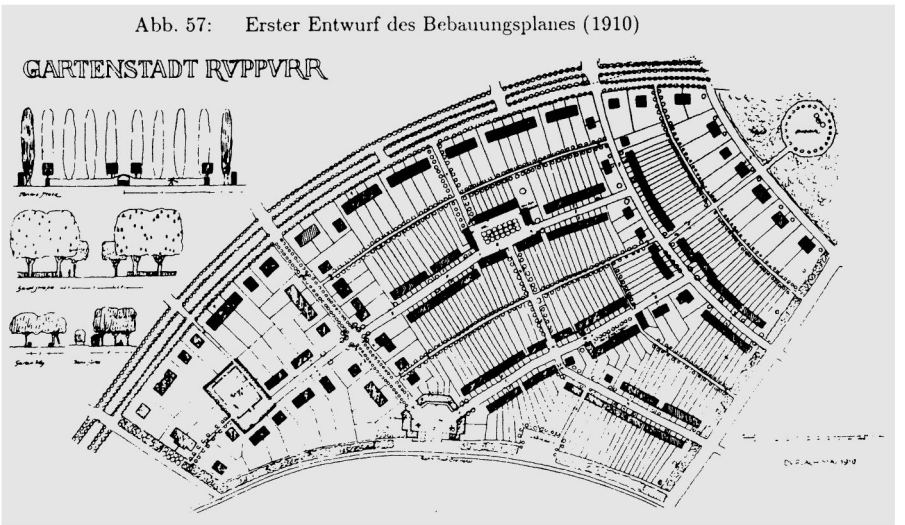

Abb. 18: Entwurf des Bebauungsplanes für die Gartenstadt Karlsruhe (Hans Kampffmeyer und Karl Kohler, 1910).

offensichtlich ist, daß keine auch nur ansatzweise darauf angelegt war, die ursprüngliche Idee Ebenezer Howards einer autarken Stadtneugründung zu realisieren. Die drei in Verbindung mit der DGG gegründeten Gartenstädte befinden sich im Weichbild und unter dem direkten Einfluß von Großstädten, wenige Kilometer außerhalb von deren Zentren und waren schon damals mit öffentlichen Verkehrsmitteln schnell zu erreichen. Zwar weisen diese Gartenstädte, die deshalb auch alle ausschließlich als Gartenvorstädte anzusehen sind, bereits nach kurzer Zeit beachtliche Einwohnerzahlen auf, von einer gemeindeähnlichen Selbständigkeit konnte unter den gegebenen Umständen jedoch keine Rede sein.

Wie bei der Straßenführung gibt es auch bei der Gruppierung und Zusammenbindung der Häuser in den verschiedenen Gartenstädten große Unterschiede. Im Gegensatz zu den beiden anderen ist in der Nürnberger Gartenstadt eine achsenbetonte oder symmetrische Anlage und Gestaltung der Hausformen bei Richard Riemerschmid überhaupt nicht und auch bei seinen Nachfolgern in den ersten Jahren nur selten anzutreffen. Trotz der Typisierung bringt Richard Riemerschmid äußerlich durch einzelne primär schmückende Architekturelemente wie Scheindächer, Giebelvoluten etc. eine individualisierende Tendenz in die Bebauung ein, die noch durch die Führung der Fassadenfluchtlinien unterstützt wird. Eine Zusammenfassung bestimmter Raumeinheiten erreicht er hauptsächlich durch eine größenmäßige Betonung der Endhäuser sowie durch deren Drehung aus der Fassadenflucht.

Man muß in Nürnberg, was durch die entsprechenden Geschäftsprotokolle der Genossenschaft nachweisbar ist, davon ausgehen, daß die malerisch-romantisierende Behandlung von Bebauungsplan und Häuserbebauung den Vorstellungen der Verwaltung entsprach.

Hierfür waren sicherlich mehrere Ursachen ausschlaggebend: Neben einer Berücksichtigung der regionalen Bautradition war es für das Selbstverständnis dieser Genossenschaft sicherlich nicht ohne Folgen, daß in relativer Nähe und fast gleichzeitig zwei weitere Siedlungen entstanden. Die eine war die Wohnkolonie Nürnberger Rangierbahnhof, deren Ausbau mit Unterstützung der Staatseisenbahnverwaltung seit 1907 erfolgte und an der als Architekt das spätere Aufsichtsratmitglied der Gartenstadt Nürnberg, Albert Lehr, beteiligt war. Bebauungsplan und vor allem Aufrißgestaltung der Häuser zeigen eine viel stärkere malerische Behandlung als die Riemerschmidschen Pläne[78]. Die Gestaltung der Häuser ist in einem ursächlichen Zusammenhang mit früheren Wohnbauten der Eisenbahnverwaltung in Nürnberg zu sehen, die „sämtlich nach den früher . . meist üblich gewesenen Normalplänen hergestellt"[79] seien.

[78] Vgl. Tschoeke (wie Anm. 22), S. 240–245.

[79] Siehe Albert Lehr: Einzelheiten über die Wohnungsbauten in Nürnberg-Rangierbahnhof, in: Zeitschrift für Wohnungswesen in Bayern 7 (1909), S. 85.

„Das Material ist Backsteinrohbau unter teilweiser Verwendung von Hausteinen, die Formengebung ist die der italienischen Renaissance. Das Aeussere ist bei allen Häusern, abgesehen von ganz geringen Abweichungen dasselbe"[80]. Stellvertretend für eine ganze Richtung in Architektur und Städtbau führt Albert Lehr in diesem aus dem Jahr 1909 stammmenden Aufsatz aus, daß diese so „ernsten, einförmig, kalt und nüchtern dastehenden . . . Häuser"[81] die Wegbereiter in der Entwicklung des Kleinwohnungswesens waren. Allerdings habe sich beim Bau der neuen Wohnkolonie „der in den letzten Jahren in der ganzen deutschen Heimat eingetretene Umschwung in der Baukunst, das Abwenden von der italienischen Renaissance, die Rückkehr zur heimischen deutschen Bauweise und ein engeres Anpassen der einzelnen Bauwerke an die gegebenen Verhältnisse bemerkbar gemacht"[82]. Nicht zuletzt Albert Lehrs Mitgliedschaft im Aufsichtsrat, seine Unterstützung bei der Erarbeitung der Hauspläne und bei der Wahl der späteren Architekten legen die Vermutung nahe, daß von Seiten der Gartenstadtgenossenschaft eine ganz ähnliche Auffassung vertreten wurde.

Noch um ein Vielfaches gesteigert und fast ins Verspielte abgleitend entwikkelte sich die malerische Tendenz in der 1911 gegründeten sogenannten Gartenstadt Werderau, einer Siedlung der MAN-Werke (Abb. 16). Interessant ist die Beurteilung dieser Siedlung durch den Herausgeber der Zeitschrift „Moderne Bauformen" aus dem Jahr 1914, die deutlich macht, wie in damaliger Zeit diese Art der Planung empfunden werden konnte. Die den Bedürfnissen der Bewohner angepaßte Planung „verleiht der ganzen Siedlung organisches Leben, macht sie abwechslungsreich und hält sie frei von aller schablonenhaften Langeweile"[83]. Ebenso wird der besonders individuelle Charakter der Siedlung hervorgehoben, der allein denkbar ist „in der Umgebung, in der sie steht und für die Zwecke, denen sie dient. Was ihr den ganz besonderen Vorzug verleiht, daß sie den Familien, die in ihr wohnen . . . eine charakteristische Heimat (bietet), die sich dank ihrer eindrucksvollen Schönheit dem heranwachsenden Geschlecht wohl ebenso fest einzuprägen imstande ist, wie ein im Laufe der Jahrhunderte gewachsenes Dorf"[84]. Verglichen mit den Wohngruppen dieser Siedlung wirken die Reihenhäuser von Richard Riemerschmid und den anderen Architekten der Gartenstadt Nürnberg geradezu einfach und schlicht. Dennoch ist es durchaus wahrscheinlich, daß auch der Bau dieser Siedlung die weitere Entwicklung der Gartenstadt Nürnberg mitbeeinflußt

[80] Siehe Lehr (wie Anm. 79), S. 85.
[81] Siehe Lehr (wie Anm. 79), S. 85.
[82] Siehe Lehr (wie Anm. 79), S. 85.
[83] Siehe Ludwig Endres/C. H. Baer: Die Gartenstadt Werderau bei Nürnberg für Angehörige der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg A. G., in: Moderne Bauformen 13 (1914), S. 320.
[84] Siehe Endres/Baer (wie Anm. 83), S. 320.

hat. Der Beauftragung Hans Lehrs für die Jahre nach 1913 war innerhalb der Genossenschaft eine intensive Auseinandersetzung vorausgegangen, wobei gerade der Vorstand dessen Hausgestaltung als zu schlicht empfand.

Es stellt sich also die Frage, ob mit der Beauftragung eines bestimmten Architekten bereits eine detaillierte Vorstellung für die Anlage der jeweiligen Gartenstadt verbunden war oder ob diese primär auf die Planung des Architekten zurückzuführen ist. So ist für Nürnberg anzunehmen, daß man – sicherlich neben anderen Gründen – Richard Riemerschmid beauftragte, weil man davon ausgehen konnte, daß dessen Planungen den Erwartungen von vornherein zumindest annähernd entsprechen würden. Man kann also davon ausgehen, daß die Architekten ihre Planungen ohne direkte Einflußnahme durchführen konnten, solange sie die Auffassung beibehielten, deretwegen sie ausgewählt worden waren.

Ähnlich wie die theoretischen Äußerungen der DGG weisen auch die realisierten Garten(vor)städte kein einheitliches oder verbindliches Konzept auf; es war im Gegenteil möglich, daß zwei Extrempositionen wie die in Mannheim und Nürnberg als Realisierungen derselben Ausgangsidee entstanden. Für die konkrete städtebauliche und architektonische Erscheinung war also nicht die Gartenstadtidee als solche von entscheidender Bedeutung, sondern letztlich waren es die individuellen Präferenzen der jeweiligen Genossenschaft und die Auffassung des (der) beauftragten Architekten.

Die genossenschaftliche, jegliche Spekulation ausschließende Struktur war bei der Gartenstadt Nürnberg ebenso wie in Karlsruhe und Mannheim gegeben. Da sie auf die eine oder andere Weise beim Geländeankauf oder der Baufinanzierung staatliche oder kommunale Unterstützung fanden, sind sie als ein Teil des mit öffentlichen Mitteln geförderten Wohnungsbaus der Vorkriegszeit anzusehen[85]. Ohne die ersten Hypotheken der jeweiligen Landesversicherungsanstalt wäre es in keiner der untersuchten Gartenstädte zur Aufnahme der Bautätigkeit gekommen. Zu anderen öffentlichen Unterstützungsmaßnahmen gehörten beispielsweise der günstige Grundstückserwerb, ein vorteilhafter Erbbauvertrag, Stundung oder Verringerung der Straßenbaukosten sowie die Übernahme von städtischen Bürgschaften und Geschäftsanteilen der Genossenschaften.

In den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg wurde es um die DGG zunächst sehr ruhig, obwohl die vor dem Krieg gegründeten Gartenstädte ihre Bautätigkeit bereits wenig später wieder aufnahmen. Das Mitteilungsorgan der DGG, „Die Gartenstadt", dessen Veröffentlichung 1916 eingestellt worden war, wurde seit 1925 wieder publiziert. Mehrere Gründe bedingten die geringe

[85] Vgl. Wolfgang R. Krabbe: Die Anfänge des „sozialen Wohnhungsbaus" vor dem Ersten Weltkrieg. Kommunalpolitsche Bemühungen um eine Lösung des Wohnungsproblems, in: Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 71 (1984), S. 41–45.

Bedeutung und Wirkung der DGG als Organisation. Zum einen war ein nicht unerheblicher Teil der von ihr propagierten Ideen mittlerweile zum städtebaulichen wie siedlungsgprogrammatischen Allgemeingut geworden, das auch ohne Unterstützung und Beratung durch diese Gesellschaft angewandt wurde. Hiermit sind allerdings in erster Linie die Erfüllung der wohnungsreformerischen Aspekte und nicht die bodenreformerischen Forderungen und die Anlage von reinen Gartenstädten im Sinne der Howardschen Idee gemeint[86]. Zudem zeigen nicht wenige der städtebaulichen Utopien in den ersten Nachkriegsjahren eine deutliche Beeinflussung durch die Gartenstadtidee[87].

Andererseits erfolgte von staatlicher Seite eine deutliche Wandlung in der Wohnungspolitik[88], die nun auf vielfältige Art und Weise in die Wohnungswirtschaft eingriff. Die Wohnungsproduktion ist dabei in einem zunehmenden Maß von gemeindlichen, kommunalen und anderen gemeinnützigen Baugesellschaften übernommen worden, was eine Voraussetzung für den Bau zusammenhängender Neubau- und Großsiedlungen in der zweiten Hälfte der 20er Jahre darstellte[89].

Der überwiegende Teil der Forderungen der DGG war zu diesem Zeitpunkt bereits in die Programmatik der Städtebauer eingeflossen, wie es der internationale Städtebaukongreß von 1924 in Amsterdam zeigt[90]. Insofern muß man feststellen, daß die Bedeutung der DGG und damit der deutschen Gartenstadtbewegung in ihrer publizistischen und vor allem ihrer praktischen Tätigkeit in den letzten Jahren vor dem Ersten Weltkrieg liegt. Ihr besonderes Ver-

[86] Vgl. Hermann Muthesius: Kleinhaus und Kleinsiedlung, München 1918 – Fritz Schumacher: Die Kleinwohnung. Studien zur Wohnungsfrage, Leipzig 1917 – Erwin Gutkind (Hrsg.): Neues Bauen. Grundlagen zur praktischen Siedlungstätigkeit, Berlin 1919.

[87] Sehr deutlich läßt sich dies etwa bei Bruno Taut feststellen. Er war Architekt der 1913 begonnenen Gartenstadt Falkenberg. Kurz nach dem Ersten Weltkrieg wurden seine städtebaulichen Visionen veröffentlicht. Vgl. Bruno Taut: Die Stadtkrone, Jena 1919 – Bruno Taut: Die Auflösung der Städte oder die Erde eine gute Wohnung, Hagen 1920. Ausführlich hierzu Iain Boyd Whyte: Bruno Taut. Baumeister einer neuen Welt, Stuttgart 1981.

[88] Vgl. hierzu Albert Gut: Die Entwicklung des Wohnungswesens in Deutschland nach dem Weltkriege, in: Albert Gut: Der Wohnungsbau in Deutschland nach dem Weltkriege. Seine Entwicklung unter der mittelbaren und unmittelbaren Förderung durch die deutschen Gemeindeverwaltungen, München 1928, S. 37–50; Peter-Christian Witt: Inflation, Wohnungszwangswirtschaft und Hauszinssteuer. Zur Regelung von Wohnungsbau und Wohnungsmarkt in der Weimarer Republik, in: Lutz Niethammer (Hrsg.): Wohnen im Wandel, Wuppertal 1979, S. 385–407; Hans-Günther Pergande: Die Gesetzgebung auf dem Gebiete des Wohnungswesens und des Städtebaues, in: Deutsche Bau- und Bodenbank Aktiengesellschaft 1923–1973. 50 Jahre im Dienste der Bau- und Wohnungswirtschaft, o. O. 1973, S. 65–110.

[89] Das sogenannte „Neue Bauen" der Weimarer Repbulik weist über das Personelle hinaus zahlreiche Verbindungslinien zur Gartenstadtbewegung und ihren Zielen auf. Vgl. hierzu meine Dissertation (wie Anm. 1), S. 218–220.

[90] Vgl. Hans Kampffmeyer: Grünflächenpolitik und Gartenstadtbewegung, Berlin-Friedenau 1926, S. 1–2 und 10.

dienst liegt darin, wie Hans Kampffmeyer es 1926 formulierte, „daß durch die von ihr ins Leben gerufenen genossenschaftlichen Gartenvorstädte der Kampf gegen die früher den Wohnungsmarkt beherrschende Mietskaserne zugunsten des Einfamilienhauses mit Garten entschieden wurde“[91].

[91] Siehe Kampffmeyer, Grünflächenpolitik (wie Anm. 90), S. 21.

Abbildungsverzeichnis

Architektursammlung der TU München: 4; Botz, Georg: Die Gartenstadt Karlsruhe, Karlsruhe 1925: 18; Endres, Ludwig und C. H. Baer: Die Gartenstadt Werderau bei Nürnberg für Angehörige der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg A. G., in: Moderne Bauformen 13 (1914), S. 313–352: 16; Die Gartenstadt Nürnberg von den Architekten Lehr und Leubert, Nürnberg, in: Moderne Bauformen 22 (1923), S. 257–272: 11–14; Jacob, Lothar: Eine Idee macht Geschichte. Betrachtungen eines Außenstehenden. 1910–1985. 75 Jahre Gartenstadt-Genossenschaft Mannheim, hg. von der Gartenstadt-Genossenschaft Mannheim e. G., Hamburg 1985: 17; Stadtarchiv Nürnberg: 1; Vierzig Jahre Gartenstadt Nürnberg e. G. m. b. H., o. O., o. J.: 7, 15; Wurmb, Dietrich von: Privatarchiv: 2–3.

Nicht gedruckte Abbildungen befinden sich im Archiv des Verfassers.

DER POLITISCHE LIBERALISMUS IN NÜRNBERG 1918–1945

Struktur, Stärke, Programmatik, Persönlichkeiten und politisches Verhalten

Von Petrus Müller

Inhalt

Hinführung: Die Relevanz der Thematik 231
Der politische Liberalismus in der Ära Dr. Hermann Luppe 1919–1933 232
Nürnberger Liberale unter der nationalsozialistischen Diktatur 1933–1945 250
Resümee 259
Tabelle 260
Anmerkungen 260
Literaturverzeichnis 261

Hinführung: Die Relevanz der Thematik

Wozu eine Untersuchung über den politischen Liberalismus in einer Stadt, die mit vollem Recht seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert als eine sozialdemokratische Hochburg bezeichnet werden kann? Die Frage ist leicht zu beantworten: Obwohl weder die linksliberale Deutsche Demokratische Partei (im folgenden abgekürzt DDP) noch die eher zur nationalistischen Rechten tendierende Deutsche Volkspartei (fortan abgekürzt DVP) nach 1920 bedeutende Stimmenanteile bei Reichstags-, Landtags- oder Stadtratswahlen bis 1933 erringen konnten[1], hatte die Stadt Nürnberg bis zur nationalsozialistischen Machtokkupation 1933/34 einen linksliberalen Bürgermeister, entwickelte sich in Nürnberg 1919 bis 1933 die republikfreundlichste, liberal-demokratische Presse Bayerns[2] und wurde Nürnberg im April 1920 zum „Vorort" des bayerischen „Landesverbandes deutsch-demokratischer Jugendvereinigungen"[3] erkoren.

1 Vgl. hierzu die Tabelle am Schluß der Darstellung, S. 34 am ausführlichsten ist hierzu bisher: Moore-Ziegler, Martha „The socio-economic and demographic bases of political behavior in Nuremberg during the Weimar Republic", Diss. ms., University of Virginia, 1976, S. 105–107, 244–250, 307.

2 Zum liberalen Bürgermeister und zur Presse vgl. Hanschel, Hermann „Oberbürgermeister Hermann Luppe. Nürnberger Kommunalpolitik in der Weimarer Republik", Nürnberg 1977, S. 69–77.

3 StAN. Pol. Dir. Nürnberg-Fürth, Nr. 560, Bericht vom 6. 4. 1920.

Der insgesamt schwache politische Liberalismus in Bayern während der Weimarer Republik[4] hatte in Nürnberg eine Bastion. Es ist heute an der Zeit, diesem Tatbestand, der im weiteren Verlauf dieser Untersuchung noch unter Beweis gestellt werden wird, mit einer Analyse Rechnung zu tragen.

Eines sei von Anfang an klargestellt: Dieser Darstellung will und kann keine Apologie des politischen Liberalismus in Deutschland zwischen 1918 und 1933 leisten. Dies würde den historischen Tatsachen nicht entsprechen.

Der rapide Niedergang der liberalen Parteien in der Weimarer Republik ist heute unbestritten. Nürnberg bildet hier keine Ausnahme. Die Metropole Mittelfrankens war die Wirkungsstätte von Julius Streicher, der Erscheinungsort des nationalsozialistischen Hetzblattes „Der Stürmer" und sie war eine Stadt, in der sich bereits seit 1920 „in immer stärkerem Maße politische Gruppen formierten (PM), die von einer deutsch-völkischen, nationalistischen und zugleich republikfeindlichen Einstellung geprägt waren"[5].

In diesem Sinne ist eine Analyse des politischen Liberalismus 1918 bis 1945 auch in Nürnberg eine Untersuchung der Krisen und Schwächen der Ideen und Ideale des Liberalismus im Zeitalter der totalitären Diktaturen in Europa. Dem widerspricht jedoch nicht die Intention, das zu würdigen und herauszustellen, was Liberale gerade in schweren Zeiten für die Demokratie geleistet haben – auch dann, wenn sie scheiterten.

Als Leitfragen für die folgende Analyse sollen gelten:

1. Welche Organisationsformen hatte der politische Liberalismus in Nürnberg 1919–1933, welches Sozialprofil und welche Stärke besaßen sie und welche Gestaltungsmöglichkeiten boten sich für liberale Politiker in der Stadt?
2. Welche programmatische Spezifik zeichnete die Nürnberger Liberalen aus?
3. Wie verhielten sich liberale Persönlichkeiten zwischen 1933 und 1945?

Der politische Liberalismus in der Ära Dr. Hermann Luppe 1919–1933

Der erste Blick gilt den Organisationsformen des politischen Liberalismus in Nürnberg sowie deren Sozialprofile und Stärke während der Weimarer Republik.

[4] Zur politischen Situation des Liberalismus im deutschen Reich 1919–1933 am neuesten und prägnantesten vgl. Langewiesche, Dieter „Liberalismus in Deutschland", Frankfurt 1988, S. 233–286; für Bayern (ein Gesamtentwurf fehlt noch) vgl. Benz, Wolfgang „Süddeutschland in der Weimarer Republik. Ein Beitrag zur deutschen Innenpolitik 1918–1923", Berlin 1970.

[5] Hirschmann, Gerhard „Unter Oberbürgermeister Dr. Hermann Luppe", in: Pfeiffer, Gerhard (Hg.) „Nürnberg-Geschichte einer europäischen Stadt", München 1971, S. 449; über die starke NS-Anhängerschaft in Nürnberg vgl. auch: Eckart, Wolfgang „Amerikanische Reformpolitik und deutsche Tradition Nürnberg 1945–1949. Nachkriegspolitik im Spannungsfeld zwischen Neuordnungsvorstellungen, Notlage und pragmatischer Krisenbewältigung", Nürnberg 1988, S. 68–76.

Zentralsammelpunkt war die Ortsgruppe der DDP. Die Nürnberger Gruppe gliederte sich in einen Vorstand, eine Wirtschaftsgruppe, eine Beamtengruppe, eine Arbeitergruppe, eine Frauengruppe und in die Vereinigung der Jungdemokraten Nürnbergs[6].

Ein Indikator für das Sozialprofil der Mitgliederschaft ist aufgrund ihrer demokratischen Legitimierung durch alle Parteimitglieder Nürnbergs die Gesamtvorstandschaft von 1921. Sie umfaßte 49 Personen und wies folgende Struktur auf:[7] 12 Kaufleute, 9 Handwerker (z. T. als Arbeiter beschäftigt), 8 höhere Beamte, 8 selbständige Akademiker, 6 Direktoren, 4 Angestellte und zwei Volksschullehrer. Die Dominanz des besitzenden und gebildeten Bürgertums blieb kennzeichnend für die Nürnberger DDP. Die Vorstandslisten der Jahre 1924[8] und 1927[9] besaßen das selbe soziale Gepräge.

Repräsentanten der größten Bevölkerungsgruppen der Stadt, der Arbeiterschaft und der kleinen Angestellten, konnten so gut wie nicht integriert werden, obwohl es an Anstrengungen hierzu in der Arbeitergruppe niemals gemangelt hat[10].

Der sozialen Zusammensetzung der Parteispitze entsprach die Konfiguration der DDP-Wählerschaft bis 1933: „Apparently the mid to upper level government officials, merchants and businessmen formed a relatively stable core support for the DDP"[11].

An zweiter Stelle rangierten selbständige Akademiker und selbständige Handwerker[12]. Für die Wählerschaft der DDP galt somit auch hier: „Arbeiterwähler fielen für die DDP nicht ins Gewicht."[13]

Von Anbeginn der Weimarer Republik prägte zudem ein „stärkere(r) Einfluß des jüdischen Elements"[14] die personelle Zusammensetzung der Parteiführung und mit zunehmendem Ende der 20er Jahre auch die Parteibasis. Rudolf Bing, DDP-Vorstandsmitglied und Rechtsanwalt jüdischen Glaubens, stellte in der Emigration aus der Rückschau über die Basis der Nürnberger DDP fest: „Ihre Wähler rekrutierten sich zum Schlusse überwiegend aus Juden."[15]

Die bereits vor 1848 so deutlich ausgeprägte „jüdisch-liberale Weggemein-

6 Vgl. Luppe, Hermann „Mein Leben", Nürnberg 1977, S. 111–112.
7 StadtAN C7/V VP Nr. 841, darin „FK" Nr. 248, 31. 5. 1921.
8 StB Fürth „Nürnberg-Fürther-Morgenpresse" Nr. 29, 4. 2. 1924, Liste des Vorstandes.
9 StadtAN ebd., Liste von 1927.
10 Vgl. die Aufrufe der Nürnberger Arbeitergruppe unter Josef Hemmersbach in: StadtAN C7/V VP Nr. 5578.
11 Ziegler-Moore, M. „The socio-economic and demographic bases" S. 246.
12 Moore-Ziegler, Martha „The socio-economic and demographic bases", S. 244.
13 Langewiesche, D. „Liberalismus in Deutschland", S. 243.
14 Luppe, H. „Mein Leben", S. 111.
15 StadtAN F5 QNG Nr. 494, S. 30.

schaft"[16] in Nürnberg setzte sich also vehement bis zum Zusammenbruch des ersten liberal-demokratischen deutschen Staates 1933 fort.

Daneben entsprach es der traditionell emanzipatorischen Tendenz des deutschen Liberalismus, daß auffallend viele Frauen an der Nürnberger DDP-Spitze aktiv waren: 1921 waren 8 Frauen im Vorstand, wobei die Direktorin Käthe Günther den ersten Vorsitz inne hatte[17]. 1927 befanden sich drei Frauen unter den acht führenden Persönlichkeiten[18]. Unter ihnen war auch Dr. Julie Meyer. Sie war zusammen mit Otto Stündt die Leiterin der Jungdemokraten und die Mitherausgeberin der programmatisch-liberalen Zeitschrift „Echo der jungen Demokratie". Ihre Äußerungen werden weiter unten noch mehrfach zu analysieren sein.

Im Laufe der 20er Jahre nahmen Umfang und Stärke der DDP in Nürnberg unaufhaltsam und rasant ab, so daß Rudolf Bing 1939 rückblickend konstatierte: „Schließlich war die demokratische Partei ein kleines Häuflein Getreuer."[19] Und Oberbürgermeister Dr. Hermann Luppe schrieb in seinen Memoiren in den 40er Jahren bezüglich des Rückganges der DDP in Nürnberg: „Auch in der Demokratischen Partei machte sich der Mitgliederschwund bald stärker geltend, ebenso wie die Gegensätze, die in ihr vereinigt waren."[20]

Das Phänomen des „Zerfall(s) der politischen Mitte"[21], wie es typisch war für die Weimarer Republik, schlug sich hiermit überdeutlich im Niedergang der Nürnberger DDP nieder. Dies konnte auch eine so integrationsstarke politische Persönlichkeit wie der liberal-demokratische Hermann Luppe nicht aufhalten[22].

Gleichwohl – und auch dies gilt es im Falle Nürnbergs immer mitzubeachten – blieb die DDP hier im gesamtbayerischen Kontext gesehen „die stärkste demokratische Gruppe in Bayern"[23].

Neben dem Ortsverband der DDP war die Nürnberger Gruppierung des

16 Nipperdey, Thomas „Deutsche Geschichte 1800 bis 1866. Bürgerwelt und starker Staat", München 1983, S. 254; speziell zum starken jüdischen Einfluß im Nürberger Liberalismus des 19. Jahrhundert vgl. Müller, Petrus „Liberalismus in Nürnberg 1800 bis 1871. Eine Fallstudie zur Ideen- und Sozialgeschichte des Liberalismus in Deutschland im 19. Jahrhundert", Diss. ms., Erlangen-Nürnberg, 1989, S. 301–329.

17 StadtAN C7/V VP Nr. 841 „FK" Nr. 248, 31. 5. 1921.

18 Ebd., Liste von 1927.

19 StadtAN F5 QNG Nr. 494, S. 30.

20 Ebd., E 10 NL Luppe Nr, 50, S. 342.

21 Vierhaus, Rudolf „Die Ideologie eines deutschen Weges der politischen und sozialen Entwicklung", in: von Thadden, Rudolf (Hg.) „Die Krise des Liberalismus zwischen den Kriegen", Göttingen 1978, S. 109.

22 Zur Integrationsstärke von Hermann Luppe vgl. Hanschel, H. „Oberbürgermeister Hermann Luppe", S. 402.

23 StadtAN E 10 NL Ritter von Rudolph, Nr. 4, S. 2.

„Republikanischen Reichsbundes"[24] ein bedeutendes Zentrum des politischen Linksliberalismus. Erster Vorsitzender war Hermann Luppe selbst[25]. Er berichtete in seinen Erinnerungen über die Nürnberger Abteilung dieses, für die Republik von Weimar kämpfenden, grundsätzlich überparteilich orientierten Zusammenschlusses überzeugter Demokraten:

> Die Nürnberger Ortsgruppe des Republikanischen Reichsbundes entwickelte ein reges Leben, obwohl die offiziellen Stellen der SPD sich fernhielten. Allmonatlich fand ein Vortrag statt oder ich referierte über die politische Lage. Im Vorstand saßen neben mir vor allem der soziale Papierhändler Schloß, ein klarer politischer Kopf, vom Zentrum Pfarrer Hotzelt und Frau Speicher, (. . .), ferner O. Stündt und Julie Meyer[26].

Die Anwesenheit bedeutender Meinungsführer des Nürnberger Linksliberalismus – H. Luppe, J. Meyer und O. Stündt – gestattet den Schluß, daß sehr wahrscheinlich eine Vielzahl insbesondere junger Liberaler aus den Reihen der „Jungdemokraten" um O. Stündt und J. Meyer im „Republikanischen Reichsbund" vertreten waren.

Obwohl „die Zusammenführung der Arbeiterschaft und des Bürgertums auf den gemeinsamen Wegen der deutschen Vergangenheit"[27] eines der zentralen Ziele der Nürnberger Ortsgruppe war, so blieb auch diese demokratische Sammlungsbewegung eine ausgesprochen kleine Gruppierung idealistischer Kämpfer für die Weimarer Republik. Bereits über die Gründungsversammlung am 15. 3. 1921 berichtete die Presse: „Die Versammlung war herzlich schlecht besucht."[28]

Wie im übrigen Reichsgebiet zeichnete sich auch die Nürnberger Ortsgruppe im Verlaufe der 20er Jahre durch eine zunehmende politische Einflußlosigkeit auf die wählende Bevölkerung aus[29].

Eine politische Veranstaltung der „Republikaner" am 18. 1. 1923 wurde von ca. 1000 Personen besucht[30]. Dies war bei ca. 251 385[31] Wahlberechtigten in der Stadt eine verschwindend kleine Anzahl an Interessierten, von denen ein nicht unbedeutender Teil zu den Gegnern der republikanischen Kräfte gezählt werden muß, da die Versammlung von rechtsradikalen und kommunistischen

[24] Vgl. reichsweit orientiert Schneider, Werner „Die Deutsche Demokratische Partei in der Weimarer Republik 1924–1930", München 1978, S. 245–246.
[25] StadtAN C7/V VP Nr. 5507.
[26] StadtAN E 10 NL Luppe, Nr. 50, S. 203.
[27] Ebd., C7/V VP Nr. 5507, darin „Nürnberger Anzeiger" Nr. 64 17. 3. 1921.
[28] Ebd., „Bayerische Nationalzeitung" Nr. 74 17. 3. 1921.
[29] Vgl. Schneider, W. „Die Deutsche Demokratische Partei", S. 246.
[30] StadtAN ebd., Bericht vom 18. 1. 1923.
[31] Häußler, Helmut „Ergebnisse der Reichstagswahlen in Stadt und Bezirksamt Nürnberg 1874–1933", ms., Nürnberg o.J., S. 4.

Störern gesprengt werden konnte und von der herbeieilenden Polizei aufgelöst werden mußte[32].

Es gilt nun einen Blick auf die Sammlungsbewegung der ehemaligen nationalliberalen Kräfte Nürnbergs zu werfen.

Ihr Zentrum, die DVP[33], wies in seiner Führungsspitze folgende Struktur auf:[34] Vier Direktoren aus dem Bank- und Industriebereich, zwei höhere juristische Beamte, ein Rechtsanwalt, ein Buchhaltungsvorstand, ein kaufmännischer Angestellter, ein promovierter Akademiker ohne Berufsangabe und zwei weitere Herren ohne Berufsbezeichnung.

Zweifelsohne bildeten die höheren Beamten, die Industriellen und die akademischen Selbständigen den sozialen Einzugsbereich der Nürnberger DVP. Dies galt auch für ihre Wählerkreise[35].

Der Stimmenanteil sank bei den Reichstagswahlen von 1920 bis 1933 von 4,8% auf 0,4% ab[36]. Damit muß die DVP in noch weit höherem Maße als die DDP als eine politische Randgruppe im Nürnberger Parteienspektrum bezeichnet werden. Ihre Führungskräfte – Karl Lasch und Dr. v. Hanfstengel – vermochten es noch weit weniger als ihre linksliberalen Kollegen, größere Bevölkerungsteile für sich zu mobilisieren.

Im Verlauf der 20er Jahre orientierten sich denn auch etliche DVP-Anhänger mehr an den nationalistischen Rechtsparteien als an der im Geiste der Weimarer Verfassung kämpfenden DDP. Hermann Luppe schrieb hierzu:[37]

> Ein Teil der Nationalliberalen (. . .) ging zur Volkspartei über, der Rest bröckelte überall in den folgenden Jahren ab, sie gingen mit der sogenannten Mittelpartei, d. Deutschnationalen zusammen.

Die Fusion von DDP, Jungdeutschem Orden und Volksnationaler Reichsvereinigung am 27. Juli 1930 zur Deutschen Staatspartei[38] bewirkte auch in Nürnberg eine weitere Aufsplitterung und damit Schwächung des politischen Linksliberalismus.

Otto Stündt und Dr. Julie Meyer wandten sich gemeinsam mit den bayerischen Jungdemokraten von der Deutschen Staatspartei ab und schlossen sich

[32] StadtAN C7/V VP Nr. 5507, Bericht vom 18. 1. 1923.

[33] Allgemein zur DVP vgl. Booms, Hans „Die deutsche Volkspartei", in: Morsey, R./Matthias, E (Hg.) „Das Ende der Parteien 1933. Darstellungen und Dokumente", Düsseldorf 1979², S. 523–539; und vgl. Langewiesche, D. „Liberalismus in Deutschland", S. 240 f.

[34] StadtAN C7/V VP Nr. 6022.

[35] Vgl. Moore-Ziegler, M. „The socio-economic and demographic bases", S. 248–250.

[36] Vgl. Tabelle auf S. 34.

[37] StadtAN E10 NL Luppe, Nr. 50, S. 131.

[38] Vgl. Langewiesche, D. „Liberalismus in Deutschland", S. 250.

der am 29.–30. 11. 1930 ins Leben gerufenen Radikal-Demokratischen Partei an[39].

Die Mehrheit der ehemaligen Nürnberger DDP-Anhänger unter der Führung von Hermann Luppe, Ludwig Ritter von Rudolph und Rudolph Bing versuchten, ihren Kampf für die Weimarer Republik in der Deutschen Staatspartei fortzusetzen. Die Abspaltung der Jungdemokraten, die gerade in Nürnberg in einer ganz besonders engagierten Weise die DDP bis 1930 unterstützt hatten, bedauerten die liberalen Führungspersonen mit allem Nachdruck.

An Versuchen, die Jungdemokraten wieder auf die Seite der Staatspartei in Nürnberg zu ziehen, hat es nicht gemangelt[40]. Sie blieben jedoch erfolglos.

Die Organisationsformen, ihre sozialen Strukturen und die Stärke des politischen Liberalismus ergaben für die 20er Jahre folgendes Gesamtbild:

Die bedeutendste liberale Gruppe war – daran hatte sich seit 1848 in Nürnberg nichts verändert[41] – die des politischen Linksliberalismus in Gestalt der DDP. Die ehemaligen Nationalliberalen blieben eine marginale Erscheinung.

Höheres Beamtentum, akademische Selbständige, industrielle Führungskräfte, leitende Angestellte, Kaufleute und bis zu einem gewissen Grade, vor allem in der DDP, auch Handwerker müssen als die soziale Basis des Nürnberger Liberalismus bezeichnet werden.

Im Gegensatz zum schichtenumgreifenden Charakter[42] der liberalen Parteien während der 60er und 70er Jahre des 19. Jahrhunderts in Nürnberg degenerierten die DDP und DVP seit 1920 zu „Honoratiorenparteien". Das heißt, sie vollzogen nicht den Schritt zur modernen, massendemokratischen „Integrationspartei"[43] und verharrten im Zustande kleiner, gesinnungsethisch verbundener Grüppchen.

Ein bemerkenswertes Phänomen war die Dominanz der DDP in der Nürnberger Gruppe des „Republikanischen Reichsbundes". Dies war sehr wahrscheinlich die Folge der Integrationskraft von Hermann Luppe und Otto Stündt, die beide sowohl in der DDP als auch im „Reichsbund" prägend wirkten. Die Beherrschung des „Reichsbundes" durch die Liberalen war keine

[39] Vgl. Rommel, Hans Otto „Die jungdemokratische Bewegung zur Zeit der Weimarer Republik", Z.A.ms.Man., Weingarten, 1966, S. 67–71.

[40] StB Fürth „Nürnberg-Fürther-Morgenpresse", 1931, 30. 3., Nr. 75, S. 4: Aufruf des Staatsparteimitgliedes Dr. Sigfried Guggenheimer bei einer Tagung der Radikaldemokratischen Partei in Nürnberg zum Wiederanschluß an die Staatsparteien.

[41] Vgl. Müller, P. „Liberalismus in Nürnberg 1800–1871", S. 346 ff.

[42] Vgl. ebd. S. 343–345.

[43] Begriff nach Sigmund Neumann „Die deutschen Parteien, Wesen und Wandel nach dem Kriege", Berlin 1932, S. 108 f.

Selbstverständlichkeit. Nicht selten verhielten sich DDP-Anhänger im Reich eher skeptisch gegenüber diesem überparteilichen Bund[44].

Die politische Stärke der liberalen Parteien nahm bis zu Beginn der 30er Jahre unaufhaltsam ab.

Als Bastion des politischen Liberalismus in Bayern gilt es nun die Gestaltungsmöglichkeiten zu betrachten, die für politische Liberale in Nürnberg zur Verfügung standen.

Der bedeutendste Gestaltungsbereich war die Kommunalverwaltung, d h. die Arbeit im Kreise der berufsmäßigen und ehrenamtlichen Stadträte seit 1919.

Es gelang Hermann Luppe von 1919 bis 1929 immer wieder, trotz der gewaltigen SPD-Überlegenheit, bei den Kommunalwahlen, DDP-Mitglieder in führende Positionen einzusetzen. Von den 19 hauptamtlichen Stadträten im Zeitraum 1919 bis 1929 kamen neun von der DDP:[45] Hans Beckh, Personalreferat bis 1924, Dr. Karl Fischer, Fiskal- und Kommunalreferat, Theater und Arbeitsvermittlung bis 1933, Dr. Johannes Merkel, städtisches Finanzen und Steuerwesen bis 1933, Wilhelm Weigel, Siedlungs-, Gewerbeförderungs- und Verkehrsreferat bis 1929, Dr. Christian Weiß, Lebensmittelreferat bis 1920, Konrad Weiß, Schul- und Bildungsreferat bis 1926, Hans Dürr, Schul- und Bildungsreferat bis 1933, Heinrich Wolfram, Bezirkspolizeireferat bis 1929, Dr. Walter Eickemeyer, Finanzreferat ab 1925.

In der Rückschau stellte Hermann Luppe fest, daß es besonders die Finanz-, Bildungs- und Bezirkspolizeireferate waren, in denen sich liberale Politik widerspiegelte[46]. Drei Bereiche, die seit den Tagen des deutschen Vormärz im besonderen Interesse der Liberalen lagen.

Gemeinsam mit seinen Stadträten der DDP und der SPD setzte Hermann Luppe sein im Geiste Friedrich Naumanns geprägtes sozialliberales Konzept der Kommunalpolitik durch[47]. Auf den Gebieten der Gesundheitspflege, der Arbeitsbeschaffung, der Volksbildung und der Wohnraumgewinnung wurde Nürnberg in den 20er Jahren zu einer der forschrittlichsten Städte Deutschlands – und dies in politisch, gesellschaftlich und wirtschaftlich besonders schweren Zeiten[48].

Von den 50 ehrenamtlichen Stadträten rekrutierten sich zu Beginn der

[44] Vgl. Fricke, Dieter (Hg.) „Die bürgerlichen Parteien in Deutschland, Handbuch der Geschichte der bürgerlichen Parteien und anderer bürgerlicher Interessenorganisationen vom Vormärz bis 1945", 2 Bände, Berlin/Ost 1968–1970, Bd. 2 S. 633–635.

[45] Zusammengestellt nach: StadtAN, Magistratskartei 1919–1945, Hanschel, H. „Oberbürgermeister Dr. Hermann Luppe", S. 58.

[46] Vgl. Luppe, H. „Mein Leben", S. 50 f.

[47] Zur sozialliberalen Konzeption Hermann Luppes vgl.: Hanschel, H. ebd. S. 397.

[48] Vgl. Hirschmann, G. „Unter Oberbürgermeister Dr. Hermann Luppe", S. 448.

Republik 11 Mitglieder aus der DDP:[49] Oberstudiendirektor Dr. H. Heinrich Egelseher, Fabrikdirektor August Hering, Direktor der Volksbildungskurse Walter Möhring, Oberlandesgerichtsrat Friedrich Morg, Journalist und Chefredakteur des „Fränkischen Kuriers" Max Versen, Bankier Richard Kohn, Berufsschuldirektor Hans Münch, Frauenrechtlerin und Sozialpolitikerin Helene von Forster, Apotheker Georg Sparrer, Bäckermeister Heinrich Hengelein, Frauenrechtlerin Agnes Gerlach.

Von ganz besonderer Bedeutung war in diesem Kreise das Wirken der demokratischen Frauenrechtlerin Helene von Forster. Zusammen mit ihrer Kampfgefährtin Agnes Gerlach widmete sie sich bis zu ihrem frühen Tod im Jahre 1923 mit aller Hingabe im Namen der Deutschen Demokratischen Partei für das Mädchenschulwesen und für die Wohlfahrtspflege[50]. Mit vollem Recht wurde sie von Hermann Luppe als „die geistig bedeutende Führerin der Nürnberger Frauenbewegung"[51] bezeichnet.

Das Wirken der oben genannten liberalen Politiker im Stadtrat wurde im Bereich der politischen Bildungsarbeit noch unterstützt durch Tätigkeiten der Historikerin Dr. Julie Meyer, die als Dozentin an der Nürnberger Volkshochschule und an der Sozialen Frauenschule unentwegt im Sinne Friedrich Naumanns lehrte[52].

Die Nürnberger Liberalen blieben, von der Ausnahme Eickemeyers abgesehen, worauf noch zurückzukommen sein wird, ihrem DDP-Oberbürgermeister im Stadtrat treu. Hermann Luppe konnte damit feststellen: „Die Nürnberger Partei und die Fraktionsmitglieder haben (. . .), trotz mancher Meinungsverschiedenheiten im einzelnen, immer zur mir gehalten."[53]

Es muß natürlich betont werden, daß die sozialliberale Politik in Nürnberg nur deswegen erfolgreich realisiert werden konnte, weil Hermann Luppe ein ausgezeichnetes Verhältnis zur SPD, insbesondere zum zweiten Bürgermeister Martin Treu von den Sozialdemokraten, hatte[54].

Auf der Landtagsebene erhielten von 1919 bis 1924 zwei Nürnberger DDP-Politiker die Möglichkeit, Landespolitik im Sinne ihrer Stadt zu gestalten. Der Prokurist Artur Geppert und der Schreiner, Arbeitersekretär und Angestellte Hans Schnitzler vertraten Nürnberg im Landtag[55].

[49] Zusammengestellt nach: Luppe, H. „Mein Leben", S. 53, StadtAN Magistratskartei.

[50] Vgl. Hirschmann G. „Helene von Forster", in: Frauengestalten in Franken", hrsg. v. Inge Meidinger-Griese, Würzburg 1985, S. 178–181.

[51] Luppe, H. ebd.

[52] Vgl. StadtAN Personenkartei.

[53] Luppe, H. „Mein Leben", S. 113.

[54] Vgl. Stadtrat der Stadt Nürnberg (Hg.) „Nürnberger Gestalten aus neun Jahrhunderten", Nürnberg 1950, S. 226.

[55] Vgl. Eubel, Wolfgang „Die politische Vertretung Nürnbergs im bayerischen Landtag 1848 bis 1933", Z.A. ms. Erlangen 1977, S. 60–61, S. 65–66.

Auf der Reichstagsebene repräsentierte der ehemals Freisinnige DDP-Politiker Konrad Weiß die Stadt Nürnberg bis 1922.

Bezeichnend für die nachlassende Kraft des Liberalismus war die Tatsache, daß nach 1924 weder im Landtag noch im Reichstag ein Nürnberger Liberaler vertreten war[56]. Neben diesen politisch-praktischen Bereichen bestand im Rahmen des Pressewesens ein bedeutendes liberales Betätigungsfeld. Nürnbergs traditionell weitgefächerte Presselandschaft bot hierfür beste Voraussetzungen[57].

Die größten regionalen und überregionalen liberalen Zeitschriften und Zeitungen Bayerns erschienen in Nürnberg:

Otto Stündt und Dr. Julie Meyer gaben seit 1919 das „Echo der jungen Demokratie" heraus[58]. Der „Republikanische Reichsbund" ließ sein Organ, „Das Panier", in der Stadt erscheinen[59]. Der Verleger Otto Spandel gab seit 1926 zusammen mit seinem republikanischen Redakteur Sigmund Neumann die „Nürnberger Zeitung" heraus, deren „politische Tendenz (. . .) im allgemeinen auf liberal-demokratischer Basis"[60] anzusiedeln war.

Von besonderer Bedeutung war jedoch die von Hermann Luppe selbst initiierte, als Sprachrohr der DDP gedachte „Nürnberg-Fürther-Morgenpresse"[61]. Sie erschien von 1923 bis 1931 und erreichte teilweise eine Auflage von 10 000[62] Exemplaren.

Es kann somit durchaus festgestellt werden, daß Nürnberg das publizistische Gravitationszentrum des bayerischen Liberalismus war.

Die tatsächliche Wirksamkeit der liberalen Presse und Zeitschriften muß jedoch wiederum als relativ gering eingeschätzt weden: Die beiden großen Tageszeitungen, die SPD-nahe „Fränkische Tagespost" und der im Laufe der 20er Jahre immer mehr zu den Rechtsparteien tendierende „Nürnberger Kurier" beherrschten die öffentliche Meinungsbildung in der Stadt[63]. Die reichsweit zunehmend fortschreitende „schwache politische Gestaltungskraft der liberalen Parteien"[64] und einzelner Liberaler in der Weimarer Republik zeichnete sich somit klar erkennbar auch in Nürnberg ab.

Das bedeutendste Refugium liberaler Gestaltung war und blieb die Kommu-

[56] StadtAN Personenkartei.
[57] Meier, Ernst „Zeitungsstadt Nürnberg", Berlin 1963, S. 50–64.
[58] StadtAN E6 Vereine Nr. 606 und 620.
[59] StB Nürnberg Nor.J.B. 210 1924/1926.
[60] Nadler, Fritz „Der Kampf der Nürnberger Zeitung um ihre Unabhängigkeit", ms. Nürnberg 1946, S. 2.
[61] StB Fürth „Nürnberg-Fürther Morgenpresse".
[62] Hanschel, H. „Oberbürgermeister Hermann Luppe", S. 76.
[63] Meier, E. ebd.
[64] Jochmann, Werner „Der deutsche Liberalismus und seine Herausforderung durch den Nationalsozialismus", in: von Thadden, R. (Hg.) „Die Krise des Liberalismus zwischen den Kriegen", Göttingen 1978, S. 121.

nalpolitik. Diese wiederum stand und fiel mit der Position des liberalen Oberbürgermeisters Hermann Luppe. Zudem war liberale Politik in den 20er Jahren nur im Gleichklang mit der Nürnberger SPD realisierbar, die bis 1930 die stärkste Stadtratsfraktion hatte.

Nach 1930 verloren die Nürnberger Liberalen auch ihre kommunale Bastion[65].

Nachdem nun in einer zumeist quantitativ-statistischen Darstellung die Formen, Stärken und Gestaltungsräume der Liberalen vorgestellt wurden, sollen im folgenden Abschnitt die politischen Leitlinien und die ideellen Grundlagen der Nürnberger Liberalen aufgezeigt und analysiert werden. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Schwerpunkt hierbei auf liberalen Einzelpersönlichkeiten liegen muß.

Ausgehend von ihrem programmatischen Selbstverständnis kann die Nürnberger DDP als eine „Partei der liberalen, demokratischen, nationalen und sozialen Sammlung"[66] bezeichnet werden. Die Aussagen hierzu sind reichlich und bieten die Möglichkeiten einer differenzierten Analyse.

Einer ihrer intellektuellsten Köpfe, Otto Stündt, der Mitherausgeber des „Echos der jungen Demokratie" und Leiter der DDP-Jugendorganisation, schrieb zu Ostern 1920:

> Wir sind die Jugend Friedrich Naumanns (. . .). Ja, mir scheint überhaupt erst die Demokratie die wahre zu werden, bei der eben das Herz mehr mitspricht als der Verstand. (. . .), je nationaler wir werden, desto gerechtigkeits- und freiheitsliebender werden wir, denn das ist deutsche Art. (. . .).
>
> Wer aber die nationale Einheit, ein starkes deutsches Volkstum will, der denke daran, daß eine nationale Einheit nur möglich ist, wenn eine soziale gefunden ist. Die soziale Frage aber wird nicht mit Lohnerhöhungen gelöst, sondern allein durch den neuen deutschen Menschen, dessen Geist sozialisiert ist! Hier müssen wir Jungen endlich einen Anfang machen. (. . .).
>
> Denn wir glauben an Ludwig Uhland[67].

Dieser idealistische Appell an die demokratische Jugend Deutschlands macht unübersehbar klar, in welch heftiger Weise die alten linksliberalen Ideen und Ideale der 1848'er Generation und der „Deutschen Fortschrittspartei" der 60er und 70er Jahre des 19. Jahrhunderts nach 1919 wieder lebendig wurden und als die Fundamente des liberalen Denkens zu bewerten sind.

[65] Vgl. zu dieser allgemeinen Tendenz: Langewiesche, D. „Liberalismus in Deutschland", S. 280.

[66] Heß, Jürgen C. „‚Das ganze Deutschland soll es sein'. Demokratischer Nationalismus in der Weimarer Republik am Beispiel der Deutschen Demokratischen Partei", Stuttgart 1978, S. 116.

[67] StadtAN E6 Vereine Nr. 606, darin „Echo", Sondernummer Ostern 1920, S. 31–33.

Es war jenes „demokratische Ideal des vollendeten Nationalstaats“[68], in welchem die langersehnte sozialharmonische Gesellschaft zur Verwirklichung gelangen sollte. Der Kern dieses Glaubens war ein unerschütterliches Nationalbewußtsein, dessen Charakter „nicht aggressiv-chauvinistisch, sondern (. . .) den friedlichen Ausgleich“[69] suchend war.

Otto Stündt betonte in diesem Sinne, daß das Streben nach „wahrer Volksverständigung im Innern und Völkerverständigung draußen“[70] das eigentliche Ziel nationaler Politik sei. Er nahm Abstand von jeglichem nationalistischen Machtstaatsbewußtsein und stellte fest, daß „der Freiheitsgedanke der deutsche Gedanke ist und nicht etwa der Machtgedanke“[71]. Er bestätigte damit das, was der DDP-Politiker Otto Richard Frankfurter bereits 1919 über das Verhältnis der DDP zum Nationalstaat konstatiert hatte: „Wir sind eine nationale, keine nationalistische“[72] Partei.

Neben dieser gegen einen aggressiven Nationalismus gerichteten Grundhaltung prägte zudem eine deutliche antimilitaristische und teilweise pazifistische Tendenz das politische Bewußtsein der linksliberalen Meinungsführer Nürnbergs. Mehrfach richteten sie Appelle „gegen das militärische Kraftmeiertum der reaktionären Kreise, das immer wieder die außenpolitische Stellung des deutschen Volkes aufs Schwerste bedroht“[73] und traten vehement für den Völkerfrieden ein. Auch dies war ein geistiger Kontinuitätsstrang liberalen Denkens seit den 60er–70er Jahren des 19. Jahrhunderts[74].

Die am meisten pazifistisch eingestellte Gruppierung war hierbei die der Jungdemokraten unter Julie Meyer und Otto Stündt[75].

Völkerverständigung, demokratische Freiheit, nationale Einheit und soziale Gerechtigkeit – dies waren die wichtigsten politischen Leitlinien der Nürnberger Linksliberalen. Diese vier Zielvorstellungen waren untrennbar miteinander verbunden. Selbst die Niederlagen der Demokraten während der 20er Jahre konnten Otto Stündt nicht von jenen Fundamenten seiner politischen Gesinnung abbringen. Noch im November 1928 bekannte er sich zu seinen liberal-demokratischen Grundsätzen:

[68] Heß, J.C. „‚Das ganze Deutschland soll es sein‘“, S. 112.
[69] Langewiesche, D. „Liberalismus in Deutschland“, S. 267.
[70] StadtAN E6 Vereine Nr. 606, „Sonderdruck aus dem Nürnberger Anzeiger“ 1921.
[71] Ebd.
[72] Aus Heß, J.C. „‚Das ganze Deutschland soll es sein‘“, S. 114.
[73] StAN Pol. Dir. Nürnberg-Fürth, Nr. 851, einstimmige Erklärung der Jungdemokraten unter der Leitung von O. Stündt und Julie Meyer vom 28. 8. 1926.
[74] Vgl. Müller, P. „Liberalismus in Nürnberg 1800–1871“, S. 372: über den Einfluß von Berta von Suttner auf die Nürnberger Fortschrittspartei.
[75] Vgl. Luppe, H. „Mein Leben“, S. 113; Luppe kämpfte selbst zwar auch gegen jede Art des militaristischen Geistes, blieb jedoch den pazifistischen Jungdemokraten gegenüber skeptisch eingestellt.

> Denn trotz Allem und Allem, allen Enttäuschungen, Entbehrungen und Verbitterung, die uns widerfahren, haben wir doch noch unseren vollen und stolzen Glauben von 1918. (. . .). Wir wollen die soziale und demokratische, pazifistische Einheitsrepublik noch erleben[76].

Die Äußerungen dieses liberalen Meinungsführers weisen zugleich auf ein wesentliches Charakteristikum der liberalen Denk- und Argumentationsweise hin: Die Oszillation zwischen dem „Primat der Vernunft" und der „Stimme des Herzens". Dieses Phänomen kann bei einer Vielzahl der führenden Liberalen der 20er Jahre konstatiert werden, insbesondere bei „Gesinnungsrepublikanern", zu denen Otto Stündt zu zählen war[77].

Neben diesen idealistischen Aufrufen zum Kampf für die Grundwerte des politischen Liberalismus, wie sie auch bei Hermann Luppe und anderen Nürnberger Liberalen nachweisbar sind[78], gab es bereits 1926 ausgesprochen resignativ-kritische Stimmen in den Reihen der DDP, die den sowieso rasant abnehmenden demokratischen Kräften eher schadeten als nützten[79].

So war die Historikerin Dr. Julie Meyer 1926 der Meinung, daß „der Liberalismus (. . .) erledigt"[80] sei und daß es – sofern die Grundideen der Freiheit und Gerechtigkeit noch realisiert werden sollten – gelte, die bisherigen politischen Zustände zu verändern, denn „kaum etwas von dem Bestehenden ist wert, erhalten zu werden"[81].

Ihre Hauptanklagepunkte waren, daß der Liberalismus eine „Wirtschaftspartei" geworden sei und daß das, „was wir heute haben, nicht die Herrschaft des Volkes, sondern die Herrschaft der Banausen (ist PM). Banause aber war den alten Griechen der Mann, der nur auf den persönlichen Vorteil bedacht ist"[82].

Wenn auch die Kritik an der starken Stellung führender Wirtschaftskräfte in der DDP durchaus berechtigt war, sogar die offizielle Parteispitze um Erich Koch-Weser und Anton Erkelenz beklagten die zunehmende „Ökonomisierung" der DDP[83], so griff Julie Meyers Kritik doch zu weit. Die in ihren Worten zum Ausdruck kommende Überschätzung dessen, was an Demokratisierung innerhalb der gerade erst in ungünstigsten Verhältnissen entstandenen

[76] StadtAN E6 Vereine Nr. 620 „Echo", 1928 Nr. 11, S. 207; S. 207.

[77] Vgl. zu diesem Phänomen des politisch-liberalen Denkens.: Schusterzeit, Hartmut „Linksliberalismus und Sozialdemokratie in der Weimarer Republik", Düsseldorf 1975, S. 195–199.

[78] Vgl. StB Nürnberg Nor. J.B.210 „Das Panier" 1/1926 Hermann Luppe „Die Lage der Republik in Bayern", S. 7–8; oder ebd. „Das Panier" 3/1925 Dr. F. Heinsen „Jugend und Staatsgesinnung", S. 16–17.

[79] Hermann Luppe bedauerte diese Tendenz in seiner eigenen Partei sehr, vgl. StadtAN E10 NL Luppe, Nr. 50, S. 343.

[80] StadtAN E6 Vereine Nr. 620, „Echo", 1926 Nr. 10, S. 178.

[81] StadtAN E6 Vereine Nr. 620, „Echo" 1926 Nr. 10, S. 181.

[82] Ebd., S. 180.

[83] Vgl. Langewiesche, D. „Liberalismus in Deutschland", S. 248.

Republik überhaupt möglich war, ist ein Zeichen dafür, wie die idealistische Grundstimmung vieler junge Liberaler umschlagen konnte in eine fatale Radikalität, wobei sich ihr einst gesinnungsethisch zu verstehender Idealismus in eine Weltfremdheit verwandelte.

Dies ist bei Julie Meyer umso bemerkenswerter, als sie nur vier Jahre zuvor mit ungebrochenem Enthusiasmus für den Staat von Weimar von der „Macht der Demokratie sprach"[84].

Trotz ihrer heftigen Kritik am politischen Liberalismus und an der Weimarer Verfassung blieb sie – dies muß nachdrücklich betont werden – ihrer Partei als treue Kämpferin für Freiheit und Gerechtigkeit erhalten bis zum Ende der Parteien 1933.

Typischer für die Nürnberger Liberalen war jedoch die eher optimistische Haltung Otto Stündts. Dies wird vor allem daran deutlich, daß die DDP-Mitglieder trotz mancher Meinungsverschiedenheiten immer zu Hermann Luppe, der als „die Säule des Republikanertums in Bayern"[85] bezeichnet wurde, hielten[86].

In der „Nürnberg-Fürther-Morgenpresse", dem Sprachrohr der Nürnberger DDP, wurde kein Zweifel daran gelassen, daß das Bekenntnis zur Weimarer Republik die einzige Chance für ein freiheitliches Deutschland war: „Wer aber den Staat, den deutschen Staat retten will, der muß sich zur Demokratie bekennen."[87] Darüberhinaus wurden in dem Blatt immer wieder „die Einheit von Volk und Staat"[88], das Bekenntnis zur Nation[89] und die Einheit von Demokratie und Staat[90] gepredigt. In diesem Sinne wurde auch beständig die klassenübergreifende „Volksgemeinschaft" beschworen, deren Ermangelung von den Nürnberger Liberalen immer wieder angemahnt wurde. Eindringlich forderten sie,

> daß alle Bürger, jeder Arbeitnehmer und Arbeitgeber sich in erster Linie als Staatsbürger fühlen, die gewillt sind, in gemeinsamer Arbeit und friedlicher Verständigung ihr ganzes Können in den Dienst des Vaterlands zu stellen[91].

Daß sie damit keinen Anklang fanden, sondern daß sie zu „Predigern in der Wüste"[92] wurden, daß sie mit ihren Appellen an die politische Vernunft und an

[84] Vgl. S. 17, dort ist ihr Aufruf von 1922 teilweise wiedergegeben.
[85] Hanschel, H. „Oberbürgermeister Hermann Luppe", S. 395. Anm. 7.
[86] Vgl. Luppe, H. „Mein Leben", S. 111.
[87] StB Fürth „Nürnberg-Fürther-Morgenpresse", Nr. 31, 6. 2. 1924, S. 1.
[88] Ebd.
[89] Ebd.
[90] Ebd.
[91] Ebd., Nr. 25, 30. 1. 1924, S. 3.
[92] Luppe, H. ebd.

den demokratischen Geist nicht die „zunehmende Instabilität und Desintegration von Staat und Gesellschaft der Weimarer Republik“[93] aufzuhalten vermochten, kann ihnen schwerlich selbst angelastet werden. Die Masse der wählenden Bevölkerung interessierte sich seit 1924 auch in Nürnberg immer wieder für die Parteien der ehemaligen „Koalition von Weimar“ und wandte sich von den liberalen Ideen und Idealen ab.

Ein weiteres konstitutives Element für die Charakterisierung der programmatischen Spezifik der Nürnberger Liberalen ist ihr Selbstverständnis als politische Partei.

Inhaltsreich ist hierzu der Aufruf von Julie Meyer aus dem Jahre 1922 unter dem Titel „Die Macht der deutschen Demokratie“[94].

Nachdem sie zunächst festgestellt hatte, daß die DDP immer „mehr zur Kultur und Intelligenzpartei werden muß“[95], führte sie über Ziel und Zweck der liberalen Partei aus:

> So hat also die Deutsche Demokratische Partei ihre Kraft bisher weniger in der Mehrung ihres eigenen Mitgliederstandes erwiesen, als in der Mission, die sie nach aussen betrieben hat, in der Annäherung anderer Parteien an ihre Grundlagen, in der Gewöhnung des deutschen Volkes an den Staat, dessen typische Verfassungspartei sie ist. Auch weiterhin wird es ihre Aufgabe sein, die deutschen Menschen immer mehr zu demokratisieren und zu überzeugen, daß ‚nationale sein‘ heißt, das Staatsganze und nicht irgendwelche Stände- und Privatinteressen zu fördern, dem Gedanken des Rechts zum Sieg in der Welt zu verhelfen, damit aus unserem nationalen Elend Märtyrertum werde und Deutschland den Fortschritt der Welt fördere. Wenn es die Deutsche Demokratische Partei auf die Dauer fertigbringt, so eine Quelle der Kraft zu sein, so wird sie schließlich durch ihre Erfolge auch als Partei Massen bekommen, es kommt nur darauf an, daß sie ihre Grundsätze ohne Abweichung durchführt, ihr eigenes Wesen immer ehrlicher und klarer herausarbeitet und ihre Politik in jedem Augenblick eindeutig der selbstverständlichste Ausdruck ihrer Idee ist[96].

Zweck der Partei war es demnach nicht, eine der „Massendemokratie zuge-

[93] Möller, Horst „Das Ende der Weimarer Republik und die nationalsozialistische Revolution“, in: Ders., Broszat, M. (Hg.) „Das Dritte Reich. Machtstruktur und Geschichte“, München 1980, S. 30.

[94] StadtAN E6 Vereine Nr. 606, „Echo“ 1922, Nr. 1, S. 1–2.

[95] Ebd., S. 1.

[96] Ebd., S. 2.

ordnete ‚Integrationspartei'"[97] zu werden, wie z. B. die SPD. Vielmehr verstanden sich auch die Nürnberger DDP-Mitglieder als Anhänger der „Staatspartei kat' exochän"[98], der Keimzelle der Weimarer Verfassung und der eigentlichen Verfassungspartei schlechthin, deren Hauptaufgabe eben darin bestand, die gesamte „deutsche Republik mit wahrhaftigem, staatsbürgerlichem und sozialen Geist zu erfüllen"[99].

Der unumstößliche Glaube an die demokratische „Mission" der DDP – ein Glaube der ja bereits 1922 ein absoluter Irrtum war – kennzeichnete das parteipolitische Selbstverständnis vieler Nürnberger Liberaler, insbesondere auch dasjenige von Hermann Luppe[100]. Und Otto Stündt forderte noch 1926, daß durch die DDP „die Weimarer Koalition wieder zur Macht kommen kann"[101], sofern seitens ihrer Vertreter „eine radikale Willensdurchsetzung in wirklich gesinnungsrepublikanischem und echt demokratischem Sinn"[102] praktiziert werde. Denn: „Mit uns aber kämpft ja, wie wir wissen, die Zeit."[103]

Die DDP galt ihren Nürnberger Führern als die Trägerin und Vorkämpferin der demokratischen Idee, deren „politische Funktion (. . .) als zentripetaler Faktor im Weimarer Parteiensystem"[104] verstanden wurde. Im Grunde begriffen die oben zitierten Persönlichkeiten den Standpunkt der DDP damit als über den übrigen Parteien stehend.

Ein nächstes Charakteristikum des politischen Bewußtseins der Nürnberger Liberalen war ihr fester Glaube an die Erziehbarkeit der Bürger und, verbunden damit, „an die geistige, politische, kulturelle und wirtschaftliche Freiheit und Selbständigkeit des Individuums"[105].

Hermann Luppe hielt hierzu 1920 eine programmatische Rede unter dem Titel „Erziehung zur Demokratie":

> Demokratie verlangt nicht vom einzelnen, daß er ein Sklave vom Staatsganzen wird. Demokratie verlangt vielmehr die Entwicklung zur Persönlichkeit, denn nur auf Individualität kann sich ein Staatsgebilde auf-

[97] Schieder, Theodor „Die Krise des bürgerlichen Liberalismus. Ein Beitrag zum Verhältnis von politischer und gesellschaftlicher Verfassung", in: Gall, Lothar (Hg.) „Liberalismus", Königstein 1980², S. 202.

[98] Heuß, Theodor „Politik. Ein Nachschlagewerk für Theorie und Geschichte", Halberstadt 1927, S. 42.

[99] Parteiprogramm der DDP aus: Mommsen, Wilhelm (Hg.) „Deutsche Parteiprogramme. Eine Auswahl vom Vormärz bis zur Gegenwart", München 1964², S. 509.

[100] Vgl. die Ausführungen von H. Luppe in „Mein Leben", S. 111–112 und Hanschel, H. „Oberbürgermeister Hermann Luppe", S. 400 f.

[101] StadtAN E6 Vereine Nr. 620 „Echo", Nr. 10 1926, S. 175.

[102] Ebd.

[103] Ebd.

[104] Schneider, W. „Die Deutsche Demokratische Partei", S. 48.

[105] Schustereit H. „Linksliberalismus und Sozialdemokratie", S. 197.

> bauen. Der Zwangsstaat kann sich nicht halten. Die Unterordnung unter das Ganze muß eine freiwillige Pflicht sein[106].

Die Erziehung der Zeitgenossen zu Staatsbürgern, die die Hingabe an den Staat als sittliches Gebot aus freiem Entschluß gerne auf sich zu nehmen bereit sind: Auch dies war eine tradierte liberale Forderung, die sich aus einer Mischung von idealistischem Individualitätsglauben und Hegel'schem Staatsbewußtsein im 19. Jahrhundert entwickelt hatte und ein Kontinuum liberalen Denkens bis ins 20. Jahrhundert darstellt[107].

Zwei Nürnberger Liberale haben sich ganz besonders verdient gemacht um die staatsbürgerliche Erziehung der Jugend im republikanisch-demokratischen Sinne: Der Grund- und Hauptschullehrer, sowie führende DDP-Politiker Ludwig Ritter von Rudolph[108] und der Gymnasiallehrer und Schwiegersohn Hermann Luppes, Dr. F. Heinsen.

Bekenntnishaft formulierte letzterer 1925:

> Das freiwillig aufgenommene Verantwortungsbewußtsein vor der Nation und vor der Menschheit zwingt zur Stellungnahme und zum Handeln im Staat. (. . .). Der gesunde Geist schuf sich einen neuen (gemeint ist: einen neuen Staat PM). Ihn zu stärken und zu bilden ist des ganzen Volkes gemeinsame Pflicht[109].

Konvergierend mit der starken sozialliberalen Tendenz[110] existiert bei den Meinungsführern des Nürnberger Liberalismus eine wenn nicht kapitalismusfeindliche, so doch ausgeprägte kapitalismuskritische Einstellung.

Beispielhaft ist hierfür Hermann Luppe selbst. Während seiner Amtszeit häuften sich seine skeptischen Äußerungen gegenüber der kapitalistischen Wirtschaftsform, wobei er insbesondere die USA als mahnendes Negativbeispiel vor Augen hatte[111].

Ende der 20er Jahre stellte er mit Blick auf das in die Wirtschaftskatastrophe hineinschlitternde Deutschland fest,

> daß die Zeiten des wirtschaftlichen Manchestertums vorbei seien und eine mehr oder weniger staatlich gelenkte Wirtschaft ein unvermeidlicher Ausweg in einem demokratischen Land, erst recht in einem verarmten sei[112].

[106] StAN Pol. Dir. Nürnberg-Fürth, Nr. 560, „FK" Nr. 145 6. 4. 1920.

[107] Vgl. hierzu besonders: Hock, Wolfgang „Liberales Denken im Zeitalter der Paulskirche. Dronysen und die Frankfurter Mitte. Münster 1957, S. 35 f.; zum Bildungsenthusiasmus der Liberalen vgl. auch Schapiro, Salwyn J. „Was ist Liberalismus", in: Gall, L. (Hg.) „Liberalismus", Königstein 1980, S. 35.

[108] Vgl. zu ihm S. 26 f.

[109] StB Nürnberg Nor.J.B. 210 „Das Panier" 3/1925, S. 16–17.

[110] Vgl. Text von Otto Stündt, S. 12.

[111] Vgl. Hanschel, H. „Oberbürgermeister Hermann Luppe", S. 398.

[112] Zitat aus Hanschel, H., ebd.

Er kämpfte – die Planwirtschaft andererseits immer strikt ablehnend[113] – für einen sozialstaatlichen Mittelweg zwischen Interventionismus und kapitalistischer Privatwirtschaft.

In weit kompromißloserer Manier stellten die Jungdemokraten das Wirtschaftssystem der Weimarer Republik in Frage. Julie Meyer – deren Kritik an der „Ökonomisierung" der DDP schon dargelegt wurde[114] – war bereits 1921 der Ansicht, daß der Staat heute

> aufs äußerste gefährdet (sei PM) durch die Wirtschaft, das Allgemeininteresse, das jener (der Staat PM) verkörpert, bedroht (sei PM) durch das Einzelinteresse, das diese darstellt[115].

Die Kapitalismuskritik in den Reihen führender Nürnberger Liberaler ist durchaus als ein Spezifikum zu bewerten, da die offizielle „Parteimeinung" der DDP nicht selten der Auffassung war, daß nur in einer möglichst ungehemmten kaptialistischen Wirtschaftsordnung, mit einem Höchstmaß an privatwirtschaftlicher Freiheit, die Lösungen der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Probleme der Weimarer Republik lägen[116].

Die kritische Haltung der Nürnberger hierzu ist vor allem deswegen bemerkenswert, weil ein Großteil der DDP-Mitglieder und Anhänger den Kreisen des Wirtschaftsbürgertums entstammte.

Abschließend soll das programmatische Selbstverständnis der Nürnberger Liberalen wie folgt zusammengefaßt werden:

Die zentrale Leitidee war die des demokratischen Nationalstaates, in welchem nach innen der alte liberale Traum von der sozialharmonischen Bürgergesellschaft realisiert werden und durch welchen nach außen der Völkerfrieden befördert werden sollten.

Die vorgestellten Persönlichkeiten blieben ihrer Gesinnung auch im Zeichen des Niederganges der Republik treu.

Ihre Leitfigur war, auch nach seinem frühen Tod, Friedrich Naumann.

Die dargestellten Texte verdeutlichten die liberale Tugend, dogmatische, ideologisch festgefahrene Positionen zu vermeiden.

Die Nürnberger Liberalen kämpften jegliche Politik der Klasseninteressen und verfolgten ein „Gesamtinteressenkonzept"[117], mit dem sie – wie der Liberalismus der 20er Jahre insgesamt – scheiterten. Besonders Hermann Luppe

[113] Vgl. Luppe, H. „Mein Leben", S. 136–137, S. 174–179, S. 234–236.
[114] Vgl. Äußerungen von J. Meyer S. 15.
[115] StadtAN E6 Vereine Nr. 606 „Echo" 1921, Nr. 11, S. 133.
[116] Vgl. Langewiesche, D. „Liberalismus in Deutschland", S. 268.
[117] Vgl. Schneider, W. „Die Deutsche Demokratische Partei", S. 268.

bemühte sich immer in diesem Sinne, die durchaus praktikable „Brücke zwischen Liberalismus und Sozialismus“[118] zu errichten.

Der DDP-Oberbürgermeister blieb durchwegs samt seiner Gefolgschaft dem Glauben an die demokratische Sendungskraft der kleinen DDP verhaftet.

In ihrer Begeisterung für die junge deutsche Demokratie 1919/20 überschätzten sie das politisch-republikanische Interesse und die Vernunftbegabtheit ihrer Zeitgenossen. Zugleich unterschätzten sie die Zugkraft und Massenwirksamkeit starrer, ideologischer Weltanschauungspanzer, die dem einzelnen einen – vermeintlichen – Schutz bieten konnten.

Die besondere Tragik war, daß sie den Untergang der Republik erkannten[119], zugleich aber stets in der bildungs- und vernunftzentrierten Gesinnungsethik befangen blieben. Dies wiederum machte sie unfähig zu einem effektiven, vielleicht auch gewaltsamen Kampf für die Republik.

Charakteristisch für diese Haltung war H. Luppes strikte Weigerung, den „Republikanischen Reichsbund“ in das „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold“ einzugliedern, welcher vormilitärische Ausbildung betrieb. Luppe hielt diese Art des Kampfes für „auf die Dauer hohl“[120]. Ihm ging es immer um die erzieherische Vermittlung der „große(n) Idee“[121], die hinter der Weimarer Verfassung stand.

Der Idealismus, der immer wieder die Texte durchdrang, verwies deutlich auf den Begriff der Idee bei Immanuel Kant: „Eine Idee ist nichts anderes als ein Begriff von einer Vollkommenheit, die sich in der Erfahrung noch nicht findet, z. B. die Idee eines vollkommenen, nach Regeln der Gerechtigkeit regierten Staates. Erst muß unsere Idee nur richtig sein, dann ist sie bei allen Hindernissen, die ihrer Ausführung im Wege stehen, gar nicht unmöglich.“[122]

Ohne diese ehrenhafte Gesinnung herabzuwürdigen, muß doch betont werden, daß eben genau in jener idealistischen Beharrung, die im 20. Jahrhundert allzu leicht zur Weltfremdheit führte, eine der Ursachen für das Scheitern des deutschen Liberalismus von 1919 bis 1933 lag, wenngleich ihm nicht der Zusammenbruch des ersten demokratischen Staates auf deutschem Boden angelastet werden kann.

In allem bisher Festgestellten wurde ersichtlich, daß die Nürnberger Liberalen mehrheitlich getreue Geistesverwandten von Max Weber, Friedrich Nau-

[118] Seliger, Martin „Authentischer Liberalismus. Grundideen, Entwicklungspotential und Krisen der Verwirklichung“, in: von Thadden, R. (Hg.) „Die Krise des Liberalismus zwischen den Kriegen“, Göttingen 1978, S. 50.

[119] Vgl. StadtAN F5 QNG Nr. 494, S. 30: Bericht des liberalen Politikers Rudolf Bing über „das Abrutschen des Bürgertums“ in den Nationalsozialismus 1930–33.

[120] StadtAN E10 NL Luppe, Nr. 50, S. 203.

[121] Ebd.

[122] Aus: „Kritik der reinen Vernunft“, zitiert nach: Schischkoff, Georgi (Hg.) „Philosophisches Wörterbuch“, Stuttgart 1978[21], S. 302.

mann und Ernst Troeltsch – jenen großen geistigen Vätern des modernen Liberalismus – waren.

Als Ernst Troeltsch im Dezember 1918 über die politische Lage Deutschlands urteilte:

> Wir haben uns auf eine völlig neue Lage einzurichten, die durch die Idee des Völkerbundes nach außen und eine demokratisch soziale Neuordnung nach innen ALLEIN gesichert werden kann[123],

so traf dies genau die Überzeugung seiner Nürnberger Apologeten.

Auch in ihrer intensiven Kapitalismuskritik entsprachen die Nürnberger den Ansichten von Ernst Troeltsch[124].

Die analysierten Äußerungen offenbarten ein Bekenntnisrepublikanertum, wie es in der Weimarer Republik wohl selten anzutreffen war.

Nürnberger Liberale unter der nationalsozialistischen Diktatur 1933 bis 1945

„Das Verhalten der Liberalen während der nationalsozialistischen Diktatur ist bislang nahezu unerforscht"[125]. Diese Feststellung gilt auch für Nürnberg[126] und begründet somit die intensive Suche nach den Spuren liberaler Nürnberger nach 1933.

Aufgrund des Ausschaltens aller politischen Parteien im Mai 1933 muß die nachfolgende Analyse ausschließlich von Einzelpersönlichkeiten ausgehen.

Die erste Reaktion führender Liberaler nach 1933 in der Stadt war ein – teils freiwilliger, teils unfreiwilliger – Rückzug aus der Politik, aus dem öffentlichen Leben allgemein.

Dr. Hermann Luppe wurde seines Amtes enthoben, lebte danach – nachdem er etliche Schikanen der neuen „Herren" über sich hatte ergehen lassen müssen – zuerst in Berlin und später bis zu seinem Tode durch einen Bombenangriff 1945 in Kiel.

Während der NS-Diktatur verleugnete er „nicht seine politischen Anschauungen und verhehlte nicht seine kritische Einstellung. Aber er leistete keinen aktiven Widerstand"[127]. Gleichwohl hielt er mit überzeugten Systemgegnern wie Fritz Elsaß, dem ehemaligen DDP-Oberbürgermeister von Berlin, der 1945 hingerichtet wurde, und Theodor Heuß rege Kontakte[128].

[123] Troeltsch, Ernst „Die Deutsche Demokratie", aus: Baron, Hans (Hg.) „Spektator – Briefe. Aufsätze über die deutsche Revolution und die Weltpolitik 1918/22" Tübingen 1924 (ND Aalen 1966), S. 304.

[124] Vgl. ebd., S. 307.

[125] Langewiesche, D. „Liberalismus in Deutschland", S. 284.

[126] In der bisherigen Widerstandsliteratur über Nürnberg ist das Verhalten der Liberalen nicht untersucht; vgl. v.a. Beer, Wolfgang „Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Nürnberg 1933–1945", Nürnberg 1976.

[127] Hanschel, H. „Oberbürgermeister Hermann Luppe", S. 388.

[128] Vgl. ebd., S. 389.

Auch sein Freund Dr. Johannes Merkel zog sich 1933 von seinem Stadtratsposten als DDP-Mitglied zurück[129]. Seit Beginn der Weimarer Republik gehörte er in den Führungskreis der Nürnberger DDP und war nach dem Urteil H. Luppes „ein aufrechter Demokrat"[130]. Obwohl sich Johannes Merkel mit Sicherheit wegen seiner demokratischen Gesinnung aus der Kommunalpolitik zurückzog, so ist der doch zugleich ein Beispielfall für die fatale Fehleinschätzung der NS-Bewegung. Wie eine Vielzahl seiner patriotischen Zeitgenossen lehnte er zwar die NS-Ideologie ab, leugnete aber nicht die Freude über den sich nun – vermeintlich – abzeichnenden nationalen Wiederaufstieg Deutschlands. So bekundete er sein Glücksgefühl darüber, daß er nun doch noch „freudig Anteil nehmen (dürfe PM) an dem Wiedererstarken nationalen Lebens"[131]. Aus dem politischen Leben in der NS-Zeit hielt er sich jedoch völlig fern.

Seine öffentlichen Ämter verlor 1933 auch der DDP-Politiker und spätere Mitbegründer der Nürnberger FDP, Dr. Fritz Linnert[132]. Während des Nationalsozialismus blieb er auf der politischen Bühne der Stadt „unerwünscht" aufgrund seiner weiterhin demonstrierten liberalen Grundhaltung[133].

Ein ähnliches Schicksal widerfuhr fast allen ehemaligen DDP-Mitgliedern. Dr. Julie Pöhlmann[134], Wilhelm Behringer, Dr. Sebastian Geer, Konrad Winkler, Dr. Gustav Lotz, Josef Hemmersbach und Berta Lauer: Alle mußten mehr oder weniger unter dem NS-Regime berufliche und persönliche Nachteile erdulden[135].

Es gelang den genannten Liberalen, sich von Eintritten in NS-Organisationen fernzuhalten, wodurch sie bereits 1945 die Genehmigung erhielten, eine neue liberale Partei aufzubauen[136].

Otto Stündt, der nun schon häufig zitierte Meinungsführer der Nürnberger Jungdemokraten, wurde natürlich in ganz besonderer Weise von den Nazis verfolgt und schikaniert. Da er bereits 1923 auf offener Straße geäußert hatte, „Schleicher hat Dreck am Stecken, er ist ja schon ein Jahr gesessen"[137], wurde er

[129] StadtAN E18 Fam. Av Merkel, Nr. 477c, S. 67.

[130] Ebd., E10 NL Luppe, Nr. 50, S. 134.

[131] StadtAN E18 Fam. Av Merkel, Nr. 477c, S. 67.

[132] Zum Leben dieses bedeutenden bayerischen Liberalen vgl. StB Nürnberg „Nürnberger Nachrichten" Nr. 42 25. 5. 1946, S. 5 und Nr. 97 4. 12. 1946, S. 5; sowie StadtAN Personenkartei.

[133] Vgl. ebd.

[134] Vgl. StB Nürnberg „Nürnberger Nachrichten" Nr. 97 4. 12. 1946, S. 5.

[135] Vgl. ebd. „Nürnberger Nachrichten" Nr. 56 14. 7. 1948, S. 5.

[136] Zur Wiedergründung der liberalen Partei in Nürnberg und Mittelfranken vgl. Mauch, Berthold „Die bayerische FDP. Portrait einer Landespartei 1945–1949", München 1981, S. 15 und 93, sowie: Eckart, W. „Amerikanische Reformpolitik und deutsche Tradition", S. 373–384.

[137] Alle Informationen und Zitate über Otto Stündt verdanke ich seiner Tochter, Frau Hannelies Stündt, die den umfangreichen Nachlaß ihres Vaters verwaltet und der ich hier nochmals ganz herzlich für ihr Entgegenkommen danken möchte.

nach 1933 permanent von der Gestapo überwacht und immer wieder mit Haftdrohungen und haßerfüllten Denunziationen belästigt.

Am 10. 11. 1939 wurde er schließlich verhaftet. Grund hierfür war das versuchte Attentat auf Hitler in München durch den Schreiner Georg Elser am 9. 11. 1939. Die Gestapo nahm die daraufhin einsetzende Großfahndung zum Anlaß, eine Vielzahl bekannter Regimegegner zum Schweigen zu bringen, bzw. auszuschalten.

Morgens um drei Uhr wurde Otto Stündt in Cadolzburg, wo er mit seiner Familie seit 1931 lebte, verhaftet. Im Fürther und Nürnberger Polizeigefängnis wurde er mehrfach mißhandelt. Nur durch sehr glückliche Zufälle gelang es einem befreundeten Rechtsanwalt Dr. Karl Wolfahrt und dem Gefängnisarzt, Otto Stündt aus der Haft frei zu bekommen.

Nun nahmen die Schikanen und z. T. sogar Morddrohungen der NS-Organe (gegenüber ihm) weiter zu.

1941 stellte ihn die örtliche NS-Führung vor die Alternative, entweder in die Partei einzutreten oder erneut verhaftet zu werden. Da Otto Stündt für die Existenz seiner Familie verantwortlich war, entschloß er sich nach schwerstem inneren Kampf, doch in die NSDAP einzutreten. Damit konnte er wenigstens den materiellen Lebensunterhalt sicherstellen – und dies auch nur mit größter Anstrengung.

Wenn O. Stündt auch nicht dem aktiven Widerstand gegen Hitler angehörte, wie sein enger Freund Thomas Dehler[138], zu dem er ununterbrochenen Kontakt hatte, so tat er doch alles was in seiner Kraft und Macht stand, um anderen Verfolgten zu helfen. Insbesondere galt seine Hilfe den vielen jüdischen Freunden, die er aus der DDP und aus den Reihen der Nürnberger Jungdemokraten hatte.

Ein Indiz hierfür ist der Brief seines Freundes Otto Strauß, einem jüdischen Nürnberger, der 1938 in die Schweiz emigrieren konnte und 1947 mit Otto Stündt wieder Kontakt aufnahm. Er bedankte sich für die mutige Hilfe und schrieb:

> denn was wäre aus meiner Frau und mir geworden, wenn Sie uns in den Terrorzeiten des verbrecherischen Naziregimes zwischen 1933 und 1938 solange wir eben noch in Deutschland lebten, nicht stets mit Rat und Tat unterstützt hätten[139].

[138] Vgl. S. 28 f.

[139] Die Vielschichtigkeit des Widerstandsbegriffes kann hier nicht erörtert werden. Der Verfasser schließt sich jedoch grundsätzlich der Meinung von Klaus Hildebrand an, der sehr deutlich zwischen alltäglicher Verweigerung, dem „Nicht-Mitmachen" und der aktiven Opposition, mit dem Ziel, Hitler zu töten, differenziert und den bisweilen gebrauchten, generalisierenden „Resistenzbegriff" verwirft; vgl. zuletzt: Hildebrand, Klaus „Das Vermächtnis des anderen Deutschland. Diktatur und Widerstand", in: FAZ Nr. 167, 22. 7. 1989.

Trotz dessen dauernder Verfolgung hielt Otto Stündt auch regen Kontakt mit dem liberalen Widerstandskämpfer Dr. Eduard Hamm, der am 23. 9. 1944 sehr wahrscheinlich in der Haft ermordet worden war.

Aufgrund der erzwungenen Mitgliedschaft in der NSDAP hatte Otto Stündt nach 1945 zunächst Schwierigkeiten, gegenüber den Amerikanern und den inzwischen arbeitenden „Spruchkammern", seine dezidierte Nazi-Feindschaft nachzuweisen. Die große Anzahl der eidesstattlichen Erklärungen seiner Freunde, die seine absolute Regimegegnerschaft bewiesen, machte sehr schnell Otto Stündts tatsächliche Gesinnung deutlich. Mit am eindrucksvollsten ist die Erklärung seines Freundes und liberalen Kampfgefährten Dr. Karl Wolfahrt vom 10. 9. 1946. Knapp und präzise schilderte er Otto Stündts Situation seit 1933:

> Durch die jahrelange Verfolgung und die völlige Berufslosigkeit wurde Herr Stündt schließlich so zermürbt, daß er, um nicht schließlich doch bei der nächsten Verhaftungswelle wieder verhaftet zu werden, was bei seinem damaligen körperlichen Zustand seinen sicheren Tod bedeutet hätte, im Jahre 1941 in letzter Verzweiflung die Tarnung beschloß und seine Aufnahme in die NSDAP beantragte[140].

Den Weg zur Opposition im Alltag oder zu aktivem, konspirativem Widerstand[141], mit dem Ziel, Hitler umzubringen und einen Staatsstreich durchzuführen, fanden einige Liberale Nürnbergs:

An erster Stelle muß hier der DDP-Politiker und Lehrer Rudolph Ritter von Rudolph erwähnt werden[142].

Ritter von Rudolph hatte bereits „die 20er Jahre hindurch die spürbare Feindschaft der faschistischen Parteien"[143] in der Stadt ertragen müssen. Daher war es zunächst nicht verwunderlich, daß er sich nach dem 31. 1. 1933 „aus der Politik zurück (zog PM), das Unglück ahnend, das mit dem Dritten Reich über Deutschland kommen mußte"[144]. Als enger Freund von Hermann Luppe und als ehemaliger Vorsitzender der DDP-Ortsgruppe wurde er von den Nazis (. . .) überwacht und von jeglicher Beförderung ausgeschlossen"[145]. Zudem

[140] Zu seinem Leben vgl. StadtAN E10 NL Ritter v. Rudolph, Nr. 4.

[141] Ebd., S. 30.

[142] Ebd., Nr. 5.

[143] Ebd., Nr. 4, S. 3.

[144] Ebd.

[145] Die Mitgliedschaft Ritter v. Rudolphs geht hervor aus dem Brief Thomas Dehlers an das Institut für Zeitgeschichte in München, vom 1. 3. 1948 (IfZ Archiv der bayerischen Widerstandsbewegung, ZS 380, S. 1): Th. Dehler schrieb, daß er auch zu dem „jetzigen Regierungsschulrat Lutz Ritter von Rudolph in Ansbach" enge Verbindung hielt; hierbei muß angemerkt werden, daß Ritter v. Rudolph erst seit dem Frühjahr 1944 kriegsbedingt in Ansbach lebte. Zuvor wohnte er immer in Nürnberg (StadtAN E10 NL. Ritter v. Rudolph Nr. 4, S. 4); da

wurde er wegen seiner „Gesinnung und (. . .) und Stellung zum Judentum“[146] von Julius Streicher mehrfach heftig angegriffen.

Obwohl er unter strengster Observation der Gestapo stand, schloß sich Ritter von Rudolph der liberalen Widerstandsgruppe um Hans Robinson (Hamburg), Fritz Straßmann (Berlin) und Thomas Dehler (Bamberg) an[147].

Aufgrund der Schilderungen von Thomas Dehler über die Arbeit der Wiederstandsgruppe, wonach jede der von ihm gewonnenen Persönlichkeiten in Bayern ihrerseits „wieder über einen Kreis von Vertrauten verfügte“[148], kann mit hoher Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß Ritter von Rudolph mit Beginn der Widerstandstätigkeit (wahrscheinlich 1938)[149] auch einen Zirkel liberaler oppositioneller Freunde in Nürnberg um sich versammeln konnte.

Hauptaufgabe der Widerstandsgruppe war es, „als Bindeglied zwischen der militärischen und politischen Opposition“[150] zu fungieren. Ihre Mitglieder verstanden sich als in einer „Art vermittelnde(n) Schlüsselstellung“ befindlich. Sie beabsichtigten damit, den „revolutionären Sturz des Nationalsozialismus“[151] aktiv voranzutreiben.

Ihre Kontakte umfaßten fast alle Bereiche des aktiven deutschen Widerstandes gegen Hitler[152]. Zudem entwickelten sie programmatische Ansätze zur Errichtung eines demokratischen Rechtsstaates auf deutschem Boden nach der Niederwerfung der Nationalsozialisten[153].

Trotz der massenhaften Verhaftung liberaler Gruppenmitglieder in Bayern seit August 1942 blieb die Widerstandstätigkeit von Ludwig Ritter von Rudolph in Nürnberg von der Gestapo unerkannt.

Unmittelbar nach dem Krieg gehörte er zu den Mitbegründern der FDP in Mittelfranken.

Aufgrund der Tatsache, daß Ritter von Rudolph bis zum Frühjahr 1944 in Nürnberg lebte und wirkte, muß an dieser Stelle der Auffassung von Horst R.

Thomas Dehler 1938 die bayerische Widerstandsgruppe aufbaute, muß gefolgert werden, daß Ritter von Rudolph in Nürnberg seine konspirative Widerstandsarbeit aufnahm.

146 Nachlaß Otto Stündt.

147 Ebd.

148 Institut für Zeitgeschichte ZS 380, Brief von Thomas Dehler, S. 1.

149 Institut für Zeitgeschichte ED 166, Bericht von Hans Robinson, S. 2: Seit 1938 begann Thomas Dehler in Süddeutschland, die Gruppe aufzubauen.

150 Institut für Zeitgeschichte, ZS 380, Brief von Ernst Straßmann vom 19. 2. 1948, S. 2.

151 Ebd.

152 Vgl. ebd.: Kontakte zu Fritz Elsaß, Karl Goerdeler, zur Wehrmacht, zur „Abwehr“ insbesondere zu den Dohnany, zur bekennenden Kirche, zu Gerstenmeyer und besonders zu Dr. Wirmer in München; Verbindungen bestanden auch zu den Gewerkschaftsgruppen um Wilhelm Leuschner.

153 Vgl. hierzu ausführlich: Benz, W. „Eine liberale Widerstandsgruppe und ihre Ziele. Hans Robinsohns Denkschrift aus dem Jahre 1939“, in: VfZg. 29 (1981) S. 436–447.

Sassin widersprochen werden, daß ein Zentrum der liberalen Widerstandsgruppe in Ansbach gelegen hätte[154].

Da Ritter von Rudolph 1944 in Nürnberg ausgebombt worden war und fast sein gesamtes Besitztum verloren hatte[155] und da zudem seit 1942/43 immer mehr Personen der Widerstandsgruppe reichsweit verhaftet wurden[156], kann vielmehr festgestellt werden, daß von 1938 bis 1944 Nürnberg, neben Bamberg, Aschaffenburg, München und Bad Tölz[157], eines der bayerischen Zentren dieser Widerstandsbewegung vornehmlich liberaler Persönlichkeiten war.

Ein weiterer Nürnberger Widerstandskämpfer war der liberale Rechtsanwalt Dr. Friedrich Bergold[158].

Als überzeugter Nazigegner verteidigte er insbesondere in lebensbedrohliche Bedrängnis geratene Regimekritiker oder jüdische Mitbürger, die noch die Courage hatten, gegen den NS-Staat zu prozessieren. Dr. Bergold spielte hierbei mehrfach mit seinem Leben und entging nur mit knapper Not einer KZ-Haft[159].

Sein Auftreten gegenüber den NS-„Größen" trug heroische Züge: So macht er beispielsweise „den Ortsgruppenleiter auf das Rechtsbrecherische seines Vorgehens aufmerksam"[160], oder er beschwerte sich offiziell gegen Enteignungsmaßnahmen der Partei gegenüber einem jüdischen Fabrikanten, riskierte damit einen Prozeß gegen sich selbst und erschien zur Verhaftung in Wehrmachtsuniform, da er soeben seinen Einberufungsbescheid erhalten hatte, so daß er vom NS-Richter nicht mehr belangbar war[161].

Wie gefährlich Dr. Bergolds Kampf für Gerechtigkeit und Humanität war, zeigen die Schicksale seiner Berufskollegen Joseph Wirmer[162], Hans Litten[163] oder Adolph von Harnier[164], die alle versucht hatten, Opfer des NS-Regimes vor der vernichtenden Maschinerie der Lager und Gefängnisse zu bewahren und dabei selbst zu Opfern wurden, die ihr Leben geben mußten.

[154] Vgl. Sassin, Horst R. „Widerstand, Verfolgung und Emigration Liberaler 1933–1945", Bonn 1983, S. 40.

[155] StadtAN E10 NL Ritter v. Rudolph, Nr. 4, S. 4.

[156] Vgl. Institut für Zeitgeschichte, ZS 380, Brief von Thomas Dehler vom 1. 3. 1948, S. 2: Bericht über die Verhaftungen in Bayern und die dadurch erschwerte Widerstandsarb.

[157] Vgl. Sassin, H.R., ebd.

[158] StadtAN F5 QNG Nr. 430b. Interview mit Dr. Friedrich Berg, Fraktionsvorsitzender der FDP-Stadtratsfraktion, geführt von Dr. Helmut Häußler am 31. 10. 1968.

[159] Vgl. ebd., S. 4.

[160] Ebd., S. 2.

[161] StadtAN F5 QNG Nr. 430b., S. 3.

[162] Vgl. Leber, Annedore „Das Gewissen steht auf. 64 Lebensbilder aus dem deutschen Widerstand 1933–1945", Berlin/Frankfurt/M. 1954, S. 124.

[163] Vgl. Dies. „Das Gewissen entscheidet. Berichte des deutschen Widerstandes von 1933–1945 in Lebensbildern", Berlin/Frankfurt/M. 1957, S. 114–115.

[164] Vgl. wie Anm. 3, S. 140–142.

Die Bedeutung des Widerstandes von Dr. Friedrich Bergold lag darin, daß er in Zeiten der gesetzlichen Rechtslosigkeit eine Bastion der Menschlichkeit und Rechtsstaatlichkeit blieb.

Das nächste Beispiel für liberale Opposition gegenüber dem NS-Staat war das Verhalten des Verlegers Otto Spandel nach 1933[165].

Es gelang ihm, den ständigen Pressionen der NS-Zensur zum Trotz unter Mithilfe seines sozialdemokratischen Redakteurs Fritz Nadler bis weit in die 30er Jahre hinein, den Einfluß nationalsozialistischer Strömungen in seine Zeitung, der „Nürnberger Zeitung", gering zu halten und „die befohlene Parteilinie nicht"[166] einzuhalten.

Otto Spandel ermöglichte es, daß sowohl der von den Nazis entlassene, verhaftete und verfolgte ehemalige Leiter des Germanischen Nationalmuseums, Prof. Dr. Fritz Traugott Schulz als auch der mit einer Jüdin verheiratete Journalist Peter Comes verdeckt unter Pseudonymen nach 1933 für seine Zeitung Artikel schreiben und damit ihren Lebensunterhalt sichern konnten[167].

Darüberhinaus beschäftigte Otto Spandel bewußt[168] eine Vielzahl von Nazi-Gegnern in seinem Verlagshaus[169].

Er hatte sich zudem permanent zu Beginn der 30er Jahre geweigert, seinen demokratischen Redakteur Sigmund Neumann, der jüdischen Glaubens war und dem „Reichsbanner" angehört hatte[170], zu entlassen, obwohl ihn die Streicher-Presse hierzu ständig drängte[171].

Nachdem er Sigmund Neumann im März 1933 nicht mehr bei sich beschäftigen durfte, blieb er jedoch weiterhin über Fritz Nadler in Kontakt mit seinem ehemaligen Redakteur[172].

Als Otto Spandel 1941 – sicher nicht ohne Betreiben seiner nationalsozialistischen Feinde – zum Militär einberufen wurde, geriet auch die „Nürnberger Zeitung" unter der Ägide von Dr. Hans Beck immer mehr ins NS-Fahrwasser[173]. Im April 1943 wurde die Zeitung eingestellt.

[165] Zu seinem Leben vgl.: StadtAN Personenkartei; zu seiner liberal-demokratischen Grundhaltung vgl. Nadler, F. „Der Kampf der Nürnberger Zeitung", S. 2; siehe auch S. 10.

[166] Schulheiß, Werner „Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Nürnberg 1933–1945", unveröffentlichtes ms.Man., S. 3.

[167] Vgl. Nadler, F. ebd., S. 16a und 16b und StadtAN F5 QNG Nr. 44.

[168] Dies wird besonders daran deutlich, daß er Fritz Nadler immer beschäftigte und daß er Dr. Friedrich Bergold einmal bat, F. Nadler in einer gefährlichen Situation gegenüber der NS-Führung in der Stadt (StadtAN F5 QNG Nr. 430b, S. 3;) „aus der Klemme" zu helfen.

[169] Vgl. Nadler, F. „Der Kampf der Nürnberger Zeitung", S. 30.

[170] Zu seinem Leben vgl. StadtAN Personenkartei.

[171] Nadler, F. ebd. S. 9–8.

[172] Vgl. ebd., S. 10–11, 15.

[173] Vgl. StadtAN F5 QNG Nr. 453, 2, S. 2: Brief S. Neumanns an F. Nadler vom 5. 4. 1946. Hier urteilte S. Neumann vernichtend über das politische Rückgrat von Dr. Hans Beck!

Es verdient besondere Würdigung, daß selbst die jüdischen ehemaligen DDP-Mitglieder teilweise bewußt gegen den NS-Staat opponierten.

Dr. Julie Meyer setzte auch nach 1933 ihren lebenslangen Kampf für Freiheit und Gerechtigkeit fort.

Obwohl es in Nürnberg für jüdische Bürger nach 1933 in ganz besonderer Weise gefährlich und erniedrigend war – „bei der gewaltsamen Überführung jüdischer Häuser Grundstücke und Firmen in die Hände von ‚Ariern' handelten die örtlichen Parteiinstanzen nach der Devise: Franken und speziell Nürnberg voran"[174] – „übernahm sie die juristisch-wirtschaftliche Beratungsstelle für ihre jüdischen Mitbürger"[175].

Indem sie ihren Glaubensbrüdern und Schwestern seelischen, juristischen und wirtschaftlichen Beistand leistete, lief sie permanent Gefahr, verhaftet zu werden, da sie mit ihrem Schaffen „gegen das Betätigungsverbot der geheimen Staatspolizei verstieß"[176].

Es grenzte schon an ein Wunder, daß ihr nichts zustieß und daß sie 1937 in die USA auswandern konnte.

Ebenso mutig half der jüdische Rechtsanwalt und ehemalige DDP-Vorstand Rudolf Bing seinen in Not geratenen jüdischen Mitbürgern und verteidigte sie – so lange er noch konnte – vor den Nürnberger Gerichten[177].

Nachdem er noch die „Reichskristallnacht" am 9./10. 1938 erleiden mußte, wobei seine Anwaltskanzlei vollständig zerstört wurde, wanderte er zu seinen Kindern nach Palästina aus[178].

Mit ihm verließ einer der ältesten Anhänger Friedrich Neumanns die Stadt[179].

Widerstand und Opposition, Hilfe für Verfolgte – das war sicher auch in liberalen Kreisen nicht jedermanns Angelegenheit.

Verzweiflung, Selbstmord und Anpassung, sowie opportunistisches Mitmachen – auch dies waren Verhaltensweisen Liberaler in Nürnberg nach 1933:

Angesichts des Scheiterns der Demokratie und ahnend, was auf alle freiheitlichen Menschen in Deutschland zukommen werde, suchte der DDP-Anhänger Dr. Hans Deinhardt zusammen mit seinem Sohn 1933 in den Bergen den Freitod[180].

[174] Fritzsch, Robert „Nürnberg im Krieg. Im Dritten Reich 1933–1945", Düsseldorf 1984, S. 43.

[175] StadtAN Personenkartei.

[176] Müller, Arnd „Geschichte der Juden in Nürnberg von 1146 bis 1945", Nürnberg 1968, S. 226, Anm. 230.

[177] StadtAN F5 QNG Nr. 494, S. 39–41.

[178] Vgl. ebd.

[179] Vgl. ebd., S. 19: bereits vor dem Ersten Weltkrieg wollte er in Nürnberg den „Keim zu einer Naumann Partei" gründen, was mißlang; schon sein Vater war Mitglied der „Fortschrittspartei" und „war stets Demokrat im besten Sinne des Wortes" (ebd., S. 2.).

[180] Vgl. Nadler, F. „Der Kampf der Nürnberger Zeitung", S. 4–5.

Der Freund und enge Mitarbeiter Hermann Luppes, Oberstudiendirektor Walter Möhring, nahm sich ebenso 1933 das Leben[181].

Aber es gab auch das andere Extrem: Ein Beispiel hierfür ist der ehemalige DDP-Stadtrat Dr. Walter Eickemeyer[182].

Bereits im Sommer 1932 waren, die „Zeichen der Zeit" erblickend, aus der DDP ausgetreten und „nahm vermutlich schon vorher Kontakte zur NSDAP auf"[183]. Unmittelbar nach der „Machtergreifung" wurde er zum zweiten Bürgermeister ernannt. Er behielt diese Position bis zum Kriegsende. Am 22. April 1945 wurde er von den Amerikanern verhaftet[184].

Ein umfassendes, abschließendes Urteil über das Verhalten aller Liberaler in Nürnberg unter der nationalsozialistischen Diktatur ist aufgrund mangelnder Quellen heute nur noch sehr schwer und mit Einschränkungen möglich.

Gleichwohl muß festgehalten werden, daß die Mehrheit all jener Liberaler, die schon vor 1933 im politischen Liberalismus führend waren, „auch unter dem Nationalsozialismus den geistigen Prinzipien ihres Lebens verpflichtet (blieb PM), oft gerade dann, wenn es (. . .) an politischer Gestaltungskraft fehlte"[185].

Der Fall Eickemeyer war – nach allem, was bisher erforscht werden konnte – eher untypisch für das Verhalten der Nürnberger Liberalen kurz vor und nach 1933.

Die in der Darstellung analysierten Persönlichkeiten bewiesen fast alle ein hohes Maß an „geistige(r) und moralische(r) Widerstandskraft"[186].

Zugleich lieferten sie Beispiele für die in einer totalitären Diktatur ganz unausweichlichen „Dialektik von Mitmachen und Widerstehen, von Zusammenarbeit und Verweigerung, Loyalität und Opposition"[187].

Mit der Teilnahme Ludwig Ritter von Rudolphs an der reichsweit operierenden Widerstandsgruppe um Hans Robinson, Fritz Straßmann und Thomas Dehler konnte die Verbindung zwischen dem Nürnberger Liberalismus und dem aktiven deutschen Widerstand gegen Hitler, mit dem klaren Ziel, „das Regime und den Tyrannen zu stürzen"[188], nachgewiesen werden. Der Kreis,

[181] Vgl. StadtAN E10 NL Luppe, Nr. 50, S. 575.
[182] Vgl. zu seinem Leben StadtAN Personenkartei.
[183] Hanschel, H. „Oberbürgermeister Hermann Luppe", S. 361; und Luppe, H. „Mein Leben", S. 283.
[184] Vgl. Pfeiffer, Gerhard „Zusammenbruch und Wiederaufbau", in: Ders. (Hg.) „Nürnberg-Geschichte einer europäischen Stadt" München 1971, S. 476.
[185] Jochmann, W. „Der deutsche Liberalismus und seine Herausforderung durch den Nationalsozialismus", S. 126.
[186] Ebd., S. 125.
[187] Hildebrand, K. „Das Vermächtnis" FAZ Nr. 167, 22. 7. 1989.
[188] Ebd.

den Ritter von Rudolph mit Sicherheit in Nürnberg um sich geschart hatte, ist heute nicht mehr aufzudecken.

Resümee

Das personelle Gravitationszentrum des politischen Liberalismus in Nürnberg 1919 bis 1945 war eine kleine Gruppe idealistischer, linksliberaler Gesinnungsethiker, die mit aller Hingabe an die Ideen und Ideale von 1848/49 glaubten und diese, zusammen mit dem sozialliberalen Gedankengut Friedrich Naumanns seit 1919 im Kampf für die Weimarer Republik zu verwirklichen suchten.

Eines ihrer Hauptanliegen war es, ganz gegen den irrationalen Geist ihrer Zeit gerichtet, einen vernünftigen Staat im aristotelisch-naturrechtlichen Sinne auf deutschem Boden zu errichten[189]. Demzufolge kämpften sie darum, eine Staatlichkeit zu befestigen, in welcher das dialektische Verhältnis zwischen individueller Freiheit einerseits und der Sozialnatur des Menschen andererseits synthetisch aufgehoben wird.

Den Schlüssel für die Genese ihres Ideals des demokratisch-sozialen Nationalstaats erblickten sie in der Erziehung zur Demokratie und im Appell an die Vernunftbegabtheit des Einzelnen.

Die Waffen in ihrem Kampf waren die Medien der öffentlichen Meinung und die durch sie vermittelte politische Aufklärung.

Ganz entscheidende Ursachen für das Scheitern des deutschen Liberalismus im 20. Jahrhundert, nämlich seine Unfähigkeit, ein klares und positives Verhältnis zur modernen Massendemokratie zu entwickeln und sein Verharren in einem zur Weltfremdheit geronnenen Idealismus, konnten auch in Nürnberg nachgewiesen werden.

Für die Zeit zwischen 1933 und 1945 ergab die Analyse, daß die kleine Gruppe eingeschworener Liberaler mehrheitlich den Herausforderungen durch den Nationalsozialismus standgehalten hat. Das Verhalten der heute noch nachprüfbaren Liberalen oszillierte zwischen „innerer Emigration", Opposition im Alltag und aktivem, konspirativem Widerstand. Selbstmord oder bewußtes Mitmachen waren die Ausnahmen.

[189] Damit folgten sie dem naturrechtlichen Humanismus der Freisinnigen um 1900, vgl. Schieder, Th. „Die Krise des bürgerlichen Liberalismus", S. 200.

Anteile der DDP/Staatspartei und DVP bei den Reichstags-, Landtags- und Gemeindewahlen in Nürnberg 1919 bis 1932:

DDP/Staatspartei

	1919	1920	1924	1928	1929	1930	1932	1933
Reichstagswahl[1]	28,8%[4]	16,8%	6,6[5]	5,2%		2,8%	0,8%[6]	1,4%
Landtagswahl[2]	28,6%	17,1%		5,7%				
Gemeindewahl[3]	21,1%		6,1%		4,0%			
DVP								
Reichstagswahl[7]		4,8%	1,2%[8]	2,8%		1,6%	1,2%[9]	0,4%
Landtagswahl[10]				2,6%				
Gemeindewahlen[11]					2,3%			

[1] Nach: Moore-Ziegler, M. „The socio-economic bases", S. 307.
[2] Nach: Eubel, Wolfgang „Die politische Vertretung Nürnbergs im bayerischen Landtag 1848 bis 1933", Z. A. Erlangen, 1977, S. 134–144.
[3] Nach: Hanschel, H. „Oberbürgermeister Hermann Luppe", S. 33, 231, 344.
[4] 1919 traten bei den Reichstagswahlen DDP und DVP gemeinsam an.
[5] Gemeint sind die Dezemberwahlen 1924.
[6] Gemeint sind die Novemberwahlen 1932.
[7] Wie Anm. 1.
[8] Wie Anm. 5.
[9] Wie Anm. 6.
[10] Wie Anm. 2.
[11] Wie Anm. 3.

Benutzte Quellen:

Stadtarchiv Nürnberg (StadtAN)
C7/V Nr. 841
C7/V Nr. 5578
C7/V Nr. 5507
C7/V Nr. 6022
F5 Nr. 494
F5 Nr. 430b
F5 Nr. 453
E10 Luppe Nr. 50
E10 Ritter von Rudolph Nr. 4, 5;
E18 Nr. 477c
E6/606
E6/620
Stadtchronik, Personenkartei

Staatsarchiv Nürnberg (StAN)
Polizeidirektion Nürnberg-Fürth, Nr. 560
Polizeidirektion Nürnberg-Fürth, Nr. 851

Stadtbibliothek Nürnberg (StB Nürnberg)
Nor. J. B. 210, 1924/1926
„Nürnberger Nachrichten" Nr. 42, 1946, Nr. 96, 1946, Nr. 56, 1948

Stadtbibliothek Fürth (StB Fürth)
„Nürnberger-Fürther-Morgenpresse", Nr. 29, 1924, Nr. 25, 1924, Nr 31, 124

Institut für Zeitgeschichte, München (IfZ)
ZS 380
ED 166

Literaturverzeichnis

BENZ, Wolfgang: „Süddeutschland in der Weimarer Republik. Ein Beitrag zur deutschen Innenpolitik 1918–1923", Berlin 1970.

DERS.: „Eine liberale Widerstandsgruppe und ihre Ziele. Hans Robinsohns Denkschrift aus dem Jahre 1939", in: VjfZg. 3/1981, S. 437–471.

BOOMS, Hans: „Die deutsche Volkspartei", in: Morsey, R./Mathias, E. (Hg.), „Das Ende der Parteien. 1933. Darstellungen und Dokumente", Düsseldorf 1979², S. 523–539.

ECKART, Wolfgang: „Amerikanische Reformpolitik und deutsche Tradition. 1945–1949. Nachkriegspolitik im Spannungsfeld zwischen Neuordnungsvorstellungen, Notlage und pragmatischer Krisenbewältigung", Nürnberg 1988.

EUBEL, Wolfgang: „Die politische Vertretung Nürnbergs im bayerischen Landtag 1848 bis 1933", Z.A. ms., Erlangen 1977.

FRICKE, Dieter (Hg.): „Die bürgerlichen Parteien in Deutschland. Handbuch der Geschichte der bürgerlichen Parteien und anderer bürgerlicher Interessenorganisationen vom Vormärz bis 1945", 2 Bände, Berlin/Ost 1968–1970.

FRITZSCH, Robert: „Nürnberg im Krieg. Im Dritten Reich 1939–1945", Düsseldorf 1984.

HÄUSSLER, Helmut: „Ergebnisse der Reichstagswahlen in Stadt und Bezirksamt Nürnberg", ms. o. J., Nürnberg.

HANSCHEL, Hermann: „Oberbürgermeister Hermann Luppe. Nürnberger, Kommunalpolitik in der Weimarer Republik", Nürnberg, 1977.

HESS, Jürgen C.: „‚Das ganze Deutschland soll es sein'. Demokratischer Nationalismus in der Weimarer Republik am Beispiel der Deutschen Demokratischen Partei", Stuttgart 1978.

HEUSS, Theodor: „Politik. Ein Nachschlagewerk für Theorie und Geschichte", Halberstadt 1927.

HILDEBRAND, Klaus: „Das Vermächtnis des anderen Deutschland. Diktatur und Widerstand", in: FAZ Nr. 167, 22. 7. 1989.

HIRSCHMANN, Gerhard: „Unter Oberbürgermeister Dr. Hermann Luppe", in: Pfeiffer, Gerhard (Hg.) „Nürnberg-Geschichte einer europäischen Stadt", München 1971, S. 445–454.

Hock, Wolfgang: „Liberales Denken im Zeitalter der Paulskirche. Droysen und die Frankfurter Mitte", Münster 1957.

Jochmann, Werner: „Der deutsche Liberalismus und seine Herausforderung durch den Nationalsozialismus", in: von Thadden, Rudolf (Hg.) „Die Krise des Liberalismus zwischen den Kriegen", Göttingen 1978, S. 115–128.

Langewiesche, Dieter: „Liberalismus in Deutschland", Frankfurt 1988.

Leber, Annedore: „Das Gewissen steht auf. 64 Lebensbilder aus dem deutschen Widerstand 1933–1945", Berlin/Frankfurt/M. 1954.

Dies.: „Das Gewissen entscheidet. Bereiche des deutschen Widerstandes 1933–45 in Lebensbildern", Berlin/Frankfurt/M., 1957.

Luppe, Hermann: „Mein Leben", Nürnberg 1977.

Mauch, Berthold: „Die bayerische FDP. Portrait einer Landespartei 1945 bis 1949", München 1981.

Meier, Ernst: „Zeitungsstadt Nürnberg", Berlin 1963.

Möller, Horst: „Das Ende der Weimarer Republik und die nationalsozialistische Revolution", in: Ders./Broszat, M. (Hg,) „Das Dritte Reich. Machtstruktur und Geschichte", München 1983, S. 9–36.

Mommsen, Wilhelm (Hg.): „Deutsche Parteiprogramme. Eine Auswahl vom Vormärz bis zur Gegenwart", München 1964².

Moore-Ziegler, Martha: „The socio-economic and demographic bases of political behavior in Nuremberg during the Weimar Republic, 1919–1933", Diss. ms. University of Virginia 1976.

Müller, Arnd: „Geschichte der Juden in Nürnberg von 1146 bis 1945", Nürnberg 1968.

Müller, Petrus: „Liberalismus in Nürnberg 1800 bis 1871. Eine Fallstudie zur Ideen- und Sozialgeschichte des deutschen Liberalismus im 19. Jahrhundert", Diss. ms., Erlangen-Nürnberg 1989.

Nadler, Fritz: „Der Kampf der Nürnberger Zeitung um ihre Unabhängigkeit" ms., Nürnberg 1946.

Neumann, Sigmund: „Die deutschen Parteien, Wesen und Wandel nach dem Kriege, Berlin 1936.

Nipperdey, Thomas: „Deutsche Geschichte 1800 bis 1871. Bürgerwelt und starker Staat", München 1983.

Pfeiffer, Gerhard (Hg.): „Nürnberger Gestalten aus neun Jahrhunderten", Nürnberg 1950.

Sassin, Horst, R.: „Widerstand, Verfolgung und Emigration Liberaler 1933–1945", Bonn 1983.

Schapiro, Salwyn, J.: „Was ist Liberalismus?", in: Gall, L. (Hg.) „Liberalismus", Königstein 1980².

Schieder, Theodor: „Die Krise des bürgerlichen Liberalismus. Ein Beitrag zum Verhältnis von politischer und gesellschaftlicher Verfassung", in: Gall, Lothar (Hg.) „Liberalismus", Königstein 1980², S. 187–207.

Schischkoff, Georgi (Hg.): „Philosophisches Wörterbuch" Stuttgart 1928²¹.

Schneider, Werner: „Die deutsche demokratische Partei in der Weimarer Republik 1924–1930", München 1928.

SCHULTHEISS, Werner: „Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Nürnberg" unveröffentl. ms., Nürnberg o. J.

SCHUSTEREIT, Hartmut: „Linksliberalismus und Sozialdemokratie in der Weimarer Republik", Düsseldorf 1975.

SELIGER, Martin: „Authentischer Liberalismus. Grundideen, Entwicklungspotential und Krisen der Verwirklichung", in: von Thadden, R. (Hg.) „Die Krise des Liberalismus zwischen den Weltkriegen", Göttingen 1978, S. 31–53.

TROELTSCH, Ernst: „Die deutsche Demokratie", in: Baron, Hans (Hg.) „Spektator-Briefe. Aufsätze über die deutsche Revolution und die Weltpolitik 1918/22", Tübingen 1924 (ND Aalen 1964), S. 301–313.

VIERHAUS, Rudolf: „Die Ideologie eines deutschen Weges der politischen und sozialen Entwicklung", in: von Thadden, R. (Hg.) „Die Krise des Liberalismus zwischen den Weltkriegen", Göttingen 1978.

Miszellen

DIE BESTIMMUNG DER HERKUNFT VON TEILEN VON MESSINGLEUCHTERN DES 16. JAHRHUNDERTS AUS EINEM SCHIFFSFUND

Von Josef Riederer

1975 wurden aus einem Wrack eines vor der jugoslawischen Küste gesunkenen Handelsschiffes eine große Zahl von Teilen eines Messingleuchters geborgen. Durch Materialanalysen sollte die Herkunft und das Alter der Leuchterteile ermittelt werden, um Hinweise zum Alter bzw. dem Untergang des Schiffes sowie Informationen zur Geschichte des Metallwarenhandels zu erhalten.

Die Metallteile der Leuchter waren in einem guten Zustand. Die Oberfläche der massiven Teile war leicht korrodiert, Bleche waren vor allem am Rand vom Meerwasser angelöst worden.

Von 11 Einzelteilen des Fundes wurden Proben für die Metallanalyse entnommen. Die Analysen wurden nach dem Atomabsorptionsverfahren ausgeführt, das bei geringsten Probenmengen den Nachweis einer relativ großen Zahl von Elementen mit einer hohen Genauigkeit ermöglicht. Diese Daten können dann mit den Werten von vergleichbaren Objekten bekannter Herkunft in Beziehung gesetzt werden, um Alter und Herkunft der Funde zu ermitteln.

Von den Leuchterteilen wurden die Hauptbestandteile Zinn, Blei und Zink sowie die Nebenbestandteile Eisen, Nickel, Silber, Antimon, Arsen, Wismut, Kobalt, Silber und Kadmium analytisch bestimmt. Der Kupfergehalt wurde als Differenz zu 100% errechnet. Die Analysen ergaben, daß die Gehalte von Wismut, Kobalt, Gold und Kadmium unter der Nachweisgrenze des Atomabsorptionsverfahrens (Bi: 0.025%, Co: 0.005%, Au: 0.01%, Cd: 0.001%) liegen. Für die restlichen Elemente ergaben sich folgende Konzentrationen:

	Cu	Sn	Pb	Zn	Fe	Ni	Ag	Sb	As
1	70.02	0.749	4.980	19.0300	0.453	2.4600	0.0500	1.460	0.794
2	71.21	2.640	5.270	17.1300	0.774	1.1900	0.0550	0.939	0.790
3	70.17	1.610	9.920	15.3000	0.644	0.9130	0.0770	0.814	0.552
4	72.18	2.890	5.040	16.2600	0.735	1.1600	0.0590	0.853	0.821
5	76.50	1.870	6.250	13.7000	0.470	0.3550	0.0650	0.204	0.583
6	74.87	2.310	7.780	11.6300	0.569	1.7500	0.0630	0.352	0.680
7	70.51	1.320	7.240	17.5200	0.543	1.5700	0.0470	0.422	0.832
8	69.68	1.010	7.820	18.3100	0.929	0.8950	0.0530	0.720	0.584
9	68.69	1.440	10.500	15.9700	0.641	1.0700	0.0700	0.994	0.627
10	70.26	0.980	7.300	18.4600	0.711	0.7680	0.0540	0.778	0.689
11	71.30	1.200	8.460	15.8300	0.543	1.2400	0.0440	0.574	0.814

Tab. 1 Metallanalysen der 11 Leuchterteile

Die Analysen zeigen, daß eine sehr einheitliche Messingsorte vorliegt, da die Analysenwerte nicht nennenswert um den Mittelwert schwanken. Vor allem die Spurenelemente liegen in einem sehr engen Bereich. Dieser Befund spricht für die Herstellung der Leuchterteile in größeren Serien, für die ein Rohstoff gleichbleibender Qualität verwendet wurde.

Auf Grund umfassender Kenntnisse der Werkstoffe, die zu der für die Leuchterherstellung in Frage kommenden Zeit verwendet wurden (Riederer 1981, 1982), kann mit Sicherheit angenommen werden, daß es sich bei dem Leuchter um ein Erzeugnis aus Nürnberg handelt. Auf Grund detaillierter Untersuchungen an genau datierten Objekten, etwa den Messinggrabplatten des Johannis-Friedhofes kann die Herstellungszeit eingegrenzt werden. Untersuchungen an diesen Grabplatten haben nämlich gezeigt, daß sich vom 15. Jahrhundert bis zum 17. Jahrhundert die Zusammensetzung des Messings kontinuierlich verändert. So nehmen die Gehalte an Zinn und Blei ständig zu und zwar die Zinngehalte von 0–4% und die Bleigehalte von 0–8%. Die Eisengehalte sind vor 1540 hoch (bis 10%), während der Nickelgehalt unter 0.5% liegt. In der Zeit von 1540–1580 sind die Eisen- und Nickelgehalte gering. In der Zeit von 1580–1620 sind die Eisengehalte gering, die Nickelgehalte hoch (bis 5%). Nach 1620 liegen die Eisengehalte zwischen 0 und 1%.

Eine ähnliche Entwicklung ist bei Arsen und Antimon festzustellen. Vor 1540 liegen die Arsen- und Antimongehalte bei 0.1%. In der Zeit von 1540–1580 liegen die Arsengehalte zwischen 0.1 und 0.5%. In der Zeit von 1580–1620 sind die Arsen- und Antimongehalte ungewöhnlich hoch (bis zu 2.5%). Nach 1620 liegen die Arsengehalte wieder zwischen 0.1 und 0.5%.

Nach diesen Daten wurde der Leuchter in der Zeit von 1580–1620 hergestellt, da zu dieser Zeit die Bleigehalte deutlich über 5% liegen, die Nickelgehalte die 1%-Grenze überschreiten und Arsen und Antimon ebenfalls Werte über 1% erreichen. Zu dieser Zeit wurde in Nürnberg ein an Spurenelementen besonders reiches Kupfer verarbeitet, das die Zusammensetzung der Messingobjekte prägt.

Zum Vergleich sind die Analysen einiger anderer Messingerzeugnisse aus Nürnberg, die zu dieser Zeit hergestellt wurden, aufgeführt:

	Cu	Sn	Pb	Zn	Fe	Ni	Ag	Sb	As
1.	71.39	1.64	7.32	16.28	0.64	1.21	0.06	0.74	0.71
2.	71.97	1.10	6.23	16.90	1.19	1.83	0.03	0.44	0.31
3.	69.31	1.20	6.31	19.73	0.25	2.44	0.04	0.50	0.22
4.	69.40	0.14	6.36	17.48	0.32	5.06	0.02	0.74	0.48
5.	73.22	0.29	7.70	15.24	0.62	1.82	0.03	0.69	0.39
6.	75.70	1.80	5.29	12.43	1.47	1.94	0.07	0.94	0.36

1. Mittelwerte der 11 Analysen des Leuchters
2. Grabplatte Johannisfriedhof, 1594
3. Grabplatte Johannisfriedhof, 1594
4. Grabplatte Johannisfriedhof, 1601
5. Grabplatte Johannisfriedhof, 1606
6. Neptun (GNM: PL 1874), Wurzelbauer-Werkstatt, um 1600

Die Aufstellung dieser Analysen läßt deutlich die Einheitlichkeit des Messings zur Zeit um 1600 erkennen, so daß die Zuordnung des Leuchters in diese Zeit sicher gerechtfertigt ist.

Literatur

J. Riederer: Metallanalysen der Wurzelbauer-Werkstatt in Nürnberg. Berliner Beiträge zur Archäometrie 5 (1980) 43–58.
J. Riederer: Naturwissenschaftliche Altersbestimmung an Bronzen. Kunstchronik 1981, No. 1, S. 55.
J. Riederer: Die Zusammensetzung deutscher Renaissance-Statuetten aus Kupferlegierungen. Zeitschr. Deut. Verein für Kunstwissensch. 36, No. 1/4 (1982) 42–48.
J. Riederer: Metallanalysen Nürnberger Statuetten aus der Zeit der Labenwolf Werkstatt. Berliner Beiträge zur Archäometrie 7 (1982) 175–202.
J. Riederer: Metallanalysen an Erzeugnissen der Vischer-Werkstatt. Berliner Beiträge zur Archäometrie 8 (1983) 89–99.

JOHANN ANDREAS SCHMELLERS BESUCHE IN NÜRNBERG[1]

Von Gerhard Hirschmann

All denjenigen, die sich mit spätmittelalterlichen oder frühneuzeitlichen Quellen zur Geschichte Baierns oder Frankens beschäftigen, wird der „Schmeller" als unentbehrliches Hilfsmittel rasch zum festen Begriff werden. Es handelt sich um das „Bayerische Wörterbuch", das Johann Andreas Schmeller (1785–1852) zwischen 1827 und 1837 in vier Bänden geschaffen hat. Der Münchner Bibliothekar und Universitätsprofessor hat sich damit ein großes und bleibendes Verdienst erworben.

Von 1801 bis zu seinem Tode hat Schmeller Tagebücher geführt, deren Texte seit 1954 in einer von Paul Ruf, damaligem Generaldirektor der bayerischen Staatsbibliothek, bearbeiteten vollständigen Ausgabe in drei Bänden[2] vorliegen. Diese Edition ist so umfangreich, daß sie fast nur in Bibliotheken und wissenschaftlichen Instituten für den Forscher greifbar ist.

Erfreulicherweise macht die hier anzuzeigende kommentierte Auswahl aus den Tagebüchern „die interessantesten Passagen erstmals [jetzt auch] einem breiteren Publikum zugänglich". Der Leser erhält damit eine lebendige Vorstellung vom wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Leben in München. Darüber hinaus vermitteln die Texte einen guten Eindruck von der politischen Entwicklung Bayerns in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, die der liberal eingestellte Gelehrte genau beobachtet und häufig kritisch beurteilt hat.

Besonders reizvoll zu lesen sind die Berichte über seine zahlreichen Reisen, die ihm meist zur Sammlung von Belegen für sein Wörterbuch dienten. Mehrmals kam der Gelehrte bei diesen Forschungsreisen, wenn auch nur kurz, nach Nürnberg.

So brach er am 17. Mai 1817 zu einer Reise „in den Nordgau" auf. In ihrem Verlauf hielt er sich vom 8.–10. Juni in Nürnberg und Umgebung auf[3]. Quartier nahm er in dem damals zu den angesehensten Gasthöfen zählenden „Roten Roß"[4] am Weinmarkt. Es ist interessant und zugleich erstaunlich zu erfahren, mit wievielen derzeit bekannten Persönlichkeiten der Stadt der fremde Gast in Verbindung kam. Möglicherweise bestanden in einzelnen Fällen bereits Kor-

[1] Zugleich Anzeige folgenden Buches: „Lauter gemähte Wiesen für die Reaktion" – Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts in den Tagebüchern Johann Andreas Schmellers. Hrsg. von Reinhard Bauer und Ursula Münchhoff. (künftig: Bauer-Münchhoff). Serie Piper Band 884, 323 S., München 1990.

[2] Schmeller, Johann Andreas: Tagebücher 1801–1852. Hrsg. v. Paul Ruf. 2 Bde. u. Registerbd. (Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte 47, 48, 48a). München 1954/1957.

[3] Bauer-Münchhoff, S. 105.

[4] Eine ausführliche Geschichte dieses Gasthofes aus der Feder von Erich Mulzer ist vor kurzem erschienen, in: Nürnberger Altstadtberichte Nr. 14, S. 27–78.

respondenz–Beziehungen; oder wurde Schmeller durch Teilnehmer an der Mittagstafel weiterempfohlen?

Der Zeichner Georg Christoph Wilder (1794–1855)[5] und sein Bruder, der Pfarrer Johann Christoph Jakob (1738–1838), zeigten ihm die Lorenzkirche, wo der Besucher die Trümmer des Englischen Grußes sah. Weiter nahm er die „Sebalder Kirche" und die „katholische buntgothische ehemalige Frauenkirche" in Augenschein. Er traf mit dem Kunsthändler und Verleger Johann Friedrich Frauenholz (1758–1822)[6] zusammen. Der alte blinde Syndicus Zahn[7] „führte [ihn] den führenden" auf die Bibliothek. Schmeller lernt den „nicht minder alten und nicht minder liebenswürdigen Dr. Müller[8]" kennen. Der angesehene Arzt Dr. Osterhausen (1765–1839)[9] besuchte ihn bei der Tafel im „Roten Roß". Wohl dort traf er auch den Pfarrer Paul Augustin Michahelles (1780–1853)[10], „der nicht zugeben wollte, daß das Nürnbergische zum Oberpfälzischen gehöre.". Der restliche Tagebucheintrag zum 8. Juni spricht für sich allein[11]: „Der Wiener [Schauspieler] Hasenhut im Theaterchen. Glas Bier in Hans Sachsens Hause (der sogenannten Mausefalle) getrunken. Albrecht Dürers Zimmer ist ganz verändert. – Der Johannser Kirchhof mit den massiven Grabsteinen und den massiven Metall Inschriften. Auf Dürers Resten habe ich gestanden."

An den folgenden beiden Tagen suchte Schmeller zuerst in Schönberg bei Lauf den als Historiker und als Fortsetzer des Willschen Gelehrtenlexikons bekannt gewordenen Pfarrer Christian Konrad Nopitsch (1759–1838)[12] auf, dem er dann 1821 ein Bändchen seiner „Mundarten"[13] zuschickte. Weiter ging die Reise des Forschers – ob zu Fuß oder in der Kutsche erwähnt er nicht – nach Gräfenberg, dem ehemaligen reichsstädtischen Landstädtchen, nun seit

[5] Matthias Mende, Georg Christoph Wilder, Ein Nürnberger Zeichner des 19. Jahrhunderts (Schriftenreihe der Alt-Nürnberger Landschaft Bd. XXXVI), Nürnberg 1988.

[6] Edith Luther, Johann Friedrich Frauenholz – Kunsthändler und Verleger in Nürnberg (Nürnberger Werkstücke zur Stadt- und Landesgeschichte Bd. 41), Nürnberg 1988.

[7] Syndicus Dr. jur. Benedikt Wilhelm Zahn, Sprachforscher und Büchersammler († im Alter von 82 Jahren am 26. April 1819).

[8] Christian Gottlieb Müller (1741–1823), Sekretär des Stadtalmosenamtes, Bibliograph, Historiker, Kupferstichsammler.

[9] Hans Kirste, Johann Karl Osterhausen, Lebensbild eines Nürnberger Arztes um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts (Abhandl. der Naturhistorischen Gesellschaft XXIII. Bd.), Nürnberg 1931.

[10] 1806–1813 Lateinlehrer in Sulzbach, daher wohl bei Schmeller die Bezeichnung „Professor", 1813 Condiakon, 1819 Diakon, 1829 Erster Pfarrer an St. Sebald. (Freundliche Mitteilung von Frau Müller, Landeskirchliches Archiv Nürnberg).

[11] Bauer-Münchhoff, S. 105.

[12] Matthias Simon, Nürnbergisches Pfarrerbuch, Nürnberg 1965, S. 158, Nr. 943.

[13] Ruf, (wie Anm. 2) Bd. 48a, S. 34. – Ruf Bd. 47, S. 436: „Die Mundarten Bayerns, 1. Abt. Grammatik".

elf Jahren Sitz eines bayerischen Landgerichts, wo Schmeller den dortigen Dekan Johann Heinrich Witschel (1769–1847)[14], einen führenden Vertreter des Rationalismus, kennenlernen wollte.

Hier ereignete sich ein ergötzlicher Zwischenfall. Der Gräfenberger Wirt fragte Schmeller nach seinem Paß. Doch lassen wir den Tagebuchschreiber selbst zu Wort kommen[15]: „Ich zeige meinen Paß keinem Wirth" – „Ich darf niemandem eine Mas Bier geben, eh ich weiß, wer er ist. Das ist Landgerichts Befehl". „Das Landgericht kann wohl Ihnen, aber nicht mir befehlen, daß Ihnen der Paß gezeigt werde." – Der Wirth ging und brachte einen Gendarme in vollem Habit. „Ihnen zeig ich meinen Paß, Sie tragen des Königs Uniform." – Der Gendarm wurde nicht klug aus meinem Urlaubspaß nach München und in sämtliche Kreise des Königreichs. – Er müßte ihn beym Landgericht zeigen. „Da geh ich mit!" Ein Assessor saß da. „Dieser Paß gilt nicht!" „Warum ist er nirgends vidimirt? – Warum hat er kein Signalement?" Ich brauche das alles nicht – ich brauche ihn nicht vidimiren zu lassen. „Das wollen wir sehen, ob Sie's nicht brauchen!" Das werd ich auch sehen! – Er steht auf, will hinaus, ich folge dem Assessor, mir der Gendarme. „Bleiben Sie" Ich folge Ihnen! „Gendarm!" – Sie unterstehen sich, mich anzurühren! Indem kommt zum Glück ein kleines Männlein, der Landrichter[16], die Treppe herab. Hört den Fall. Der Assessor wütet noch immer. Ich zeige dem Landrichter mein zweites Schreiben von Seite der Akademie. Er setzt keinen Zweifel darein, daß ich der sey, für den ich mich ausgebe. Er wird ungemein höflich. Will mir morgen, um ähnliche Fälle zu vermeiden einen förmlichen Paß geben. Den könne ich dann vorzeigen oder nicht. Wegen der Pöschelianer[17] habe er die strengsten Aufträge. – In mir ließ die Indignation über die Land Könige allerley Plane und Rachegedanken aufsteigen, bis ichs am Ende – gut seyn ließ: und nachdem ich den Dekan Witschel, (wegen dessen ich eigentlich hierher gekommen war) gesehen hatte, meinen Stab weiter setzte."

[14] Gottfried Geitz, Joh. Heinrich Wilh. Witschel. Ein Beitrag zur Geschichte des fränkischen Rationalismus, Nürnberg 1924.

[15] Bauer-Münchhoff, S. 106.

[16] Landrichter in Gräfenberg war 1813 Andreas Benedikt Geiger, 1. Assessor Franz Ludwig Sensburg, 2. Assessor Joseph Linig: Hof- und Staatshandbuch des Königreichs Bayern 1813. Der nächste Band dieses Staatshandbuchs erschien erst 1819. Damals wird Geiger in Gräfenberg nicht mehr genannt.

[17] Ausführliche Erläuterungen über den böhmischen Geistlichen Thomas Pöschl (1769–1837), der wegen eines religiösen Wahns damals von den Behörden verfolgt wurde, und seine Anhänger, siehe: Bauer-Münchhoff, S. 306. Pöschl war 1806 Kooperator in Braunau und hatte dadurch den Nürnberger Buchhändler Palm am 24. August 1806 auf seinem letzten Weg zu begleiten. Siehe auch: Isidor Silbernagl, Die kirchenpolitischen und religiösen Zustände des 19. Jahrhunderts, Landshut 1901, darin S. 81–85 Die Pöschlianer. Siehe auch ADB Bd. 26, S. 454.

Es sollten mehr als 25 Jahre vergehen, bis Schmeller 1833 Nürnberg erneut kurz aufsuchte[18]. Im Eilwagen von Ingolstadt kommend erreichte er zusammen mit seinem Freund Martius[19] morgens um 4 1/2 Uhr am 2. April die Stadt und erwartete, diesmal im „Gasthof Strauß", den Tag, besichtigte dann zusammen mit dem Freund die Gemäldegalerie auf der Burg und in der „neu hergerichteten Morizcapelle". Der Zweck seines Besuches in Nürnberg war es, die Glossen des Prudentius[20] aus der Bibliothek des Hieronymus Ebner[21], die 1833 versteigert wurde, „in Augenschein zu nehmen". Schmeller muß aus dem gedruckten Versteigerungskatalog auf diesen wertvollen Band aufmerksam geworden sein. Doch „der alte Bibliothecar Ranner (1754–1839)[22] hatte . . . wol den fraglichen Prudentius erkauft, aber denselben für 3 Ducaten an den Kieler J. C. Kramer abgelassen". Der Reisezweck war für Schmeller damit verfehlt. Nach dem Mittagessen, wohl im Gasthof Strauß, führte ihn der Apotheker Dr. Christ. Phil. Klinksieck[22a] zu dem Kaufmann Hertel[23], dem Besitzer großer Natur- und Kunstmerkwürdigkeiten. Abends hielt Schmeller dann schon in Erlangen bei der ihm befreundeten Familie Martius Einkehr. In größerer Gesellschaft machte er von dort aus am Ostermontag (8. April) einen Ausflug auf die Alte Veste[24]. „Der eigentliche Motor der Partie, der Erlanger Stadtkommissar Wöhrnitz[25], konnte selbst nicht theilnehmen, da er in Folge der Frankfurter Geschichte[26] die Papiere verdächtiger Erlanger Studenten unter Beschlag zu legen und zu durchsuchen Auftrag erhalten."

Drei Jahre später, am 17. September 1836, kam der Gelehrte erneut nach Nürnberg[27], allerdings nur zu einer Übernachtung (wieder im Gasthof Strauß). Bei dieser Gelegenheit fuhr er „auf der Eisenbahn mit Dampfkraft um 1 Uhr für 12 kr. in 10 Minuten nach Fürth, um 1 1/2 Uhr in 13 Minuten zurück."

[18] Bauer-Münchhoff, S. 170 f.

[19] Ebenda, S. 302 ausführliche Angaben über diesen Freund Schmellers.

[20] Aurelius P. Clemens Prudentius (348– um 405), der bedeutendste christlich-lateinische Dichter des Altertums. Hat eine Reihe christlicher Dichtungen hinterlassen.

[21] Siehe Karlheinz Goldmann, Geschichte der Stadtbibliothek, Nürnberg 1957, S. 70.

[22] Gottfried Ranner (1754–1893), (Matthias Simon, Nürnbergisches Pfarrerbuch, S. 176 Nr. 943). Goldmann (wie Anm. 21, S. 56) Ranner war seit 1809 Stadtbibliothekar.

[22a] Seit 1827 Gemeindebevollmächtigter.

[23] Der Kaufmann Johann Jakob Hertel (1782–1852) besaß umfangreiche Kunstsammlungen, die er bereits 1840 seiner Vaterstadt vermachte. Siehe dazu: Wilhelm Schwemmer, Aus der Geschichte der Kunstsammlungen der Stadt Nürnberg, in: MVGN Bd. 40, 1949, S. 97–206; hier S. 152 f.

[24] Bauer-Münchhoff, S. 172.

[25] Dr. jur. Matthäus Philipp Wöhrnitz (* 1778 in Kempten, † 1853 in Erlangen), 1820–1848 Stadtkommissar in Erlangen.

[26] Dabei handelte es sich um den mißglückten Handstreich einer Gruppe von Studenten auf die beiden Hauptwachen der Stadt Frankfurt am Main am 3. April 1833.

[27] Bauer-Münchhoff S. 190.

Der Tagebuchschreiber hält dazu fest, daß der König jüngst nur sieben Minuten gebraucht habe. Zufällig kam Schmeller dazu, als Zacharias Platner[28] einem Münchner Ministerialrat Joh. Bapt. Frhr. v. Weveld und dem jungen Grafen Hund[29], ebenfalls aus der Landeshauptstadt, „sehr angelegentlich alles erklärte."

Am darauffolgenden Sonntag, dem 18. September, übergab Schmeller sein Gepäck dem Wirt zur Spedition nach München und ging – man höre und staune – zu Fuß über Schwabach bis nach Windsbach, „wo auf Decan Brands Antrieb eben an einem Erziehungshaus für protestantische Pfarrwaisen gebaut wird"[30]. Am nächsten Tag führte ihn der Weg nach Ober-Eschenbach (den Namen Wolframs-Eschenbach erhielt das Städtchen erst 1917 verliehen), „wo ich an oder in dessen Kirche den Beweis finden wollte, daß der gefeyerte erste Wolfram[31] und der spätere Ulrich von keinem anderen als diesem Eschenbach den Beynamen führe . . ". Stadtpfarrer Scholl wußte nichts. Er äußerte sich in der Sacristey gegen mich: König Ludwig (von dem er mich gesendet glaubte) thäte besser, für die lebenden guten Dichter und Schriftsteller zu sorgen, als den Grabsteinen der längst Verstorbenen nach zu spüren"[32]. An diesem Tag ging der Forscher noch über das „hopfenreiche" Spalt bis nach Pleinfeld, um von dort mit dem Postwagen nach München zurückzukehren.

Zwei weitere kurze Aufenthalte des Bibliothekars in Nürnberg haben die Herausgeber in ihre Auswahl nicht aufgenommen. Der Vollständigkeit halber seien auch sie hier erwähnt. 1840 nächtigte Schmeller nur einmal in Nürnberg, und zwar vom 12. zum 13. Oktober, von Bamberg kommend, im Gasthof „Blaue Glocke": Im Tagebuch hält er lapidar fest[33]: „Nürnberg sprach mich diesmal wenig an. Ich hatte gar keine bekannte Seele mehr. Auch nicht einmal Dürers Standbild[34] gefiel mir. Um Mittag saß ich wieder im Eilwagen."

Vom 10. Juli bis 7. August 1845 weilte Schmeller zur Kur in Bad Kissingen. Auf der Heimreise hat er am 8. August[35] „Nürnbergs Kirchen, die Burg, die

[28] (1799–1862). Der Kaufmann und Kommunalpolitiker war Mitbegründer der Ludwigseisenbahn, von 1834–1836 deren Direktor: Gerhard Pfeiffer, Georg Zacharias Platner, in: Nürnberger Gestalten aus neun Jahrhunderten, Nürnberg 1950, S. 166–170.

[29] Friedrich Hektor Graf von Hundt.

[30] Christian Philipp Heinrich Brandt (1790–1857), Pfarrer, von 1832–1845 Dekan in Windsbach, Begründer des Pfarrwaisenhauses und einer privaten Lateinschule in Windsbach. Brandt war theologisch-publizistisch sehr stark tätig. Vgl. Hans Seifert, Chr. Phil. Heinr. Brandt, in: Lebensläufe aus Franken Bd. 6, 1960, S. 21–31.

[31] Johann Baptist Kurz, Wolfram von Eschenbach. Ein Buch vom größten Dichter des deutschen Mittelalters, 1930.

[32] Bauer-Münchhoff, S. 190.

[33] Ruf (wie Anm. 2), Bd. II, S. 302 f.

[34] Das Denkmal war am 21. Mai 1840 enthüllt worden.

[35] Ruf (wie Anm. 2) Bd. II, S. 415.

Maschinenfabrik am neuen Bahnhof[36] besehen, zum Theil unter Führung der freundlichen Frau v. Fürer[37], Schwester meines weiland Kriegskameraden Siegmund Freiherr Haller von Hallerstein, und einer jungen von Tröltsch[38], bei Bestelmeier[39] Spielsachen eingekauft. Abends das Theater besucht (Der Hirsch von Blum, das Tagebuch von Bauernfeld, Gastspiel der Wienerin v. Leynsitt)."

Damit enden die auf Nürnberg bezüglichen Texte aus Schmellers Tagebüchern. Sie vermitteln, mit Erläuterungen verbunden, einen guten Eindruck vom historischen Wert der Aufzeichnungen des bedeutenden Gelehrten. Es ist deshalb erfreulich, daß deren wichtigste Abschnitte nun einem größeren Leserkreis bequem zugänglich gemacht wurden.

[36] Firma Cramer-Klett.

[37] Katharine Eleonore Amalie von Fürer (1789–1852), Schwester von Johann Sigmund Frhr. Haller von Hallerstein (1785–1839), siehe: Fortsetzung von Johann Gottfried Biedermanns Geschlechtsregister des Nürnberger Patriziats bis zum Jahre 1854, hrsg. von Christoph Friedrich Wilhelm von Volckamer, Nürnberg 1854, S. 15 und S. 44.

[38] Tochter der verwitweten Majorin von Tröltsch, geb. von Hermann (Ruf wie Anm. 2), S. 413.

[39] Georg Bestelmeyer (1785–1852), Kaufmann und Kommunalpolitiker. Sein seinerzeit sehr bekanntes Ladengeschäft befand sich in der Königstraße, nächst der Museumsbrücke.

DER „VEREIN ZUR PFLEGE GEISTESKRANKER IN NÜRNBERG" (1884–1982)

Ergänzungen

von Peter Koch

In MVGN 77 (1990), S. 259–271, hat Bernd Halfar dankenswerterweise den Nürnberger Versicherungsverein zur Pflege Geisteskranker aufgegriffen sowie seine Gründung und Entwicklung von 1884–1942 anhand der Akten des Stadtarchivs Nürnberg dargestellt. Dem Verein kommt in der Tat nicht nur eine wirtschafts- und lokalgeschichtliche, sondern im Hinblick auf den betriebenen Versicherungszweig auch eine erhebliche sozialpolitische und versicherungstechnische Bedeutung zu. Um eine wissenschaftliche Neuentdeckung handelt es sich jedoch nicht[1]. In der einschlägigen Versicherungsliteratur[2] ist die Institution wiederholt behandelt, auch in dieser Zeitschrift[3] bereits erwähnt worden.

Darüber hinaus bedürfen die Ausführungen auch insofern der sachlichen Ergänzung, als auf einen Vorläufer des Vereins in Fürth aufmerksam zu machen, seine Rechtsnatur klarzustellen und auf seinen Fortbestand bis Ende 1982 hinzuweisen ist.

1. Vorläufer in Fürth

Es trifft nicht zu, daß der Nürnberger Verein mit seiner Gründung „einen in Deutschland ersten Ansatz, das Risiko der Geisteskrankheit sozial abzusichern," getan habe. In einer vom Verfasser nicht erwähnten Versammlung, zu der im Februar 1883 „eine Anzahl hochangesehener Nürnberger Bürger" zusammengetreten war, hatte der spätere 1. Vorstand, Fabrikant Heinrich

[1] Neben der vom Verfasser in FN 4 herangezogenen Schrift zum 25jährigen Jubiläum im Jahre 1909 gibt es einen Tätigkeitsbericht aus Anlaß des 50jährigen Bestehens, Nürnberg 1934, der die weitere Geschichte, Personalangaben und Tabellen zur Geschäftsentwicklung enthält.

[2] Peter Koch, Versicherung gegen Geisteskrankheit, Versicherungswirtschaft (VW) 1958, S. 176 (mit Nachweis des früheren Schrifttums); H. L. Müller-Lutz, Die verschiedenen Versicherungszweige, 2. Aufl., Wiesbaden 1978, S. 36. Aus der versicherungshistorischen Literatur ebenfalls: Peter Koch, Von der Zunftlade zum rationellen Großbetrieb – Kleine Geschichte der privaten Krankenversicherung in Deutschland, Karlsruhe 1971, S. 31; Nürnbergs Stellung in der Versicherungsgeschichte, VW 1971, S. 268 (272); Versicherungsplätze in Deutschland – Geschichte als Gegenwart, Wiesbaden 1986, S. 75; Schwerpunkte nordbayerischer Versicherungsgeschichte, VW 1989, S. 274 (283).

[3] Peter Koch, Nürnberger Versicherungswesen in Vergangenheit und Gegenwart, MVGN Bd. 68/1981, S. 260, insb. 271, 277 (Abb. 7: Aufnahme-Antrag des Nürnberger Versicherungsvereins zur Pflege Geisteskranker).

Maisch, „über Tätigkeit und Erfolge des in unserer Nachbarstadt Fürth seit 1861 bestehenden Vereins nur Günstiges berichten" können[4].

Der als Vorbild dienende „Verein zur Unterstützung Geisteskranker in Fürth" verdankte seine Entstehung der Initiative des Lehrers Rudolf Kimmel, auf den auch der „Stenographen-Verein Fürth" zurückgeht[5]. Er wurde am 11. Juli 1861 gegründet und nahm seine Tätigkeit am 8. August 1861 mit 590 Mitgliedern auf[6]. Mit der Übernahme der Verpflegungskosten Geisteskranker in staatlichen Heilanstalten gegen Beiträge betrat man Neuland, ging aber in einer für die damalige Zeit sehr professionellen Weise vor, indem man die Kalkulation auf ein Gutachten des Vorstandes der Kreisirrenanstalt in Erlangen, Dr. Hagen, stützte, das auf statistischen Unterlagen der Jahre 1846–1860 beruhte. In der Person Dr. Hagens ergab sich auch eine Beziehung zu dem später errichteten Nürnberger Verein, da er diesen ebenfalls gutachtlich beriet.

Auch nach der Satzung, die am 1. Juli 1970 an die Stelle der mehrfach geänderten Satzung vom 1. August 1861 getreten war, blieben der Stadt- und Landkreis Fürth das Geschäftsgebiet des Vereins. Im Hinblick auf die rückläufige Mitgliederzahl und die Pflegekostenentwicklung in den Anstalten beschloß die Jahreshauptversammlung am 18. Mai 1981 gemäß § 39 der Satzung mit Genehmigung der Regierung von Mittelfranken vom 24. Juni 1981 die Auflösung des Vereins zum 30. Juni 1981.

2. Rechtliche Qualifizierung

Weder im Zusammenhang mit dem Fürther noch mit dem Nürnberger Verein sollte man von einer „sozialen" Absicherung des Risikos der Geisteskrankheit oder einer „kleinen Sozialversicherung" sprechen. In beiden Fällen handelt es sich um kleinere (nicht: kleine) Versicherungsvereine im Sinne von § 53 des Versicherungsaufsichtsgesetzes (VAG), die zum Bereich der Individual- oder Privatversicherung, nicht zur gesetzlichen oder Sozialversicherung gehören. Diese strukturelle Unterscheidung ist vor allem auch mit Rücksicht auf die aktuelle Diskussion um die Einführung einer Pflegeversicherung von grundsätzlicher Bedeutung.

[4] Der Verein zur Unterstützung Geisteskranker in Nürnberg – Seine Tätigkeit in den Jahren 1885–1909, Nürnberg 1909, S. 3.

[5] Adolf Schwammberger, Fürth von A bis Z – Ein Geschichtslexikon, Fürth 1968 (Nachdruck 1984), Stichwörter Kimmel, Kurzschrift und Verein zur Unterstützung Geisteskranker in Fürth, S. 198, 234 und 370.

[6] Christian Weinlein, Der Verein zur Unterstützung Geisteskranker in Fürth – Seine Tätigkeit in den ersten 50 Jahren 1861–1911, Fürth 1911; Rückblick auf die Vereinstätigkeit der vergangenen 75 Jahre: 1861–1936, Verein zur Unterstützung Geisteskranker in Fürth i. Bayern (A. V.); zur Geschichte auch Berichte der Lokalpresse anläßlich des 75jährigen Jubiläums 1936.

3. Fortbestand nach dem Zweiten Weltkrieg

Entgegen der Annahme des Verfassers hat der Nürnberger Verein die Zeit der Nazi-Diktatur sehr wohl überlebt. Er arbeitete nach dem Zweiten Weltkrieg weiter als „Nürnberger Verein zur Pflege Geisteskranker", hatte seine Geschäftsräume in Nürnberg, Vordere Sterngasse 13, Rückgebäude I. Stock, und stand unter der Aufsicht des Bayerischen Staatsministeriums für Wirtschaft und Verkehr. Allerdings war der Mitgliederbestand, der von 1910 bis zum Zweiten Weltkrieg 10 000 Personen betragen hatte, auf weniger als die Hälfte gesunken.

Nach der Satzung vom 2. Mai 1949 wurden nur Bewohner des Stadt- und Landkreises Nürnberg zwischen 18 und 60 Jahren versichert. Später weitete man das Geschäftsgebiet auf den Freistaat Bayern aus und änderte den Namen des Vereins in „Anima Versicherungsverein auf Gegenseitigkeit, Nürnberger Versicherungsverein zur Pflege psychisch Kranker"[7]. Seit 1979 lautete die Bezeichnung „Nürnberger Krankenversicherung a. G. zur Pflege psychisch Kranker"[8].

Aufgrund der ungünstigen finanziellen Situation empfahl die Aufsichtsbehörde die Auflösung des Vereins, die in der außerordentlichen Mitgliedervertreterversammlung am 15. Oktober 1982 nach § 11 Abs. 2 und 3 der Satzung mit Ablauf des 31. Dezember 1982 beschlossen wurde. Die Sitzung fand im Hause und mit Unterstützung von Vorstandsmitgliedern der Universa Krankenversicherung a. G. in Nürnberg statt, die das älteste heute noch bestehende deutsche Unternehmen der privaten Krankenversicherung ist und wesentliche Beiträge zur versicherungstechnischen Entwicklung dieses Versicherungszweiges geleistet hat.

[7] Satzung vom 22. 1. 1977, genehmigt mit Schreiben des Bayerischen Staatsministeriums für Wirtschaft und Verkehr vom 16. 2. 1977, Nr. 5153 a 8 – IV/6 f – 7581.

[8] genehmigt durch das Bayerische Staatsministerium für Wirtschaft und Verkehr; Gesch.-Z. 5153 a 8 – IV/5 c – 17891 vom 18. 4. 1979.

BUCHBESPRECHUNGEN

800 Jahre Deutscher Orden. Ausstellungskatalog des Germanischen Nationalmuseums. Herausgegeben vom Germanischen Nationalmuseum und der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens von Gerhard Bott und Udo Arnold. Germanisches Nationalmuseum 30. 6. – 30. 9. 1990. Gütersloh/München: Bertelsmann Lexikon Verlag 1990. 592 S. DM 78,-.

Im Jahr 1990 fanden in mehreren Städten Ausstellungen und Festakte zur Achthundertjahrfeier des Deutschen Ordens statt, der 1190 zu Akkon im Heiligen Land als Hospitalbruderschaft gegründet wurde. Diese Bruderschaft hat sich bereits acht Jahre später in einen adligen Ritterorden umgewandelt, der im Laufe der Zeit an verschiedenen Orten seinen Hauptsitz hatte: in Montfort und Akkon in Palästina, nach dem Verlust des Heiligen Landes für kurze Dauer in Venedig, in Marienburg im preußischen Ordensland und schließlich, nach dem Konfessionswechsel des Hochmeisters Albrecht von Brandenburg-Ansbach und der Säkularisierung Preußens, im fränkischen Mergentheim. Hier residierte der Orden von 1525 bis 1809, also fast dreihundert Jahre lang. 1809 endet die Geschichte des Ritterordens in den Rheinbundstaaten. Er zog sich nach Wien zurück und besteht seit 1923 nur noch als ein „normaler" klerikaler Orden.

Dauernde Früchte der Jubiläumsfeiern sind einmal die museale Darstellung der mittelalterlichen Ordensgeschichte im Mergentheimer Deutschordensschloß und zum anderen der vorliegende Katalog zur Nürnberger Ausstellung. Über 200 Leihgeber aus 20 Ländern vom Benediktinerstift Admont bis zum Katholischen Pfarramt Zeltingen-Rachtig haben mehr als tausend Exponate, die sämtlich im Katalog beschrieben und zum größten Teil auch abgebildet werden, zur Verfügung gestellt. Allein daran kann man die immense Arbeit im Vorfeld, aber auch die große Akzeptanz erkennen, die dieses Thema hervorrief. Unter der kundigen Redaktion von Udo Arnold, Irmtraud Frfr. von Andrian-Werburg (die auch die Ausstellungsleitung hatte), Ronny Kabus und Andrea Kluxen haben achtzig vor allem deutsche und polnische Autoren mit Texten zu dem Mammutunternehmen beigetragen. Stellvertretend seien hier diejenigen genannt, die mit Kapiteleinleitungen hervorgetreten sind und damit quasi eine Kurzgeschichte des Deutschen Ordens geschrieben haben: Udo Arnold (Mittelmeerraum und Deutsches Reich bis 1525; Der Deutsche Orden seit 1918; Der Deutsche Orden als Korporation: Geistliche Gemeinschaft in acht Jahrhunderten), Marian Arszynski, Marian Biskup und Hartmut Boockmann (Preußen und Livland), Bernhard Demel (zusammen mit Udo Arnold: Der Deutsche Orden 1525–1809; Zwischen Napoleon und Versailles: 1809–1918), Hartmut Boockmann (Geschichte und Politik: Die Vergangenheit des Deutschen Ordens im Dienste der Gegenwart) und, als Verbeugung vor dem Veranstaltungsort Nürnberg, Gerhard Rechter und Dieter Weiß: Die Ballei Franken.

Zum erstenmal wirkten in- und ausländische Wissenschaftler aus Ost und West in solch überpolitischer Weise zusammen, daß es möglich war, „das Thema Deutscher Orden der politisierenden Interpretation des 19. und teilweise (wieso eigentlich teilweise?) des 20. Jahrhunderts zu entkleiden". So ist man einer allfälligen Ideologisierung des Themas „preußisches Ordensland" entgangen, ohne etwa die staatsbildende Funktion des Ordens unter den Tisch fallen lassen zu müssen. Aus diesem Grunde durfte man im Kapitel „Preußen und Livland" auch die nach dem Abzug des Ordens verblie-

bene Bevölkerungs- bzw. Sozialstruktur sine ira et studio aufzeigen: Es blieben „die Folgen der Ordensherrschaft spürbar, vor allem in den sozialen und ethnischen Strukturen, wobei das bleibende Übergewicht der deutschen Adeligen und Bürger, die sich als Landeskinder verstanden, besonders charakteristisch war. Es blieb auch die untergeordnete Stellung der lettischen, kurländischen und estnischen Bauern, und es blieben nicht zuletzt die Ruinen der Burgen, die deutschen Ortsnamen und die historiographische Tradition".

Der unbefangene Leser freut sich, daß die Ordensgeschichte, die eben, jedenfalls im Mittelalter, auch ein Stück Geschichte zwischen Deutschland und Polen ist, gründlich aufgearbeitet wird – und zwar nicht nur die Geschichte „wie sie gewesen", sondern auch die Geschichte der Geschichtsschreibung und die „Geschichte des Mißbrauchs der Geschichte", nämlich des Mißbrauchs zu nationalistischen und ideologischen Zwecken auf beiden Seiten des heute nicht mehr existierenden eisernen Vorhangs. Das scheint uns viel wichtiger als die Beschreibung der zahllosen Exponante, die doch immer nur eine Auswahl sind. Auch den Herausgebern schien diese Tatsache besonders bemerkenswert.

Als nach der Reformation aus dem östlichen Ordensgebiet ein weltliches Herzogtum entstanden war, herrschte eine Zeit lang Unsicherheit darüber, was nun geschehen sollte. Das territoriale Hochmeistertum war untergeganen. Nur der Anspruch blieb bestehen. Er äußerte sich in der Titulatur des Ordensoberen, der sich immer als Administrator des Hochmeistertums in Preußen sah, und zwar bis zum Ende des alten Reiches. Im Reich selbst nahm der Deutsche Orden seit 1494 die Würde eines Reichsfürsten mit Sitz und Stimme im Reichstag ein, wobei er im Zeremoniell den Rang vor den Bischöfen und Prälaten innehatte.

Die Reformation hat dem Orden, der ja nun seiner eigentlichen Aufgabe im Osten beraubt war, erhebliche Veränderungen eingetragen. Er war nun, übrigens dank des Versorgungsgedankens des Adels („Spital des Adels im Reich"), zu einem trikonfessionellen Institut geworden: geteilt in die lutherischen Balleien Thüringen und Sachsen, die kalvinistische Ballei Utrecht, die heute noch besteht, die trikonfessionelle Ballei Hessen und den großen katholisch gebliebenen Teil – eine außergewöhnliche Konstruktion, da der Orden schließlich dem Papst zu Rom unterstand. Im Katalog ist das Leben je eines katholischen, eines lutherischen und eines kalvinistischen Ordensritters exemplarisch aufgezeigt.

Das Hochmeisteramt war mit dem des Deutschmeisters vereinigt worden, doch die Residenz des Deutschmeisters, die Burg Horneck im Neckartal, war durch den Bauernkrieg zerstört worden, so daß man in die nahegelegene fränkische Stadt Mergentheim ausweichen mußte, deren Ordensschloß der künftige Sitz der Ordensregierung wurde. In Mergentheim siedelte sich auch das Priesterseminar des Ordens an, das den Ordensklerus ausbildete. Außer Katholiken lebten in Mergentheim auch Juden, die z. T. als sogenannte Hofjuden als Finanziers bei den Ordensoberen in Dienst standen. Sie waren ihrer Herrschaft „treu ergeben" (schade, daß ausgerechnet das Exponat in hebräischer Schrift, der Lobgesang des Mergentheimer Oberrabbiners Salomon Kahn auf die Wahl Erzherzog Karls von Österreich zum Ordenskoadjutor 1801 auf dem Kopf steht).

Napoleon löste den Deutschen Orden in den Staaten des Rheinbundes auf. Er beschränkte sich künftig als habsburgische Erbpfründe auf die österreichische Erblande. Der kalvinistische Utrechter Zweig, genauer: De Redderlijke Duitsche Orde,

Balije van Utrecht, war selbständig und unabhängig geworden. Wieder brauchte der Orden eine neue Aufgabe, die er im Sanitäts- und Spitalwesen „unter Beibehaltung des Versorgungsgedankens für den Ritterzweig" fand. Mit dem Untergang des Habsburgerreichs allerdings war auch das Stündlein des als habsburgischer Hausorden angesehenen Deutschen Ordens gekommen. Durch kluge Politik wandelte er sich 1923 in eine „rein kirchlich-klerikale Institution mit einem Brüder- und einem Schwesternzweig unter der Generalleitung der Priester" um.

Udo Arnold faßt bilanzierend die wechselnden Ziele und Aufgaben des Deutschen Ordens zusammen: „Kreuz und Schwert, Heidenkampf und Hospitalität, Unterwerfung und Mission, Territorienbildung und Siedlung, politischer Streit und Karitas verbanden sich in der Doppelrolle von Ritter und Mönch". Heute sei der Orden „keine politische Größe mehr, und im kirchlich-karitativen Bereich wird man ihn im Wirken kaum über andere Orden hinausheben dürfen".

Dies alles wird in sieben umfangreichen Kapiteln abgehandelt und mit den abgebildeten Exponaten illustriert. Ein achtes Kapitel hat die Geschichte der Ballei Franken – Achse Mergentheim/Nürnberg – zum Inhalt. Hier steht der Orden in der Reichsstadt Nürnberg im Mittelpunkt, St. Jakob und St. Elisabeth, z. T. von den besten Kennern der Materie abgehandelt: Andrea Kluxen, Dieter Weiß, Hermann Maué, Robert Sukkale (seine Anregung über die richtige Aufstellung des Vesperbildes des Deutschordenspriesters Johannes Murr von 1512 in St. Jakob sollte man aufgreifen!), Kurt Löcher, Gerhard Rechter, Michael Diefenbacher und Johannes Willers.

Die vielen hundert Exponate aus dem Alltags-, Kriegs-, Staats-, Verwaltungs- und Wirtschaftsleben, aus der kirchlichen Praxis, all die Gerätschaften, Urkunden, Pläne und Amtsbücher, die Bildnisse und Kunstwerke, die Siegel, Münzen, Medaillen und Ordenszeichen, die vasa sacra und kirchlichen Textilien, Trachten und Uniformen, Zeugnisse der materiellen Kultur und der kirchlich-kulturellen Materie sind durch ein Orts- und Personenregister erschlossen. Im übrigen gibt ein Verzeichnis mit Kurzbiographien über die beteiligten Künstler Auskunft. *Kuno Ulshöfer*

Eugen Ehmann: **Markt und Sondermarkt.** Zum räumlichen Geltungsbereich des Marktrechts im Mittelalter (= Nürnberger Werkstücke zur Stadt- und Landesgeschichte, Bd. 40) Nürnberg 1987, 305 S. DM 40,-.

Die hier zu besprechende Arbeit hat der Juristischen Fakultät der Universität Erlangen-Nürnberg im Wintersemester 1986/87 als Dissertation vorgelegen. Auf diese Herkunft aus dem Bereich der Rechtswissenschaft dürfte die Anlage des Werks zurückzuführen sein: nicht historisch, sondern systematisch, wenn auch in den Einzelfällen die Entstehungsgeschichte der behandelten Rechtsinstitute berücksichtigt wird. Die für die einzelnen Erscheinungen gewählten Fallbeispiele entstammen räumlich und zeitlich dem gesamten deutschen Mittelalter; Nürnberg ist dabei nur ein, wenn auch herausragendes, Beispiel unter anderen.

Insgesamt gliedert sich die Arbeit in vier Hauptteile: Im Einleitungsteil wird der Begriff „Markt" in seinen drei wichtigsten Aspekten als wirtschaftliche, topographische und rechtliche Erscheinung definiert. Der zweite Teil untersucht die (topographischen) Erscheinungsformen des Marktes im wirtschaftlichen Sinn: vom Jahrmarkt auf freiem Feld über die periodischen Fernhandelsmärkte in alten Römerstädten bis zum täglichen

städtischen Markt für alltägliche Gebrauchsgüter in Kirchen, Tavernen und Kaufhäusern, auf Friedhöfen, Straßen und Plätzen. Der Hauptteil der Arbeit beschäftigt sich mit dem Markt im rechtlichen Sinne. Ausführlich beschreibt Ehmann die Nürnberger Muntat und ihre geschichtliche Entwicklung (die Ausdehnung vom geschützten Marktbezirk auf weitere Orte besonderen Friedensschutzes) und vergleicht sie mit dem Rechtscharakter der Marktbezirke anderer Städte. In einem letzten Kapitel behandelt Ehmann das Auftreten von Sondermärkten in ihrem Verhältnis zum Hauptmarkt; auch hier ist Nürnberg mit Milchmarkt und Obstmarkt als wichtiges Beispiel vertreten. Ergänzt wird die sehr instruktive Arbeit durch ein Quellenverzeichnis und ein Ortsregister.

Die ursprünglich mit Erscheinen des Buches vorgesehene Rezension konnte aus nicht vom Stadtarchiv Nürnberg zu vertretenden Gründen bislang nicht erscheinen. Die vorliegende Besprechung ist daher auch als eine ersatzweise Selbstanzeige des Stadtarchivs als des Herausgebers des Werkes zu verstehen. *Horst-Dieter Beyerstedt*

Zauberstoff Papier: Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung im Schloß Faber-Castell in Stein bei Nürnberg anläßlich des 600jährigen Jubiläums der Papierherstellung in Deutschland. Hrsg. von Jürgen Franzke, 2. Auflage. München: Hugendubel, 1990, 240 S. DM 44,-.

Vorliegender Band ist eine Sammlung recht heterogener Beiträge, der zunächst besticht durch seine äußerliche Aufmachung und durch die originelle Idee, den Stoff aus dem das Buch ist als solchen bereits zum interessanten Anschauungsobjekt zu machen: Es besteht aus 18 verschiedenen hochwertigen Papiersorten.

Zum Kreis der Mitautoren der 15 Beiträge gehören die namhaftesten Papierhistoriker Deutschlands, daneben Personen, die künstlerisch, aktuell oder geschäftlich mit dem „Zauberstoff" zu tun haben.

Zunächst kommen mit Lore Sporhan-Krempel und Wolfgang von Stromer zwei Historiker zu Wort, die sich seit Jahrzehnten dem Forschungsfeld „Papier" widmeten. Beide behandeln in ihren Beiträgen die erste Papiermühle Deutschlands, die „Hadermühle" des Ulman Stromer in Nürnberg von 1390. W. v. Stromer, ein direkter Nachfahre des Ulman, würdigt die Papiermühle als „Kernstück eines viel größeren Gesamtkonzepts Ulman Stromers und des Handelshauses seiner Familie" (S. 15), wohingegen L. Sporhan-Krempel auf den eigentlichen Fertigungsvorgang, die Einrichtung und auf die Schwierigkeiten einging, denen sich Ulmans Sohn Georg und sein Enkel Andreas gegenüberstanden.

Peter Eitel zeichnet in seinem Beitrag die Geschichte der Ravensburger Papiermacherei nach, wobei er einräumt, daß nach derzeitigem Forschungsstand „Nürnberg . . . zu Recht als die Wiege der deutschen Papiermacherei" gilt (S. 47). Er betont jedoch, daß Ravensburg die wichtigste Produktionsstätte im Ausgang des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit gewesen sei.

Wisso Weiß erinnert in seinem Beitrag über die Handpapiermacherei im Gebiet der ehemaligen DDR an die Chemnitzer „Pappermol" (Papiermühle) von 1398 und benennt darüberhinaus nicht weniger als 364 (!) Ppiermühlengründungen auf diesem Territorium zwischen dem 15. und dem 19. Jahrhundert (S. 63 ff.).

Von ziemlicher Bedeutung für die Datierung von Papier und zur Feststellung seines

Herstellers sind die Wasserzeichen, die Hermann Bannasch zum Gegenstand seines Beitrags machte und die von den vorausgegangenen Autoren ebenfalls kurz beleuchtet wurden. Bannasch stützt sich auf die überaus reiche Sammlung des vor kurzem verstorbenen Gerhard Piccard, die sich größtenteils als Nachlaß im Hauptstaatsarchiv Stuttgart befindet und deren Gehalt und Erkenntniswert als bei weitem noch nicht ausgeschöpft anzusehen ist. Piccards Wasserzeichenkartei umfaßt 95 000 Zeichen und 35 000 zwar erfaßte, aber noch nicht in die Kartei integrierte Zeichen.

Wenig Beachtung fanden im Rahmen der Nürnberger Papiergeschichte bisher Fragen der Rechtsordnung und Verfassung. Dieses „weiße Blatt" griff Kuno Ulshöfer auf und stellte fest, daß sich das Rechtsleben der Nürnberger Papierer bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts nur nach mündlich überlieferten Formen abspielte (S. 91), und zeigte auf, wie es danach in Schriftform gekleidet wurde, wobei die wasserrechtlichen Vorschriften von besonderer Bedeutung für die Papiermüller waren (S. 94).

Da keine Papierproduktion ohne Rohstoff möglich war, ging Horst-Dieter Beyerstedt dem Problemfeld „Lumpennot" nach, das sich 100 Jahre nach Gründung der Hadermühle z. B. in einem Exportverbot für Lumpen manifestierte (S. 99). Die heutigen intensiven Recycling-Bemühungen zeigen, daß das Rohstoffproblem wieder aktuell ist, trotz optimierter Nutzung von Holz und Zellstoff.

Frieder Schmidt zeigt detailliert und mit großem technikhistorischem Sachverstand, wie die industrielle Revolution der Papierfabrikation, eingeleitet durch die im deutschen Bereich erstmals in Berlin 1818 installierte Langsiebpapiermaschine, zu einem bis dahin nicht gekannten Wachstum verhalf. Schmidt, der die südwestdeutsche Region als Beispiel nimmt, schneidet damit Themen an, die bisher zu wenig Beachtung erfuhren: Patentrecht, Know-how-Import, Energieversorgung, Ökologie und Arbeitsorganisation. Eine kleine Sammlung relativ seltener Fotos der Papierwirtschaft des frühen 20. Jahrhunderts rundet den gehaltvollen Beitrag ab.

Eine interessante kulturhistorische Thematik greift Franz Sonnenberger auf, indem er die durch das Papier bedingte Verbreitungsgeschwindigkeit und -möglichkeit nicht nur von Texten, sondern von Bildern hervorhebt. Diesen Prozeß nennt er „Die Demokratisierung der Bilder" (S. 137), die im Zeitalter der Illustrierten ihren endgültigen Durchbruch erfährt.

Schließlich trägt der Herausgeber Jürgen Franzke eine kleine Geschichte der Schreibkultur bei; er berichtet über das Schreiben als solches und die Schreibgeräte im besonderen. Die übrigen Beiträge und Bildzitate in dem imposanten Band sind weniger von historischem als vielmehr von aktuellem Interesse, so daß deren Würdigung im Rahmen der vorliegenden Schriftenreihe unterbleiben darf.

Insgesamt bietet das Buch einen profunden Querschnitt durch Geschichte, Kultur und Technik des Papiers und verdeutlicht auf inhaltlich und formal anspruchsvolle Weise, welch starke Impulse andere Bereiche wie Kunst, Literatur, Pressewesen etc. dem „Zauberstoff" zu verdanken haben. *Rolf Walter*

Rudolf Reiser: **Alte Häuser – Große Namen. Nürnberg mit Fürth und Erlangen.** München: Verlag Bruckmann 1990. 256 S. DM 39,80.

In dem Buch wird versucht, erhaltengebliebene Bauten mit Lebensschicksalen und Tätigkeiten bedeutender Bewohner in Verbindung zu bringen. Abstrakte Geschichte soll also gleichsam an greifbarer Architektur festgemacht und damit ins heutige Alltagsumfeld einbezogen werden. Dieses begrüßenswerte Vorhaben kommt modernen geschichtsdidaktischen Bestrebungen entgegen und entspricht ungefähr dem Prinzip, das zum Beispiel die Altstadtfreunde bei ihren Führungen und Veröffentlichungen seit Jahren verfolgen.

Insgesamt werden dreißig öffentliche Gebäude und bürgerliche Wohnhäuser in Nürnberg, vier in Fürth und neun in Erlangen betrachtet. Dazu kommen noch sieben Schlösser oder Herrensitze in Nürnberg und seinem Umland. Für jedes Kapitel stehen demnach etwa vier bis sechs Seiten zur Verfügung – nicht eben viel, wenn man die Hausgeschichte mancher dieser Gebäude näher kennt.

Der Verfasser ist Redakteur bei der „Süddeutschen Zeitung" und hat bei Karl Bosl Geschichte studiert. Auch wenn man den Klappentext, der das verrät, nicht gelesen hätte, würde man am detailreichen Hintergrundwissen an der Fähigkeit zu Querverbindungen den gelernten Historiker erkennen. Aber ebenso deutlich merkt man, daß er Journalist ist. Dieser Zwiespalt ist das Problem des Buches.

Unter schmissigen Überschriften (Die Stiftung Groß: Von Spionen heimgesucht; Tumulte, Tränen und Tragödien – Caritas Pirckheimers Klosterkampf) wird in einer sehr farbigen und lebendigen Sprache erzählt. Langeweile dürfte auch beim ferner stehenden Leser kaum aufkommen, dafür ist die Gedankenführung zu dynamisch und die Auswahl zu sehr auf Dramatisches und Kurioses konzentriert. Ob die Anbiederung an die Gegenwartssprache nicht doch zu weit geht, ist eine Geschmacksfrage: Die Patrizier sind sauer (S. 28), Neudörffer arbeitet als Cheflektor von Petreius (S. 67), Melchior Pfinzing dient Kaiser Maximilian als Ghostwriter (S. 51), Caritas Pirckheimer schreibt einen spannenden Report (S. 59) und Witschel ist eine Stimmungskanone (S. 130).

Bliebe man in diesem Jargon, dann müßte man feststellen, daß dem Verfasser auch in Bezug auf die Richtigkeit ganz schöne Knaller und Kracher unterlaufen sind. So ist Kaiser Sigismund nicht in Nürnberg geboren (S. 25), die Lorenzkirche stand im Jahr 1339 keineswegs „kurz vor ihrer Errichtung" (S. 18), am Sebalder Chörlein aus dem 14. Jahrhundert finden sich nicht die geringsten „italienischen Schmuckmotive" (S. 50). Den zitierten Brief über den Entenmann hat nicht Goethe, sondern Johann Heinrich Meyer geschrieben (S. 132), Herder war nicht „Direktor", sondern Rektor, und seine Schule hieß noch lange nicht „Melanchthon-Gymnasium" (S. 133). Statt „Stadtrat" (S. 105) müßte es Rat heißen, statt „Zistelstraße" (S. 75 f.) Zistelgasse, statt „Joachim von Sandrart" bei der Gründung der Malerakademie 1661/62 (S. 124) Jakob Sandrart. Auf der Stützsäule Albrecht-Dürer-Platz 9 steht nicht „1463" (S. 32), sondern 1477, das Sebalder Pfarrhaus hat keine „prächtigen" (S. 51), sondern ausgesprochen schlichte Holzgalerien, und weder Hans Beheim d. Ä. noch Jörg Unger waren jemals „Stadtbaumeister auf der Peunt" (S. 95). Die Auswahl mag genügen; aber die Liste ist jetzt schon zu lang für eine seriöse Arbeit.

Dem stehen jedoch überraschend viele Episoden und Hinweise gegenüber, die auch dem guten Kenner neu sind. Sie könnten einen Fortschritt für die Ortsgeschichte

bedeuten. Aber da zeigt sich das zweite Manko des Buches; Die Quellenbelege sind unzureichend. Sie umfassen zwar über 150 Nummern (und beweisen damit die Wissensbreite des Verfassers), aber sie sind alphabetisch nach Autoren (und nicht nach Kapiteln!) geordnet und bleiben auch bei Sammelwerken meist pauschal. Hier einen Ansatz zum Überprüfen und Weiterforschen zu finden, ist fast unmöglich. So kann man nur hoffen, daß trotz dieser Erschwerung sich manche der wertvoll erscheinenden Spuren doch noch verifizieren und weiterverfolgen lassen, während das häufige rhetorische Glitzerwerk (wie: Delsenbach war „ein fleißiger und flinker Junge", Boener trennte sich von seiner Frau „nach vielen wüsten Streitigkeiten", in Dürers Haus „gingen die Großen der Welt ein und aus") vermutlich nur der Phantasie des Verfassers entsprungen ist.

Schade! Ein richtig konzipiertes und attraktiv geschriebenes Buch hat es wieder einmal nicht geschafft, die Brücke von der populären Unterhaltung zur echten Bereicherung ortsgeschichtlicher Kenntnisse zu schlagen. *Erich Mulzer*

Herbert Maschat: **Technik, Energie und Verlagswesen. Das Beispiel der spätmittelalterlichen Reichsstadt Nürnberg.** Profil Verlag, München 1988, 163 S., DM 38,-.

Der schmale, mit zahlreichen, leider unnumerierten Abbildungen und Graphiken versehene Band ist – nach Vorwort und Einleitung – in vier Abschnitte gegliedert: Im ersten Abschnitt werden die „Voraussetzungen für die wirtschaftlich-technische Entwicklung im Nürnberger Raum" dargestellt (S. 20–40). Hierauf folgt ein Kapitel, das „Soziale Abhängigkeit und Verlagswesen" zuerst allgemein, dann speziell in Nürnberg erörtert (S. 41–85). Der dritte Hauptabschnitt behandelt „Die Entwicklung des mechanischen Grobdrahtzuges in Nürnberg" (S. 87–122), während abschließend auf die Nürnberger Papierherstellung eingegangen wird (S. 124–150).

Da der Autor weder eingangs erklärt, ob er mit diesem Buch und dessen Gliederung ein bestimmtes, übergeordnetes Ziel verfolgt, noch die Hauptabschnitte aufeinander Bezug nehmen sowie ein Schlußresumee gänzlich fehlt, nimmt der Rezensent an, daß es sich hier um vier mehr oder weniger selbständige Aufsätze handelt, obwohl das Vorwort von A. Bammé einen entgegengesetzten Eindruck erweckt: „H. M. erzählt uns eine Geschichte über Ökonomie und Technik. Am Beispiel der Energiesituation Nürnbergs stellt er das Verhältnis von Politik und Gewalt unter dem historischen Primat der Ökonomie dar". Sollte dies tatsächlich der Leitfaden des Buches sein, dann fehlen schlichtweg einige verbindende und interpretierende Kapitel.

Inhaltlich bringen die vier Abschnitte über die bekannte Forschungsliteratur hinaus kaum Neues. Eine These – die einen interessanten Akzent setzt – soll allerdings erwähnt werden: Der Bayerische Erbfolgekrieg 1504 und die damit verbundene Erwerbung der „neuen Landschaft" sei von Nürnberg primär aus energiepolitischen Aspekten geführt worden (S. 40).

Am gelungensten ist der Aufsatz über den mechanischen Drahtzug. Hier gelingt Maschat eine überzeugende Verknüpfung von Technik- und Wirtschaftsgeschichte mit der politischen Geschichte.

Leider haben sich einige ärgerliche Fehler in die Arbeit eingeschlichen: „Allgemein ist für das Spätmittelalter trotz Seuchen und Kriegen eine Bevölkerungszunahme nach-

weisbar". Maschat verweist hier auf W. Abel, der allerdings an der genannten Stelle genau das Gegenteil schreibt (S. 73). Wiederholt ist von „zünftigen Meistern/Handwerkern" (z. B. S. 79, 82) in bezug auf Nürnberg, wo es keine Zünfte gab, die Rede. Für das Pestjahr 1437 kommt Maschat auf eine irrige Einwohnerzahl von 2800 Menschen (S. 77). Außerdem wird behauptet, Nürnberg sei auf regelmäßige Getreideeinfuhren aus Böhmen und Sachsen angewiesen gewesen (S. 31).

Manche Aussagen wie z. B. „Das Verlagssystem nahm auf soziale Unterschiede wenig Rücksicht und vermochte Lohnsenkungen, Preisverfall und Arbeitslosigkeit nicht ausreichend zu beeinflussen" (S. 84) sind nur schwer nachvollziehbar.

Walter Bauernfeind

Nürnberg und Bern. Zwei Reichsstädte und ihre Landgebiete. Hrsg. von Rudolf Endres. Erlangen: Universitätsbibliothek, 1990 (Erlanger Forschungen: Reihe A, Geisteswissenschaften, Bd. 46). 320 S., DM 48,-.

Der vorliegende Band dokumentiert den Ertrag zweier Symposien zu vergleichender Städtegeschichte im Sommer 1986 in Erlangen und im Sommer 1987 in Bern; von den 12 gehaltenen Vorträgen konnten jedoch nur 9 zum Druck gelangen. Vielleicht begründet oder verstärkt doch diese Unvollständigkeit den Mangel an vollständiger Vergleichbarkeit der behandelten Themen, der bereits bei einem Blick in das Inhaltsverzeichnis auffällt. Gerade bei einem Projekt zu „vergleichender Städtegeschichte" erwartet der Leser einen wirklichen Vergleich, nicht nur ein Nebeneinander ähnlicher Themen.

Nur zwei der neun Aufsätze sind wirklich vergleichenden Inhalts: Urs Martin Zahnd „Einige Bemerkungen zu spätmittelalterlichen Familienbüchern aus Nürnberg und Bern" und Heinrich Richard Schmidt „Stadtreformation in Bern und Nürnberg – ein Vergleich" (gemeint ist die religiöse Reformation des 16. Jahrhunderts); Wolfgang Leisers Überblick über „Das Landgebiet der Reichsstadt Nürnberg" findet eine wenn auch nur ungefähre Entsprechung in André Holensteins Darstellung „Obrigkeit und Untertanen. Zur Geschichte der Untertanenhuldigung im bernischen Territorium (15. bis 18. Jahrhundert)". Nur noch sehr gering ist die Vergleichbarkeit zwischen Charlotte Bühl „Die Pestepidemien des ausgehenden Mittelalters und der frühen Neuzeit in Nürnberg (1483/84 bis 1533/34)" und Christian Pfister „Entvölkerung: Genese, handlungsleitende Bedeutung und Realitätsgehalt eines politischen Erklärungsmodells am Beispiel des alten Bern in der Epoche der Spätaufklärung" sowie zwischen Rudolf Endres „Das Handwerk in Nürnberg im ausgehenden Mittelalter" und François de Capitani „Sozialstruktur und Mechanismen der Herrschaft in der spätmittelalterlichen Stadt Bern". Kein Gegenüber findet Walter Bauernfeind „Brotgetreidepreise in Nürnberg 1427–1538", der aber aufgrund der zeitlichen und örtlichen Übereinstimmung eine gute Ergänzung zu Bühl bildet.

Wendet sich der Leser den einzelnen Beiträgen zu, findet er methodisch sehr unterschiedliche, aber durchweg auf hohem Niveau stehende Untersuchungen vor, die allerdings – verständlich angesichts ihrer Herkunft aus einem wissenschaftlichen Symposium – nicht immer leicht zu lesen sind. Die Spannweite reicht von der Überblicksdarstellung von schon Bekanntem über die Auswertung neuen Materials bis zur erklärten Neuinterpretation bisher als gesichert geltender Meinungen (H.R. Schmidts These der

„Volksreformation" in Nürnberg und Bern gegenüber der bislang vorherrschenden These der „Ratsreformation"), von der traditionellen historischen Ereignisdarstellung bis zur mathematisch-statistischen Analyse. Damit vermittelt der vorliegende Band nicht nur Informationen zum Thema selbst, sondern erlaubt zugleich einen Einblick in die Vielfalt der Methoden heutiger Stadtgeschichtsforschung – und genau dies ist der Zweck eines Symposiums. *Horst-Dieter Beyerstedt*

Béatrice Hernad. **Die Graphiksammlung des Humanisten Hartmann Schedel.** München: Prestel-Verlag 1990. 336 S. mit zahlr. Abb. (Katalogbuch zur gleichnamigen Ausstellung der Bayerischen Staatsbibliothek München 20. Juni bis 15. September 1990). DM 98,-.

Das Katalogbuch „Die Graphiksammlung des Humanisten Hartmann Schedel" von Béatrice Hernad im Auftrage der Bayerischen Staatsbibliothek erarbeitet, dargeboten vom Prestel-Verlag in bewährt hervorragender Ausstattung und übersichtlich umbrochen, beweist, wie vermeintlich erschöpfend behandelte Themenbereiche bei systematischer Materialdurchsicht noch immer neue Forschungsergebnisse zu Tage fördern können. In überreichem Maße ist dies mit der vorliegenden Veröffentlichung geschehen, der Franz Georg Kaltwasser, Direktor der Bayerischen Staatsbibliothek, in seinem Vorwort einen zeitlich weit gesteckten Überblick über die Sammlungsgeschichte, insbesondere die des Graphik-Sammelns skizziert.

Daß sich innerhalb der Schedelschen Bibliothek – der umfangreichsten Sammlung von Handschriften und Drucken eines gelehrten Nürnberger Bürgers zur Zeit des ausgehenden Mittelalters – Einblattdrucke, Briefe von Zeitgenossen an den großen Bibliophilen, Miniaturen wie auch Holzschnitte und Kupferstiche befinden, war an sich bekannt. Doch erst die vollständige Durcharbeitung aller glücklich über die Jahrhunderte bewahrten Codices dieser Bibliothek, dem Grundstock der heutigen Bayerischen Staatsbibliothek (einige wenige in Nürnberg verbliebene Bände gehören nicht zum Ausgangsmaterial dieser Untersuchung) führte zu dem erstaunlichen Ergebnis von nahezu 300 graphischen Blättern (S. 39) aller damals praktizierten Techniken. Das verführte dazu, die Ausstellung und ihren Katalog als „Graphiksammlung" zu bezeichnen, was aus heutiger Sicht durchaus berechtigt sein mag, vom Sammler aber wohl eher als Nebenprodukt einer inhaltlich bezogenen und zugleich ausschmückenden Arrondierung zu den jeweiligen Texten gedacht worden war, da alle Graphiken in die Bücher eingeklebt sind, bzw. waren. In den meisten Fällen können wir die inhaltliche Zuordnung heute nachvollziehen, es gibt aber für unsere Betrachtungsweise auch manche Schwierigkeiten, wenn beispielsweise die Darstellung eines Leichenschmauses einem Pesttraktat beigegeben (Nr. 104), oder die Darstellung einer Sonnenfinsternis in die „Vita Senecae" eingeklebt wurde (Nr. 77).

Der veränderten Denkweise des 19. Jahrhunderts in Bezug auf wissenschaftliche Systematik ist zuzuschreiben, wenn während des ganzen Jahrhunderts viele (bis jetzt gefunden 71 Exemplare) der gerade kunsthistorisch bedeutsamen Blätter aus ihrem Zusammenhang gerissen und als herausgelöste Einzelblätter der Staatlichen Graphischen Sammlung München übergeben worden waren. Die Autorin ist mit Erfolg auf Spurensuche gegangen und konnte diese Blätter Schedelscher Provenienz ermitteln, wobei sie feststellt, daß die Übergabe im wesentlichen in zwei großen Lieferungen

erfolgt ist, nämlich 1807 und 1889; letztes Einzelblatt wechselte noch 1892 seinen Aufbewahrungsort. Oft gelang es sogar die Bücher zu finden, aus denen die Graphiken, besonders Kupferstiche, entfernt worden waren. Ihre kriminalistische Arbeit erachtet die Autorin selbst als noch nicht für endgültig abgeschlossen (Anm. 79).

Im Textteil des Buches werden in getrennten Kapiteln die Graphiken nach ihren verschiedenen Techniken zusammenfassend besprochen. So bestimmt B. Hernad die Zeichnungen als hauptsächlich zeitgenössisch und aus Nürnberg stammend. Schedel erwarb aber auch wenige ältere Stücke, wie die beiden Heiligen-Blätter von 1410/20 beweisen, die als vermutlich oberdeutsch eingeordnet werden. Erstaunlicherweise betätigte sich Schedel auch selbst als Zeichner, wofür die Autorin die mäßige Qualität vieler Wappendarstellungen in Anspruch nimmt.

Bei den Miniaturen fällt auf, daß diese zumeist ein annähernd gleiches Format besitzen, von sehr ähnlicher Farbgebung und Malweise sind, und daher wohl alle Nürnberger Werkstätten entstammen, allerdings von mittelmäßiger Qualität. Eine Zuschreibung an bekannte Zeitgenossen Schedels hält B. Hernad nicht für möglich. Auch bei den 18 Metallschnitten, die zumeist Nürnberg, oder doch wenigstens Oberdeutschland zuzuweisen sind, und in die Jahre 1460 bis 1480 gehören, ist nicht die Qualität vorhanden, wie sie bei den weitaus zahlreicheren Kupferstichen anzutreffen ist. Hier finden sich Arbeiten des Meisters E. S., des Meisters mit den Bandrollen, Israhel van Meckenems, Jacopo de Barbaris, des Monogrammisten h.w. (alle vier Blätter gelten als Unikate), sowie niederländische mit Notnamen belegte Meister und des Monogrammisten PW. Daß Werke Martin Schongauers und Albrecht Dürers bei den Kupferstichen fehlen, bleibt etwas rätselhaft.

Zahlenmäßig bilden die Holzschnitte die größte Gruppe der Graphiken, unter ihnen finden sich abermals bedeutende Namen, allen voran Albrecht Dürer, wenn auch nur mit zwei Werken: der „Kleinen Passion" und mit der Darstellung der Philosophie – allegorisch verschlüsselt – zu den „Quattuor libri amorum" von Konrad Celtis, Nürnberg 1502. Die Wolgemut-Pleydenwurff'sche Werkstatt ist mit sechs Einzelblättern aus dem „Schatzbehalter" von 1491 – bis auf einen mit einer Rahmenleiste ausgestattet – und einigen Ansichten aus der Weltchronik von 1493 vertreten sowie mit verschiedenen Einzelholzschnitten. Von weiteren Nürnberger Künstlern wie Hans Schäufelein, Wolf Traut und Georg Glockendon gibt es Blätter sowie anonyme Arbeiten, die aber aus bekannten Druckereien kamen, wie denjenigen von Hans Mair, Peter Wagner oder Kaspar Hochfeder. Von Hans Burgkmair und Urs Graf, sogar aus Venedig wußte Schedel sich Arbeiten zu verschaffen.

Ein Überblick über die Bildinhalte aller Graphiken zeigt, daß der größte Teil dem gesamten vielgestaltigen religiösen Bereich zuzuordnen ist, die übrigen profanen Darstellungen – B. Hernad gibt das Verhältnis 5 zu 3 an – weisen sehr unterschiedliche Themen auf: Medizin, denn Schedel war ja Arzt, Astronomie/Astrologie, Geographie, Autorenporträts, Alphabete, Kalenderblätter, sogar Genre-Szenen, Wappen und reinornamentale Gestaltungen. In eigenen Kapiteln zu den Darstellungsgruppen, zur Funktion der Graphik innerhalb der Bücher, die sie nicht als bloße Buchillustration bewertet, sondern – wie eingangs beschrieben – als eher persönliche Ergänzungen auffaßt, bis zu den Betätigungen Schedels als Arzt, als Geograph und schließlich als Humanist bietet die Autorin fundierte Darlegungen. Hierbei zieht sie viele Querverbindungen innerhalb der einzelnen Kapitel, so daß ein geistes- und kulturgeschichtliches

Panorama des oberdeutschen, speziell Nürnberger Frühhumanismus entsteht mit Belegen zu den Verzahnungen nach den Niederlanden und nach Oberitalien. Das abschließende Personenregister, sowie der Standortnachweis aller Blätter, zusammen mit einer umfangreichen Bibliographie bieten dem Leser weitere Einstiegsmöglichkeiten, sich gezielt in dieser Fülle an belegten Fakten zu orientieren.

Weit über den Kreis der Graphikspezialisten hinaus wird dieses Katalogbuch ein Standardwerk zum deutschen Frühhumanismus bilden. Gleichzeitig kann es als eine Art Nachschlagewerk dienen, da B. Hernad jeweils den letzten Forschungsstand auch für alle Spezialthemen zugrunde gelegt hat, eine bewundernswerte Leistung angesichts der thematischen Mannigfaltigkeit von Hartmann Schedels Bibliothek.

Als Marginalie sei angefügt, daß sich unter den relativ wenigen Codices aus Schedels Bibliothek, die bis heute in der Stadtbibliothek Nürnberg verblieben sind (2° Med. 28 bis 2° Med. 3), sich keine eingeklebten Graphiken befinden, wie die Durchsicht von B. Hernad ergeben hat. Dieser Bestand ist daher nicht in der besprochenen Veröffentlichung berücksichtigt worden. Des Überlegens wert erscheint jedoch, daß einige Inkunabeln mit Miniaturen ausgeziert sind, die jeweils mit Schedels Wappen – dem Mohrenkopf auf gelbem Feld – verbunden sind. Als Beispiel hierfür sei auf die Schriften des Florentiner Mediziners Nicolaus Falcutius verwiesen (GW 9704), Folio-Bände, die ganz offensichtlich von Schedel an eine vermutlich Nürnberger Werkstatt gegeben wurden, um die Texte zu illustrieren, was in sehr anschaulicher Form geschehen ist. Da bei diesen Drucken aus Pavia (1481 – 1484) jeweils die erste Seite eines neuen Textabschnittes oben einen größeren Freiraum läßt, bevor der Schriftsatz beginnt, bot sich hier die Möglichkeit, eine größere querrechteckige Miniatur einzusetzen. Ist es aus der Sicht Schedels nicht vielleicht gleichgültig gewesen, ob diese auf den Druckbogen direkt gemalt, oder ob sie als Einzelblatt eingeklebt wurde? – Wo ist da eine scharfe Grenze zu ziehen zwischen Sammlung und Illustrationsauftrag? *Elisabeth Rücker*

Corine Schleif: **Donatio et Memoria.** Stifter, Stiftungen und Motivationen an Beispielen aus der Lorenzkirche in Nürnberg. München: Deutscher Kunstverlag 1990 (Kunstwissenschaftliche Studien; Bd. 58). 288 S., 184 SW-Abbildungen, 4 Farbtafeln, DM 120,-.

Inwieweit hat die mittelalterliche Vorstellung von der Käuflichkeit des Seelenheils religiöses Leben und Ausstattung der Kirchen bestimmt? Am Beispiel der St. Lorenzkirche in Nürnberg untersucht Corine Schleif das Stiftungswesen im Spätmittelalter bis hin zur Einführung der Reformation in Nürnberg (1525). An ausgewählten Stifterpersönlichkeiten aus unterschiedlichen gesellschaftlichen und beruflichen Stellungen versucht die Autorin, Einblick in deren Beweggründe zu geben und ihre Einflußnahme auf und durch ihre Schenkungen aufzuzeigen. Gleichzeitig zeichnet sie einen Überblick über die verschiedenen Stiftungsformen des Mittelalters.

Belegt mit vielen neuerschlossenen Quellentexten, von denen die wichtigsten im Anhang übersichtlich gegliedert abgedruckt sind, wird deutlich gemacht, daß der Stifter einerseits einen direkten Zugang zu Gottes Gnade zu erlangen suchte, indem er ihm ein Geschenk machte und die Heiligen als Fürbitter für die Errettung seiner Seele anrief. Andererseits ging es ihm aber auch um die Bewahrung seines Andenkens, das er sich

durch die Einbeziehung in die Gebete der Gläubigen, den „Nutznießern" seiner Stiftung, erhoffte.

Am Beispiel des 1493 mit Hans IV. Imhoff geschlossenen Vertrags für das Krafft'sche Sakramentshaus werden Motivation und Einflußnahme des Stifters ausführlich dargestellt. Es wird deutlich, daß Stiftungen, sofern sie zu Lebzeiten des Stifters gemacht wurden, aktiv durch diesen mitgestaltet wurden. Im Falle von Kunststiftungen bedeutete dies in der Regel die Festlegung der Kunstgattung, des ikonographischen Programms, der Betreuung des Kunstwerkes nach dem Tod des Stifters, sowie die Wahl des ausführenden Künstlers.

Vor allem die Bestimmung des ikonographischen Programms gab dem Stifter die Möglichkeit, neben seiner religiösen Einstellung auch kirchenpolitische Anspielungen einfließen zu lassen, wie dies häufig bei Stiftungen des hohen Klerus festzustellen ist.

Der Umfang einer Stiftung war abhängig von den finanziellen Möglichkeiten des Stifters. Im allgemeinen waren hier das Nürnberger Patriziat und der hohe Klerus begünstigt. Aber auch das Nürnberger Bürgertum erwies sich als äußerst spendenfreudig, wie das Beispiel des Nürnberger Fernhandelskaufmannes Kunz Horn zeigt, dessen Stiftungen zu den finanziell aufwendigsten gehörten. An dem von ihm gestifteten Hl.-Sippe-Altar von Wolf Traut (heute im Bayerischen Nationalmuseum in München) wird explizit vorgeführt, daß die Altarstiftungen in der Regel auch die Bereitstellung des lithurgischen Geräts, der Gewänder und der Bücher etc. miteinschlossen und auch der Unterhalt des Altaristen finanziert werden mußte. So kam mitunter die Benutzung des Altares teurer als seine Aufstellung. Auch Jahrtags – oder Almosenstiftungen konnten nur von vermögenden Stiftern getätigt werden, da nur sie in der Lage waren, ausreichend Kapital auch noch langfristig nach ihrem Tod zur Verfügung zu stellen.

Obwohl offensichtlich Stand und Herkunft des Stifters bei der Zulassung einer Stiftung keine Rolle spielten, sofern die finanziellen Mittel vorhanden waren, läßt sich aber dennoch anhand der von der Autorin rekonstruierten Stiftungsstandorte im Kirchenraum eine Hierarchie feststellen, die die Sozialstruktur der spätmittelalterlichen Gesellschaft widerspiegelt. Stiftungen innerhalb des Chorraumes waren fast ausnahmslos dem hohen Klerus vorbehalten. Aber auch im Langhaus gab es eine vom gesellschaftlichen Stand des Stifters abhängige Rangordnung, wie der Streit um den Anbringungsort des Marmorepitaphs von Kunz Horn zeigt.

Neben den sozial-, gesellschafts- und kirchenpolitischen Aspekten des spätmittelalterlichen Stiftungswesens nimmt die kunsthistorische Betrachtung der einzelnen Objekte in der vorliegenden Arbeit einen breiten Raum ein. Die vorgestellten Stiftungen werden ausführlich beschrieben und sehr gut mit Abbildungsmaterial dokumentiert. Ihr ikonographisches Programm wird unter Berücksichtigung der lokalen Besonderheiten sorgfältig erläutert.

Besonderes Augenmerk legt die Autorin auf die Entwicklung des Stifterbildnisses, denn allen Kunststiftungen ist ein Hinweis auf den Stifter gemein. Dies geschah in der Regel durch die Anbringung seines Wappens und bzw. oder seines Bildnisses.

Gerade im Wandel der Stifterbildnisse läßt sich der Übergang vom Spätmittelalter zur humanistischen Auffassung in der Renaissance gut ablesen. Waren die Stifterbildnisse anfangs deutlich vom religiösen Darstellungsinhalt des Kunstwerkes getrennt und diesem untergeordnet, werden sie im Laufe der Zeit immer stärker in das Bildpro-

gramm miteinbezogen, um schließlich als Ausdruck eines neuen Selbstbewußtseins selbständiger Bildinhalt zu werden. *Angela Lohrey*

Jane Campbell Hutchison: **Albrecht Dürer. A Biography.** Princeton, NJ: Princeton University Press, 1990. XIV, 247 S. 40 Taf. ca. DM 47,-.

Die für das Nürnberger Dürerhaus verantwortlich Tätigen werden immer wieder nach einer empfehlenswerten, wissenschaftlich einwandfreien, dennoch leicht lesbaren, zudem preisgünstigen Dürer-Biographie gefragt. Im deutschen Buchhandel gibt es so etwas nicht. Wohl aber seit 1990 in den angelsächsischen Ländern – deshalb der Wunsch, auch bei uns das Werk einer amerikanischen Forscherin zu beachten. Es ist unvergleichlich besser als der Band in der Reihe „Rowohlts Monographien" von Franz Winzinger, der im Dürer-Jahr 1971 erstmals erschien und immer noch angeboten und gekauft wird. Schon der deutschtümelnde erste Satz in Winzingers Vorwort sollte den Leser warnen. Die zur Zeit in Deutschland am meisten verkauften Dürer-Bücher, geschrieben von Fedja Anzelewsky und Peter Strieder, stellen das Werk des Malers und Graphikers in den Mittelpunkt, leben vor allem von vielen Farbtafeln. Eine Biographie, eine Lebensbeschreibung, ist etwas ganz anderes. Die Autorin hält sich strikt an die Quellen, vor allem den erhaltenen Teil von Dürers schriftlichem Nachlaß. Ihre Sprache ist angelsächsisch-präzise und – hier muß ich amerikanischen Kollegen glauben – flüssig zu lesen. Ein Anmerkungsapparat für Interessierte und eine sorgsam zusammengestellte Bibliographie weisen Mrs. Hutchison als vorzügliche Dürer-Kennerin aus. Im Schlußkapitel knüpft sie an eigene Forschungen aus den siebziger Jahren an, in denen sie Wesen und Ablauf von Dürer-Feiern des 19. und 20. Jahrhunderts untersuchte. Prof. Hutchison lehrt am Dep. of Art History, University of Wisconsin-Madison, Madison, WI. *Matthias Mende*

Ernst Rebel: **Die Modellierung der Person.** Studien zu Dürers Bildnis des Hans Kleberger. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 1990. 153 S. 78 Abb. auf Taf. 1 Farbtaf. DM 78,-.

Es liegt in der Natur des Gegenstandes, daß die Flut der Dürer-Literatur jährlich steigt. Es liegt in der Natur des Menschen, daß solcher Zuwachs nur gewonnen werden kann, wenn aus älteren Veröffentlichungen abgeschrieben wird. Aus dieser meist entbehrlichen Neuproduktion ragt das hier angezeigte Buch des Münchner Kunsthistorikers Ernst Rebel heraus. Es ist ungewöhnlich, neuartig, gründlich, ja faszinierend. Unser Wissen um ein wenig bekanntes Spätwerk Dürers, das der Autor zu Recht eines der merkwürdigsten Porträts der europäischen Kunstgeschichte nennt, wird nicht nur vermehrt – es erhält ein völlig neues Fundament. Dieter Wuttke charakterisierte in seinen Schriften Dürer als Humanisten. Rebel bestätigt, daß dieser hohe, für einen Maler des Nordens ungewöhnliche Anspruch, vom Werk eingelöst wird. Das Kleberger-Porträt entstand im gleichen Jahr wie die bekannteren Bildnisse der Nürnberger Ratsherren Jakob Muffel und Hieronymus Holzschuher. Formal steht es in denkbar größtem Kontrast zu ihnen.

Die Arbeit ist ein überarbeiteter Auszug aus der 1988 an der Universität München eingereichten Habilitationsschrift des Verfassers, die sich mit Personenmetaphorik und Personenbegriff im Porträt der Dürerzeit befaßt und als Ganzes ungedruckt ist. Schon

Rebels 1979 an der gleichen Hochschule abgeschlossene kunsthistorische Dissertation, gedruckt unter dem Titel „Faksimile und Mimesis. Studien zur Reproduktionsgraphik des 18. Jahrhunderts" (1981), hatte aufhorchen lassen. Für Nürnberg bleibt die Untersuchung wichtig, rückt sie doch die Verlagstätigkeit von Johann Gottlieb Prestel und Katharina Prestel zwischen 1770 und 1814 ins Bewußtsein. Sein neues Buch ist das Beste, was international in den letzten Jahren zu Dürer veröffentlicht worden ist. Fedja Anzelewsky bedauert, daß er die Abhandlung in die zweite neubearbeitete Auflage seines Kompendiums „Albrecht Dürer. Das malerische Werk" (1991) nicht einarbeiten konnte. Es empfiehlt sich, für das Kleberger-Bildnis beide Bücher ergänzend zu Rate zu ziehen. Dessen außergewöhnlichen Rang hat Anzelewsky 1971 wohl als erster erkannt. Andere Forscher werten es weiter ab, so noch Claus Grimm mit seiner Einordnung als bloßer Werkstattarbeit (Jahrbuch 3, Bayerische Akademie der Schönen Künste, 1989, S. 104–105). Schon Fedja Anzelewsky vermutete, daß die ungewöhnliche Darstellungsform vom Auftraggeber gewünscht worden war. Vor ihm hatte Donat de Chapeaurouge erstmals zwei gleichfalls 1526 entstandene Medaillen auf Kleberger herangezogen. Ich selbst habe herausgestellt, daß gemaltes Porträt wie Medaillen mit der Werbung Klebergers um Willibald Pirckheimers älteste Tochter Felizitas zusammenhängen, die seit dem überraschenden Tod Hans VI. Imhoff 1526 Witwe war (Dürer-Medaillen, 1983, S. 71–82). Rebel griff solche Anregungen auf und vertiefte sie.

Im ersten Kapitel steckt er den geistigen und philosophischen Rahmen ab, in den das Porträt gehört. Der Begriff „Modellierung der Person" wird aus dem humanistischen Schrifttum entwickelt, wobei Äußerungen Dürers einbezogen werden. Im zweiten Kapitel umkreist der Verfasser den Auftraggeber Kleberger. Die wichtigsten biographischen Daten werden zitiert, doch setzte ihm die relativ geringe Sekundärliteratur zur Person Grenzen. In diesem Abschnitt wird deutlich, wie dringend eine wissenschaftliche Monographie Hans Klebergers wäre, der zu den herausragenden Persönlichkeiten der frühen Neuzeit gehört. Einen Baustein lieferte der Sozialhistoriker Rudolf Endres in einem Vortrag 1985 in Nürnberg, der leider ungedruckt blieb.

Kleberger verstand sich als „sonnenhaften" und „löwenhaften" Charakter; sinnbildliche Zeichen auf dem Gemälde beweisen das. Als vermeintlicher Günstling der Gestirne wollte er vor allem seinem späteren Schwiegervater Pirckheimer, dem an Astrologie Glaubenden, imponieren. Was Dürer malte, ist das ungewöhnlichste Brautwerbungsbild der Geschichte. Des Malers Erkenntnisse aus der antiken Physiognomik und zum Mensch-Tier-Vergleich kann Rebel vertiefend deuten. Der beispiellosen Form des Porträts wendet er sich im dritten und vierten Kapitel zu, wobei vor allem die Nacktheit in „antigisch art" analysiert wird. Ein abschließendes Literaturverzeichnis (in den Anmerkungen noch wesentlich aufgestockt!) und ein erschließendes Personenregister lassen keine Wünsche offen. Die Abbildungen sind klein, erfüllen aber ihren Zweck.

Nachgetragen sei nur die Magisterarbeit „Albrecht Dürer's Portrait of Johannes Kleberger" von Paula Burdell 1979, University of Oregon, Eugene, OR, die ungedruckt ist und Rebel deshalb entging. Die Verfasserin, am Seattle Art Museum tätig, verfolgte ihr Thema weiter; vgl. Michael A. Jacobson/P. Burdell Thurman: Dürer's Johannes Kleberger, in: Source. Notes in the History of Art, X, 1991 (2), S. 16–21.

Matthias Mende

Marjorie Trusted: **German Renaissance medals.** A catalogue of the collection in the Victoria and Albert Museum. London: Victoria and Albert Museum, 1990. 128 S.

Die Verfasserin legt mit diesem Bestandskatalog die erste Untersuchung in englischer Sprache zu deutschen Renaissancemedaillen vor. Die meisten der hier behandelten Stücke sind in Nürnberg entstanden, was der Bedeutung der Stadt als wichtigstem Zentrum der deutschen Medaillenkunst im 16. Jahrhundert entspricht. Die Verfasserin gibt in ihrer Einleitung eine kenntnisreiche Einführung in die deutsche Medaillenkunst und behandelt Techniken und ikonographische Fragen. Zu einzelnen Stücken referiert sie den aktuellen, mitunter kontroversen Forschungsstand. Grundlegend für die Beschäftigung mit dieser Gruppe von Medaillen ist noch immer das Corpus von Georg Habich, Die deutschen Schaumünzen des XVI. Jahrhunderts, München 1929–1934. Da Habich die Bestände des Victoria and Albert Museums kannte, sind kaum quantitative Erweiterungen unserer Kenntnis zu erwarten. Bei Habich fehlt die Medaille auf das Nürnberger Patrizierpaar Stefan und Margaretha Praun (Nr. 176, 177), deren Entstehung Trusted zu Recht ins 19. Jahrhundert weist. Der Bestand von 188 Medaillen und Modellen sowie 13 Brettsteinen gelangte fast ausschließlich zwischen 1855 und 1910 in das Museum. Einige Medaillen wurden von deutschen Händlern erworben, so von Adolph Hess, Nachfolger, in Frankfurt oder von dem Nürnberger Kunst- und Antiquitätenhändler A. Pickert. Mehr als die Hälfte seiner deutschen Renaissance-Medaillen erwarb das Museum 1867 bei dem Pariser Kunsthändler Henri Tross, nach dessen Angaben diese Medaillen Bestandteil der berühmten Nürnberger Kunstsammlung des Paulus Praun (1548–1616) waren; in der Rechtsform eines unveräußerlichen „Fideikommiß" existierte das Praun'sche Kabinett bis zu seiner Versteigerung im Jahre 1801. Die Verfasserin hat anhand von Katalogen und Verzeichnissen im Familienarchiv der von Praun versucht, diese Provenienzangabe zu überprüfen. Eine detaillierte Aufstellung derjenigen Medaillen, die das Praun'sche Kabinett verwahrte, fand sie nicht.

Für die Geschichte Nürnberger Kunstsammlungen ist dieser Hinweis auf das Praun-'sche Kabinett von einigem Interesse. In den Akten des Victoria and Albert Museums fand die Verfasserin eine Notiz von J. C. Robinson aus dem Jahre 1867 (S. 10 f.), nach der Tross die Medaillen erst 1866 erworben hatte. Robinson hatte nach eigenen Angaben diese Sammlung wenige Jahre zuvor noch in Nürnberg gesehen; er ging davon aus, daß sie seit ihrem Verkauf 1801 bereits durch mehrere Hände gegangen war. Zu dem von Tross erworbenen Komplex gehören neben der Fälschung auf Stefan und Margaretha Praun eine weitere Medaille auf Sebald Schreyer des Frankfurter Medailleurs Johann Wilhelm Sommer, 3. Viertel 19. Jahrhundert (Nr. 159), sowie eine Plakette auf Peter Vischer den Älteren, die ebenfalls im 19. Jahrhundert in der Burgschmiet-Werkstatt entstanden sein könnte (Nr.166). Sicherlich hat M. Trusted in ihrer Beurteilung recht, daß das Vorhandensein dieser drei Fälschungen nicht dagegen spricht, daß der Kern des Bestandes aus der Praun'schen Sammlung stammen könnte. Man kann sich gut vorstellen, daß die beiden Fälschungen mit den Bildnissen von Stefan und Margaretha Praun sowie von Sebald Schreyer und Peter Vischer dem Bestand hinzugefügt wurden, um einen zusätzlichen Beleg für die Authentizität der Provenienz zu liefern. Stellt man in Rechnung, daß nicht alle von Tross erworbenen Medaillen aus einer einzigen Sammlung stammen und daß nicht nur die Fälschungen sondern unter Umständen auch weitere originale Stücke untergeschoben wurden, erscheint es

lohnend, sich diesen Bestand genauer anzusehen, da mit wenigen Ausnahmen die auf den Medaillen dargestellten Personen Beziehungen zu Nürnberg haben. Damit könnte diese Sammlung als Quelle herangezogen werden, einige Stücke nach Nürnberg zu lokalisieren, deren Meister bislang mit Notnamen belegt wurden. Es ist sicherlich lohnend und erfolgversprechend, diesen Indizien genauer nachzugehen.

Hermann Maué

Mathias Beer: **Eltern und Kinder des späten Mittelalters in ihren Briefen.** Familienleben in der Stadt des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit mit besonderer Berücksichtigung Nürnbergs (1400 – 1550) (Nürnberger Werkstücke zur Stadt- und Landesgeschichte 44) Neustadt/Aisch: Verlagsdruckerei Schmidt 1990. 570 S. DM 29,-.

Mathias Beer legt mit seiner umfassenden, schon vom verarbeiteten Quellenmaterial her beeindruckenden, Dissertation eine gewichtige Arbeit zu „Eltern und Kinder des späten Mittelalters in ihren Briefen" vor. Ausgehend von der These von Ariès u. a., daß vor dem 18. Jahrhundert sowohl emotionale Beziehungen zwischen Mann und Frau fehlen als auch eine Gleichgültigkeit gegenüber dem kleinen Kind (fehlende Kindheit) besteht, versucht Beer diese zu falsifizieren, indem er die bürgerlichen Schichten der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Städte des deutschsprachigen Raumes im 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts untersucht. „Das Hauptaugenmerk liegt auf den beiden Beziehungsfeldern Ehemann-Ehefrau und Eltern-Kinder".

Selbstzeugnisse in Form von Alltagsbriefen neben Selbstbiographien, Familienchroniken u. ä. stellen das eigentliche Untersuchungsmaterial dar. Beer wurde vor allem in Nürnberg fündig. Seine Quellen umfassen so v. a. die Familien- und Herrschaftsarchive der Patrizier Imhoff, Kreß von Kressenstein und Löffelholz von Colberg, sowie die im Stadtarchiv lagernden Archive der Behaim von Schwarzenbach und Tucher von Simmelsdorf. Nach einem Exkurs über den „Privatbrief des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit" geht Beer in einem ersten Teil auf die Verhältnisse von Mann und Frau vor der Ehe ein: In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts fand eine Aufwertung der Stellung von Braut und Bräutigam statt. Nicht mehr nur Vermögen und soziales Ansehen bildeten die Auswahlkriterien bei der Gattenwahl, hinzu traten persönliches Erscheinungsbild und gegenseitige Zuneigung als neue Kriterien. „Margarethe Behaim wollte einen Mann heiraten, der auch ihr gefiel; Hans Ölhafen und Paul Tucher wählten ihre Ehefrauen ‚vor allen andern' aus. Sie kannten sie, fühlten sich zu ihnen hingezogen und waren nur bereit eine Ehe einzugehen, wenn auch die zukünftigen Ehefrauen dazu bereit waren." Die niedrigen bürgerlichen Schichten spielten hier den Vorreiter.

In einem zweiten Teil werden im einzelnen die Beziehungen der Ehegatten zueinander untersucht. Die Geschlechtsbeziehungen der gehobenen bürgerlichen Schichten des 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts waren gefühlsbetont, ein liebevolles und partnerschaftliches Verhalten untereinander hatte sich durchgesetzt. Mit Beginn des 16. Jahrhunderts grenzte sich der private Bereich vom öffentlichen Raum aus; Berufs- und Privatsphäre trennten sich, d. h. die Familie wandelte sich allmählich zur privaten Intimsphäre.

Der dritte Teil analysiert die Eltern-Kind-Beziehungen. Die stadtbürgerlichen Schichten hatten im 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein intensives, gefühlsbetontes und herzliches Verhalten zum Kleinkind. Dieses wurde nicht als

kleiner Erwachsener, sondern als Wesen mit eigenen altersbedingten Bedingungen gesehen. Die Mutter-Kind-Beziehung stand in den ersten sieben Lebensjahren im Vordergrund. Dann setzte mit dem beginnenden Schulbesuch, der planmäßigen Erziehung, die Vermittlung von Kenntnissen und „Zucht" umfaßte, eine Zäsur ein. Eine besondere Bedeutung kam hier dem Vater zu. So stellte die Einschulung auch einen Einschnitt in der Eltern-Kind-Beziehung dar: Nun dominierte die Vater-Kind-Beziehung.

Ein vierter Teil erschien als separater Aufsatz unter dem Titel: „Verhältnis zwischen Eltern und Kindern im spätmittelalterlichen Nürnberg" in den MVGN Bd. 77, 1990.

Beer kann im Ergebnis seiner Arbeit zeigen, daß die aufgezeigten Veränderungen des Individualisierungs- und Privatisierungsprozesses in Deutschland schon vor der Reformation einsetzten: „Als Wegbereiter dafür sind die mit dem 15. Jahrhundert im deutschen Bereich wirksam werdenden ‚humanistischen Einflüsse', d. h. die Renaissance, mit ihrem neuen Menschenbild zu sehen." *Udo Winkel*

Steven Ozment: **Three Behaim Boys.** Growing Up in Early Modern Germany. A Cronicle of Their Lives Edited and Narrated by Steven Ozment, New Haven and London: Yale Universtity Press, 1990. 294 S. $ 25,–.

Geleitet von dem Grundsatz, daß Augenzeugenberichte von Zeitgenossen die Grundlage historischen Wissens bilden, begann der amerikanische Historiker Steven Ozment vor Jahren, bei den Vorbereitungen einer Studie über den kulturellen Wandel im Mitteleuropa des 16. Jahrhunderts vor allem nach Selbstzeugnissen der Zeit zu suchen. Dabei stieß er eigenen Angaben zufolge mehr oder weniger zufällig auf den wohl umfangreichsten privaten Briefwechsel in deutscher Sprache des 16. Jahrhunderts: die 169 Briefe umfassende, bereits 1895 von Georg Steinhausen herausgegebene Korrespondenz des Nürnberger Ehepaares Magdalena und Balthasar Paumgartner.

Gleich in mehreren Punkten entpuppt sich das nun vorliegende neue Buch Steven Ozments als eine Fortführung des 1986 in englischer Sprache und vier Jahre später auch in deutscher Übersetzung erschienenen Bandes über die Eheleute Paumgartner. Erstens machte sich der Vf., angeregt durch den Brief des sechsjährigen Sohnes des Ehepaares Paumgartner, auf die Suche nach weiteren Kinderbriefen der Zeit, oder Briefen von Frauen an ihre verreisten Ehemänner, in denen sich die Eheleute über ihre Kinder unterhalten. Eigenen Angaben zufolge konnte er dabei keinen einzigen Erfolg verzeichnen, was allerdings nicht zu dem verfrühten Schluß führen sollte, daß solche Briefe gerade in den vom Vf. herangezogenen Familienarchiven, die im Germanischen Nationalmuseum lagern, nicht vorhanden sind. Daß er sich in besonderem Maße des Behaimarchivs annahm, weist auf eine zweite Verbindungslinie zu der Veröffentlichung von 1986 hin. Die Heldin des Paumgartner Briefwechsels ist Magdalena, eine geborene Behaim. Es lag unter diesen Umständen nahe, im Behaimarchiv nach weiteren Briefen zu suchen, zumal schon einzelne Veröffentlichungen des 19. Jahrhunderts entsprechende Hinweise liefern. Und schließlich drittens war es auch in diesem Fall die besondere Aussagekraft, die der Vf. der Quelle ‚Brief' zurecht zuschreibt, die ihn veranlaßte, nach Kinderbriefen zu suchen.

Wurde mit Hilfe des Paumgartner Briefwechsels ein Bild des Familien- und Ehelebens im Nürnberg des ausgehenden 16. Jahrhunderts entworfen, so sollte jetzt anhand der gleichen Quellengattung die Kinderwelt der Zeit beleuchtet werden. End-

lich wurde es die Welt älterer Kinder – Jugendlicher –, die der Vf. dem Leser anhand der Briefe von drei Mitgliedern der Behaim-Familie vor Augen führt. Das Ergebnis kann sich sehen lassen. 207 Briefe – davon nur drei bereits veröffentlichte – dienen dem Vf. dazu, drei von vielen möglichen Wegen nachzuzeichnen, auf denen sich im 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts das Erwachsenwerden vollziehen konnte.

Eröffnet wird die Reihe der „Three Behaim Boys" von Michael V. Behaim (1510–1569). Die von ihm geschriebenen Briefe umfassen die Jahre 1523 bis 1534, als sich Michael nacheinander in Mailand und dann vor allem in Breslau zur kaufmännischen Ausbildung aufhielt. Der Adressat der meisten Briefe Michaels, der einjährig bereits seinen Vater verlor, ist sein Vormund Michael VII. Behaim. Neben dem Einblick in die Art und Weise, wie die Ausbildung zum Kaufmann in der Zeit erfolgte, auch wenn der Fall nicht verallgemeinert werden darf, zeigen die Briefe Schritt für Schritt die berufliche Entwicklung Michaels auf, die mit einem Reifungsprozeß einherging. Er gipfelte in der ohne Wissen des Vormundes und der Verwandtschaft geschlossenen Ehe in Breslau im Jahre 1533. Das Rechtfertigungsschreiben Michaels aus diesem Anlaß an seinen Vormund sticht dabei besonders hervor.

Anders dagegen sind die Briefe Friedrich VIII. Behaims (1563–1612), eines jüngeren Bruders Magdalena Behaims, die den Leser in den studentischen Alltag der Zeit führen. In den hauptsächlich während seiner Schulzeit in Altdorf und dann in Venedig und Padua mit seiner Schwester und Mutter ausgetauschten Briefen bildet das Studium nur einen, wenn auch den wichtigsten Aspekt. So meint die Mutter einmal, sie wünsche sich nicht einen Studenten, der bloß Bücher besitze, sondern einen, der auch etwas gelernt habe. Daneben kümmerte sich die Mutter um das leibliche Wohl des Sohnes, versorgte ihn mit Kirschen aus dem elterlichen Garten oder schickte ihm die notwendige Medizin, um das den Sohn plagende Augenleiden zu beheben. Die intensive Mutter-Kind-Beziehung, die schon die Dichte des Briefwechsels belegt, fand mit dem Tod der Mutter 1581 ihr Ende.

Bereits in das 17. Jahrhundert fallen die Briefe von und an den dritten der Behaim-Jünglinge, Stephan Carl (1612–1638), der in dem Band zu Wort kommt. Anders als bei den beiden schon genannten Protagonisten des Buches, ist die Zahl der Briefschreiber, die an oder über Stephan Carl schrieben, größer. Dementsprechend dicht ist das Bild, das die überlieferten Briefe über das kurze, ereignisreiche und letztlich gescheiterte Leben Stephan Carls liefern. 1628 begann er mit dem Studium in Altdorf. Doch schon bald sahen sich die Verwandtschaft und Vormünder wegen der ausbleibenden Lernerfolge und des schlechten Verhaltens gezwungen, ihn in die Lehre eines Hofmeisters nach Dresden und Altenburg zu schicken. Weil er auch dort versagte, sollte er an das Hofgericht nach Speyer gehen, er dagegen wollte eine Kavalierstour nach Frankreich machen. Die folgenden Briefe zeigen ihn als Mitbeteiligten des tobenden 30jährigen Krieges, der ihn durch ganz Deutschland führt. 1635 ist er in Amsterdam und bemüht sich dort im Dienst der Holländischen Kompagnie in die Neue Welt zu reisen. Dort, in Brasilien, stirbt er 1638 überschuldet, so wie er sein ganzes Leben lang war.

Im Mittelpunkt des Buches steht der Entwicklungsprozeß dreier Jugendlicher. Sie selbst erzählen und berichten dem Leser ungewollt und daher unmittelbar von ihrem Alltag, von ihren Nöten und Sorgen, von ihren Erwartungen, Hoffnungen und Enttäuschungen und von ihren Fehlschlägen und Erfolgen. Der Vf. beschränkt sich dabei bewußt auf die Rolle des Erzählers oder Moderators, der vorhandene Lücken über-

brückt oder Informationen liefert, die für das Verständnis der Geschichte notwendig sind. Über den Blick auf den beruflichen Werdegang, die psychologische Entwicklung der Jugendlichen sowie ihr Verhältnis zu Familienangehörigen, Freunden und Verwandten hinaus – dem eigentlichen Anliegen des Vf., der damit einen wichtigen Beitrag für eine Sozialgeschichte der Jugend liefert – enthalten die Briefe eine ganze Reihe von Angaben zur Wirtschafts-, Verkehrs-, Kommunikations-, Familien- und Alltagsgeschichte, die aber wegen des fehlenden Personen-, Orts- und Sachregisters nicht leicht zugänglich sind. Sie würden ebenso wie ein genauer recherchierter und ausführlicher Apparat die unbestreitbaren Vorteile der Quelle ‚Brief' noch deutlicher hervorheben. Es wäre z. B. nur auf den Begriff ‚Familie' hinzuweisen, der bei den beiden ersten Jugendlichen nie auftritt, dagegen aber bei den Briefen des 17. Jahrhunderts.

In dem Brief an seinen Freund und Verwandten Georg Wilhelm Pömer schreibt Stephan Carl u. a.: „Deine Briefe werden mich bestimmt erreichen. Schicke mir nur viele." Es ist zu wünschen, daß noch viele der nicht nur im Germanischen Nationalmuseum zahlreich vorhandenen privaten Briefe der Zeit einen Herausgeber und Erzähler finden. Mit dem vorgelegten Band zeigt Steven Ozment, wie das gemacht werden kann.

Mathias Beer

Armin M. Brandt: **Martin Behaim. Seefahrer – Entdecker – Kosmograph.** Regensburg. Verlag Friedrich Pustet 1989. 281 S. Abb. DM 48,-.

Ein neues Buch über Martin Behaim (1459–1507) weckt große Erwartungen, zumal wenn es sich so umfangreich wie das vorliegende von Armin M. Brandt präsentiert. Seitdem Georg Ravenstein in seiner großen Behaim-Monographie (Martin Behaim, his Life and his Globe, London 1908) zeigen konnte, wie wenig Verläßliches wir über das Leben Behaims wissen, hat die Behaim-Forschung kaum Fortschritte gemacht. Spekulationen und heroisierende Bemühungen behindern, vor allem seit dem 19. Jahrhundert, eine sachliche Auseinandersetzung mit dem „Globus-Macher", der gerne gleich neben Pirckheimer, Dürer oder Sachs in die erste Reihe berühmter Nürnberger Altvorderer gestellt wird.

Ein neues Buch zu diesem Thema muß sich also die Fragen gefallen lassen, ob es neue Erkenntnisse zur Behaim-Forschung liefert, ob es, gegebenenfalls populärwissenschaftlich, informieren will oder ob es einfach am „Mythos Behaim" fortstrickt, um sich angesichts des bevorstehenden 500jährigen Globus-Jubiläums besser vermarkten zu lassen.

Die erste Frage muß mit nein beantwortet werden. Brandt bietet keine neuen Erkenntnisse zur Behaim-Forschung. Hilfreich jedoch für wissenschaftlich Interessierte ist die ausführliche Behaim-Bibliographie und ein Anhang, in dem sich eine Auswahl von Briefen und Dokumenten Behaims finden, die bislang nur an recht entlegenen Stellen abgedruckt waren.

Wenn es nun auch nicht die Intention Brandts gewesen sein mag, einen neuen Beitrag zur Forschung zu liefern, so wäre doch eine populärwissenschaftliche Darstellung gleichfalls ein rundum begrüßenswertes und gewünschtes Unterfangen, wenn darin mit den durch die Wissenschaft bereitgestellten Informationen verantwortungsvoll umgegangen würde. Genau dies ist jedoch nicht der Fall, und genau dies macht das Buch zum Ärgernis.

Das Buch Brandts ist ein Spiel mit dem populären „Mythos Behaim" und den Ergebnissen historischer Forschung. Das Spiel beginnt bereits auf dem Buchumschlag, wo marktschreierisch gefragt wird: *„Ist ein Deutscher der eigentliche Entdecker Amerikas gewesen?"* Im einleitenden Kapitel dann wird kommentarlos ein Brief (von 1786) des deutschen Auswanderers Bodo Otto an Benjamin Franklin wiedergegeben, in dem jener Otto weitschweifig seiner Überzeugung Ausdruck verleiht, daß Behaim vor Kolumbus Amerika entdeckt hätte. Brandt weiß natürlich, daß diese Behauptung abstrus ist und eine bloße Erfindung des Altdorfer Professors Wagenseil (1682). Die Leser allerdings dürfen erst nach vielen Seiten erfahren, daß es sich hierbei um eine „wilde Legende" handelt: „Spekulationen und Fantasien waren Tür und Tor eben weit geöffnet", verrät uns Brandt, allerdings erst auf Seite 166. Mit der Spekulation, Behaim wäre vor Magellan um den südamerikanischen Subkontinent gesegelt, spielt Brandt ein ganzes weiteres Kapitel (S. 181–190). Längst ist bekannt, daß diese Annahme auf eine Verwechslung bereits des 16. Jahrhunderts zurückzuführen ist und Behaim keinesfalls vor Magellan die Magellan-Straße befahren konnte. Brandt erklärt dann auch schließlich: „Das Problem der Behaim'schen „Entdeckung der Magellanstraße" läßt sich dahingehend zusammenfassen: Fernao de Magellan war vor der Entdeckung seiner Meeresenge mit ihrem Vorhandensein vertraut." (S. 190) Wenn man nun Behaim auch mit dem besten Willen nicht als den eigentlichen Entdecker Amerikas feiern kann, so könnte man ihn wenigstens zum maßgeblichen Berater und Freund des Kolumbus hochstilisieren und ihn damit zum geistigen Entdecker Amerikas machen, scheint sich Brandt – und andere vor ihm – gedacht zu haben. Brandt selbst schränkt die Zeit einer solchen Begegnung auf 1484/85 und 1488/89 ein. Doch letztlich muß auch dieser Versuch als durchsichtige Strategie zur Legendenförderung gewertet werden. Abgesehen davon, daß Kolumbus in seinen Aufzeichnungen nie einen Behaim erwähnt, war sein Plan einer Westfahrt 1484 schon lange gereift. Und selbst wenn Behaim mit Kolumbus zusammengetroffen wäre, so wären doch Ratschläge eines jungen Kaufmanns, einer Landratte zudem, für einen erfahrenen Seemann in keinster Weise von wesentlicher Bedeutung für eine längst geplante Fahrt.

Bislang genannte Beispiele sollen die Vorgehensweise Brandts illustrieren, weitere ließen sich hinzufügen: *Behaim, ein Schüler des Regiomontanus; Behaim, ein Erfinder nautischer Meßinstrumente; Behaim, ein Ritter des Christusordens; Behaim, ein Zeichner von Karten.* All dies sind unbelegbare bzw. widerlegte Annahmen, was Brandt auch wissen muß, blickt man auf die von ihm zusammengestellte Literatur. Doch Brandt geht es ganz offensichtlich weniger um Wissenschaft, sondern vielmehr darum, Behaim als städtischen Imageträger zu revitalisieren. Damit steht Brandt in einer Tradition, die bis ins 16. Jahrhundert zurückreicht. Wie der Rezensent an anderer Stelle (vgl. Peter J. Bräunlein, Martin Behaim: Seefahrer-Entdecker-Kosmograph? Kritische Überlegungen zur Behaimrezeption, Nürnberg 1991) ausführlich darlegen kann, war die Behaim-Legende vor allem deswegen so gut verwertbar, gerade weil so wenig historisch Gesichertes bekannt ist und sich die Figur Behaims in der Industrialisierungsphase des 19. Jahrhunderts, als Nürnberg nach jahrhundertelanger Bedeutungslosigkeit wieder etwas darstellte, hervorragend eignete, für Eigenschaften und Tugenden wie genialische Erfindungsgabe, Weltoffenheit, Entdeckergeist zu stehen. Damit konnte man städtisches Selbstwertgefühl neu pflegen und verkaufen. Wissenschaftliche Mahnungen, die im „Fall Behaim" zur Vorsicht rieten, wurden damals, wie heute, ignoriert. Behaim

wurde im Laufe der Zeit zum Politikum, nicht nur in Auseinandersetzung von deutscher und portugiesischer Forschung, und dies ist er zweifelsohne, wenn auch unter veränderten Vorzeichen, bis heute geblieben. Vorwort und Geleitwort des vorliegenden Buches stammen von zwei Politikern: dem Nürnberger Oberbürgermeister und portugiesischen Botschafter. Beide werben hier mit der Legende Martin Behaim für ihre Sache. Der Nürnberger Oberbürgermeister für einen „länderweiten Ruf" Nürnbergs, den Martin Behaim (der hier plötzlich zum Mechaniker, Physiker, Geograph und Nautiker wird) „in wahrhaft überseeische Dimensionen" übersetzte. Martin Behaim wird gebraucht angesichts des kommenden EG-Binnenmarktes, um Nürnberg als eine „weltoffene", „technologisch-innovative", „international-konkurrenzfähige" Stadt darzustellen. Der portugiesische Botschafter ist bemüht, auf die großartigen Entdeckungsleistungen seines Landes zu verweisen, wohl eindeutig in der Absicht, nicht vergessen zu werden, wenn Spanien bald „seine" 500jährige „Entdeckung" Amerikas feiert. Der deutsche Behaim, der lange in Portugal lebte und ja vielleicht sogar als der eigentliche Entdecker Amerikas gelten kann, wie doch immerhin auf dem Buchumschlag fragend vermerkt, ist zwar nicht allererste Referenz, aber besser als gar nichts. Dafür braucht der portugiesische Botschafter den „Kartographen und Seefahrer" Behaim.

Unserem Martin Behaim zumindest hätte solcherlei Wertschätzung sicherlich geschmeichelt. *Peter J. Bräunlein*

Jutta Zander-Seidel: **Textiler Hausrat.** Kleidung und Haustextilien in Nürnberg von 1500–1650. (Kunstwissenschaftliche Studien, Bd. 59). München: Deutscher Kunstverlag 1990. 440 S. mit 311 Abb., 6 Farbtaf. DM 198,–.

Die vorliegende Arbeit ist eine kostüm- und textilkundliche Untersuchung besonderer Ausrichtung. Sie ist nicht formgeschichtlichen Problemen und dem modischen Wandel gewidmet, sondern Fragen nach dem Gebrauchszusammenhang der Objekte. Beabsichtigt ist, innerhalb eines bestimmten zeitlichen und räumlichen Rahmens die Kleidungsgewohnheiten und den Umgang mit Haustextilien zu rekonstruieren. Mit dieser Intention und in der Disziplin bei der praktischen Durchführung dieser Aufgabe kommt der Veröffentlichung wegweisende Bedeutung zu. Als Beitrag zu einer funktional ausgerichteten Kleidungs- und Textilforschung hat sie ihren Platz innerhalb des größeren Rahmens der Sachkulturforschung, die gegenwärtig von hoher Aktualität ist.

Das Buch bietet eine Sammlung und Interpretation von Bild- und Schriftquellen, mit Einbeziehung der seltenen Textil-Originale. Alle diese Zeugnisse werden nach verläßlichen Aussagen darüber befragt, wer wann, bei welcher Gelegenheit und innerhalb welchen sozialen Rahmens welche Kleidungsbestandteile getragen und welche Textilien zur Ausstattung von Haushalt und Wohnung besessen hat. Der Umfang der Detail-Informationen reicht von Terminologie, Form, Material und Wert über Herstellung und Erwerb bis zur Bewahrung und Pflege. Besonderer Wert ist auf die Authentizität der benutzten Quellen gelegt. Diese ist vor allem bei den Schriftquellen gegeben, die so auch den Hauptanteil der Belegsammlung stellen. Ergänzend dazu wird sehr behutsam die bildliche Überlieferung mit ihren Aussagemöglichkeiten herangezogen.

Die Arbeit ist zeitlich auf die ersten anderthalb Jahrhunderte der Neuzeit und räumlich auf die Reichsstadt Nürnberg konzentriert, was vergleichende Hinweise auf andere Städte, wie Augsburg und Köln nicht ausschließt. Für Nürnberg ist einschlägiges Quel-

lenmaterial in besonders reichem Maße vorhanden, das auch die unterschiedlichen sozialen Schichten differenziert beleuchtet.

Die Arbeit beginnt mit einer Einführung in die Geschichte der Kleidungsforschung und verdeutlicht darin ihren eigenen Standort innerhalb der gegenwärtigen Forschungssituation. Es folgt eine Charakterisierung der benutzten Quellen und ihrer Auswertung. Bei den Schriftquellen kommt den Nachlaßinventaren die größte Bedeutung zu; weitere Belege bieten Zubringungsinventare, Testamente, Haushalts- und Rechnungsbücher, Kleiderordnungen und Schriftzeugnisse über ihren Vollzug, Handwerksordnungen, Handwerkerrechnungen, Kauf- und Verkaufsbelege. Als Bildquellen werden Porträts, Trachtendarstellungen und Trachtenbücher, Stifterbildnisse und auch andere Bildzeugnisse sakraler und profaner Thematik herangezogen.

Den Hauptteil des Buches bildet die Kleidungs-Dokumentation, zuerst für die Frauen-, dann für die Männerkleidung, und jeweils in einer systematischen Abfolge von Ober-, Über- und Unterkleidung, Schuhen und Strümpfen, Kopfbedeckungen sowie Zubehör und modischem Beiwerk. Hier sind die Belege im einzelnen zu historischer Terminologie, zu Form, Material und Gebrauch aufgeführt. In gleicher Weise werden Kinderkleidung und Sonderkleidungen für Kirchgang, Hochzeit, Trauer, Fastnacht, Beruf und Bad dokumentiert. Es folgt eine Sammlung von Belegen zu Bewahrung, Kleiderpflege und Instandhaltung. Schließlich werden die Kleiderordnungen behandelt und mit ihnen zusammen die von der Schwierigkeit des Vollzugs dieser Ordnungen zeugenden Schriftquellen.

Wie für die Kleidung ist nachfolgend eine Dokumentation für die in Haushalt und Wohnung vorhandenen textilen Sachgüter erstellt worden. Dieser Bereich ist sachlich untergliedert in Tischwäsche, Betten und Bettwäsche sowie Wohntextilien, zu denen Decken, Vorhänge, Kissen und Teppiche gehören.

Ein abschließendes Kapitel ist dem Erwerb von Kleidung und Haustextilien gewidmet. Es wertet Schriftquellen zum Geschäftsverkehr zwischen Auftraggebern und im Textilbereich tätigen Handwerkern aus und macht deutlich, in welch eingeschränktem Maße der Handel – abgesehen vom Gebraucht-Kleider-Handel auf dem Säumarkt – eine Rolle spielte.

Der wissenschaftliche Apparat mit einem Glossar der historischen Gewebenamen, einer Übersicht über Maße, Währung und Geldwert, mit Verzeichnissen der ungedruckten Quellen und der Sekundärliteratur sowie mit einem umfangreichen Register ergänzt die Untersuchung und ist hilfreich für ihre Benutzbarkeit. Der Band in seiner äußeren Aufmachung ist leserfreundlich, handlich im Format, mit zweispaltigem Druck und mit den Anmerkungen jeweils am Fuß der Seiten. Dazu kommt eine reiche Bildausstattung, die in Größe und Deutlichkeit der dargestellten Einzelheiten gelegentlich Wünsche offenlassen würde, wäre da nicht die Einsicht in die Problematik der Finanzierbarkeit einer so materialreichen wissenschaftlichen Publikation.

Der Umgang der Autorin mit der Materialfülle und mit den Zeugnissen der historischen Überlieferung verdient höchsten Respekt. Präzise in der Diktion, dabei von großer Anschaulichkeit und in der Interpretation äußerst behutsam, bereitet sie die Schrift- und Bild-Belege auf. Wo die Quellenlage keine eindeutige Aussage zuläßt, weist sie auf offenbleibende Fragen hin und läßt sich nicht verleiten, nach Wahrscheinlichkeiten zu suchen. Über die Wirkung auf die Kostüm- und Textilforschung hinaus wird diese Veröffentlichung für viele historische Fragestellungen Anregung und Sach-

information bieten. Insgesamt stellt sie sich dar als ein überaus lebendiges und farbiges Panorama der Nürnberger Kultur in der frühen Neuzeit, wie ein Mosaik zusammengefügt aus Detail-Informationen zu Kleidung und anderen textilen Sachgütern.

Frau Dr. Jutta Zander-Seidel, als Kunsthistorikerin in Nürnberg lebend, hat diese Untersuchung mit finanzieller Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft am Germanischen Nationalmuseum durchgeführt, angeregt durch die damalige Referentin der Textilsammlung, Frau Landeskonservatorin i. R. Dr. Leonie von Wilckens. Die später erfolgte Gründung des Instituts für Realienkunde am Germanischen Nationalmuseum läßt erwarten, daß Sachforschung dieser Art künftig ein besonderer Schwerpunkt des Hauses sein wird. Die Arbeit von Frau Zander-Seidel wurde im weiteren Verlauf in die Zuständigkeit dieses Instituts übernommen und sollte als Maßstab für dessen weitere Publikationstätigkeit gelten. *Usula Mende*

Hans Rosenplüt: **Reimpaarsprüche und Lieder.** Herausgegeben von Jörn Reichel (Altdeutsche Textbibliothek 105). Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1990. XXVIII, 359 S. DM 82,–.

Es ist schwer verständlich, daß es von den vielfach innovativen und allemal interessanten Dichtungen eines der herausragenden städtischen Literaten des 15. Jahrhunderts, des Nürnberger Handwerkers Hans Rosenplüt (ca. 1400–1460), bis jetzt zum Teil nur wenig befriedigende Abdrucke gab. Das kürzlich von Ingeborg Glier in der 2. Auflage des Verfasserlexikons ‚Die deutsche Literatur des Mittelalters' (Hrsg. von Kurt Ruh u. a.; Bd. 8, 1990) gezeichnete Bild dieses Autors war deshalb nicht leicht nachzuvollziehen. Umso mehr zu begrüßen ist die jetzt von Jörn Reichel vorgelegte mustergültige Edition der 22 Reimpaarsprüche und der 3 Lieder, durch die – nachdem eine Ausgabe der Mären von Hanns Fischer im Rahmen seines Bandes ‚Die deutsche Märendichtungen des 15. Jahrhunderts' schon seit 1966 existierte – die empfindlichste Lücke geschlossen wird. Den Neuausgaben der Kleinformen (Priameln, Klopfansprüche, Weingrüße) und der Fastnachtspiele kann man weiterhin nur hoffnungsvoll entgegensehen. Reichel ediert auf der Basis von 35 Handschriften (von denen 17 allerdings ausschließlich den ‚Lobspruch auf Nürnberg' enthalten) und 11 Frühdrucken (davon überliefern 2 lediglich den ‚Lobspruch auf Nürnberg') alle einschlägigen Texte, die für Rosenplüt als gesichert angesehen werden können, darunter auch das Gedicht ‚Der Einsiedler', einen Text, den der Herausgeber früher geneigt war, für unecht zu halten, vgl. Jörn Reichel, Der Spruchdichter Hans Rosenplüt. Literatur und Leben im spätmittelalterlichen Nürnberg. Stuttgart 1985, S. 258; nicht aufgenommen sind dagegen ‚Der Frauenkrieg' und ‚Die Handwerker'. Angeordnet sind die Dichtungen in sachlich-thematischen Gruppen: Geistliche Erzählungen (Nr. 1–3), geistliche Reden (Nr. 4–6), didaktische Reden geistlichen und weltlichen Inhalts (Nr. 7–16), politisch-historische Reden und Ereignisberichte, dazu das ‚Lied von den Türken' (Nr. 17–23), schließlich die komisch-volkstümlichen Lieder ‚Der Bauernkalender' und ‚Lerche und Nachtigall' (Nr. 24, 25).

Überzeugend ist Reichels Plädoyer (S. XXI f.) für die Hs. D (Dresden M 50; Nürnberg 1460/62) als Leithandschrift. Sie bietet einen gleichmäßig guten, wenn auch nicht völlig fehlerlosen Text. Lediglich beim ‚Lobspruch auf Bamberg' mußte auf einen Frühdruck zurückgegriffen werden. Im übrigen wird die gesamte Überlieferung – wo nötig,

auch in Paralleldruck – hinreichend dokumentiert. Der Text der Ausgabe bietet, soweit ich sehe, nirgends Anlaß, mit den Entscheidungen des Herausgebers nicht einverstanden zu sein. Gar nicht hoch genug geschätzt werden kann der Umstand, daß der Editor außer einem Namen- und einem Wortregister auch einen ausführlichen Kommentar beigegeben hat (S. 265–339). Darin faßt Reichel nicht nur den jeweiligen Überlieferungsbefund zusammen, sondern er gibt auch, sofern nötig, Angaben zum historischen Hintergrund und liefert Hinweise zur literarhistorischen Einordnung sowie ausführliche Wort- und Sacherklärungen. Nicht zuletzt dieser Teil der Ausgabe, der von Reichels in langen Jahren erworbener Sachkompetenz auf dem Gebiet der Rosenplüt-Forschung Zeugnis ablegt, wird, so ist jedenfalls zu hoffen, die Benutzung des rundum gelungenen Bandes auch außerhalb des altgermanistischen Lehr- und Forschungsbetriebs erleichtern.

Es war Jörn Reichel nicht vergönnt, das Erscheinen der Ausgabe, die einen gewissen Abschluß seiner Rosenplüt-Forschungen darstellt, zu erleben. Der Heidelberger Privatdozent verstarb am 10. Dezember 1990. Für alle, die diesen überaus sympathischen und liebenswürdigen Menschen gekannt haben, bedeutet sein Tod einen schweren Verlust. Die Altgermanistik hat mit ihm einen engagierten Forscher und Lehrer verloren. Jörn Reichel, am 18. Mai 1939 in Herrnhut in der Oberlausitz geboren, wuchs zunächst in seiner Heimat, nach der Flucht zwischen 1945 und 1948 in Stockholm, danach in Baden-Württemberg auf. Seit 1959 studierte er Germanistik und Geschichte, zunächst in Freiburg i. Br., dann an der FU Berlin. Nach dem Staatsexamen 1965 war er ein Jahr lang an der Universität Kairo tätig, anschließend wirkte er als wissenschaftlicher Assistent an der FU, wo er 1968 promoviert wurde; die Dissertation trägt den Titel: ‚Dichtungstheorie und Sprache bei Zinzendorf. Der 12. Anhang zum Herrnhuter Gesangbuch' (erschienen Bad Homburg/Berlin/Zürich 1969). Seit 1970 war Jörn Reichel Akademischer Rat (seit 1973 Oberrat) an der Universität Heidelberg. Hier habilitierte er sich im Februar 1982 für das Fach Ältere Germanistik.

Jörn Reichel hat einige Aufsätze zur geistlichen Lieddichtung, zu Wolfram von Eschenbach, zu Hans Folz verfaßt, dazu ein paar Lexikonbeiträge und Rezensionen. Sein eigentliches Thema wurde seit den frühen siebziger Jahren indes die umsichtige Erschließung von Leben und Werk des Hans Rosenplüt. Außer der hier angezeigten Ausgabe und der oben schon genannten Habilitationsschrift von 1985 liegen folgende Arbeiten vor: Hans Rosenplüt genannt Schnepper. Ein Handwerkerdichter im spätmittelalterlichen Nürnberg, in: MVGN 67 (1980), S. 17–36; Hans Rosenplüt genannt Schnepper (ca. 1400–1460), in: Fränkische Lebensbilder. Bd. 9, Neustadt/Aisch 1980, S. 61–79; Handwerkerleben und Handwerkerdichtung im spätmittelalterlichen Nürnberg: Rosenplüt genannt Schnepper, in: Literatur in der Stadt. Bedingungen und Beispiele städtischer Literatur des 15. bis 17. Jahrhunderts. Hrsg. v. H. Brunner, Göppingen 1982, S. 115–142; Handwerk und Arbeit im literarischen Werk des Nürnbergers Hans Rosenplüt, in: Deutsches Handwerk in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. Hrsg. v. R. S. Elkar, Göttingen 1983, S. 245–263. Es ist Jörn Reichel gelungen, die Kenntnis des bis zu ihm ziemlich vernachlässigten Hans Rosenplüt durch umfangreiche Archivforschungen, Durcharbeitung der Textüberlieferung und vollkommene Kenntnis der einschlägigen historischen und literar-historischen Literatur auf ein neues, dauerhaftes Fundament zu stellen. Insbesondere seine wichtigste wissenschaftliche Arbeit, die Habilitationsschrift, stellt ein glänzendes Beispiel moderner germanistischer

Spätmittelalterforschung dar, methodisch sicher, rundum informativ und – wie alle Arbeiten Reichels – ausgezeichnet geschrieben. Sie enthält die grundlegende Darstellung des Handwerkerlebens und des literarischen Lebens in Nürnberg im 15. Jahrhundert, methodisch kann sie für verwandte Bemühungen als beispielhaft gelten. Dazu tritt nun die maßgebliche Ausgabe, über die wir glücklich sein dürfen.

Mit Jörn Reichel, der am 6. März 1979 vor dem Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg über Rosenplüt referierte, haben wir einen der wichtigsten Forscher auf dem Gebiet der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Literaturgeschichte der Reichsstadt verloren. Mögen die von ihm in Fülle gegebenen Anregungen weiterwirken!

Horst Brunner

Peter Fleischmann: **Der Nürnberger Zeichner, Baumeister und Kartograph Hans Bien (1591–1632).** Eine Ausstellung des Staatsarchivs Nürnberg zum 400. Geburtstag des Künstlers. (= Ausstellungskataloge der Staatlichen Archive Bayerns. Nr. 30). München: Selbstverl. d. Generaldirektion d. Staatl. Archive Bayerns 1991. 191 S., zahlr. Ill. DM 36,–.

Übermäßig häufig werden Ausstellungen im Staatsarchiv Nürnberg nicht veranstaltet. Jedesmal aber leisten sie und v. a. die sie begleitenden Kataloge einen Beitrag nicht nur zur Darstellung, sondern immer auch zur Erforschung landesgeschichtlicher Fragestellungen. Das gilt in besonderem Maße auch für die neueste, hier anzuzeigende Veröffentlichung, die P. Fleischmann zu danken ist.

Über Werk und Leben von Hans Bien war bislang eher wenig bekannt, über sein Schaffen noch mehr als über seine Biographie. Den Gang der Forschung zeichnet P. Fleischmann in einem kurzen Abschnitt nach, der – merkwürdigerweise – an den Schluß des ersten Teils des Katalogs gestellt wurde, anstatt ihn einzuleiten.

In diesem ersten Teil (S. 9–50) gibt der Verf. eine fast ausschließlich aus den Quellen gearbeitete Biographie von H. Bien und eine Darstellung seines Werkes im Überblick sowie ein kritisches Werkverzeichnis. Der Autor kann zahlreiche Fakten zur Vita von Bien erstmals bieten und so kommt bereits diesem Abschnitt ein besonders hoher Erkenntniswert zu. Erstmals ist das genaue Geburtsjahr ermittelt worden und erstmals ist es gelungen, die Herkunft und soziale Stellung von Bien zu erhellen.

Bien ist kleiner Leute Kind (sein Vater gehörte zur oberen Unterschicht), und seine Eltern müssen sehen, daß möglichst der Rat den offensichtlich begabten Sohn fördert. Schon 1611 legt der Vater eine Zeichnung des Sohnes vor, und 1612 folgen zwei weitere Ansichten von Nürnberg, die dem Rat unterbreitet werden. Der verschafft ihm eine Lehrstelle als Steinmetz und ermöglicht ihm im weiteren Verlauf eine Auslandsreise zur Erweiterung seines künstlerischen Horizontes. Fest angestellt jedoch wird H. Bien zunächst nicht und so bleibt ihm von 1620 bis 1627 nichts weiter übrig, als sich freischaffend zu erhalten. In dieser Zeit fertigt er zahlreiche, heute gesuchte und beliebte Zeichnungen und Ansichten für private Auftraggeber. Einer der Höhepunkte dieser Tätigkeit als Graphiker ist seine perspektivische Darstellung der Deutschordenskommende (jetzt im Besitz des Germanischen Nationalmuseums), die erst vor kurzem in der Deutschordens-Ausstellung besichtigt werden konnte.

Ab 1627 mit einem festen städtischen Gehalt ausgestattet, wird er in den nächsten Jahren als Zeichner, Architekt und Kartograph ein vielgesuchter Mann. Er kartiert und

zeichnet das Pflegamt Lauf, die Dorfherrschaft Vorra und andere Besitzungen und Gebäude des Nürnberger Umlandes. Als fortifikatorischer Berater wird er ins belagerte Weißenburg entsandt. Auf der Höhe seines Schaffens stirbt er, 41-jährig, am 9. August 1632. Das Werkverzeichnis Biens, das bis zum Beginn der Arbeiten an der Ausstellung 28 Arbeiten umfaßte, konnte durch den Verf. auf 80 Stücke erweitert werden. Zahlreiche der heute noch erhaltenen Arbeiten des Künstlers kann der Katalog unter den 56 Einzelpositionen zeigen. Dabei konnte der Bearbeiter einige Stücke aus privatem Besitz für die Ausstellung als Leihgaben gewinnen und so erstmals öffentlich präsentieren.

Entstanden ist so ein anziehendes Katalogbuch, das ebenso wissenschaftlich solide gearbeitet wie anschaulich und lesbar geschrieben ist. Der Künstler Hans Bien ist jetzt erstmals so gewürdigt worden, wie es ihm nach seinem Werk zukommt, und er wird bei einer Neuauflage des Buches „Berühmte Nürnberger" in dieser Gruppe gewiß nicht fehlen dürfen. *Hans-Otto Keunecke*

200 Jahre St. Johannis Freimaurerloge „Zu den Drei Pfeilen" im Orient Nürnberg. Hrsg. von der St. Johannis Freimaurerloge „Zu den Drei Pfeilen" i. O. Nürnberg e.V. Nürnberg 1989. 101 S., 8 Abb.

Die aus Anlaß des 200-jährigen Bestehens von einigen Brüdern selbst verfaßte Festschrift gibt einen Abriß der wechselvollen Geschichte dieser Loge wieder. 1789 gründeten 19 Brüder, die mit dem Hochgradsystem der Nürnberger Loge „Joseph zur Einigkeit" unzufrieden waren, die Loge „Zu den drei Pfeilen". Die von fortschrittlichen, aufgeklärten Bürgern, unter ihnen C. J. W. von Scheurl, P. W. Merkel und J. Chr. Kießling initiierte Neugründung arbeitete nach englischem Ritual mit den drei Graden Lehrling, Geselle und Meister. Der Name der Loge „Zu den drei Pfeilen" verwies auf die „im niederländischen Wappen befindlichen auf Einigkeit deutenden, zugleich Freiheit und Gleichheit" versinnbildlichenden drei Pfeile.

Bei der Bearbeitung von zwei Jahrhunderten Logengeschichte gehen die Autoren auch auf die obrigkeitlichen Reglementierungen im Zusammenhang mit der französischen Revolution und der Illuminatenverfolgungen in Bayern ein. Die größten Anfechtungen erlebte die Freimaurerei in der Zeit des Nationalsozialismus. 1934 wurde die Auflösung der Logen und die Beschlagnahmung ihres Vermögens und Eigentums verfügt. Erst 1948 konnte die Loge „Zu den drei Pfeilen", nach erteilter Genehmigung durch die Militärregierung, reinstalliert werden.

Die Festschrift zeigt u. a. Abbildungen der Logenhäuser in der Nadlersgasse 14 (1864–1885), Hallerwiese (1886–1966) und das neue Logenhaus seit 1969 und stellt die Stuhlmeister der Loge seit 1948 vor. Der Anhang enthält eine tabellarische Darstellung der Logengeschichte in der Zusammenschau mit wichtigen Ereignissen der Zeitgeschichte. *Edith Luther*

Nürnberger Altstadtberichte, hrsg. von den Altstadtfreunden Nürnberg e. V., Nr. 10 (1985), 88 S., Nr. 11 (1986), 92 S., Nr. 12 (1987), 92 S., Nr. 13 (1988), 96 S., jeweils mit zahlreichen Abb.

Das jährliche Mitteilungsheft der Altstadtfreunde Nürnberg enthält seit dem erstmaligen Erscheinen 1976 neben dem ausführlichen Tätigkeitsbericht wichtige Aufsätze unterschiedlicher Thematik. Bei den anzuzeigenden vier weiteren Jahrgängen 1985–88

ist diese Tradition fortgeführt worden, die „Nürnberger Altstadtberichte" haben sich als angesehenes Publikationsorgan nicht nur zur Baugeschichte Nürnbergs sondern auch zur Kulturgeschichte im weiteren Sinne etabliert. In den Jahresberichten spiegelt sich die steigende Mitgliederentwicklung wieder, nachdem schon 1986 der 5000. Altstadtfreund begrüßt werden konnte. Neben zahlreichen kleineren Aktivitäten und baulichen Verschönerungen (Chörlein, Erker, Hauszeichen, Wappen, Haustüren, Brunnen- und Gartenfiguren etc.) stehen die erfolgreich abgeschlossenen Bauprojekte (Schlehengasse 15, Geiersberg 17, Großer Rathaussaal) im Vordergrund, die vielfach erst aufgrund zahlreicher Mitgliedsbeiträge und Spenden verwirklicht werden konnten.

Angesichts des ersten Kahlschlags im Zweiten Weltkrieg verdienen die erfolgreichen Bemühungen, das typisch Nürnbergische im Baustil zu bewahren und zu fördern, höchste Anerkennung. Unversehens gerieten aber gerade deshalb die Altstadtfreunde in eine Verteidigungsposition, als vereinzelt Stimmen laut wurden, sogenannter spießiger Erkermief mache sich breit. Ein kämpferischer Grundton gegen solch dümmliche Äußerungen durchzieht demzufolge einige der Hefte, in denen sich Erich Mulzer programmatisch mit der Nürnberger Bautradition und dem Umgang damit in den Nachkriegsjahrzehnten auseinandersetzt. In dem Beitrag über „Das Nürnbergische in der Architektur. Zur Frage des regionalen Bauens" (10/1985, S. 27–56) wird in sehr klarer Weise der bis in das 19. Jahrhundert hinein bewahrte typische Baustil herausgearbeitet. Der Wiederaufbau nach 1945 knüpfte in gemäßigter Form daran an, doch zeigte sich bald die Tendenz zu einer undifferenzierten Vereinheitlichung, die im Erscheinungsbild der Stadt deutliche Spuren hinterließ. Dagegen kann in jüngerer Zeit vereinzelt die Hinwendung und Entdeckung traditionsbewußter Architektur im modernen Gewand beobachtet werden.

Sehr viel deutlichere Töne schlägt wiederum Erich Mulzer über die „Vergangenheitsbewältigung in der Altstadt" (11/1986, S. 61–92) an. Bilanzierend wird hier nachgewiesen, daß 330 historische Einzelhäuser den Krieg überlebt haben. Davon wurden aber 81, z. T. recht gut erhaltene Objekte vorwiegend in den 1960er Jahren abgebrochen. Welch unnötiger und beklagenswerter Substanzverlust hier stattfand, zeigen zahlreiche Photographien des früheren und des späteren Zustands. Der Vergleich mit manchen Nachfolgebauten läßt oftmals die fehlende räumliche Einbindung klar erkennen, irgendein genius loci ist nicht mehr spürbar. Angesichts dieser niederdrückenden Rückschau wird die eingangs zitierte Architektenschelte an den Altstadtfreunden erheblich relativiert, da sich Widerstand gegen diese zweite Zerstörung Nürnbergs nicht von seiten der Fachleute, sondern aus der Bürgerschaft erhoben hat.

Gleichsam in Form einer Trilogie faßt erneut Erich Mulzer in einem stilistischen Überblick „Architektur im Zehn-Jahres-Schritt. Nürnberger Wohnbauten seit 1870" zusammen (12/1987, S. 53–88). Eine solche Periodisierung mag zwar kritisiert werden können, doch ist dies der erste Versuch einer derartigen Einordnung, die recht praktikabel und transparent erscheint. Anhand zahlreicher Photographien werden die Charakteristika von Neugotik, Neurenaissance, Neubarock, Jugendstil in floraler und geometrischer Ausprägung sowie „Prämoderne" bis 1918 herausgestellt. Trotz allem Formwandel blieb eine gewisse örtliche Bautradition gewahrt, es entwickelte sich das eigenständige Nürnberger Stadtbild weiter. Der nüchternen, auf die Horizontale ausgerichteten Bauhaustradition widersetzte sich der „neue Heimatstil" (ab 1933), bis im Gefolge der „Deutschen Bauausstellung" 1949 locker gestellte Zeilenhäuser mit Balkon

und später massige Wohnhochhäuser modern wurden. In der, Postmoderne genannten, gegenwärtigen Bauphase erkennt der Verfasser u. a. einen spielerisch-lockeren Umgang mit Baukörpern, die mit zahlreichen Vorbauten aus Glas und Metall versehen sind. Jenseits der verschiedensten Stilrichtungen steht die Beobachtung, daß eine immer noch lebendige Bautradition das Stadtbild geformt hat, und die Forderung für die Gegenwart, darauf eine angemessene, einfühlsame Antwort zu finden.

Neben diesen richtungweisenden Aufsätzen sind in den jeweiligen Heften noch kleinere Beiträge vertreten: über den Reichsadler am Rathausportal mit der Entdeckung des ersten Firmen- und Herstellerschilds Nürnbergs (1617) von Herbert Bäuerlein, über die Geschichte des großen Holzmodells der Nürnberger Altstadt (1935–39) von Julius Lincke und über Kippspiegel zur Ausleuchtung dunkler Räume durch Sonnenlicht von Erich Mulzer (alle 10/1985).

Der zweite große Beitrag der Nürnberger Altstadtberichte 11/1986 von Julius Lincke handelt von der feinfühligen Wiederherstellung des Chorgestühls der St.-Lorenz-Kirche, das im späten 15. Jahrhundert entstanden ist.

Über die aufwendige Renovierung des Hauses Schlehengasse 15 berichtet Alexandra Fritsch, und einen kurzen Abriß zur Geschichte der Stadtrundfahrten von der Pferdekutsche bis hin zu offenen Bussen bieten Herbert Bäuerlein und Erich Mulzer (12/1987).

Heft 13/1988 schließlich ist zwei großen Themen gewidmet. Unter dem zutreffenden Titel „Neptuns Irrfahrten" schildert wiederum der Vorsitzende der Altstadtfreunde Nürnberg das Schicksal dieses berühmten barocken Brunnens, zu dem die Stadt Nürnberg über Jahrhunderte hinweg ein zwiespältiges Verhältnis hatte (S. 21–64). Nach der Fertigstellung 1668 wurde die prachtvolle „Fontaine" eingemottet und schließlich 1797 an Zar Paul I. verkauft, der sie bei St. Petersburg aufstellen ließ. Der Rückkehr zumindest der Kopien nach Nürnberg 1886 folgten noch sechzehn Jahre, bis – mäzenatisch von Ludwig Gerngros gefördert – die Einweihung am Hauptmarkt als ursprünglich geplantem Aufstellungsort gefeiert werden konnte. Wegen der jüdischen Abstammung des Stifters wurde der Brunnen 1934 am „Adolf-Hitler-Platz" abgebaut und 1937 am Marienplatz wieder errichtet. Dort stand er 1960 im Wege und wurde 1962 in den Stadtpark transferiert. Der Versuch, dieses Kunstwerk wieder in die Altstadt zu holen (Jakobsplatz), wofür Dr. Mulzer plädiert, scheiterte 1981.

Ein glücklicheres Schicksal war letztlich der Befestigungspartie am Pegnitzausfluß beschieden, worüber Erich Mulzer (1422–1938) und Julius Lincke (1938–56) berichten (S. 65–84). Der Schlayerturm wurde aus statischen Gründen schon 1519 und erneut 1809/10 teilweise abgetragen. Das ehemals reichsstädtische Spießhaus baute der bayerische Staat 1853/54 in unpassend klassizistischem Stil zur „Fronveste" um. Die Verwendung als Altersheim und schließlich die Wiederherstellung des kriegszerstörten Traktes gaben 1956 Gelegenheit zur Turmerhöhung entsprechend dem frühen Bauzustand.

Abschließend kann Kurt Müller „Das Geheimnis der eisernen Ringe" in der pegnitznahen Altstadt enträtseln, die zum Anbringen von Fährleinen während der großen Überschwemmungen dienten. *Peter Fleischmann*

Wilhelm Schwemmer: **Nürnberg in alten Ansichten.** Zaltbommel/Niederlande: Europäische Bibliothek 1990, 2. Aufl. 158 S., 152 Abb.

Die vorliegende Neuauflage folgt unverändert der Erstausgabe von 1976 (vgl. Besprechung von Helmut Häußler in: MVGN 63 (1976), S. 389 f.).

Dr. Wilhelm Schwemmer (1901–1983), 1952–1966 Direktor der städtischen Kunstsammlungen, stellte hier einen Querschnitt Nürnberger Ansichtspostkarten aus den Jahren 1880–1930 zusammen.

Die Einleitung bringt einen Abriß der Geschichte von Postkarte und Ansichtspostkarte im allgemeinen und auf Nürnberg bezogen, leider ohne Angabe weiterführender Literatur. Danach folgen 152 Ansichten von Gebäuden – bemerkenswert die große Zahl der im zweiten Weltkrieg zerstörten –, aber auch sog. Gelegenheitskarten anläßlich von historischen Ereignissen und Veranstaltungen (z. B. Fischerstechen) und Scherzkarten (z. B. zum Volksfest).

Die Ansichtskarten sind nach einem zwanglosen Rundgang durch die Altstadt bis hin zu einzelnen Vorstädten und nahen Ausflugszielen geordnet, jedoch ohne Anspruch auf Vollständigkeit. Ausführliche Erläuterungen, z. B. zur Baugeschichte, ergänzen die Abbildungen.

Die Originalvorlagen der im Vergleich zur Erstauflage großenteils aufgehellt wiedergegebenen Ansichten stammen aus dem Verkehrsmuseum, dem Stadtarchiv sowie den Privatsammlungen von Hermann Kobel und des Verfassers. *Gunther Friedrich*

Nürnberg in alten und neuen Reisebeschreibungen. Ausgewählt von Barbara Fürst, 282 S. mit 18 Bildern (zum Großteil aus dem Germanischen Nationalmuseum) und einem ausführlichen Testnachweis, Droste Verlag Düsseldorf im Rahmen der Reihe „Droste Bibliothek der Städte und Landschaften", Düsseldorf 1990, DM 39,80.

Einer höchst lobenswerten und verdienstvollen Aufgabe hat Barbara Fürst sich unterzogen und im Rahmen der obengenannten Reihe die Äußerungen namhafter Besucher und sonstiger Gäste über Nürnberg chronologisch aus der reichsstädtischen Epoche und der ihr folgenden Zeit zusammengetragen und aus dem sicher reichen Material die vorliegende Auswahl getroffen. Als versierte Zeitungsjournalistin und mit dem Medium Rundfunk vertraut, bietet sie zum Ende der Materialaufbereitung auch das fernsehbewährte Pro und Contra zu dieser Stadt, allerdings recht unausgewogen im Verhältnis 15 zu 2, wobei ausgerechnet der heuer gefeierte Komponist W. A. Mozart mit der Aussage: „Zu Nürnberg haben wir gefrühstückt – eine häßliche Stadt – " und Johann Wolfgang von Goethe im selben Jahr 1790 ähnlich negativ: „Nürnberg habe ich diesmal infaustis omnibus gesehen und der böse Eindruck hat mich weg gejagt", zitiert sind und alleine für das Contra stehen. Mag sein, daß die beiden Koryphäen die ansonsten vielgerühmte Metropole zum Zeitpunkt ihrer tiefsten Erniedrigung kennenlernten, die angesprochenen Satzfetzen rechtfertigen auch nicht den Anspruch, den man gemeinhin an eine Reisebeschreibung stellt.

Es sind insgesamt rund siebzig an der Zahl und von unterschiedlicher Länge. Die meisten umfassen etwa eine Seite und werden von Barbara Fürst mit einer regestenhaften Einleitung von wechselnder Qualität und Quantität vorgestellt.

An ihrem Beginn steht der Bericht des gebildeten jungen Ritters Pero Tafur aus Sevilla, der nach einer Pilgerfahrt ins Heilige Land im Herbst 1438 über den St. Gott-

hard nach Nürnberg kam und die Stadt mit dem spanischen Toledo verglich: „Dieses Nürnberg ist eine von den großen und reichen Städten, die es in Deutschland gibt; ist eine sehr alte Stadt, in der Art von Toledo angelegt, ebenso im Tal gelegen und ebenso groß die Stadt; es wohnen in ihr viele Handwerker, besonders für jede Arbeit in Bronze und hier stellt man die Panzerhemden her, die man Nürnbergische nennt." Soweit richtig, doch dann nimmt die Phantasie ihren Lauf wie in manch anderer Darstellung noch: „Hier befindet sich eine Kirche, in der Kaiser Karl der Große Reliquien niederlegt, welche er von Übersee mitgebracht hatte, als er Jerusalem eroberte."

In einer Reihe der frühen Beschreibungen ist Bezug genommen auf die Aussagen des großen Freiheitsbriefes, „daß die Stadt auf unfruchtbarem und sandigem Boden und an keinem schiffbaren Fluß läge". Trotzdem steht Nürnberg „unter den Reichsstädten Deutschlands wohl keiner der schönsten, prächtigsten, volkreichsten und mächtigsten nach". Auch Aeneas Sylvius, rede- und schriftgewandter Humanist, Kirchenpolitiker und späterer Papst bezeichnet Nürnberg als eine „sehr geeignete Residenz der Kaiser. Die freie Stadt liegt fast in der Mitte Deutschlands, hat heilige und profane Bauten, die in majestätischer Pracht emporstreben. Durch starke Mauern, tiefe Gräben, zahlreiche und hohe Türme ist sie vortrefflich befestigt". Von ihren Bewohnern heißt es: „Die Nürnberger selbst wollen weder als Bayern noch als Franken angesehen werden, sondern gewissermaßen als eine dritte Art."

Gleichsam als Quelle für Richard Wagners „Meistersinger" mag der Bericht des Frankfurter Kaufmanns Jakob Heller erscheinen, der sich um das Jahr 1500 in Nürnberg aufgehalten hat und zusammen mit dem Erzgießer Peter Vischer die Singschule der Meistersinger in der Katharinenkirche besuchte, den Schlossermeister Konrad Nachtigall und den Glockengießer Fritz Kothner singen hörte und zusammen mit Hans Sachs voller Entzücken dessen greisen Lehrer Leonhard Nunnenbeck in der Hageblüt-Weise vernahm.

Gab hier ein Zeitgenosse der großen Künstlerära seine unmittelbaren Eindrücke wieder, so mutmaßte der Maler Johann Heinrich Wilhelm Tischbein laut Tagebucheintrag auf seiner ersten Reise, die ihn 1779 über Nürnberg nach Italien führte: „Wie glücklich machte es den Kaiser Maximilian, den Albrecht Dürer im Kirchgäßchen zu besuchen!"

Wird Nürnberg im 17. und 18. Jh. von Engländern, Franzosen und Italienern ob ihrer europäischen Bedeutung noch gerühmt, so kommen zur Zeit der Französischen Revolution auch kritische Stimmen auf, wie sie Georg Friedrich Rebmann in seinen „Kosmopolitischen Wanderungen durch einen Teil Deutschlands" anschlug, die aber keinen Eingang in die Auswahl von Barbara Fürst fanden. Dafür ist aus Jonas Ludwig von Hess über „Die Tugenden der Nürnberger 1798" neben der guten Bildung des weiblichen Geschlechts, seinem zarten Wuchs und der feinen Organisation auch zitiert: „Man kann uneingeschränkt behaupten, daß kein Mensch in Europa so viel von dem Seinigen dem Staat zahlt, als die Bewohner Nürnbergs. Jeder Bürger bringt jährlich fünf Sechstheile von seinen Einkünften der Stadt-Kasse zu, oder bestimmter, wer 4166 Gulden im Jahr einnimmt, trägt davon 3446 Gulden dem Staate ab. Trotz diesen unerhörten Abgaben hat die Stadt dennoch fünfzig Millionen Gulden Schulden." Die Ursache dafür sah man in der überholten Reichsverfassung.

Nach ihrer Überwindung, dem Wachstum der Stadt über die Mauern hinaus und dem Aufbruch in das Industriezeitalter häuften sich die Besuche literarisch bekannter

Besucher und kulturell interessierter Gäste, die ein reiches Spektrum sehr individueller Aussagen hinterließen, deren Lektüre jedermann auf der Spurensuche nach Reisebeschreibungen über unsere Vaterstadt empfohlen werden kann.

Als Beispiele seien nur der schwedische Dichter Per Daniel A. Atterbom genannt, nach dessen Überzeugung der für Skandinavier einzig richtige Weg nach Italien eben durch diese altdeutsche Reichsstadt geht, und der nachmalige Nobelpreisträger Hermann Hesse, der auf seiner Nürnberger Reise 1928 eine wahrhaft entzückende Stadt sah, sich selbst aber leidend an der neuen Zeit der Motoren und Technik befand.

Demgegenüber empfand die aus Tel Aviv stammende Schriftstellerin Margalit Galai 1974 ihre Träume von Nürnberg erfüllt, denn diese Stadt ist für ihre Bürger, was ein gemütliches Heim für die Familie ist, wobei sie sich fragt: „Wissen die Nürnberger, wie gut sie es haben?"

Diese Frage stellen bestimmt auch die nach der Beseitigung der innerdeutschen Grenze mobilen Besucher aus den neuen Bundesländern, auf deren Interesse die Reihe zielt, in der das besprochene Buch erschien. Es ist in dieser Form sicher eine sehr anregende Information mit einigen durchaus verzeihlichen Formfehlern.

Richard Kölbel

Das Gewerbemuseum der LGA im Germanischen Nationalmuseum. Hrsg. von der Landesgewerbeanstalt Bayern (LGA), Nürnberg 1989. 257 S., zahlreiche, z. T. farbige Ill. DM 38,–.

Gegründet 1869 auf Initiative der beiden Nürnberger Großindustriellen Lothar von Faber und Theodor von Cramer-Klett, entwickelte sich das Bayerische Gewerbemuseum – ganz im Geiste Gottfried Sempers als Einheit von Technik, Wissenschaft und Kunst geplant – in kurzer Zeit zu einer weithin beachteten Musteranstalt moderner Gewerbeförderung. Eine reichhaltige, von dem ersten Direktor Carl von Stegmann begonnene Mustersammlung vorbildlicher Beispiele internationaler Handwerkskunst bildete das Kernstück einer zunächst vorwiegend kunstgewerblich orientierten Konzeption. Dahinter stand die Überzeugung, ein qualitativ hochstehendes Kunstgewerbe könne dazu beitragen, das krisengeschüttelte deutsche Handwerk international wettbewerbsfähig zu machen. Zweifel an der Tragfähigkeit dieser Idee sowie Rücksichten auf die mehr technisch-praktisch orientierte Klientel aus Industrie und Gewerbe führten unter dem zweiten Direktor, Theodor von Kramer, ab 1887 zu einer Verschiebung der Schwerpunkte zugunsten der technischen Abteilungen. Zwar setzte von Kramer nochmals durch die Einrichtung von kunstgewerblichen Meisterkursen unter der Leitung führender Künstler der Zeit (u. a. Peter Behrens, Richard Riemerschmied, Friedrich Adler) geschmacksbildende Akzente für das regionale Kunstgewerbe. Doch die Umbenennung in Bayerische Landesgewerbeanstalt 1909 (im Buch irrtümlich auf 1897 datiert!) war schon symptomatisch für das weitere Schicksal des eigentlichen Gewerbemuseums: Spätestens seit den zwanziger Jahren rückte es wegen Geldmangels, aber auch auf Grund eines gewandelten Aufgabenprofils aus dem Zentrum an die Peripherie der LGA. Ohne Mittel zum zeitgemäßen Ausbau der Sammlung verkam es zum dekorativen, in der Öffentlichkeit kaum mehr wahrgenommenen Beiwerk eines Service-Unternehmens. Nach dem Zweiten Weltkrieg erlebte die Sammlung nicht weniger als drei Schließungen, Umstrukturierungen und Wiedereröffnungen,

bevor sie 1988 als Dauerleihgabe der LGA eine neue Heimat im Rittersaal des Germanischen Nationalmuseums fand. Ein Neuanfang, der seitdem einem wesentlich größeren Publikum die Schätze dieser bemerkenswerten Kollektion künstlerisch gestalteter Alltagsgegenstände aus vielen Jahrhunderten und verschiedenen Kulturkreisen zugänglich gemacht hat.

Die Präsentation herausragender Objekte der Gewerbemuseumssammlung im Germanischen Nationalmuseum bot denn auch den Anlaß zur Entstehung des vorliegenden Buches. Redigiert von Elisabeth Bornfleth, der langjährigen Leiterin des Gewerbemuseums in der LGA, Claus Pese, Arnulf Rauhut und Peter Thumann entstand so ein Werk, das den Werdegang des Gewerbemuseums verfolgt und vor allem einen umfangreichen Nummernkatalog der Exponate vorlegt. Im Einführungsteil stellt der Generaldirektor des Germanischen Nationalmuseums, Gerhard Bott, die engen inhaltlichen wie historischen Beziehungen der beiden Institutionen heraus. Christina Pallin zeichnet unter kunsthistorischem Aspekt detailliert die Baugeschichte der verschiedenen Gebäude der Landesgewerbeanstalt nach, während Elisabeth Bornfleth in ihrem engagierten Artikel „Idee und Lebenslauf einer nürnbergisch-bayerischen Institution" umreißt. Ein notwendiger, wenn auch etwas spröder Beitrag Anton Safferlings zur Entwicklung der Landesgewerbeanstalt vom Gewerbemuseum zur „universellen technischen Wirtschaftsförderungseinrichtung" rundet diesen Überblicksteil ab, dem man zuweilen mehr historische Tiefenschärfe gewünscht hätte. Insbesondere die Rolle Johann Caspar Beegs (nicht Johannes Beeg, wie Bornfleth schreibt) als geistiger und praktischer Wegbereiter des Gewerbemuseums hätte eine angemessene Würdigung verdient. Er war es schließlich, der bereits bei der Berufung zum Gewerbekommissär der Stadt Nürnberg 1864 ausführlich seinen Plan zur Errichtung eines „Kunst- und Gewerbemuseums" in Nürnberg dargelegt und bis zu seinem frühen Tod 1867 auch tatkräftig verfolgt hat. Lothar von Faber bezog sich in seinen Ideen noch ausdrücklich auf diesen großen Gewerbeförderer des mittelfränkischen Raums, doch in der Folgezeit geriet Beegs wichtiger Beitrag in Vergessenheit. Schade, daß auch die vorliegende Veröffentlichung dies nicht nachhaltig korrigiert.

Die eigentliche Stärke des Buchs liegt in dem umfangreichen, sorgfältig erarbeiteten Katalogteil. Zahlreiche Fachwissenschaftler – großenteils Mitarbeiter des Germanischen Nationalmuseums – führen in die überwiegend nach Materialgruppen (Holz, Glas, Porzellan etc.) geordnete Sammlung ein. Ausführliche Legenden zu weit über zweihundert, häufig in ganzseitigen Farbfotos von hoher Qualität abgebildeten Exponaten zeigen, daß die Sammlung des Nürnberger Gewerbemuseums in der Tat lange Zeit „zu Unrecht übersehen" wurde, wie Elisabeth Bornfleth bemerkt. Zugleich offenbart sich freilich auch, daß der Fülle und Qualität, mit dem vor allem das Kunstgewerbe der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis hin zu hervorragenden Arbeiten aus den Meisterkursen der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg vertreten ist, nichts Entsprechendes mehr aus den restlichen Jahrzehnten unseres Jahrhunderts gegenübersteht. Folgerichtig entsteht so das Bild eines abgeschlossenen „Museums im Museum", das seine historischen Meriten und ästhetischen Glanzstücke hat, jedoch – für sich gesehen – wohl kaum die in einem Grußwort beschworene „wirtschaftliche Kontinuität von Kunsthandwerk, Kunstgewerbe und Industrial Design" vor Augen führen kann.

Ein gelungenes Buch, das die oft verkannte Bedeutung der Gewerbemuseumssammlung nachhaltig ins rechte Licht zu setzen weiß. Leider schmälern einige gestalterische

Mängel (unglücklich gewählte Bildausschnitte bei manchen der schwarz-weißen Objektfotos; unruhiges Schriftbild wegen des Verzichts auf Silbentrennung) und vor allem eine schlechte Bindung (schon beim ersten Duchblättern des Rezensionsexemplars lösten sich einige Seiten!) die Lesefreude. *Helmut Schwarz*

Tilman Werner: **Von Ardie bis Zündapp.** Motorrad-Klassiker aus Nürnberg. Stuttgart: Motorbuch Verlag 1989. 188 S., 440 Abb., DM 49,–.

Von Max Grundig, dem bekannten Pionier der Rundfunkindustrie, wird erzählt, daß er die traditionsreichen Nürnberger Triumph-Werke, die von 1957 bis 1969 zu seinem Unternehmen gehörten, nur zweimal betrat: Das erste Mal, um zu verkünden, daß Triumph ab sofort keine Fahrräder und Motorräder mehr produzieren werde, sondern nur noch Büromaschinen. Das zweite Mal, um zu kontrollieren, ob seine Direktive auch tatsächlich befolgt würde. Als er in einer Werkshalle noch ein fabrikneues Motorrad herumstehen sah, schenkte er es wutentbrannt dem nächstbesten Arbeiter, der es ihm sofort aus den Augen schaffen mußte.

Wenn diese Episode nicht wahr sein sollte, so ist sie zumindest sehr gut erfunden, denn sie kennzeichnet die Hemdsärmligkeit, mit der das Erbe der traditionsreichen Nürnberger Motorradindustrie verschleudert wurde. Was für Triumph galt, galt auch für die anderen Produzenten am Ort: Mit Ausnahme von Zündapp dachte niemand daran, etwa Motorräder als Zeugnisse für den Erfindungsgeist der Konstrukteure, als Beleg für die Sorgfalt und den Einsatz der Arbeiterschaft systematisch aufzubewahren beziehungsweise wiederzubeschaffen. Auch die schriftliche Überlieferung der einzelnen Herstellerwerke ging weitgehend verloren. Kaum jemand erkannte den Wert alter Geschäftsberichte, Korrespondenzen, ganz zu schweigen von technischen Dokumenten, Zeichnungen, Photographien, Werbeplakaten, Broschüren und so weiter. So geriet Nürnberg als Zentrum der deutschen Zweiradindustrie allmählich sogar bei seinen eigenen Bürgern in Vergessenheit. Bezeichnenderweise befaßte sich der unter Federführung von Hermann Glaser herausgegebene Band „Industriekultur in Nürnberg", der 1980 erschienen war, zwar mit den „Benzinkutschen" des Ludwig Maurer und den Velozipeden des Carl Marschütz, doch die Motorradindustrie wurde kaum erwähnt.

Es ist das große Verdienst des von Tilman Werner vorgestellten Bandes, die Bedeutung dieser Branche wieder in Erinnerung zu rufen, die Tausenden von Nürnbergern Arbeit und Brot gab und das industrielle Profil der Stadt über Jahrzehnte hinweg mitbestimmte. Der Autor, ein passionierter Motorrad-Liebhaber, hat in jahrelanger Sucharbeit die Unterlagen zu diesem Buch zusammengetragen. Er konnte sich dabei nicht auf gut ausgestattete Archive konzentrieren, sondern mußte Bildvorlagen, Merkblätter mit technischen Daten und ähnliches mühsam auf Oldtimer-Börsen, Flohmärkten oder durch Tausch mit anderen Enthusiasten beschaffen. Das Ergebnis ist ein Buch, um das niemand herumkommt, der sich mit der Geschichte der Nürnberger, aber auch der deutschen Motarradindustrie beschäftigen will. Auch wer sich nur für eine bestimmte Nürnberger Motorrad-Marke interessiert, findet in Werners Kompendium einen hilfreichen Begleiter.

Die Wurzeln der Nürnberger Motorradindustrie lagen im Fahrradbau. Schon vor dem Ersten Weltkrieg hatten Unternehmen wie Hercules, Victoria und Mars begonnen,

meist zugekaufte Motoren in eigene Spezialrahmen einzubauen. Von diesen Pioniertagen handelt der erste Teil des Buches, der zweite, ungleich ausführlichere, stellt Firmengeschichten von der Marke „Ardie" bis „Zündapp" zusammen. Der dritte Abschnitt befaßt sich mit den Seitenwagen der Steib-Werke, Nürnberg, und wichtigen Motorradherstellern aus der näheren Umgebung, darunter vor allem den Neumarkter Expreß-Werken. Soweit möglich, enthalten die jeweiligen „Firmenbiographien" nicht nur technische Beschreibungen einzelner, besonders wichtiger Motorradmodelle, sondern tabellarische Übersichten über die gesamte Produktionspalette des Herstellers. Herausragende Konstruktionen werden im Bild vorgestellt. Auf diese Weise spannt der Autor einen Entwicklungsbogen vom großen Aufschwung der Nürnberger Motorradindustrie in den zwanziger Jahren bis zum Niedergang der Branche Ende der fünfziger Jahre.

Das eindrucksvollste Resultat von Tilman Werners Sucharbeit ist dabei zweifellos, daß nunmehr die große Bedeutung des Produktionsstandorts Nürnberg schon für die zwanziger Jahre nachgewiesen ist. Nicht weniger als vierzig verschiedene Hersteller von motorisierten Zweirädern gab es damals in der Stadt. Die Großen unter ihnen, Ardie, Hercules, Hecker, Mars, Triumph, Victoria und Zündapp, sind dem technisch Interessierten noch geläufig, doch wer kannte bisher schon Firmen wie Abako, Astoria, Franzani, Heilo, Javon, Rut, Wolf oder Zwerg? Der Autor versucht, auch der Geschichte dieser kleinen Hersteller gerecht zu werden, die zumeist die Weltwirtschaftskrise nicht überlebten. Allerdings ist die Quellenlage hier zuweilen derart dürftig, daß sich die Darstellung fallweise damit begnügen muß, die Existenz des betreffenden Betriebs zu belegen.

Autor und Verlag zielen mit ihrem Buch in erster Linie auf den Motorrad-Enthusiasten ab. Der technische Aspekt ist dementsprechend dominant. Man mag bedauern, daß die wirtschafts- und unternehmensgeschichtlichen Hintergründe oder auch die kulturgeschichtlichen Zusammenhänge nicht stärker ausgeleuchtet sind, doch die Präferenz des Autors ist zu respektieren. Alles in allem: Ein Buch, das hilfreich ist, vielen Liebhabern historischer Technik Freude bereitet und zu dem man dem Autor herzlich gratulieren darf. *Franz Sonnenberger*

Düreriana. Neuerwerbungen der Albrecht-Dürer-Haus-Stiftung e. V. Bearb. von Matthias Mende, Nürnberg: Carl, 1990. – 296 S. mit zahlr. Abb. DM 48,–.

Es ist schon selten, daß sich ein Rezensent, dem ein neues Buch auf den Tisch kommt, über die schöne Gestaltung und Aufmachung einer Neuerscheinung so freut, daß er fast vergißt, sich mit dem Inhalt zu beschäftigen.

Düreriana, Neuerwerbungen der Albrecht-Dürer-Haus-Stiftung e. V. Nürnberg, heißt der Band, der von der Stiftung und den Stadtgeschichtlichen Museen Nürnberg vorgelegt und anläßlich der Hundertjahrfeier der Stiftung und einer Ausstellung im Albrecht-Dürer-Haus (Mai bis September 1990), von Matthias Mende bearbeitet und im Verlag Hans Carl herausgegeben wurde.

100 Jahre Dürer-Haus als Museum, ein Anlaß, den man feiern muß.

Das Ergebnis – dokumentiert in dem vorliegenden Buch – bestätigt dies zurecht.

Aber lassen wir erst dem Kritiker seine Freude. Schon lange hat er kein Buch in der Hand gehabt, bei dem wirklich alles harmonisiert. Einband, Papier, Layout, Auswahl

der Typographie, Druck, Farbgebung: Ein perfektes Zusammenspiel all desen, was ein Buch schön macht. Mit verblüffender Genialität hat der Gestalter alle Kriterien zu einem harmonischen Ganzen zusammengefügt. Dies ist ein Buch, das unter die 50 schönsten des Jahres gehört.

Unabhängig davon der Text. Nach einer reichbebilderten Chronik des Dürer-Hauses und der Albrecht-Dürer-Haus-Stiftung folgt ein Auswahl-Katalog der spektakulärsten Objekte, die die Stiftung seit 1976 erworben hat. Jeweils auf 2 Seiten sind das Objekt einem erläuternden Text und dem Dürer'schen oder einem Dürer-Nachleben vorbildlich gegenübergestellt. Neben dem Namen des Künstlers und der Arbeit findet sich eine Spalte mit Marginalien zur Beschreibung der Sammelstücke mit einem erläuternden Kommentar. Der Herausgeber hat mit akribischer Sorgfalt eine Auswahl der repräsentativsten Stücke aus der Sammlung ausgewählt und das Werk durch seine Gestaltung zu einem einmaligen Beispiel des Nachlebens von Dürer in der Kunst seit seinem Tod zusammengetragen.

Das Tüpfelchen auf dem i: Das Buch hat einen Erwerbspreis, der höchstens ein Drittel seines Wertes darstellt; sicher durch eine großzügige Spende möglich gemacht. Ein umfangreiches Register vervollständigt die Nutzbarkeit der Arbeit. Ein Pflichtstück für die Bibliothek eines jeden, der sich für Kunstgeschichte interessiert!

Heiko Kistner

Petrus Müller: **Liberalismus in Nürnberg 1800 bis 1871.** Eine Fallstudie zur Ideen- und Sozialgeschichte des Liberalismus in Deutschland im 19. Jahrhundert (= Nürnberger Werkstücke zur Stadt- und Landesgeschichte, Band 45), Nürnberg Korn & Berg 1990, VI und 427 S., DM 60,–.

Um es gleich deutlich zu sagen: Der Titel und insbesondere der Untertitel haben mich angezogen und interessiert gemacht. Lassen sie doch erwarten, eine wesentliche Lücke in der Aufarbeitung und Darstellung der Stadtgeschichte Nürnbergs für die so wichtige Phase zwischen Reichsstadtende und der Hochindustrialisierung mit dem Wirken der liberalen Kräfte schließen zu helfen. Nach der Lektüre bin ich ein wenig enttäuscht. Die Arbeit, obwohl sehr breit angelegt, kann ihre Ankündigungen, insbesondere was die sozialgeschichtliche Komponente anlangt, nicht ganz erfüllen. Die Untersuchung sieht sich im Zusammenhang mit einer ganzen Reihe in den letzten Jahren erschienenen Untersuchungen zum deutschen Liberalismus.

Der Autor nennt in einer sehr knappen, von methodischen Erörterungen gänzlich unbelasteten Einleitung, seine Ziele: Übergeordnet, „die in den bisher erschienenen Darstellungen zum Gesamtphänomen Liberalismus im 19. Jhdt. . . . gemachten Feststellungen zu den Trägerschichten, zur sozialen Integrationskraft und zum liberalen Denken anhand eines regional und zeitlich eingegrenzten Fallbeispiels zu verifizieren oder zu modifizieren"; stadtgeschichtlich „die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Standpunkte der wichtigsten Bevölkerungsgruppen nachzuzeichnen, um so die Spezifika des Nünberger Liberalismus . . . herauszukristallisieren: In einer „Synthese aus Biographie und Gruppenanalyse" sollen die „Kerngruppen des Nürnberger Liberalismus" bestimmt und analysiert werden, der Liberalismus „nicht nur unter dem Aspekt der politischen Theoriebildung" ergründet, sondern „von seiner sozialen Basis her" erfaßt werden.

In sechs Schritten und großen Abschnitten versuchte Müller diesen erklärtermaßen umfassenden Zielen nahezukommen: Einer einleitenden Grundlagenbestimmung, in der er in einem gelungenen Überblick sehr kompakt die Grundpositionen und Zielsetzungen des politischen, ökonomischen und sozialen Liberalismus entwickelt. Als Grundlage wird auch ein 26 Seiten umfassender Überblick über Sozialstruktur und wirtschaftliche Entwicklung Nürnbergs im Untersuchungszeitraum angeschlossen – sozusagen als Rahmen der folgenden Untersuchung. Anders als im vorangegangenen Abschnitt basiert der Autor aber nur wenig auf der neueren Literatur und läßt vermuten, daß die sozialgeschichtliche Betrachtungsweise sein Metier nicht ist. Leider sind bereits hier einige Oberflächlichkeiten und Ungenauigkeiten in der Übernahme von Daten und Strukturen eingestreut, die den Rahmen als nicht sehr stabil für das folgende Bild erscheinen lassen.

In den folgenden Abschnitten „Handwerk und Liberalismus", „Kaufleute und kaufmännische Unternehmerschaft als Führer und Träger des Liberalismus" und „Die akademischen Intellektuellen im Nürnberger Liberalismus" wird versucht, die liberalen Ideen und ihre Exponenten in der Stadt in ihrem sozialen Umfeld zu fassen und eben jene Synthese herzustellen.

Während das Handwerk, differenziert nach Meistern und Gesellen, noch stärker den Zusammenhang zwischen sozialer Lage und Ideengeschichte sucht, stützt sich der Autor bei Kaufmannschaft und Intellektuellen in erster Linie auf Kurzbiographien der führenden Vertreter in der Stadt über den angegebenen Zeitraum. Das ist verdienstlich im Sinne eines Überblicks und einer zusammenführenden Ideenskizze. Ob aber die notwendigerweise knappen und damit auch undifferenzierten Lebensgeschichten, verknüpft mit einer Fülle der jeweiligen politischen und grundsätzlichen Äußerungen liberaler Prägung ausreichen, die doch angestrebte Synthese mit dem sozialgeschichtlichen Hintergrund herzustellen, möchte ich bezweifeln. Dazu bedürfte es zunächst auch einer stärkeren Analyse eben jenes Umfeldes und einer kritischen Überprüfung zumindest in Einzelfällen, wieweit die Programmatik und das reale Handeln übereinstimmen. Wie gesagt, die Arbeit ist von methodischen Überlegungen wenig belastet. Als Beipiel mag nur der kleine Abschnitt über Theodor v. Cramer-Klett dienen. Es ist schon verblüffend, mit welchen Schritten und Zitaten hier ein doch recht einseitiges Bild vom edlen Sozialreformer gezeichnet wird, während differenziertere und weniger der Hausbiographie verpflichtete Untersuchungen wie die von Eibert und Rupieper elegant als „in anderer Perspektive intepretiert" in einer Fußnote verschwinden. Das ist schade, gerade weil Cramer-Klett vom Autor als ein wesentliches Beispiel für den „schichten- und klassenübergreifenden" Charakter des Nürnberger Liberalismus hergenommen wird, eine der Hauptthesen von Müller. Das mag ja auch richtig sein, doch hätte ich mir diese Beweisführung etwas tiefergehend und auch in der Auseinandersetzung mit den Widersprüchen gewünscht.

Der Eindruck drängt sich auf, als verschwinde dem Autor über seinem Fokussieren und Scharfstellen auf die liberalen Exponenten und ihre Bedeutung wie bei einem Teleobjektiv das Umfeld und der Hintergrund, in dem das Bild sich aufbaut. Scharf wird die Ideengeschichte in seiner Fallstudie, verschwommen und unscharf der sozialgeschichtliche Hintergrund, und es fällt bisweilen schwer, die liberalen Kräfte in der richtigen Relation zu ihren weniger fortschrittlichen Zeitgenossen einzuordnen. Daß es ihm darauf aber offenbar garnicht so genau ankam, verraten einige Details.

Vielleicht hat er z. B. gerade zur Handwerksgeschichte für die Nürnberger Situation doch wesentliche neuere Arbeiten nicht zur Kenntnis genommen, z. B. Gerard Schwarzs Untersuchung zum „Nahrungsstand und erzwungenen Gesellenstand" oder Wiests sehr instruktive Darstellung zur Entwicklung des Nürnberger Gewerbes zwischen 1648 und 1806, die garnicht in der Literaturliste auftaucht. Fast peinlich ist es aber, wenn er auf wirtschaftsgeschichtliche Literatur rekurriert, diese falsch liest, z. B. Gömmel zitiert und zweimal aus denselben Angaben unterschiedliche Durchschnittsjahreslöhne für die Gesellenschaft für die gleiche Zeit (S. 61 78 fl, S. 195 156 fl) falsch wiedergibt und daraus entsprechende Schlüsse zieht. Etwas weniger Oberflächlichkeit hätte die Beweisführung des Autors gestärkt, denn seine starke Identifikation mit dem Nürnberger Liberalismus wird oft überdeutlich. Das soll nun nicht zu hart klingen, aber Müller ist in seinen Positionen der Beweisführung gegen „Interpretationen anderer Perspektive" auch nicht gerade sehr differenziert.

Fazit: Lesenswert ist die in Erlangen entstandene Dissertation, wenn auch nicht immer leicht zu lesen, als Kompendium der Adaption und Entwicklung der liberalen Ideen und ihrer wichtigsten Träger in Nürnberg. Und sicher sind die abschließenden Thesen nicht falsch, doch ist ihre Ableitung nur ideengeschichtlich vermittelt. Da Müller der Untersuchung das Wort von Theodor Schieder als Motto vorausstellt von „der wechselseitigen Verschränkung" der individuellen und überindividuellen Faktoren als „Regel der Geschichte", bleibt es wünschenswert, doch diesen Verschränkungen vielleicht in weiteren detaillierten Überlegungen nachzuspüren. *Helmut Beer*

Peter Karbach: **Nürnberg. Organisation und Struktur des städtischen Lebens.** Eine wirtschaftsgeographische Analyse. Fürth: Wissenschaftlich-Publizistischer Verlag L. Berthold 1990. 527 S., DM 39,–.

Seit Erich Otrembas Studie „Nürnberg. Die alte Reichsstadt in Franken auf dem Wege zur Industriestadt" aus dem Jahre 1950 war eine wirtschaftsgeographische Analyse der mittelfränkischen Metropole ein Desiderat. Nach vierzig Jahren legt nun Peter Karbach mit seiner Dissertation bei Prof. Wigand Ritter an der WISO Nürnberg eine solche vor, deren Ziel es ist, „das städtische Leben möglichst systematisch und vollständig darzustellen".

Karbach geht von der städtischen Problemlage aus, wie sie Jürgen Friedrichs 1985 („Die Städte in den 80er Jahren") skizzierte: „Es handelt sich . . . um einen langfristigen Übergang der durch Industrie geprägten Gesellschaft zu einer Dienstleistungsgesellschaft, deren Struktur erst langsam begriffen wird. Von den ökonomischen, sozialen und politischen Folgen dieses Wandels sind insbesondere die alten Industriestädte betroffen . . ." Sein Erkenntnisinteresse liegt darin, der städtischen Politik und ihrer Entscheidungsfindung eine „gesicherte und breite Informationsbasis" zu geben.

Karbach begründet seinen interessanten und – wie die gesamte Untersuchung zeigt – auch fruchtbaren Ansatz: „Die Stadt als Forschungsobjekt bedingt aufgrund der vielschichtigen Problematik ihrer Gesamtstruktur, ihres multifunktionalen Charakters und ihres äußerst vielgestaltigen, regional stark differenzierten äußeren Erscheinungsbildes ein breites Wissenschaftspektrum." Dementsprechend gilt es, die Ergebnisse der verschiedenen Wissenschaften wie Soziologie, Ökonomie und Geschichte, aber auch Städtebau, Stadtgeographie u. a. zu berücksichtigen.

Zur Strukturierung und Darstellung geht Karbach von einem systemtheoretischen Modellansatz als „Denkinstrument" aus. Ein System erscheint als Gesamtzusammenhang einer Reihe von Sub- oder Untersystemen und den Beziehungen dieser Elemente untereinander und zum Gesamtzusammenhang sowie zu den Subsystemen der Umwelt; die Untersysteme können als System betrachtet selbst wieder in Elemente differenziert und strukturiert werden.

Nach grundlegenden Äußerungen zum Gesamtsystem Nürnberg (allgemeine Lage der Stadt; ihre Wirtschafts- und Sozialgeschichte; das Stadtbild und das funktionale Gefüge Nürnbergs) werden die Subsysteme im einzelnen dargestellt: Die Nürnberger Bevölkerung (quantitative und räumliche Entwicklung; Strukturmerkmale), die städtische Körperschaft, die Wirtschaft Nürnbergs (sekundärer Sektor: Handwerk, Bauwirtschaft, Industrie; tertiärer Sektor: Handel, Banken, Versicherungswesen, Fremdenverkehr, Freie Berufe, Bundesanstalt für Arbeit, Hochschulen und Forschungseinrichtungen, Messezentrum, gewerblicher Güterverkehr, Flughafen, Kanal und Staatshafen; primärer Sektor: Knoblauchsland; Reichswald), Verkehr und Kommunikation sowie weitere Bereiche der Ver- und Entsorgung (Verkehrswesen; Einrichtungen der Kommunikation; Energieversorgung; Wasserversorgung; Abwasserbeseitigung; Abfallwirtschaft), Einrichtungen der sozialen Daseinsfürsorge (Wohnungsmarkt; Bildungswesen; „Kulturlandschaft"; Vereinswesen; Sport; Grünflächen, Naturräume und Naherholungsgebiete; Gesundheits- und Sozialwesen; kirchliche Seelsorge), sonstige organisatorische Einrichtungen auf regionaler und städtischer Ebene (Industrie- und Handelskammer; Handwerkskammer; Polizei-, Rechts- und Militärwesen; Feuerwehr; städtischer Schlacht- und Viehhof; Großmarkt) und die natürliche Ausstattung des Nürnberger Raumes.

Karbach kommt zusammenfassend zu dem Ergebnis daß seit Beginn der 80er Jahre der Handlungsspielraum Nürnbergs durch die Verschlechterung der finanziellen Situation (sinkende Steuerkraft, erhöhte Sozialaufwendungen) stark eingeschränkt wurde. Die Bevölkerungszahl, die bis 1985 auf 465 000 Einwohner abgesunken war, hat sich bis Februar 1990 wieder auf 487 000 erhöht. Allerdings fehlen ca. 10 000 Wohnungen. In den letzten beiden Jahrzehnten hat sich in der Nürnberger Wirtschaft eine wesentliche Verschiebung hin zum Dienstleistungssektor vollzogen (1987 rund 63 Prozent der Arbeitsplätze). Im produzierenden Bereich nahm von 1970 bis 1987 die Anzahl der Beschäftigten um ca. 50 000 Personen ab, allein um 43 000 im verarbeitenden Gewerbe. Darin drückte sich der tiefgreifende Strukturwandel insbesondere in den dominierenden Bereichen der Elektroindustrie und des Maschinenbaus aus. Ausgesprochene Wachstumsbranchen sind nur schwach vertreten. „Insgesamt scheint das Gewicht der Nürnberger Industrie in der Zukunft nicht mehr stark genug zu sein, um allein ein städtisches Gemeinwesen dieser Größe tragen zu können." Auch der stark ausgeweitete Dienstleistungssektor konnte dies nicht kompensieren.

Doch lassen sich auch etliche positive Aspekte der Stadt ausmachen: „So wurde bei der Analyse der grundlegenden Infrastruktur in keinem Bereich signifikante und stadtspezifische Defizite festgestellt. Eine ausreichende Ver- und Entsorgung ist weitgehend gesichert, die Verkehrssysteme sind in einer adäquaten Weise ausgebaut ebenso wie das Kommunikationswesen den Erfordernissen entspricht. Im Vergleich zu anderen Großzentren verfügt Nürnberg über einen relativ preisgünstigen Mietwohnungsmarkt; die

behutsame Stadterneuerungspolitik hat eine bundesweite Beachtung gefunden. Das Bildungwesen ist vielgestaltig und bietet dementsprechend breite Wahlmöglichkeiten."

Auch Naherholung und Sozialpolitik werden positiv beurteilt. Kritisch sei hier vermerkt, daß die schon benannte finanzielle Misere der Kommune natürlich ihre negativen Auswirkungen auf die hier positiv beurteilten Bereiche hat.

Die Darstellung wird durch 12 Karten, 44 Abbildungen und 82 Tabellen verdeutlicht und ergänzt.

Karbachs im Vorwort formuliertes Eigenlob, „mit der nun vorliegenden Analyse verfügt die Stadt Nürnberg über eine ‚moderne' und umfassende Stadtmonographie", ist durchaus berechtigt und kann vom Rezensenten bestätigt werden. *Udo Winkel*

Siegfried Zelnhefer: **Die Reichsparteitage der NSDAP.** Geschichte, Struktur und Bedeutung der größten Propagandafeste im nationalsozialistischen Feierjahr (Nürnberger Werkstücke zur Stadt- und Landesgeschichte 46) 1991. 300 S. Nürnberg: Korn & Berg, DM 38,–.

Zelnhefers von Prof. Rudolf Endres betreute Erlanger Dissertation will „die Reichsparteitage von unterschiedlichen Seiten in einem strukturgeschichtlichen Zusammenhang . . . beleuchten, um ein möglichst differenziertes und genaues Bild von dem zu entwicklen, ‚was war'."

Im 1. Abschnitt werden die Parteitage der NSDAP während der Weimarer Republik behandelt (1923 in München, 1926 in Weimar, 1927 und 1929 in Nürnberg). Massenaufmärsche, Fackelzüge, „inszenierte Feierlichkeit" prägten diese von SA, SS und HJ gestalteten Parteitage als „Motivationsschule" im Kampf für die Ziele der NSDAP. Schon hier manifestierte sich die Bedeutung Hitlers: Bereits in den zwanziger Jahren entstand der „Führer-Mythos".

Der 2. Abschnitt beschäftigte sich mit dem „Reichsparteitag des Sieges" 1933 in Nürnberg. Er war improvisiert und ähnelte noch den Parteitagen der „Kampfzeit". Der Wendepunkt liegt darin, daß die Veranstalter nun auch als Staatsvertreter auftraten. „Die Stadt Nürnberg hatte sich erstmals aktiv in die Vorbereitung des Parteitages eingeschaltet. Die Gleichschaltung in der Verwaltung bis zur Besetzung des Oberbürgermeisteramts mit dem Nationalsozialisten Liebel ging der Einrichtung einer Stabsstelle für die Koordination der Arbeiten aus kommunaler Sicht voraus. Daß Hitler fortan alle Parteitage in Nürnberg veranstalten wollte, erfüllte die NS-Stadtspitze mit Stolz. Doch die Lokalpolitiker mußten auch erkennen, daß es nicht nur Lorbeeren für sich und das Image der Stadt zu ernten gab, sondern der Veranstaltungsreigen die Stadt nicht gering belastete."

Der 3. Abschnitt behandelt die Architektur für die Reichsparteitage, die Errichtung einer eigenen „spektakulären Kulissenstadt" in Nürnberg, die steingewordene Selbstdarstellung des Regimes. 1978 schrieb ihr Architekt Albert Speer: „In Wirklichkeit waren die Mittel, die wir anwendeten, nicht ideologisch unterbaut, sondern politisch begründet; sie stammten aus den Erfahrungen des politischen Kampfes um die Macht. (. . .) Die Größenordnungen dieser geplanten Bauten sind daher aus politischen Programmstellungen zu ergründen und durch sie zu verstehen. Das trifft für das Zeppelinfeld, das Märzfeld und das Stadion in Nürnberg zu (. . .)." Neben dieser Machtdemon-

stration an den Parteitagen erfüllte die „Einschüchterungsarchitektur" auch eine wichtige Denkmal-Funktion.

Im 4. Abschnitt wird beispielhaft am „Parteitag der Ehre" 1936 der Ablauf des Spektakels dargestellt. „So wie 1936 oder ähnlich verliefen alle Reichsparteitage der NSDAP seit 1934. Kernstück waren (und blieben) die Elemente, die wir auch schon für das Münchner Treffen 1923 herausarbeiteten: bombastische Massenversammlungen aller Gruppen, Auf- und Vorbeimärsche, Parteikongreß und Sondertagungen, Huldigung des ‚Führers' wo und wie es nur eben ging. Die einzelnen Veranstaltungen zeichneten sich ebenfalls durch gleichbleibende Bestandteile aus: Musikalische, ‚stimmungsmäßige' Umrahmung, Totenehrung, Reden, Schwur auf den Partei- und Staatschef. . . . an der grundsätzlichen Programmfolge änderte sich zwischen 1934 und 1938 nichts Wesentliches. Was sich allerdings verschob, das war der Umfang der Organisation, der Aufwand einer langfristigen Vorbereitung."

Der 5. Abschnitt analysiert Organisation und Struktur der Parteitage. Die Nürnberger Stadtverwaltung organisierte diese. Die Reichsbahn übernahm den An- und Abtransport der Massen, wobei Hitler in seinen Tischgesprächen im Juli 1942 vermerkte: „Die Eisenbahn (habe) durch die Parteitage nicht zu unterschätzende Erfahrungen auf dem Gebiete des Kriegstransports gesammelt." Der innerstädtische Verkehr brach fast zusammen. Die Organisationsleitung stellte in einem Bericht fest: „Der Reichsparteitag 1938 hat einwandfrei gezeigt, daß nach der Ausschöpfung sämtlicher irgendwie gangbarer wirkungsvoller Maßnahmen die Straßenbahn mit ihren technischen Anlagen am Ende ist." Die Unterbringung brachte große Schwierigkeiten. Als die Massenquartiere, wie Schulen, nicht ausreichten, mußten Zelte aufgeschlagen werden (1936 = 2000 Zelte). Das Lager Langwasser stellte das Kernstück der Massenquartiere dar.

Im 6. Abschnitt werden die „Reichsparteitage zwischen Anspruch und Wirklichkeit" vorgeführt. Nürnberg diente als Kulisse und wurde dementsprechend ausgebaut. Eine Typologie der Veranstaltungen weist auf: Appell, Aufmarsch, Vorbeimarsch, den Parteikongreß, die Sondertagungen, die Vergabe eines Nationalpreises der gegen den Nobelpreis gerichtet war (erster Träger Alfred Rosenberg), die Aufführung der „Meistersinger", die allerdings vom Fußvolk nicht sehr frequentiert wurde. Als Unterhaltungsprogamm liefen: Feuerwerk, Volksfest, NS-Kampfspiele und der „Tag der Gemeinschaft". Schließlich als weiterer Bestandteil die Führerreden, hier wurden der Vierjahresplan und das „Nürnberger Gesetz" verkündet. Die Parteitage waren auch ein Medienereignis, das mit Presse, Rundfunk und dem Parteitagsfilm propagandistisch ausgeschlachtet wurde. „Rituale und pseudoreligiöse Zeremonien stilisierten die Zusammenkünfte der Braunhemden zu ‚Gottesdiensten' der Partei. Mit den festen Feierformeln sollten auch die eigenen Parteigenossen immer wieder Bestätigung, Motivation und Gewißheit erfahren. Das Korsett der Uniform, die Übungen des Marschierens hielten die Ideologie zusammen. Die Form dominierte die Inhalte. Die Parteitage als größte Schulungs- und Erziehungsmaßnahme für die eigene Anhängerschaft. Denn das Regime war sich selbst der Treuesten der Treuen nicht sicher." „Verführung und Gewalt" drückt als „knappe Formel" die Realität der Parteitage aus.

Zelnhefer hat mit seiner differenzierten und facettenreichen Darstellung „Geschichte, Struktur und Bedeutung der größten Propagandafeste im nationalsozialistischen Feierjahr" herausgearbeitet und damit einen wichtigen Beitrag zur Analyse des Charakters

des deutschen Faschismus geleistet. Quellen- und Literaturverzeichnis, Personenregister sowie Abbildungen und Karten ergänzen den Band. *Udo Winkel*

Udo Winkel: **Kontinuität oder Neubeginn? Nürnberg 1945–1949.** Eine Ausstellung des Stadtarchivs Nürnberg, März–Mai 1989 (Ausstellungskataloge des Stadtarchivs Nürnberg 3). Nürnberg: Selbstverlag der Stadt Nürnberg, 1989. 115 S., 70 z. T. farbige Abb., DM 12,–.

Der Katalog gliedert sich, analog zur Ausstellung, in vier Teile: 1. Nürnberg 1945–1949: Kontinuität oder Neubeginn?; 2. Das Pellerhaus und seine Umgebung – vor und nach der Zerstörung; 3. Die Nürnberger Trümmerzeit; 4. Zeitgenössische Plakate.

Den Schwerpunkt des ersten Teils bildet die Darstellung von zwei Entwicklungssträngen: Die Anfänge des politischen Lebens und die politische Rekonstruktion Nürnbergs unter der Kontrolle der Militärregierung und das zunehmende Versorgungsdilemma im weitesten Sinne – von den Lebensmitteln bis zum Wohnraum. Er gliedert sich in die Abschnitte: Amerikanische Militärrregierung; Schutträumung und Wiederaufbau; Produktion und Versorgung; Anfänge der politischen und gewerkschaftlichen Aktivitäten mit dem Exkurs: Spontane Selbsthilfe – die antifaschistische Aktion (Antifa) in Nürnberg; Nürnberg unter Selbstverwaltung; Entnazifizierung (mit 40 Abbildungen).

Der zweite Teil dokumentiert in sechs Abbildungen das Pellerhaus und seine Umgebung vor und nach der Zerstörung durch Bombardierungen.

Der dritte Teil präsentiert vierzehn Bilder der Bildchronik und des städtischen Hochbauamtes zur „Trümmerzeit" in Nürnberg.

Der vierte Teil umfaßt zehn faksimilierte zeitgenössische Plakate aus der städtischen Plakatsammlung.

Die Darstellung wird ergänzt durch eine Exponatenliste, ein Quellen-, ein Literatur- und ein Abbildungsverzeichnis sowie eine Zeittafel. *Selbstanzeige*

Horst Dieter Beyerstedt/Herbert Schmitz: **125 Jahre Stadtarchiv Nürnberg.** Eine Ausstellung des Stadtarchivs Nürnberg Juli–September 1990 (Ausstellungskataloge des Stadtarchivs Nürnberg, 5). Nürnberg 1990. 135 S., mit 9 Farb- und 33 Schwarzweißabb., DM 15,–.

Am 20. Oktober 1864 wurde nach mehrmaligen vergeblichen Anläufen vom Nürnberger Magistrat die Gründung eines Stadtarchivs beschlossen und mit dem pensionierten Gymnasialdirektor und namhaften Historiker Dr. Georg Wolfgang Lochner am 29. Dezember 1864 der erste nach-reichsstädtische Nürnberger Stadtarchivar verpflichtet. Das 125jährige Jubiläum seines Bestehens nahm das Stadtarchiv im Sommer 1990 zum Anlaß, in einer 47 Exponate umfassenden Ausstellung seine Geschichte, seine Bestände, seine Arbeit und seine Probleme der Öffentlichkeit vorzustellen. Der begleitende Katalog bringt neben der Ausstellungsdokumentation eine knappe Geschichte des Stadtarchivs von Horst-Dieter Beyerstedt und einen Wegweiser zu den Findmitteln und Beständen von Herbert Schmitz. Er löst damit die von Werner Schultheiß und Gerhard Hirschmann 1964 zum 100jährigen Jubiläum herausgegebene Festschrift ab,

die jedoch wegen ihrer inhaltlichen Erläuterungen zu den einzelnen Beständen auch weiterhin unverzichtbar bleibt.

Damit ist bereits einer der beiden Aspekte angesprochen, die diesen Katalog von anderen Archivfestschriften, Inventaren oder Bestandsübersichten – erinnert sei hier nur an den ebenfalls 1990 erschienenen Band „Geschichte und Bestände des Stadtarchivs Karlsruhe" von Bräunche, Herkert und Sauer – grundlegend unterscheiden: Der interessierte Leser erhält weder Informationen zum Inhalt noch zur Geschichte der Bestände, vielmehr eine „ideelle" Gliederung – die allerdings nicht völlig neu konzipiert, sondern auf der Grundlage der vorhandenen Tektonik und jahrzehntelang bewährten Einteilung in 6 Bestandsgruppen erarbeitet wurde (S. 95) – der Inhalte des Nürnberger Stadtarchivfundus, die zu „allenfalls 20%" (S. 96) den realen Signaturen des Fundus entspricht. Selbstverständlich vermittelt der Wegweiser dem „Interessierten einen Eindruck von der Komplexität, Vielschichtigkeit und Bedeutung der beim Stadtarchiv verwahrten Überlieferung" (S. 96) – aber hätte man nicht wenigstens die weitergehenden Informationen aus der Übersicht von 1964 mit einbeziehen können?

Der andere diesem Katalog eigentümliche Aspekt ist derjenige seiner Intention. Es geht den Autoren offensichtlich weniger um eine objektive Darstellung von Geschichte und Gegenwart ihres Archivs, als um einen cum ira et studio formulierten Appell an die Verantwortlichen in Verwaltung und Stadtrat, die seit langem angemahnten Verbesserungen bei der Raum- und Personalsituation endlich zu bewilligen. Das belegen nicht nur die einzelnen Kapitelüberschriften des historischen Abrisses – „Eine schwere Geburt", „Im Kampf gegen das Chaos", „Aufgabenexplosion", „Chancen und Rückschläge", „Katastrophe und Neuanfang", „Drei Jahrzehnte Notbehelf" –, sondern schon das unmißverständliche Vorwort Michael Diefenbachers: „125 Jahre Stadtarchiv Nürnberg, das sind 125 Jahre Provisorien, 125 Jahre Taumeln von Unzulänglichkeit zu Unzulänglichkeit. . . . Trotz vieler Ansätze, Chancen, Lichtblicke hat sich in vier Generationen wenig bewegt." In abgemildeter Form schließt sich selbst Karla Fohrbeck, die Nürnberger Schul- und Kulturreferentin, in ihrem Geleitwort dem Appell der Archivare an.

Zu bedauern ist, daß es offensichtlich keinem der Autoren gelingt, ihrer Vorgängergeneration, insbesondere den Leistungen des langjährigen Amtsvorstandes Gerhard Hirschmann und seiner Mannschaft Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Kleinere Fehler – Mummenhoff wurde mit Urkunde vom 22. Dezember 1928 (nicht 1930, S. 15) zum Ehrenbürger ernannt, reguläre Ausstellungskataloge gab es schon vor 1987 (S. 23), so etwa 1965 Schicksale jüdischer Mitbürger, 1983 75 Jahre kommunales Verhältniswahlrecht – 75 Jahre SPD-Stadtratsfraktion 1908–1983, 1985 Nürnberg im Luftkrieg – seien nur am Rande erwähnt. *Uwe Müller*

Gerhard Hirschmann: **Stein – vom Industrieort zur Stadt.** Lorenz Spindler Verlag, Nürnberg 1991, erweiterte und fortgeführte 2. Auflage, 328 S., mit 40 Abbildungen, davon fünf farbige, Linsoneinband, DM 39,80.

Fünf Jahre vor einer möglichen Jubiläumsfeier, anläßlich der ersten urkundlichen Erwähnung vor 700 Jahren, liegt zur Geschichte der Stadt Stein in zweiter Auflage das wertvolle Werk des früheren Nürnberger Stadtarchivdirektors Dr. Gerhard Hirschmann vor, dessen Erstausgabe von 1962 seit langem vergriffen ist. Erfreulich, daß es

dem Verfasser nach nahezu 30 Jahren – im Auftrag des Stadtrates von Stein – möglich war, nicht nur die sprunghafte Entwicklung in klarer und übersichtlicher Darstellung fortzuführen, sondern auch den vollständig übernommenen Text der ersten Veröffentlichung durch zusätzliche Ergänzungen zu vervollkommnen.

So liegt nunmehr ein umfassendes Geschichtsbuch zum Kundigmachen mit der Historie eines Ortes vor, deren Grundlage in erster Linie Quellenschrifttum ist, denn geschichtliche Zeugnisse zum Anfassen reichen in Stein kaum über das 19. Jahrhundert zurück. Die Steiner Martin-Luther-Kirche begeht heuer das Fest ihrer Weihe vor 130 Jahren, und älter sind lediglich die sogenannte „Alte Kirche", das jüngst renovierte Bethaus der reformierten Gemeinde aus dem Jahre 1660, und das zugehörige ehemalige Spital, wofür vermutlich Joachim von Sandrart den Entwurf lieferte. Dies hat Dr. Hirschmann neben neueren Forschungsergebnissen über den Bezug von Eisenblech durch Schwäbisch-Haller Salzsieder aus dem Steiner Eisenhammer in den weiterführenden Ergänzungen der zweiten Auflage dargelegt.

Für den Bereich des Nachdrucks aus der früheren Publikation gilt weiterhin die gründliche Besprechung von Werner Sprung in den MVGN 52 (1963/64) S. 590 ff. zum Titel „Stein bei Nürnberg – Geschichte eines Industrieortes". Konsequenterweise wurde der Buchtitel in der zweiten Auflage mit „Stein – Vom Industrieort zur Stadt" fortgeführt und das festgeschrieben, was diese Gemeinde im Unterschied zu anderen im Weichbild einer Großstadt wie Nürnberg größer werdenden Siedlungen auszeichnet: das Heranwachsen zur Stadt. So machen denn auch die Tatbestände Wachstum in den letzten 30 Jahren, Umwidmung in den Landkreis Fürth, Stadterhebung im Jahre 1977 neben der Stadtentwicklung seit dieser Zeit, der kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung sowie den kirchlichen Verhältnissen das Schwergewicht der sauber strukturierten und flüssig geschriebenen Darstellung aus, in der Dr. Hirschmann die Steiner Bürgermeister auch mit sehr bildhaften Aussagen zu Wort kommen läßt.

Er selbst hat im Vorwort zur ersten Auflage Stein als einen Ort bezeichnet, „der niemals Dorf und heute nicht Stadt ist", eine Feststellung, die durch die innerörtliche Entwicklung, ihr Wachstum als Wohngemeinde mit gewerblichem und industriellem Arbeitsplatzangebot und durch eine dynamische Bürgermeisterpersönlichkeit eine Korrektur fand. Neben den Interessen der beiden größten Betriebe, der Weltfirma A.W. Faber-Castell und dem landesweit vertretenen Unternehmen Möbel-Krügel, war es der von 1966 bis 1978 amtierende erste Bürgermeister Josef Dümmelbeck, ein aus dem Nürnberger Ortsteil Schweinau stammender Schlossermeister, der durch seinen Einsatz für die Umwidmung Steins im Rahmen der Gemeindegebietsreform 1972 in den Landkreis Fürth die Eingemeindung nach Nürnberg verhinderte und in dem folgenden halben Jahrzehnt die Stadterhebung vorbereitete. Obwohl in der Urkunde dazu vom 6. Mai 1977 nur von der „Verleihung" des Namens Stadt gesprochen wird, wurde Stein aufgrund seiner Leistungen durch die Bezeichnung „Stadt" gegenüber anderen Orten aufgewertet.

Die Leistungsfähigkeit einer bürgernahen Verwaltung, einer steigenden Wirtschaftskraft, einer wachsenden Wohnbebauung dank einer vorausschauenden innerörtlichen Verkehrserschließung beruhte auf geringeren Ausgaben für Gesundheit, Kultur und weiterführende Schulen, die von der nahen Großstadt im reicheren Maße zu erbringen sind. Durch die Einrichtung eines Gymnasiums, benachbart zum Freizeitzentrum Palm-Beach gelegen, und kulturelle Veranstaltungen in der „Alten Kirche" und im

reaktivierten und bei Veranstaltungen der Öffentlichkeit zugänglichen Faberschloß, hat Stein im Bildungsbereich Anstrengungen unternommen, wie sie auch im Bereich der Altstadtsanierung unverkennbar sind.

Der Siedlungsverdichtung im Altstadtbereich stehen neuerschlossene Baugebiete in der durch Eingemeindung auf 19,5 km² angewachsenen Stadtfläche gegenüber, deren Grenzen im Plan der Stadt Stein 1 : 25 000 im inneren Umschlag leider nicht deutlich erkennbar umrissen sind. Schade auch, daß die in der ersten Auflage enthaltenen Gefallenenlisten der beiden Weltkriege fehlen. Dafür ist zu den bisher fünf Beilagen des Häuserverzeichnisses vom Jahre 1833, der Liste der Bürgermeister von Stein seit 1811, der Tabelle der Bevölkerungsentwicklung von 1818 bis 1989, dem Verzeichnis der Vereine und den Wahlergebnissen in Stein von 1946 bis 1989/90 als sechste Beilage eine Stammliste der Familie Faber und Faber-Castell hinzugefügt.

Das Wappen der Grafen von Faber-Castell (1898) und das Wappen der Stadt Stein (1949) beschließen den Band dieser ungemein informativen Stadtgeschichte, der durch ein ausgewogenes Verhältnis historischer Abbildungen und zeitgenössischer Aufnahmen ein ausgereiftes Bild der ehemaligen Nürnberger Vorortgemeinde vermittelt, dessen Lektüre nicht nur dem geschichtlich interessierten Laien – auch außerhalb Steins – empfohlen werden kann und dessen Benützung man im Bereich aller Schularten dieser Stadt sich wünschen möchte. *Richard Kölbel*

Volker Alberti/ Toni Boesch: **Herrensitz Weiherhaus bei Pillenreuth.** Sonderheft 1990 (lfd. Nr. 36) der Altnürnberger Landschaft e. V. 1990. 120 S. mit zahlreichen Abb.

Im Süden Nürnbergs bzw. im Westen des seit 1972 eingemeindeten Stadtteils Worzeldorf lag das im vorliegenden Heft beschriebene, klug ausgedachte Weihersystem mit dem ehemaligen Herrensitz Weiherhaus, der aus einem zur Betreuung dieser Fischwasser erbauten Gebäude hervorgegangen ist. Die Verf. schildern zunächst ausführlich die Besitzgeschichte und gehen dabei auch auf Herkommen und Bedeutung der besitzenden Familien ein.

Erste urkundliche Nachricht über Lage und Zahl der von der Familie Fischbeck angelegten Weiher finden wir 1339. Die früheste namentliche Erwähnung eines Weiherhauses bei Pillenreuth stammt aus dem Jahr 1389. Wegen erheblicher Schulden mußte schon 1354 die Familie Fischbeck die Weiher an die Reichsstadt Nürnberg überlassen. Durch den Erwerb der Weiher konnte für die rasch wachsende Einwohnerschaft der Stadt die Versorgung mit Fischen verbessert werden. Das Nahrungsmittel Fisch hatte damals, bedingt durch die vorgeschriebene hohe Zahl von Fastentagen, eine weit größere Bedeutung als heute. Mit der Anlage einer Reihe neuer kleinerer Weiher und der Neuorganisation der Teichwirtschaft erhöhten sich die Erträge.

Mitte des 15. Jahrhunderts nahmen die Ausgaben für Unterhalt und Wartung der Weiher immer mehr zu, so daß die Kosten für die Instandhaltung allmählich die Einnahmen aus dem Fischverkauf überstiegen. 1476 entschloß man sich daher, die Weiher zu verpachten. Als auch diese Art der Bewirtschaftung unrentabel blieb, verkaufte der Rat Weiher und Weiherhaus an den Landbaumeister Hans Beheim d. J. Wie bisher allgemein gebräuchlich, hätte, zur Unterscheidung von der Patrizierfamilie Behaim (von Schwarzbach), die Schreibweise der nichtpatrizischen Familie mit ei statt mit ai erfolgen

sollen (S. 27–32). Unter Hans Beheims Leitung erlebte die Weiherwirtschaft einen neuen Aufschwung.

1595 gelangte Weiherhaus an die Familie Gewandschneider, die, ähnlich wie Bartholomäus Viatis, durch den Leinwandhandel reich geworden war. Nach dem Konkurs der Firma Gewandschneider kam der Besitz 1625 an die Familien Pfinzing und Praun und schließlich 1714 an Karl Benedikt Geuder von Heroldsberg, der umfangreiche Neu- und Umbauten vornehmen ließ. 1795 veräußerten die Geuder Weiherhaus an die Welser von Neunhof. Weitere Besitzer waren die Oelhafen von Schöllenbach (1812–1820), die Scheurl von Defersdorf (1820–1854) und ab 1875 der Industrielle Lothar von Faber. Bis 1952 war Weiherhaus in der Hand der Familie Faber. 1986 hat Konsul G. Matzdorf das leerstehende Gebäude erworben.

In einem anderen Kapitel werden Herrensitz und Weiher beschrieben. Was man sich unter einem Weiherhaus gegen Ende des 15. Jahrhunderts vorzustellen hat, zeigen die bekannten Darstellungen von Albrecht Dürer. Ein solches Weiherhaus diente als Zwischenlagerstätte für die gefangenen Fische, als Verteilerzentrum für Jungfische, als Aufenthaltsort für das ständig beschäftigte Weiherpersonal sowie als Lager für Fischfanggeräte und für Kriegsmaterial. Das Weiherhaus bei Pillenreuth war eine Kombination von Wohn- und Wehrbau. Wegen seiner Alleinlage mußte es in seiner strategischen Gesamtfunktion verteidigungswirksam angelegt werden. Das in seiner Barockform noch heute stehende Herrenhaus wurde in seinem Aussehen in der Besitzzeit der Geuder von Heroldsberg geprägt.

Der größte Weiher war mit 155 Morgen der Königsweiher. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts betrug die Gesamtfläche aller Weiher rund 253 Morgen. Bis auf den Königsweiher und den vor dem Herrenhaus liegenden Weiher waren am Ende des 18. Jahrhunderts alle Teiche in Wiesen, Felder oder Wälder umgewandelt worden.

Den Kriegsereignissen um Weiherhaus ist ein weiteres Kapitel gewidmet. Am Königsweiher errangen die Nürnberger im März 1450 in einer blutigen Schlacht gegen Markgraf Albrecht Achilles den größten militärischen Erfolg ihrer Geschichte. Im 2. Markgrafenkrieg wurde das Weiherhaus im Mai 1552 zerstört. Der Wiederaufbau war 1595 abgeschlossen, doch 1632 wurde das Haus wieder eingeäschert.

In der vorliegenden Arbeit wurden zahlreiche Quellen in gewissenhafter Weise ausgewertet. Die umfangreichen Anmerkungen geben dem, der sich mit Fragen zu einzelnen Themen beschäftigen will, gute Hinweise. Die Anlage des Bandes ist übersichtlich. Optisch ist er vorzüglich aufgemacht. Die zahlreich beigefügten Wiedergaben von Originalurkunden, Stichen, Porträts und nicht zuletzt von alten Fotografien ergänzen die Darstellung sehr gut. Die Flüssigkeit des Textes wird durch zu viele Zitate in buchstabengetreuer Wiedergabe etwas beeinträchtigt. Nicht jeder interessierte Leser – und die vorliegende Arbeit ist es wirklich wert, gelesen zu werden – ist mit mittelalterlichen Texten so vertraut, daß er sie ohne weiteres verstehen kann. Eine behutsame Modernisierung oder die Übernahme der Zitate in die Anmerkungen wäre wohl möglich gewesen. Diese kleine Einschränkung schmälert jedoch keineswegs die Verdienste der beiden Verfasser. *Albert Bartelmeß*

Bertold Frhr. von Haller: **St. Laurentius in Großgründlach.** Geschichte eines Kulturdenkmals im Knoblauchsland. Nürnberg: Verlag A. Hofmann 1990, 231 S. mit zahlr. Abb. DM 36,–.

In Großgründlach gab es wahrscheinlich bereits vor der ersten urkundlichen Pfarrei-Erwähnung (1303) eine Burgkapelle, denn bei den jüngsten Grabungen (1987) wurden die Grundmauern einer romanischen Apsis entdeckt. Ausgehend von dem aktuellen Baubestand untersucht Bertold Frhr. von Haller sehr intensiv bis in die Gegenwart hinein die Geschichte der Kirche, für die seit 1333 St. Laurentius als Patrozinium genannt ist. Er beschränkt sich dabei nicht auf das Bauwerk, sondern zeigt die „Verflechtungen zwischen Kirche, Schloß und Dorf" (S. 9). Daher wird gegen Ende auch das erstmals 1480 erwähnte Kirchweihfest einbezogen, welches meist nahe dem 10. August gefeiert wurde, dem Jahrtag des legendären Martyriums des Kirchenpatrons. Abschließend sind – allerdings ohne deutlichen Zusammenhang – bisher unveröffentlichte Nachrichten über einige Gründlacher Pfarrer zusammengetragen, in denen neben alltäglichen Vorgängen u. a. die erschreckenden Grausamkeiten des Dreißigjährigen Krieges anschaulich werden.

Hier wie auch im Hauptteil zeigt sich, daß der Autor neben der relevanten Literatur die primären Quellen im Landeskirchlichen Archiv und im Staatsarchiv Nürnberg, im Erzbischöflichen Ordinariatsarchiv Bamberg, vor allem jedoch im Archiv der Kirchengemeinde und nicht zuletzt im Familienarchiv der Freiherren von Haller in Großgründlach selbst gründlich ausgeschöpft hat. Häufige und ausführliche Zitate vermitteln durchwegs ein sehr realitätsbezogenes Bild der Dorf- und Kirchengeschichte.

Im Mittelpunkt steht die in sieben Phasen gegliederte architektonische Entwicklung seit der Gründung des Klosters Himmelthron, die durch eine lange Folge von Zerstörungen (besonders 1552, 1621, 1634), Wiederaufbau und Reparaturen charakterisiert wird. Neben großen künstlerischen Leistungen läßt sich auch der Ärger mit einzelnen unzuverlässigen Handwerkern dokumentieren. Für die jüngste Zeit kommt dabei der lebendigen Darstellung zugute, daß der Autor und sein Vater an den letzten Renovierungsarbeiten selbst unmittelbar beteiligt waren. Aus diesem persönlichen Engagement ergeben sich einige aktualisierende Stellungnahmen, die jedoch als solche gut erkennbar sind und anhand des Textes bzw. der Abbildungen durch den Leser überprüft werden können.

An die genaue baugeschichtliche Darstellung schließt sich eine Beschreibung der heute noch existierenden Kunstwerke in der St. Laurentius-Kirche an. Besonders hervorzuheben sind aus der hochwertigen Ausstattung die zur Zeit renovierungsbedürftigen Totenschilde der Familie Haller aus der ehemaligen Heilig-Kreuz-Kapelle, ein damastenes Antependium aus der Kapelle von Reutles, das bei Joseph Bonaventura Mutschele in Auftrag gegebene Grabmonument für Johann Sigmund, den letzten Pfinzing von Henfenfeld und im Chor die Glasgemälde aus der Werkstatt des älteren Veit Hirsvogel.

Sowohl für die Architektur als auch für die Innenausstattung werden zahlreiche, überlegt ausgewählte Abbildungen präsentiert, die nicht nur zur Illustration dienen, sondern eine wirklich sinnvolle Ergänzung bieten, da der Autor im Text direkt auf die in brillianter Qualität reproduzierten Zeichnungen, Kupferstiche und Photographien

verweist. Der gut ausgestattete Band wird schließlich durch einen ausführlichen und genauen Anmerkungsapparat sowie Orts-, Personen- und Sachregister abgerundet.

Insgesamt ist dem Autor und ebenso dem Verlag ein ansprechendes, kenntnisreiches und lebendiges Buch gelungen, das die an der Peripherie Nürnbergs, in einer traditionsreichen Kulturlandschaft liegende St. Laurentius-Kirche in Großgründlich stärker in den Blickpunkt rücken wird. *Bernhard Ebneth*

Gerhard Sippel: **750 Jahre Neunhof.** Chronik von 1246–1996, Bd. I. Nürnberg-Neunhof: Selbstverlag 1990. 201 S., 110 Abb. DM 27,–.

1996 kann Neunhof bei Kraftshof, 1246 erstmals urkundlich erwähnt, sein 750jähriges Jubiläum feiern. Bis dahin wollte man in Neunhof mit der Festschrift offenbar nicht mehr warten – zu groß war wohl das Bedürfnis, endlich ein Buch über das „Dorf" herauszubringen (die bisherigen Veröffentlichungen hatten fast immer nur das Schloß zum Thema), so daß jetzt ein erster Band schon sechs Jahre vor diesem historischen Datum erschienen ist.

Trotz der Eingemeindung nach Nürnberg im Jahr 1972 ist Neunhof bislang ein vergleichsweise ländlich geprägter Ort geblieben und zeichnet sich heute noch durch ein traditionelles Eigenleben aus, das vor allem vom Heimat- und Volkstrachtenverein seit Jahrzehnten eifrig gepflegt wird. Dementsprechend liegt der Schwerpunkt des Buches auf Tradition und Brauchtum. Hier kann der Autor, Sohn des letzten Neunhofer „Zeremonienmeisters" (Hochzeitsladers und Leichenbitters), aus einer reichen, insbesondere auch mündlichen Überlieferung schöpfen, die in Neunhof noch lebendiger zu sein scheint als andernorts.

Seine Herunft erleichterte ihm dabei zweifelsohne den persönlichen Zugang. Denn ob er den Bauern beim Segnen der Felder zeigt, das Treiben der (angeblichen) Druden und Hexen schildert („in den 70er Jahren verstarb die letzte in Neunhof lebende Drud") oder über das „Brauchen" und andere abergläubische Praktiken berichtet: einem Fremden hätten sich die Neunhofer wohl kaum anvertraut. Der Leser erfährt von Hochzeitsbräuchen, Begräbnissitten und der Kirchweih, aber auch weniger Bekanntes, z. B. die frühere Bedeutung des „Schmusers" (einer Art Geschäftsvermittler für alle Gelegenheiten vom Viehhandel bis zur Brautschau) oder der „Schlägerungszeiten" (uralten Einschlagregeln der Holzfäller, die besondere Eigenschaften je nach dem Verwendungszweck des Holzes garantieren sollten). Manche Erklärungen, etwa zu den „Sinnzeichen" der Bauernhäuser, atmen freilich allzu unkritisch den Geist der Dreißiger Jahre, als die Wurzeln aller Volkskultur mit Vorliebe in germanisch-heidnischen Vorzeiten gesucht wurden.

Landwirtschaft, Jagd und Forstwesen, desgleichen der früher so beliebte Vogelfang – woran noch die Spuren alter „Vogelherde" im Gelände erinnern –, werden anschaulich beschrieben. Eine ausführliche Würdigung erfährt zu Recht das Heimatmuseum, das der Initiative des 1920 gegründeten Heimat- und Volkstrachtenvereins zu verdanken ist, der es heute noch betreut. Infolge seiner frühzeitig begonnenen Sammeltätigkeit kann es mit reichhaltigen Beständen aufwarten, die allerdings noch einer vollständigen Inventarisierung und Katalogisierung harren. Auch die zahlreichen anderen Vereine werden in Wort und Bild vorgestellt. Schließlich ist die fast durchweg gute Qualität der zahlreichen Illustrationen und Abbildungen hervorzuheben.

So weit kann man das Versprechen des Vorworts, „das genaue Bild eines typischen Dorfes im Knoblauchsland" zu zeigen, als eingelöst ansehen. Dagegen fehlt fast gänzlich, was der Fachhistoriker ebenso wie der historisch interessierte Laie gerade in einer „Chronik" zunächst einmal erwartet hätte: die „Geschichte" des Dorfes. Sie soll erst in einem weiteren Band folgen. Vielleicht ist dies aber auch gut so. Denn hier führt die vom Autor bevorzugte mündliche Überlieferung nicht weiter, sondern nur die mühsame Sichtung der Literatur und vor allem der einschlägigen Archivbestände.

Dies hätte besonders in dem Kapitel, das den Flurdenkmalen und einigen kulturhistorisch bedeutsamen Plätzen in der Umgebung Neunhofs gewidmet ist, vor manchen Fehlschlüssen bewahrt. Allerdings trübt hier auch die romantische Vorliebe des Autors für vergrabene Schätze, unterirdische Gänge und dergleichen den Blick für die nüchternen historischen Tatsachen. So wird z. B. aus dem auf der Wald- und Fraischkarte des Jörg Nöttelein von 1563 (und vorher schon auf dem Holzschnitt des HW von 1559) eindeutig als Steinbruch im Sebalder Reichswald erkennbaren „Gansstein" unter Berufung auf eine spätere, gerade in den geographischen Bezeichnungen sehr fehlerhafte Karte eine geheimnisumwitterte Wehranlage „Ganzlein". Ebenso war „Bechhofen" gewiß kein „altes Raubrittergut ... von dem die Großmutter erzählt hat". Denn „Pechof(en)", das entgegen Sippels Behauptung auf keiner der bekannten alten Karten eingetragen ist, wird zwar in einigen Urkunden des 15. und 16. Jahrhunderts genannt, dürfte aber schon damals nur noch ein Flurname an der Gründlach – vielleicht an der Stelle einer vormaligen Einöde – gewesen sein. Schließlich werden auch bei dem 1503 (nicht 1502) erwähnten „Wasserhäuslein" des Karl Haller (das vermutlich mit dem damals vom Kloster Gründlach zu Lehen gehenden Neunhofer Fischwasser in Zusammenhang steht) archivalische Nachforschungen weit eher zur Aufklärung beitragen als die zweifelhaften Aussagen „älterer Bürger".

Diese Kritik soll das jahrelange Bemühen und die Verdienste des Autors um die Bewahrung der alten Überlieferung in Neunhof nicht schmälern und fällt bei dem vorliegenden Band auch nicht so sehr ins Gewicht. Es wäre jedoch zu wünschen, daß es ihm gelingt, für den angekündigten zweiten Band noch archiverfahrene Heimatforscher und Fachhistoriker als Mitarbeiter zu gewinnen und mit einer fundierten Darstellung der historischen Entwicklung Neunhofs eine spürbare Lücke in der Erforschung des Knoblauchslandes zu schließen. *Bertold Frhr. v. Haller*

Eberhard Brunel-Geuder: **Heroldsberg.** Geschichte einer Marktgemeinde. Hrsg. vom Markt Heroldsberg. 1990. 56 S. und Abb. DM 7,–.

Die in den Jahren 1954/55 von dem Heimatforscher Wilhelm Held verfaßte umfangreiche Chronik von Heroldsberg hat der vorliegenden Veröffentlichung in erster Linie als Quelle gedient. In sehr knapper Form wird die Ortsgeschichte von der Frühzeit an abgehandelt. Die Gründung Heroldsbergs dürfte in die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts fallen. Bis zum Ende des 13. Jahrhunderts waren der Ort und seine Umgebung unmittelbares Reichsgut. Nach mehrfacher Verpfändung gelangte Heroldsberg an die Burggrafen von Nürnberg und schließlich 1391 an die Nürnberger Ratsfamilie Geuder, die es bis zum Übergang an Preußen 1796 besessen hat. 1810 fiel der Ort an das Königreich Bayern.

Die vorwiegend landwirtschaftlich strukturierte Gemeinde hat sich erst in unserem

Jahrhundert grundlegend verändert. Ein bedeutendes Datum war die Eröffnung der Eisenbahnlinie Nürnberg (Nordostbahnhof) – Gräfenberg (1908), für deren Bau sich der damalige Heroldsberger Bürgermeister Fritz Schuster (1848–1922) unermüdlich einsetzte. Die wichtigste wirtschaftliche Veränderung in neuerer Zeit brachte der Bau der „Vereinigten Papierwerke", die nach 1945 bis zu 2000 Personen beschäftigt haben. 1978 wurden die Orte Groß- und Kleingeschaidt eingemeindet. Der im Lauf der letzten Jahrzehnte erfolgte Wandel vom ländlich-dörflichen Charakter der Gemeinde hin zu einer Vorstadtsiedlung der Großstadt Nürnberg ist unübersehbar.

Großen Einfluß auf die Geschichte des Ortes hatte die Familie Geuder. Dieser heute im Mannesstamm ausgestorbenen Nürnberger Patrizierfamilie widmete der Verf. – ein Nachkomme einer Geuderin – ein eigenes Kapitel. Die Geuder waren im Fernhandel und als Montanunternehmer tätig. Im oligarchischen Regiment der Reichsstadt Nürnberg waren sie ständig vertreten, aber auch im Dienste des Reiches und verschiedener Fürsten finden wir Angehörige dieses Geschlechts. Sieben der bedeutendsten Vertreter werden kurz vorgestellt. Neben Heroldsberg hatten die Geuder vor allem noch Besitz in Emskirchen, Großgründlach, Neunhof, Weiherhaus bei Pillenreuth und Stein, das 300 Jahre lang in ihrer Hand war. Schon die Ähnlichkeit des Geuderwappens mit dem Ortswappen zeigt die enge Verbindung zwischen Familie und Gemeinde. Den Geudern verdankt Heroldsberg u. a. die heute noch existierenden, in gutem baulichen Zustand befindlichen vier Schlösser (Grünes oder Rabensteiner Schloß, Weißes Schloß, Rotes Schloß, Gelbes Schloß), die alle in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts als Sommersitze entstanden sind.

Die evangelische Matthäuskirche mit ihren reichen Kunstschätzen sowie die neue katholische Kirche St. Margaretha und die byzantinische Georgioskapelle werden ausführlich beschrieben. Unter den aufgeführten Heroldsberger Persönlichkeiten des 20. Jahrhunderts sind besonders Prof. Fritz Griebel (1899–1976), Direktor der Akademie für bildende Künste in Nürnberg sowie der Nürnberger Verleger Karl Borromäus Glock (1905–1985) hervorzuheben. Kurze Beschreibungen der Heroldsberger Brunnen und der Steinkreuze um Heroldsberg schließen die Darstellung ab.

Angefügt ist eine Kurzchronik der 1978 eingemeindeten Orte Groß- und Kleingeschaidt. Hier waren in erster Linie die Geuder und nach ihnen die Welser von Neunhof begütert. Aber auch die Nürnberger Patrizierfamilien Behaim, Grundherr, Haller, Kreß, Oelhafen und Stomer hatten hier Streubesitz.

Die kleine Schrift informiert in anschaulicher Weise über die Geschichte des Marktes Heroldsberg von seinen Anfängen bis heute. Zur Illustration des Textes sind nicht weniger als 34, meist farbige Aufnahmen beigefügt, die durch ihre Qualität bestechen. Neben den Fotografien, die die ehemals Geuderschen Schlösser im heutigen Zustand zeigen, sind besonders die Wiedergaben der Wappenbriefe für den Ort Heroldsberg und die Familie Geuder, die Federzeichnung Albrecht Dürers von 1510 mit der Ansicht des Ortes und die wirklich guten Reproduktionen alter Postkarten und Ansichten von Heroldsberg, Groß- und Kleingeschaidt hervorzuheben. Insgesamt eine ansprechende und auch werbewirksame Veröffentlichung, die sicher viele Interessenten finden wird.

Albert Bartelmeß

Gustav Voit: **Reicheneck.** Nürnberg: Altnürnberger Landschaft 1989, 235 S. DM 28,–.

Mit einem staunenerregenden Aufwand an Quellenforschung hat Gustav Voit die Geschichte der heute verfallenen und nur noch wenigen Wanderern bekannten Burg Reicheneck rekonstruiert: Das Quellenverzeichnis nennt nicht weniger als 72 durchgearbeitete Bestände in 8 Archiven oder anderen Dokumentationsstellen, die Bibliographie umfaßt 6 Seiten. Schon allein diese breite Quellenbasis dürfte dem Werk seinen Rang als Standardwerk der Geschichte Reichenecks auch für die Zukunft sichern.

Der Verfasser beschränkt sich nicht auf die Geschichte der drei Burgen, die nacheinander auf diesem Platz gestanden haben – nach diesen drei Epochen ist auch das Buch gegliedert, ein viertes Kapitel behandelt die verlassene Ruine –, sondern er stellt sie auch in jeweils unterschiedliche größere Zusammenhänge. So enthält das Kapitel über die erste Burg Reicheneck auch die Geschichte der drei Familien Königstein, Schenk von Reicheneck und Absberg, denen sie nacheinander gehörte, und beschreibt ihre Stellung im Burgensystem und in der Politik des fränkischen Raumes. Das Kapitel über die nunmehr nürnbergische zweite Burg Reicheneck enthält neben einer Liste der dort residierenden Amtleute auch eine historische Beschreibung jener Dörfer, die dem Amt Reicheneck zugehörten. Im dritten Kapitel tritt – vermutlich bedingt durch die Quellenlage – das Problem des baulichen Unterhalts der Festung in den Vordergrund; das Eingehen auf Einzelheiten geht so weit, daß Voit in diesem Kapitel nicht nur Listen der Amtleute vorlegt, sondern auch die Namen der dort arbeitenden Handwerker erfaßt. Über die reine Burgengeschichte hinaus erscheint die beigefügte Aufstellung der Löhne und Preise interessant, die aus den Reparaturrechnungen erarbeitet werden konnte. Am kürzesten ist verständlicherweise Kapitel 4, das die Ruine Reicheneck behandelt; hier bilden Fotos eine wertvolle Ergänzung der spärlich gewordenen schriftlichen Überlieferung.

Hervorstechendstes Merkmal des Werkes ist sein enger Bezug auf die Quellen. Dieser Bezug begründet die Zuverlässigkeit und Nachprüfbarkeit seiner Aussagen und erlaubt z. T. höchst interessante Einblicke in alltägliche, sonst oft übergangene Probleme des Burgenlebens; er konfrontiert den Leser aber auch mit einer solchen Fülle an Material, daß er leicht den Überblick verliert. Vielleicht ist dies der Preis der Nähe zu den Quellen: Höhepunkte und Alltagstrivialitäten müssen gleichgewichtig dargestellt werden, so wie sie eben in den Verwaltungsakten ihren Niederschlag gefunden haben.

Eine genußreiche Lektüre für Leser auf der Suche nach Unterhaltung oder Ritterromantik ist dieses Werk also nicht, wohl aber ein Muß für jede anspruchsvolle regionalgeschichtliche Bibliothek. *Horst-Dieter Beyerstedt*

Fränkische Lebensbilder. 13. Band. Hrsg. im Auftrag der Gesellschaft für fränkische Geschichte von Alfred Wendehorst. Neustadt/Aisch: Kommissionsverlag Degener u. Co. 1990. DM 48,–.

In gewohnter Aufmachung ist der dreizehnte Band der „Fränkischen Lebensbilder" erschienen. Von den dreizehn behandelten Personen haben nur eine oder – bei etwas weiterer Auslegung – zwei einen direkten Bezug zur Geschichte Nürnbergs: Paul Pfinzing d. Ä. und Hans Thomas von Absberg.

Peter Fleischmanns Biographie des Paul Pfinzing d. Ä. (1554–1599) weicht zu recht

vom üblichen Schema der Reihe ab, indem er dem eigentlichen Lebenslauf des Nürnberger Patriziers als Großkaufmann und Verwaltungsbeamter seiner Vaterstadt nur geringen Raum widmet, da dieser durchaus dem Üblichen entspricht; umso eingehender behandelt er dagegen die eigentliche Leistung Pfinzings: seine Tätigkeit als Kartograph und Autor zweier kartographisch-vermessungstechnischer Lehrbücher. Die von Gerhard Pfeiffer verfaßte Biographie des Raubritters Hans Thomas von Absberg (ca. 1480–1531) gewinnt ihren Nürnbergbezug eher indirekt aus den Schwierigkeiten, die dieser der Stadt Nürnberg mit seinen Raubzügen bereitete; das Anliegen Pfeiffers ist es folgerichtig, das Bild des berüchtigten Plackers von den Einseitigkeiten der vorherrschenden Nürnberger Perspektive zu befreien und ihn aus seinen eigenen Voraussetzungen heraus zu verstehen.

Die übrigen Biographien haben keinen Bezug zur Nürnberger Geschichte und mögen hier nur kurz genannt werden: Dieter J. Weiß behandelt den Humanisten Johannes Cuspinianus (1475–1529), Hans-Martin Weiß den Ansbacher Superintendenten der späten Reformationszeit Georg Karg (1512–1576), Ludwig Schnurrer den Rothenburger Bürgermeister Johann Georg Styrzel (1591–1668), Karl Pörnbacher den Dichter Johann Peter Uz (1720–1796), Günter Christ den Mainzer Erzbischof und Erzkanzler Karl Theodor von Dalberg (1744–1817), Dieter Schäfer den Würzburger Staatsmann Johann Michael von Seuffert (1765–1829), Richard Winkler den Burschenschaftler und Vormärz-Aktivisten Nikolaus Titus (1808–1874), Michael Peters den Erlanger französisch-reformierten Pfarrer Johann Heinrich August Ebrard (1818–1888), Karl Bosl den Landeshistoriker Hermann Schreibmüller (1874–1956), Erich Kosthorst den CDU-Politiker Jakob Kaiser (1888–1961) und Rolf Schroeder den Schriftsteller Ernst Penzoldt (1892–1955).

Ein Register zum vorliegenden Band sowie ein Inhaltsverzeichnis der Bände I–VI der „Lebensläufe aus Franken" und der Bände I–XIII der „Fränkischen Lebensbilder" runden den Band ab. *Horst-Dieter Beyerstedt*

Georg Rusam; **Österreichische Exulanten in Franken und Schwaben,** 2. Aufl., durchges. u. erg. von Werner Wilhelm Schnabel, Neustadt a. d. Aisch: Degener 1989 (Einzelarbeiten aus der Kirchengeschichte Bayerns, 63), XVII, 171 S., DM 40,–.

Familiengeschichtsforschung, üblicherweise von einem relativ kleinen Kreis von Fachgelehrten und interessierten Laien gepflegt, erfreut sich seit einigen Jahren einer enormen Breitenwirkung. Die Suche nach den Ursprüngen wurde insbesondere nach dem Zweiten Weltkrieg von wichtigen Publikationen begleitet und unterstützt, die längst nicht mehr Adelsgenealogien als bevorzugtes oder einziges Forschungsobjekt wählten. Zu den wichtigsten Veröfffentlichungen im fränkischen Raum gehören für den Bereich der Exulantenforschung, neben den verdienstvollen Publikationen der Gesellschaft für fränkische Familienkunde, vor allem die grundlegenden Arbeiten der evangelischen Geistlichen Georg Rusam und Georg Kuhr.

Bereits 1952 hatte Rusam sein Buch „Österreichische Exulanten in Franken und Schwaben" vorgelegt, das nun – bald vier Jahrzehnte später – in 2. Auflage erschienen ist. Entstanden aus der Beschäftigung mit den eigenen exulantischen Ahnen, erwuchs ein umfassendes Werk zum historischen Umfeld jener Ereignisse. Das Wanderphänomen der Exulanten aus Österreich wurde von ihm in einen historischen Kontext

eingebunden, aus dem erst die vielschichtigen Beweggründe, die Zuwanderungsbedingungen und das ganze Ausmaß persönlicher und familiärer Tragödien und Hoffnungen verständlich werden.

Daß bei allem wissenschaftlichen Bemühen trotzdem eine sehr persönlich geprägte Darstellung herauskam, ist kein Nachteil. Auch wenn man spürt, daß Rusam damals aus dem Selbstverständnis einer Theologengeneration formuliert hat, für die das Unterschiedliche der Konfession über dem Gemeinsamen stand; die genealogische Forscherfreude wurde gelegentlich noch von einer gewissen Bitterkeit über das den Ahnen zugefügte Unrecht überlagert. Das ökumenische Denken, das heute glücklicherweise Brücken schlagen und historische Vorgänge aus verschiedenen Perspektiven verstehbar machen kann, hat in den 50er Jahren noch nicht im heutigen Ausmaß gegriffen. Deshalb ist es überaus verdienstvoll, daß Werner Wilhelm Schnabel, ein exzellenter Kenner der vorliegenden Thematik, Rusams Werk auf Schreib- und Sachfehler hin durchgesehen und – wo nötig – durch wichtige Informationen, dem heutigen Forschungsstand entsprechend, ergänzt hat; das gilt auch für die Erweiterung der Literaturangaben, an denen noch der verstorbene unvergessene Nestor der Exulantenforschung, Georg Kuhr, mitwirken konnte. Was dieses Buch so hilfreich auch für den im Umgang mit historischen Werken ungeübten, aber interessierten Laien macht, ist, neben den ausführlichen Registern, der Anhang mit der Auflistung der Herkunft von Familiennamen nach Orten, Siedlungsgebieten, Berufen, ursprünglichen Personennamen, Übernamen etc. So hat die unschätzbare Vorarbeit von Rusam zusätzliche Qualität erhalten und ist auf dem besten Wege, erneut ihren Rang als Standardwerk einzunehmen.

Eugen Schöler

Georg Stolz/Michael Jeiter: **Franken: Die Region 7: Städte Nürnberg, Fürth, Erlangen, Schwabach; Landkreise Nürnberger Land, Erlangen-Höchstadt, Fürth, Roth.** München: Deutscher Kunstverlag 1989, 372 S., 280 Abb. DM 36,–.

Das in der Reihe „Kunst- und Kulturlandschaften" erschienene Bildhandbuch „Franken" behandelt den östlichen Teil Mittelfrankens, die Region 7. Der Regierungsbezirk Mittelfranken wurde im Zuge der Gebietsreform von 1972 in folgende zwei Regionen unterteilt: in die Industrieregion Mittelfranken-Ost 7 und in die landwirtschaftlich geprägte Region Mittelfranken-West 8. Die im vorliegenden Handbuch vorgestellten Kunst- und Kulturdenkmäler der Region 7 erfassen somit den Ballungsraum Nürnberg, Fürth, Erlangen und Schwabach sowie die Landkreise Nürnberger Land, Erlangen-Höchstadt, Fürth und Roth.

Die Autoren des Bildhandbuches, der Architekt, Baumeister an St. Lorenz und Stadtheimatpfleger von Nürnberg Georg Stolz und der Architekturfotograf Michael Jeiter vermitteln zu Beginn ihres Buches einen knappen Einblick in die Entwicklung des Regierungsbezirkes Mittelfranken und seiner Vorläufer seit 1806. Anschließend folgt ein kurzer, jedoch fachlich fundierter und informativer historischer Überblick über die Städte Nürnberg, Fürth, Erlangen, Schwabach, der Markgraftümer Ansbach-Bayreuth, den Bistümern Bamberg und Eichstätt und von Pfalz-Neuburg. Das Hauptaugenmerk des Handbuches liegt jedoch in der fotografischen Darstellung der Kunst- und Kulturdenkmäler der Region 7. 32 Farb- und 248 Schwarzweißabbildungen von hervorragender Qualität stellen, alphabetisch nach Städtenamen geordnet, alle bedeutenden,

aber auch eine Vielzahl unbekannter Kulturdenkmäler und Bauten dieser Gegend vor, deren wichtigste Fakten und Daten im Anschluß an den Bildteil erläutert werden. Ergänzt wird das Werk durch ein Personenregister und einen Übersichtslageplan.

Das sehr anschaulich und übersichtlich aufgebaute Buch gibt einen guten Überblick über die Kunst Frankens und regt so zur Besichtigung und genaueren Betrachtung der Objekte an. *Ulrike Ankele*

Konrad Bedal: **Fachwerk vor 1600 in Franken. Eine Bestandsaufnahme** (= Quellen und Materialien zur Hausforschung in Bayern 2, zugleich: Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums 11). Bad Windsheim 1990, 510 S., DM 77,–.

Erstmals legt der Leiter des Fränkischen Freilandmuseums eine Bestandsaufnahme älterer Fachwerkbauten bzw. -bauteile in Franken vor, die unter Mitwirkung von sechs Autoren zustandegekommen ist. Der räumliche Umgriff bezieht sich auf die drei bayerischen Regierungsbezirke, den Altlandkreis Eichstätt und die ehemaligen, weiter westlich gelegenen, heute außerbayerischen Gebiete des Fürstentums Ansbach und der Reichsstadt Rothenburg. Bei der Datierung konnten seltener Inschriften oder archivalische Nachweise als vielmehr dendrochronologische Untersuchungen unter Angabe des letzten vollständig gebildeten Jahresrings herangezogen werden.

Innerhalb einer ortsalphabetischen Gliederung sind die einzelnen Objekte nach heutigen Straßenbezeichnungen aufgeführt. Deren Datierung folgt eine unterschiedlich ausführliche, meist notizartige Beschreibung des Objekts mit abschließendem Literaturhinweis. Es sind insgesamt über 3000 Bauten erfaßt, doch dürfte – wie der Herausgeber einräumt – der Gesamtbestand noch erheblich darüber liegen. Dies wird insbesondere am Beispiel Nürnbergs deutlich, das neben weiteren Städten und Orten von hoher Fachwerkdichte (am bedeutendsten: Dinkelsbühl, Rothenburg, Windsheim) mit einer entsprechenden Kartierung dargestellt ist. In unserem Jahrhundert kriegszerstörte Bauten, die inschriftlich oder „nachrichtlich" bezeichnet werden konnten, sind mit aufgenommen, denn der in Nürnberg „bis 1945 erhaltene Gesamtbestand vor 1600 dürfte zahlenmäßig in die Tausende gegangen sein" (S. 276–300). Eine chronologische Liste der fest datierten Fachwerkbauten und Fachwerkbauteile beschließt diesen opulenten, mit zahlreichen Zeichnungen und Abbildungen ausgestatteten Band, der als ältestes Bauwerk das Templerhaus von 1290 in Amorbach ausweist. Die höchste Bestandsdichte findet sich im westlichen Mittelfranken und im südlichen Unterfranken, wogegen Oberfranken östlich von Bamberg selten vertreten ist; mittelalterliche Bauten fehlen hier ganz. Selbstverständlich ist das Bürgerhaus zahlenmäßig beherrschend vertreten, das bei der Oberschicht einen hohen Steinbauanteil aufweist. Daneben finden sich aber auch Schloß- und Burgbauten, Scheunen, Stallungen, Spitäler, Schulen, Rathäuser usw.

Sehr aufschlußreich ist schließlich eine zeitliche Einordnung von Fachwerkbauten in 50-Jahres-Schritten bis 1600 (S. 18–24). Hier analysiert Konrad Bedal Entwicklungsschnitte sowohl im differenzierten Baugefüge als auch in den Schmuckformen, die besonders gegen Ende des Untersuchungszeitraums eine Blütezeit erlebt haben.

Peter Fleischmann

Harald Siebenmorgen (Hrsg.): **Leonhard Kern (1588–1662).** Neue Forschungsbeiträge (Kataloge des Hällisch-Fränkischen Museums Schwäbisch Hall 2 – Supplement). Sigmaringen: Jan Thorbecke Verlag 1990. DM 28,–.

Als Folgeband zum Katalog der 1988/89 im Hällisch-Fränkischen Museum in Schwäbisch Hall gezeigten Ausstellung „Leonhard Kern" erschien 1990 ein Band mit Forschungsbeiträgen, die größtenteils bei einem Kolloquium während der Ausstellung, angesichts der dort versammelten Originale, vorgetragen worden waren.

Der Beitrag von Gustav Gellichsheimer über die Altarreliefs aus Oberburg (Gornij-Grad, Slowenien) von 1612/13, deren massige Figuren auf die monumentalen Nürnberger Rathausskulpturen von 1617 vorausweisen, untersucht diese frühesten für Kern gesicherten Arbeiten vor allem ikonographisch und wertet sie als Zeugnisse der vom Auftraggeber Fürstbischof Thomas Chrön von Laibach initiierten gegenreformatorischen „Bibelrenaissance". Weitere ikonographische Beiträge befassen sich mit der Bedeutung der in Kerns Werk auffällig häufigen Darstellung des Abrahamsopfers (Hans-Joachim Hennze) und der Kern neu zugewiesenen „Szene aus dem Dreißigjährigen Krieg", die Elisabeth Schraut als Allegorie auf die Bedrohung der Stadt Hall durch den auf französischer Seite kämpfenden livländischen General Reinhold von Rosen interpretiert.

Neben ikonographischen Untersuchungen liegt der Schwerpunkt der Kern-Forschung noch auf der Sicherung und Abgrenzung des Œuvres Leonhard Kerns, seiner Mitarbeiter und Schüler. Hier haben die von Christian Theuerkauff und Malcolm Baker vorgestellten, von Leonhard Kern signierten Elfenbeinbildwerke einen ebenso großen Stellenwert wie die archivalischen Nachrichten zu Leonhard Kerns Neffen Johann Georg Kern in Forchtenberg und Öhringen (Herta Beutter) und die von archivalisch gesicherten Arbeiten ausgehende Zusammenstellung mutmaßlicher Arbeiten des Kern-Schülers Johann Jakob Betzolds in Schwäbisch Hall (Wolfgang Deutsch), die die Diskussion über die Urheberschaft der Elfenbeinhumpen mit neuen Argumenten belebt. Dieser Beitrag, aber auch die eingehende Kritik der im Ausstellungskatalog wiedergegebenen Interpretationen und Zuschreibungen durch Christian Theuerkauff zeigen, wie sehr die Ausstellung die Kern-Forschung angeregt hat. Gleichzeitig wird das Ausmaß der noch zu leistenden Untersuchungen deutlich, ohne deren Ergebnisse die Eigenart des Kern'schen Werks und einzelne Aspekte – wie die „altdeutsche" Formensprache, die in Einzelfällen zur Zuweisung seiner Skulpturen an Albrecht Dürer führte (Theuerkauff S. 48–51, 53–54) – noch nicht angemessen beurteilt werden können.

Claudia Maué

Werner J. Heymann (Hrsg.): **Kleeblatt und Davidstern.** Aus 400 Jahren jüdischer Vergangenheit in Fürth. Emskirchen: Verlag Maria Mümmler 1990. 240 S. DM 39,50.

Es gibt keine moderne Geschichte der Fürther Juden. Auch das vorliegende Buch kann und will keine solche sein. Es ist vielmehr, wie der Herausgeber in seinem Epilog sagt, ein Erinnerungsbuch. Der ehemalige Fürther Werner Heymann hat es zum Gedächtnis an die vielen Generationen von Fürther Juden und besonders im Gedenken an die unter der Naziherrschaft Ermordeten, Erschlagenen, Verhungerten und Vergasten herausgegeben.

Fürth war ein Sonderfall. Infolge der ansbachisch-nürnbergisch-bambergischen

Dreiherrschaft lebten Juden und Christen, letztere (um den Titel zu erläutern) als „Kleeblätter" bezeichnet, hier einträchtiger zusammen als anderswo. So war es möglich, daß in Fürth ein reiches und bis zur Emanzipation auch sehr einheitliches jüdisches Leben entstand. Nicht umsonst hat man diese Stadt das fränkische resp. bayerische Jerusalem genannt.

In 25 Beiträgen erhellt das vorliegende Buch schlaglichtartig ausgewählte Kapitel der jüdischen Geschichte Fürths, vom Beginn 1528 bis zum Ende in unserem 20. Jahrhundert: 1528 siedelte der Markgraf von Ansbach gegen den heftigen Protest der Reichsstadt Nürnberg die ersten jüdischen Familien an. Vor einem knappen Menschenalter erst waren alle Juden aus Nürnberg ausgewiesen worden. Die Fürther Gemeinde aber entwickelte sich so gut, daß zu Beginn des 17. Jahrhunderts ein eigener Friedhof errichtet und eine Hauptsynagoge erstellt werden konnte. Eine Talmudschule folgte, die ihre Blütezeit seit 1660 erlebte und von Schülern aus weitem Umkreis besucht wurde. Erst mit den Reformen im 19. Jahrhundert mußte sie ihre Aktivitäten einstellen. In Verbindung mit der Jeschiva gab es in Fürth auch eine bekannte hebräische Druckerei.

Wir erfahren einiges über das jüdische Leben in der Stadt, vor allem im 19. Jahrhundert, zu dem die Quellen reichlicher fließen: Ein Fürther Jude, Gabriel Löwenstein, war der Begründer der hiesigen Sozialdemokratie, ein Fürther, Dr. David Morgenstern, der erste jüdische Landtagsabgeordnete in Bayern; von hier stammte der erste bayerische Richter, der erste Rechtsanwalt jüdischer Konfession. Die Fürther Juden beteiligten sich genauso wie die Fürther Christen an allen Fragen des öffentlichen Lebens. Als es um die Eingemeindung nach Nürnberg ging, waren sie es, die am heftigsten widersprachen – „Treu bis zum Tode wollen wir/Fürth, unsre Heimat lieben" schrieb Alfred Nathan in einem seiner Gedichte.

Die Vorgänge der Emanzipation spalteten die Fürther Gemeinde in zwei Lager, einen liberal-reformerischen und einen orthodoxen Teil, der seine eigenen Synagogen und Bethäuser hatte. Das Haupt der Liberalen war der bekannte und beliebte Rabbiner Dr. Isaak Loewi, der über 40 Jahre lang in Fürth wirkte und eine moderne Gemeinde schuf. Überdurchschnittliches leisteten die hiesigen Juden in der Wirtschaft, im Städtebau, im Stiftungswesen, im Vereinswesen und bei der Erfüllung kultureller Aufgaben (Theater). Noch heute sind solch große Stiftungsbauten wie das Berolzheimerianum, das Nathanstift, die Krautheimerkrippe im Stadtbild zu sehen, erfüllen z. T. noch ihre alten Stiftungszwecke.

Dies alles erfahren wir aus dem schönen Aufsatzband. Man hat allen Grund, dem Herausgeber und seinen Beiträgern – G. Renda, B. Ohm, W. Oppelt, M. N. Rosenfeld, S. El-Banna, G. Walther, I. Sponsel, M. Mümmler, H. Künzel, B. Schmitt, S. Ziegler, H. Gemeinhardt und Y. Heymann – zu danken und ist nach der Lektüre um so gespannter auf eine Gesamtdarstellung, die nicht mehr so lange auf sich warten lassen sollte. Für eine eventuelle zweite Auflage darf man sich wünschen, daß die störenden Druckfehler beseitigt werden, vor allem aber, daß dem Buch ein Personenregister beigegeben wird. Das von Frau Heymann mitgeteilte Rezept der „Zitronentorte à la Fürth" hat der Rezensent ausprobiert; sie ist ebenso aufwendig wie wohlschmeckend!

Kuno Ulshöfer

Heinrich Schlüpfinger: **Frühgeschichte Schwabachs und seines fränkischen Umlandes in Wort und Bild.** Schwabach: Verl. Hermann Millitzer. 1990. VIII, 86 S., mit zahlr. Abb. DM 24,80.

Mit dieser ausführlichen Darstellung der Schwabacher Frühgeschichte, im Zusammenhang mit der Landes- und Reichsgeschichte, legt der Verf. das Ergebnis seiner jahrzehntelangen Forschungen vor. Dabei wird weit über das Gebiet der heutigen Stadt und des mittelalterlichen Amtes Schwabach hinausgegriffen.

An die schwäbisch-alamannischen Siedlungen erinnern die drei Schwabach-Flüße (Arnsteiner Schwabach, Erlanger Schwabach, Schwabacher Schwabach). Im Gebiet der heutigen Stadt Schwabach siedelten sich wohl zu Beginn des 6. Jahrhunderts mindestens zwei alamannische Sippen an. Das alamannische Dorf Schwabach bestand vom frühen 6. bis zum 8. Jahrhundert. Nach der fränkischen Landnahme entstanden Königshof und Königsmark Schwabach. Aus alten Grundstücksgrenzen konnte der Verf. bereits 1977 den Gesamtgrundriß des ehemaligen Königshofes Schwabach erschließen. Dieser Königshof, der 1167 durch Schenkung an das Kloster Ebrach überging, besaß einen eigenen Siedlungs- und Rodungsbezirk, seine Mark. Die Größe der Königsmark Schwabach wird aus der Ausdehnung des Sprengels der Königspfarrei Schwabach ersichtlich. Er umfaßte die späteren Pfarreien Schwabach, Dietersdorf, Katzwang, Wendelstein, Leerstetten, Büchenbach, Kammerstein, Barthelmesaurach, Rohr und Unterreichenbach.

Neben Schwabach werden die Königshöfe bzw. Königsmarken von Rasch-Altdorf, Büchenbach b. Erlangen, Herzogenaurach, Forchheim, Langenzenn, Cadolzburg, Fürth, Roßtal, Regelsbach, Riedfeld bei Neustadt/Aisch und nicht zuletzt auch Nürnberg näher untersucht. Ausführlich wird die Mark Katzwang behandelt. Das 1972 in die Stadt Nürnberg eingemeindete Katzwang dürfte bereits im frühen 6. Jahrhundert als schwäbisch-alamannische Siedlung entstanden sein. Es gehörte zur Königspfarrei Schwabach und muß auch grundherrlich ein Teil dieser Mark gewesen sein. 792/93 wurde die Katzwanger Mark abgetrennt und dem königlichen Eigenkloster Gunzenhausen als Ausstattungsgut zugeteilt. 823 schenkte Ludwig der Fromme das Kloster Gunzenhausen der Reichsabtei Ellwangen.

Nach des Verfassers gut begründeter Ansicht ist die dem Regensburger Kloster St. Emmeram gehörige Mark am Oberlauf der Schwabach aus Teilen der Königsmarken Schwabach und Roßtal entstanden. Die um das Jahr 800 angefertigte Grenzbeschreibung dieser Mark ist im Wortlaut und in der Übersetzung abgedruckt. Aufgrund dieser Beschreibung wurde mehrfach versucht, die Grenzen dieser Mark eindeutig zu bestimmen. Neben dem Historiker Karl Dinklage und dem ehemaligen Direktor der Stadtbibliothek Nürnberg, Gottlieb Heckel, hat vor allem der Verf. durch umfangreiche Recherchen und Vergleiche dazu beigetragen, diese Grenzen zu ermitteln.

Da schriftliche Quellen oft fehlen und archäologische Funde selten sind, ist es sehr schwierig, bei der Frühgeschichte des behandelten Raumes zu überzeugenden Ergebnissen zu kommen. Die in langjähriger, gründlicher Forschung erworbenen Kenntnisse des Verfassers, seine Vertrautheit mit den geographischen Gegebenheiten und seine Zurückhaltung gegenüber allen Hypothesen, die durch Belege nicht genügend abgesichert sind, geben den Aussagen Gewicht. Der vorliegende Band ist die Zusammenfassung einer Lebensarbeit. Hier wird keine leicht eingängige Lektüre, sondern grund-

solide, nüchterne Forschung geboten, die dem Interessenten ein plastisches Bild der Vergangenheit vermittelt. Die Veröffentlichung ist mit zahlreichen Fotos von alten Stichen, Karten und vor allem von aufschlußreichen Skizzen und Zeichnungen angereichert, die das Verstehen des Gesagten erleichtern. Gute Dienste leistet nicht zuletzt das beigefügte Orts-und Personenregister. *Albert Bartelmeß*

Karl Borchardt: **Die geistlichen Institutionen in der Reichsstadt Rothenburg ob der Tauber und dem zugehörigen Landgebiet von den Anfängen bis zur Reformation.** 2 Bde. (Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte IX, 37/I und II). Neustadt/Aisch: Kommissionsverlag Degener 1988. XII und 1381 S. DM 128,–.

Die Würzburger Dissertation untersucht in einem territorial und zeitlich abgegrenzten Rahmen das Entstehen und Wirken geistlicher Institutionen in einer spätmittelalterlichen Reichsstadt und deren Landgebiet. Ähnliche Untersuchungen sind in den 70er und 80er Jahren über Augsburg, Köln, Straßburg und Ulm sowie schon früher über Heilbronn, Schwäbisch Hall und Wimpfen erschienen. Auf die Arbeiten Karl Schlemmers, Gottesdienst und Frömmigkeit in der Reichsstadt Nürnberg am Vorabend der Reformation, Würzburg 1980, und Siegfried Reickes, Stadtgemeinde und Stadtpfarrkirchen in der Reichsstadt Nürnberg im 14. Jahrhundert, in: MVGN 26 (1926), S. 1–110, bezüglich Nürnberg sei verwiesen.

Die relativ gute archivische Überlieferung Rothenburgs unterstützte die Arbeit wesentlich, als Zeitgrenze ermittelte Borchardt das Jahr 1560, als sich das evangelische Kirchenwesen in der Reichsstadt ob der Tauber etabliert hatte und die städtischen Klöster aufgelöst waren.

Ein zusammenfassender Überblick über die Geschichte des Rothenburger Raumes vom 7. Jahrhundert bis zur Reformation (S. 3–16 und S. 725–739) bildet den Rahmen der Dissertation. In einem ersten Hauptteil untersucht Borchardt die geistlichen Institutionen der Reichsstadt in Form einzelner Monographien: die Deutschordens- (S. 19–116) und die Johanniterkommende (S. 117–150), das Dominikanerinnen- (S. 151–198) und Franziskanerkloster (S. 199–220), das Neue Spital (S. 221–275), das Siechhaus St. Leonhard (S. 276–286) sowie die Landpfarreien (S. 287–411). Entstehung, Organisation, Besitzgeschichte, Stellung in der Stadt sowie Verhältnis zu Rat und Bürgerschaft sind die hauptsächlichen Aspekte dieser Monographien.

In einem zweiten Hauptteil geht Borchardt methodisch über das bislang Erarbeitete hinaus und stellt vergleichende Studien über die wirtschaftlichen, sozialen, herrschaftlichen und kirchlich-religiösen Verhältnisse der geistlichen Institutionen in der Stadt und ihre Beziehungen zu Rat, Bürgerschaft und Hintersassen an. Hierbei stehen Besitz und Einkünfte der Institutionen (S. 415–510), prosopographische Beschreibungen der Ordensmitglieder und Säkularkleriker (S. 511–636), Gerichtsbarkeit und Besteuerung (S. 637–656) und die Einflußnahme des Rats auf das religiöse Leben mittels Stiftungen u. ä. (S. 657–724) im Mittelpunkt. Dieser zweite Hauptteil bietet Arbeitsergebnisse der reichhaltigen Quellen in Hülle und Fülle, eine gute Grundlage für weitergehende mentalitätsgeschichtliche Forschungen über Alltag und Leben in der spätmittelalterlichen Grundherrschaft.

Der gewaltige Umfang der Arbeit – allein der darstellende Teil umfaßt 739 Seiten –

zwang zu einer technischen Teilung des Gesamtwerks. Der zweite Band bietet den wissenschaftlichen Apparat (Anmerkungen, Quellen-und Literaturverzeichnis, Register) und veranschaulicht das im ersten Band Gesagte anhand von elf Karten, neun Stammtafeln und den Ämterlisten der Vorsteher der Rothenburger Ordensniederlassungen, der städtischen Kirchenpfleger und der Pfründeninhaber.

Die eindrucksvolle Arbeit Karl Borchardts ist Grundlagenforschung. Ihm gelang es, weite Aspekte der äußeren Umstände und Bedingungen des spätmittelalterlichen Lebens in der Reichsstadt Rothenburg und ihrem Landgebiet herauszustellen und somit Vorarbeit für Darstellungen des Alltags in dieser fränkischen Stadt zu leisten.

Michael Diefenbacher

Hans Schäufelein – Das druckgraphische Werk. Bearbeitet von Karl Heinz Schreyl. Hrsg. von den Stadtgeschichtlichen Museen Nürnberg, der Albrecht-Dürer-Haus-Stiftung e. V. Nürnberg und dem Verein Rieser Kulturtage e.V. Nördlingen. Nördlingen: Verlag Dr. Alfons Uhl 1990. 2 Bände. 676 S., 1214 Abb. DM 248,–.

Als Mitglied in Albrecht Dürers Werkstatt von 1503 bis 1507 zählt Hans Schäufelein zu jenen Künstlerpersönlichkeiten, die zu Beginn des 16. Jahrhunderts eine neue und in der Folgezeit dominierende Grundlage der deutschen Renaissancekunst erarbeitet haben. Wie seinen Werkstattkollegen Hans Baldung Grien und Hans von Kulmbach gelang es auch Schäufelein, unter der Anleitung Dürers eine eigene künstlerische Konzeption zu entwickeln. Seine überaus reiche Holzschnittproduktion ist für die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts und darüber hinaus wegweisend. Mit über 1200 Holzschnitten begründen sie seinen Ruhm als eine wesentliche Künstlergestalt der Dürerzeit weit mehr als die in nicht geringer Zahl erhaltenen Tafelgemälde.

Nun liegt erstmals das vollständige, druckgraphische Œuvre des Meisters in einem prächtigen Werkkatalog vor, bearbeitet von Karl Heinz Schreyl; nach dem Erscheinen von Marie Consuelo Oldenbourgs Katalog „Die Buchholzschnitte des Hans Schäufelein", 1964, die wichtigste und umfassendste Publikation zu Schäufeleins druckgraphischem Schaffen. Es handelt sich um ein Werk mit hohem wissenschaftlichem Anspruch, auf das die Schäufelein-Forschung schon lange gewartet hat. Aber auch kunsthistorische Laien werden die sorgfältig gedruckten Holzschnitte in dem opulenten Abbildungsband begeistern.

Der Kommentarband (195 Seiten) bietet zunächst eine Übersicht zur Vita, die Jahr für Jahr – soweit Œuvre- und Lebenschronologie gesichert sind – die Werke und ihre Entstehung vorstellt. Wobei Peter Strieders neue Forschungsergebnisse zum Lebenslauf Schäufeleins, die einen Aufenthalt in der Holbein-Werkstatt 1507/08 nachweislich unmöglich machen, nicht mehr berücksichtigt werden konnten (Hans Schäufelein, Vorträge des Nördlinger Symposiums 1988 bzw. 1990, S. 240–272). Es folgt ein ausführlicher Bericht über die bis 1987 erschienene Schäufelein-Literatur mit anschließendem Verzeichnis. Der Katalog umfaßt 1214 Nummern, die in der Bilddokumentation vollständig abgebildet sind. Zu jeder Nummer sind die bibliographischen Daten und Einzelkommentare genannt. Drei Konkordanzen: Bartsch-Schreyl, Geisberg-Schreyl und Oldenbourg-Schreyl runden die Publikation ab. Den Abschluß bildet ein umfangreiches ikonographisches Register, das dem Leser zu einem wertvollen Sucheinstieg verhilft und über die breite Motivvielfalt in Schäufeleins Schaffen Aufschluß gibt. Das

Spektrum reicht über die Holzschnitte für Ulrich Pinders in der Dürer-Werkstatt entstandenes Andachtsbuch „Beschlossen gart des rosenkrantz marie" über Holzschnittfolgen zur Passion Christi. Ab 1514/15 war Schäufelein in Augsburg gemeinsam mit Hans Burgkmair und Leonhard Beck für verschiedene Projekte Kaiser Maximilians I. tätig: den „Theuerdank", den „Weißkunig" und den „Triumphzug" des Kaisers. Um 1530 entstanden die monumentale Schlachtendarstellung und die Illustrationen zur „Geschichte der Judith". 1533 illustrierte Schäufelein Johann von Schwarzenbergs „Memorial der Tugenden". Um 1535 wandte er sich auch leichterer Lektüre zu, wie Boccaccios „Decamerone", der Serie die „Hochzeitstänzer" oder dem Märchen „Die schöne Magelone". 1537 kam der „Triumphzug Kaiser Karl V." hinzu. Daneben entstanden Gelegenheitsarbeiten wie Spielkarten oder die Illustrationen zum „Goldenen Esel" des Lucius Apuleius, 1538.

Mit „Hans Schäufelein: Das druckgraphische Werk" entstand nach „Hans Baldung Grien: Das graphische Werk", bearbeitet von Matthias Mende, 1978, eine weitere Standardpublikation und eine wichtige Arbeitsgrundlage, die der Forschung den Zugang zum graphischen Schaffen der aus der Dürer-Werkstatt hervorgegangenen Meister erleichtert. Wie Karl Heinz Schreyl in seinem Vorwort bemerkt, „möge dieser Katalog dazu beitragen, daß die wertvollen Originale künftig wenig bewegt werden müssen" (S. 12). Man darf gespannt sein auf eine weitere ähnlich angelegte Arbeit von Barbara Butts und Matthias Mende mit dem Bildkatalog aller Graphiken von Hans von Kulmbach, die sich in Vorbereitung befindet. *Sonja Weih-Kürger*

Hans Schäufelein. Die Vorträge des Nördlinger Symposiums. Hrsg. von der Stadt Nördlingen und von dem Verein Rieser Kulturtage e. V. Nördlingen: Beck'sche Buchdruckerei 1990. 307 S., 189 Abb., 24 Farbabb. DM 39,80. Die beiden englischsprachigen Beiträge von Timothy Husband und Charles Talbot sind in deutscher Übersetzung als Sonderdruck zum Preis von 2,– DM erhältlich.

Die 1988 anläßlich der 7. Rieser Kulturtage veranstaltete Schäufelein-Ausstellung im Stadtmuseum Nördlingen wurde von einem Symposium begleitet. Wissenschaftler aus dem In- und Ausland hielten Vorträge über das Leben und Werk Hans Schäufeleins, der sich 1515 endgültig in Nördlingen als Stadtmaler niedergelassen hatte. Die Referate liegen nun in einem Band zusammengefaßt vor und vermitteln den heutigen Stand der Schäufelein-Forschung. Die großzügige Bildausstattung dient nicht nur dem besseren Verständnis der Beiträge, sondern kann auch als Bildkompendium generell zum Thema Schäufelein beurteilt werden. Aus fachlicher Sicht sind die einzelnen Aufsätze unterschiedlich zu bewerten, denn es werden schwerpunktmäßig kunsthistorische und ikonographische Akzente gesetzt. Hervorzuheben ist die Revidierung im Lebenslauf Schäufeleins, die Peter Strieder durch seine Ausführungen überzeugend dokumentiert, wodurch ein Aufenthalt des Meisters in Augsburg vor seiner Tätigkeit in Südtirol 1507/08 unmöglich wird. Die Aufsätze sind alphabetisch nach den Autorennamen geordnet, was sich für den Leser zunächst erschwerend auswirkt, einen chronologischen Überblick über das Schaffen Schäufeleins und einen künstlerischen Werdegang zu gewinnen.

Den frühen Arbeiten auf dem Gebiet der Porträtmalerei widmet Kurt Löcher seine Untersuchung. Vorgestellt werden acht gemalte Bildnisse aus Schäufeleins Nürnberger

Zeit, während seiner Tätigkeit in der Dürer-Werkstatt von 1503 bis 1507. Zu den heute in der Forschung unumstrittenen Männerbildnissen in Warschau, Basel, Würzburg, Washington, Fürth (Privatbesitz) und einem Frauenbildnis, zuletzt bei Sotheby London, 1970, sind zwei „Schäufeleinzuschreibungen" in Berlin und Indianapolis hinzugenommen, die nach den stilkritischen Begründungen Löchers nicht mehr angezweifelt werden sollten. Außerdem stellt der Autor das bisher unveröffentlichte Bildnis eines Mannes aus den Kunstsammlungen der Veste Coburg vor, das um oder nach 1512 entstanden ist, also in Schäufeleins Augsburger Jahren. Aus der Übersicht von Stilmerkmalen geht hervor: „Es gibt wenige Eigenschaften, die alle Bilder teilen, aber wechselnde Bündel von Eigenschaften, die sich verteilt in ihnen finden" (S. 120). Ausführlich werden die Kriterien nachgewiesen, die die besprochenen Porträts zusammenrücken und vom Bildnisoeuvre Dürers absetzen, sowie auch von denen anderer, in Nürnberg tätiger Künstler. Schwierig bleibt bei der unterschiedlichen Qualität der Bildnisse und dem „experimentiellen Charakter mancher Porträts" (S. 121) Stützpunkte für eine absolute Chronologie zu erstellen.

Mit dem „Ober St. Veiter Altar" stellt Arthur Saliger ein Hauptwerk ebenfalls aus der frühen Schaffensphase Schäufeleins vor. Nachdem die Forschung weitgehend untersuchte, welche Zitate nach graphischen Vorlagen Dürers Verwendung fanden, versucht der Autor die Autonomie der spezifisch künstlerischen Eigenschaften der gemalten Altartafeln herauszukristallisieren. Trotz der bekannten Übernahme vieler identischer Einzelmotive ist der Gesamtcharakter grundverschieden, was sich zwangsläufig auch durch die Umsetzung in ein anderes Medium erklärt.

Timothy Husband untersucht Schäufeleins wenig erforschte Tätigkeit auf dem Gebiet der Glasfensterentwürfe. Der Autor konzentriert sich im wesentlichen auf zwei Silberlot-Rundscheiben in New York. Die eine Glasscheibe zeigt den Abschied Christi von seiner Mutter, deren Ausführung auf den entsprechenden Holzschnitt aus dem Speculum Passionis, 1507, zurückgeht. Obwohl ein verlorener gezeichneter Entwurf nicht auszuschließen ist, hält Husband es doch für wahrscheinlich, daß die Rundscheibe auf der genannten Buchillustration basiert, und daß die Komposition ihre Veränderungen vom Glasmaler am Werktisch erfuhr. Diese Vermutung wird auch durch die Tatsache erhärtet, daß der eingezogene Kreis von 14 cm Durchmesser auf dem Holzschnitt die Komposition, wie sie auf der Rundscheibe erscheint, wiedergibt. Vermutlich hat der Glasmaler das Glas direkt über den Druck gelegt und den Entwurf nachgezogen. Die andere Scheibe zeigt die Darstellung von Pyramus und Thisbe und geht in der Komposition auf Schäufeleins Holzschnitt desselben Themas, um 1510, zurück. Nur erscheint die Darstellung hier seitenverkehrt, was vermuten läßt, daß nicht der Druck, sondern ein Entwurf oder eine Vorzeichnung für den Holzschnitt verwendet wurde. Eine entsprechende Zeichnung scheint nicht erhalten zu sein. Husband nimmt an, daß das Pyramus und Thisbe-Medaillon zu einer Reihe gehörte, vielleicht zu einer Serie nach bekannten Szenen aus Ovids „Metamorphosen", welche diese Szenen mit anderen Motiven verband, um den Gehalt lehrhaft, moralisierend oder sonst erbaulich zu machen. Abschließend verweist der Autor auf den einzigen bekannten Rundscheiben-Entwurf Schäufeleins mit der Darstellung Aristoteles auf Phyllis reitend. Diese Zeichnung in Berlin macht es wahrscheinlich, daß Schäufelein eine Reihe von Rundscheiben entworfen hat, die die Macht der Frau darstellten. Auf jeden Fall ist sie

ein weiteres zwingendes Dokument, daß Schäufelein sich als Entwerfer für kleinformatige Glasbilder betätigte.

Charles Talbot stellt die Frage nach der Beziehung der Malerei zur Bildhauerei und wie diese künstlerischen Ausdrucksformen auf die Auffassung und Ausführung von Holzschnitten einwirken. Dabei berücksichtigt der Autor vor allem Schäufeleins frühes Werk. Anhand von Vergleichen mit Dürers Holzschnittwerk wird nachgewiesen, wie bei Schäufelein der Blick ins Freie drastisch reduziert ist, die Gestalten in einer Weise zusammengedrängt sind, daß sie hauptsächlich von der Stärke ihrer Gewänder gehalten erscheinen, statt wie bei Dürer von der gewichtsstützenden Haltung des Körpers. Diese charakteristischen Züge weisen sowohl auf Schäufeleins Art zu zeichnen, als auf die Gewandmuster spätgotischer Skulptur hin. Das Zusammenziehen des Raumes in Schäufeleins Holzschnitten verstärkt das Gefühl, daß die stofflichen oder körperlichen Formen sich nicht nur gegenseitig, sondern auch den Betrachter beeinträchtigen. Nach Talbot könnte man diese Betonung der Masse gegenüber dem Raum als eine Vorliebe für einen anfaßbaren über einen nur sichtbaren Beziehungsrahmen denken. Die vertraute Aufstellung von Skulpturen in Altarschreinen und anderen Nischen ist womöglich auch ein Faktor in einigen Zeichnungen Schäufeleins mit Architekturszenarien, in denen Figuren versammelt sind. Trotz des Ausmaßes des Raumes entspricht die Verteilung dieser Figuren im Prinzip dem Aufbau von Skulpturen. So ist Schäufeleins Architektur, wie der Schrein des Altares, mehr als nur Rahmen; sie dient als wichtiger Teilnehmer des Geschehens.

Matthias Mende setzt sich mit Schäufeleins Antikenverständnis auseinander. Ausgehend von den frühen Zeichnungen mit antikisierenden Inhalten und physiognomischen Studien stehen die vier bildnishaften sog. Charakterköpfe von 1511 in Wien bzw. Kreuzlingen im Mittelpunkt der Untersuchung. Für Mende ist die bisher durchgehende Benennung der vier Bilder als Charakterköpfe mißverständlich, er sieht in ihnen „den ersten gemalten Temperamente-Zyklus der abendländischen Kunst . . . In Schäufeleins Tafeln kulminiert das aus antiken Vorstellungen gespeiste physiognomische Interesse deutscher Künstler der Renaissance" (S. 154). Mehrfach wurde in der Forschung eine Aufteilung und Benennung der vier Tafeln versucht, jedoch mit unterschiedlichen Ergebnissen. Ausführlich befaßt sich der Autor mit der in der Antike entwickelten Vorstellung von vier menschlichen Grundtypen mit stereotypen Charaktereigenschaften und benennt die Tafeln neu. Der Autor beruft sich vor allem auf den Vergleich mit Dürers Holzschnitt „Die Philosophie", gedruckt für die Sodalitas Celtica, Nürnberg 1502. Hier verkörpern die vier Winde in den Bildecken die vier Elemente und Temperamente: Feuer und Choleriker oben links; Luft und Sanguiniker oben rechts; Erde und Melancholie unten links; Wasser und Phlegmatiker unten rechts. Der lockige Jünglingskopf in Wien wird als das sanguinische Temperament und der bartlose „Feiste" in Kreuzlingen als das phlegmatische Element interpretiert. Für die Deutung des zweiten Wiener Jünglingskopfes als das melancholische Temperament wählt der Autor Hans Baldung Griens Zeichnung „Saturn" von 1516 als Vergleichsbeispiel. „Der Planetengott Saturn kann mit dem Melancholikus gleichgesetzt werden. In der auffallend strähnigen Haarbehandlung, der Schmallippigkeit und der Dämonie des Ausdrucks läßt sich ihm Schäufeleines Wiener Männerkopf gut an die Seite stellen, dessen Temperament damit bestimmt wäre" (S. 156). Für den Bärtigen in Kreuzlingen bleibt die Interpretation als das cholerische Temperament übrig. Mende untermauert seine Zuweisungen mit dem

Vergleich mit Dürers Holzschnitt „Das Männerbad", um 1497/98, „dessen eine Sinnschicht als Gestaltwerden der Temperamente unstrittig ist" (S. 156).

Peter Strieder erhellt den Weg Hans Schäufeleins von Nürnberg über Meran nach Augsburg. Zunächst war Schäufelein mit Sicherheit von 1503 bis Anfang 1507 in Nürnberg tätig. Bei seiner Untersuchung stützt sich der Autor auf eine Eintragung in den Meraner Bürgermeisteramtsraittungen von 1507. Sie bezieht sich auf die Bewerbung Schäufeleins um den Auftrag, ein Fastentuch für die dem hl. Nikolaus geweihte Pfarrkirche in Meran zu bemalen. Dies ist die erste urkundliche Erwähnung Schäufeleins überhaupt. Bekanntlich arbeitet Schäufelein um 1507/08 in der Werkstatt des in Meran ansässigen Unternehmers Hans Schnatterpeck und bemalt die Flügelaußenseiten des Hochaltars der Pfarrkirche Mariae Himmelfahrt in Niederlana mit vier Passionsszenen. Eine weitere, erst in jüngster Zeit entdeckte Arbeit Schäufeleins hat sich in Südtirol erhalten und läßt sich mit der erwähnten Eintragung in Verbindung bringen: die beidseitig bemalten Flügel des Schreinaltars des Leonhard von Völs (1498 bis 1530 Landeshauptmann an der Etsch und Burggraf von Tirol), auf Schloß Prösels bei Völs. Die Flügelaußenseiten zeigen Anna Selbdritt, die Ärztebrüder Cosmas und Damian, Hieronymus mit dem Löwen und die Pestheiligen Sebastian und Rochus. Auf den Flügelinnenseiten sind zwei männliche und zwei weibliche Heilige dargestellt, die Hinweise auf Stifter und Bestimmungsort des Altars geben. Oswald Trapp hat zuerst die Hand Schäufeleins erkannt und veröffentlichte diese Gemälde im Zusammenhang mit der erwähnten Notiz aus den Bürgermeisteramtsraittungen. Strieder vermutet: als Schäufelein sich im Jahre 1507 um den Auftag für das in der Fastenzeit gebrauchte Hungertuch bewarb, hatte er sich um das Wohlwollen des Landeshauptmanns bereits durch eine Probe seiner Kunst bemüht und den Altar in Prösels zumindest teilweise vollendet, was natürlich den Aufenthalt im Lande wenigstens für einige Monate voraussetzt. Die unterschiedliche Thematik erschwert die Prüfung einer stilistischen Entwicklung zwischen den Malereien in Prösels und Niederlana. Doch spricht für den Autor die Erweiterung des Bildraums für eine Entwicklung der in Prösels erstmals erkennbaren Stilprinzipien, was eine Entstehung der Passionsszenen in Niederlana nach der Ausführung der Flügel für Leonhard von Völs bedeuten würde. Wesentlich über die Mitte des Jahres 1508 hinaus wird sich Schäufelein nicht in Meran aufgehalten haben. Ob aber die Tafel Christus zwischen Johannes d. T. und König David, Germanisches Nationalmuseum, die das Datum „1508" trägt und die aus Gründen der Provenienz nicht in Südtirol entstanden sein kann, sondern eher nach Augsburg weist, einen zwingenden Hinweis bietet, muß fraglich bleiben, da es umstritten ist, ob die letzte Ziffer tatsächlich als „8" zu lesen ist. Nach seinen Arbeiten in Südtirol ist Schäufelein jedenfalls in die Werkstatt Hans Holbeins in Augsburg eingetreten, was bekanntlich durch drei Nachzeichnungen aus der Holbein-Werkstatt erwiesen ist, die drei Passionsszenen der Werktagsseite des sog. „Frühmeß-Altares" weitgehend wiederholen. Schäufeleins Mitarbeit an diesem Altar ist in der Forschung durch stilkritische Vergleiche unumstritten. Strieder stellt die acht erhaltenen, auf vier verschiedene Sammlungen verteilten Gemälde ausführlich vor und diskutiert, welche Tafeln eindeutig Schäufelein bzw. der Holbein-Werkstatt zuzuschreiben sind.

Mit dem Judith-Wandbild im Nördlinger Rathaus von 1515 würdigte Karl Heinz Schreyl ein Werk Schäufeleins auf dem Gebiet der Wandmalerei. Nach einer ausführlichen Beschreibung der Darstellung von der Befreiung der Stadt Bethulia – das

Gemälde zeigt die dramatischen Höhepunkte der Judith-Erzählung im Bild vereint – untersucht der Autor, was das Nördlinger Ratsregiment veranlaßt haben könnte, die Judith-Geschichte zum Thema eines Wandbildes zu wählen. Es folgt eine ausführliche ikonographische Untersuchung der Judith und Holofernes-Geschichte verbunden mit der Frage, welche bildliche Fassungen Schäufelein bekannt gewesen sein könnten und ihn bei der Ausführung des Nördlinger Rathaus-Gemäldes anregten. Schreyl führt Beispiele gedruckten Bilderschmucks deutscher Bibeln zum Vergleich an, doch alle vor 1515 gedruckten deutschen Bibeln zeigen die Szene kurz nach der Enthauptung und ohne Nebenszenen. „In enge Verbindung zum Judith-Thema trat Schäufelein, als er gegen 1505 . . . an der Bildausstattung von Ulrich Pinders beschlossen gart rosenkrantz marie arbeitete" (S. 212). Schäufelein wurde das Buch Judith durch die Auslegung Pinders nahe gebracht und er wird die Illustrationen seiner Werkstattgenossen aufmerksam studiert haben. Mit vier Holzschnitten, zwei von Dürer und zwei von Hans von Kulmbach, hat keine andere Bildfolge der vorausgegangenen Zeit das Buch Judith so ausführlich dargestellt. Man kann davon ausgehen, „daß Schäufelein von ihnen – deren Entstehung er ja unmittelbar miterlebt hatte – zu der Motivfülle und zu bestimmten Bildprägungen seiner großen Nördlinger Komposition angeregt wurde" (S. 215). Abschließend würdigt Schreyl weitere Gestaltungen der Judithgeschichte durch Schäufelein.

Cornelia Baumann bespricht Schäufeleins Schmerzensmann in Nördlingen. Nach einem Abriß über die Entwicklungsgeschichte der Schmerzensmanndarstellungen folgen die Beschreibung von Schäufeleins Tafel und das Aufzeigen einzelner Stilmerkmale. Zu der Bemerkung „Der Stil dieses Gemäldes aus der Spätphase Schäufeleins schließt sich in seiner Qualität den gelungenen Werken der Hauptschaffenszeit an" (S. 20), hätte man sich einige stilkritische Vergleiche gewünscht, die dann die Datierung besser erhärtet hätten. Baumann verweist auf Gustav Friedrich Waagen und Johann Heinrich Hilbrandt und schließt, „ob ‚1522' das tatsächliche Entstehungsjahr ist, muß offen bleiben" (S. 22). So bleibt der Zusammenhang der Tafel mit der Einführung des Bettelordens in Nördlingen weiter Spekulation. Ergebnis der Untersuchung ist die ikonographische Erkenntnis, „daß der von Schäufelein dargestellte Typus nicht neu ist und durchaus seine Vorgänger hat. Neu ist jedoch die Verquickung der traditionellen Darstellung eines Schmerzensmannes mit davon unabhängigen, bildlichen Szenen, um einen neuen, bzw. erweiterten Aussagewert der Gesamtkomposition zu erreichen" (S. 26).

Gisela Goldberg stellt die Bilder Schäufeleins aus dem Besitz der Bayerischen Staatsgemäldesammlung vor: zwölf Gemälde sowie den aus zehn Tafeln bestehenden Komplex „Christgartner Altar" und eine Kopie nach dem Wandbild Schäufeleins im Nördlinger Rathaus. Der Überblick beleuchtet das malerische Werk von 1510–1530, was sich zwangsläufig aus dem Bestand ergibt. Aufgearbeitet sind die wichtigste Literatur und die Provenienz, so daß der Beitrag einen Katalogcharakter erhält. Er ist als wissenschaftliche Grundlage für eine stilkritische Auseinandersetzung zu bewerten. Ausführlich geht die Autorin auf den „Christgartner Altar" ein, stellt aber den von Michael Rudolph vorgeschlagenen Rekonstruktionsversuch in Frage ohne eine Alternative anzubieten.

Fedja Anzelewsky würdigt mit der „Schlacht bei Cannae" nicht nur die großformatigste Arbeit (75,3 x 109,5 cm) Schäufeleins, sondern auch einen seiner seltensten unter den uns erhaltenen Holzschnitten. Diese große Schlachtendarstellung wird in der

Literatur unter verschiedenen Bezeichnungen geführt: „bataille", Türkenschlacht, Schlacht bei Pavia. Die Unsicherheit der Bezeichnung beruht wohl auf der Seltenheit des Werkes, das nur in wenigen Sammlungen vollständig vertreten ist. Anzelewsky widmet seine Untersuchung vor allem dem 1982 erworbenen Exemplar des Berliner Kupferstichkabinetts der Staatlichen Museen Preußischer Kulturbesitz, das eine weitere Interpretationsmöglichkeit erlaubt, aufgrund einer sich auf dem rechten unteren Blatt befindenden kurzen, zweizeiligen Beischrift „Eyn versteckter ha . . . des Hannibals". Dieser Hinweis auf Hannibal wird durch eine handschriftliche Eintragung von sechs Zeilen in der linken oberen Bildecke aus dem späten 16. Jahrhundert oder frühen 17. Jahrhundert ergänzt. Vermutlich hat der ehemalige Besitzer des Blattes die Worte über einen Hinterhalt Hannibals als Hinweis auf die Schlacht bei Cannae gesehen. Durch das Wasserzeichen mit dem Nürnberger Wappen läßt sich der Druck etwa um 1530 datieren. Anhand von Vergleichen mit weiteren Abzügen dieses Holzschnittes kann Anzelewsky nachweisen, daß es sich bei dem Berliner Exemplar um einen Probedruck handelt. Schäufelein hat in den letzten Jahren seiner Tätigkeit einen großen Holzschnitt mit der Darstellung der Schlacht bei Cannae entworfen, der aber möglicherweise nie in der von dem Meister vorgesehenen Form, mit der kurzen Erläuterung zum Bildinhalt in der unteren linken Bildecke, in großer Anzahl gedruckt worden ist. Die wenigen erhaltenen vollständigen Exemplare sind vermutlich alle erst nach dem Tode Schäufeleins, mindestens zehn Jahre nach der Entstehung der Komposition, abgezogen worden. Trotzdem bringt dieser Berliner Probedruck keinen zwingenden Aufschluß, wie der große Holzschnitt künftig in der Literatur geführt werden sollte, da sich in der Sammlung Liechtenstein in Wien ein weiterer Probedruck befindet, zu dem ein Textblatt gehört, das in drei Columnen die Beschreibung der Schlacht bei Pavia enthält.

Das Nördlinger Symposium hatte sich die Aufgabe gestellt, Werk und Wirkung Schäufeleins zu erhellen. Die Referate konzentrieren sich auf Einzelaspekte und können selbstverständlich nicht als eine Gesamtdarstellung beurteilt werden. Nachdem der Katalog der Druckgraphik Schäufeleins von Karl Heinz Schreyl 1990 erschienen ist, steht ein Oeuvrekatalog von Hans Schäufeleins Gemälden noch aus, wie er beispielsweise für seinen Werkstattgenossen Hans Baldung Grien durch Gert von der Osten vorliegt. *Sonja Weih-Krüger*

Martin Arnold: **Handwerker als theologische Schriftsteller.** Studien zu Flugschriften der frühen Reformation (1523–1525). Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1990 (Göttinger Theologische Arbeiten 42). X u. 383 S. DM 82,–.

Martin Arnold beschäftigt sich in seiner Dissertation mit einem Randphänomen aus der Masse der reformatorischen Flugschriften – 28 Flugschriften, die in den Jahren 1523 bis 1525 von zehn Handwerkermeistern veröffentlicht wurden. Er unterzieht dieses kleine, in einem ersten Kapitel über *Die Situation der Handwerker am Vorabend der Reformation* nach soziologischen Kriterien genau abgegrenzte Segment einer mikroskopischen Analyse, um Aufschlüsse über die Aufnahme und Verarbeitung reformatorischen Gedankenguts im Handwerksbürgertum vornehmlich der süddeutschen Reichsstädte Augsburg, Straßburg und Nürnberg in den Jahren vor der Konsolidierung des protestantischen Kirchenwesens zu gewinnen. Jeder Autor wird mit einer kurzen Biographie vorgestellt, in der sich Arnold besonders um die Aufhellung der jeweiligen

kirchenpolitischen Situation in den Jahren der Entstehung der Flugschriften bemüht. Die einzelnen Flugschriften – darunter als einflußreichstes Werk die *Wittenbergisch Nachtigall* des Nürnberger Schusters Hans Sachs, Flugschriften des Kürschners Melchior Hoffman aus Schwäbisch Hall und *Ain Missiue (oder Sendtbrief)* des Nürnberger Deckenwebers Nikolaus Kadolzburger – werden zunächst nach einem festen Schema *(Ursprungssituation, Adressaten, Absicht, Inhalt, Nachwirkungen)* einzeln untersucht und anschließend systematisch im Hinblick auf *Überzeugungen und Auffassungen* analysiert. Den Veränderungen in der Mentalität geht Arnold anhand von drei Fragen nach, mit der er der neuen reformatorischen Frömmigkeit der Handwerkerautoren auf die Spur zu kommen sucht: *Worin sieht er die Richtschnur des Glaubens und Lebens? Welches ist nach seiner Überzeugung der „Weg zur Seligkeit"? Welche Vorstellungen hat er von einem christlichen Leben?* (S. 6). Sie äußerten sich – so der Befund – als Meinungsführer der evangelischen Bewegung zu Fragen des gelebten Christentums, wandten sich gegen Mißstände in der Kirche, vor allem gegen Ablaß und Beicht- und Fastenzwang, propagierten in Grundzügen die lutherische Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben und stützten sich auf die Bibel als einzige Richtschnur des Glaubens. Die großen kontrovers diskutierten Probleme der Theologen – vor allem die Sakramentsstreitigkeiten – waren für die Handwerksmeister eher zweitrangig. Legitimiert durch literarische Traditionen im eigenen Stand – schon vor der Reformation traten Handwerker als Verfasser von Chroniken, Meisterliedern und Fastnachtspielen hervor – und gestärkt durch die neue Idee vom Priestertum aller Gläubigen fühlten sich einige Handwerksmeister berufen, Leute ihres Standes, Krämer und kleine Kaufleute durch gedruckte Schriften für die Reformation zu gewinnen. Mit der Etablierung des evangelischen Kirchenwesens durch die städtische Obrigkeit verstummten die Handwerker als theologische Schriftsteller.

Arnolds fundierte, durch literatursoziologische Befunde und systematische Textanalyse gestützte Darstellung ist als Detailstudie trotz der Flut von über 400 Untersuchungen, die den reformatorischen Flugschriften seit dem 19. Jahrhundert gewidmet wurden, ein wichtiger Baustein bei der Erforschung dieser Gattung. Sie erhellt einen kleinen Flurstreifen reformatorischer Propagandaliteratur, der für die Breitenwirkung evangelischer Ideen beim „gemeinen Mann" von nicht unerheblicher Bedeutung war. Bei den Texten der Handwerker dürfte es weitgehend methodisch gerechtfertigt sein, wie Arnold von der Aussage der Texte auf die Mentalität der Autoren zu schließen, wenn auch gelegentlich literarische Bezüge stärker hätten berücksichtigt werden können. *Renate Jürgensen*

Hermann Kellenbenz: **Die Fugger in Spanien und Portugal bis 1560.** Ein Großunternehmen des 16. Jahrhunderts. 3 Bände (= Schriften der Philosophischen Fakultäten der Universität Augsburg, Bände 33/1, 33/2 und 34) (= Studien zur Fuggergeschichte). München: Verlag Vögel 1990. DM 126,– (33/1 u. 33/2) und DM 68,– (34).

Kurz vor dem überraschenden Tod von Hermann Kellenbenz, dem langjährigen Ordinarius für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Erlangen-Nürnberg (siehe den Nachruf in vorliegendem Band), wurde das hier zu besprechende Werk publiziert. Man kann es als ein „Lebenswerk" des Verstorbenen bezeichnen und als eine Synthese seiner jahrzehntelangen, intensiven Beschäftigung mit der oberdeutschen und

iberischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte der frühen Neuzeit. Entsprechend umfangreich findet sich Quellenmaterial aus zahlreichen Archiven Europas verarbeitet, die Kellenbenz im Laufe seiner wissenschaftlichen Tätigkeit besuchte.

Der 533 Seiten umfassende Textband (Bd. 33/1) enthält neben dem Vorwort eine ausführliche Einleitung, drei Hauptteile sowie einen Anhang mit Karten und Abbildungen. Die Anmerkungen sowie Quellen- und Literaturverzeichnis, Glossar, Orts- und Personenregister befinden sich in einem eigenen Teil 2 (Band 33/2).

In der Einleitung zieht Kellenbenz die wesentlichen Grundlinien, behandelt die oberdeutschen Spanienbeziehungen im 15. und 16. Jahrhundert, den Aufstieg des habsburgischen Machtblocks im europäischen Staatensystem sowie die überseeische Expansion. Der Aufstieg des Hauses Fugger wird in diesem internationalen Kontext dargestellt. Außerdem werden Aufbau und Funktion des spanischen und portugiesischen Verwaltungssystems erklärt, was dem besseren Verständnis der folgenden Kapitel dient.

Der erste Hauptteil schildert die frühen Beziehungen der Fugger zu Portugal und Spanien, die Geldgeschäfte Anton Fuggers mit Karl V. und dessen Sohn Philipp II. sowie die Kredit- und Zahlungsmodalitäten im Finanzgeschäft mit der Iberischen Halbinsel.

Der zweite Hauptteil ist den Fuggerschen Faktoreien, der Maestrazgo-Pacht sowie den anderen Geschäftszweigen gewidmet und reich an bislang wenig oder nicht bekannten Details. Hier erfährt man auch viel Neues über die Konkurrenten der Fugger sowie über Geschäftsfreunde, Notare und andere wichtige Personen.

Der dritte Hauptteil wird eingeleitet mit einem Kapitel über die Rolle der Verbindungsplätze zwischen der Iberischen Halbinsel und Augsburg, wobei bedeutende Plätze wie Antwerpen, wichtige Zentren im Reich, die italienischen Verbindungsplätze sowie die französische Barriere mit Lyon und Besançon einer eingehenderen Betrachtung unterzogen werden. Weitere Ausführungen gelten den organisatorischen Problemen der Zentrale, der Überwindung von Raum und Zeit, also dem fortschrittlichen Kommunikationssystem sowie der Frage, welche Bedeutung das Fuggersche Unternehmen im Rahmen des internationalen Bankensystems einnahm bzw. welcher Stellenwert dem iberischen Geschäft innerhalb der Fuggerschen Gesamtunternehmung zukam.

Portugal und Spanien gehörten im 16. Jahrhundert zu jenen Regionen, in denen Jakob Fugger und nach dessen Tod sein Neffe Anton sich in das internationale Geschäft einschalteten und in ziemlichem Umfang Investitionen tätigten. Bereits am portugiesischen Ostindiengeschäft hielten die Fugger Beteiligungen, wie im übrigen auch andere oberdeutsche Kaufleute. Mit der neuen Westorientierung nach Kolumbus' Entdekkungen und mit der durch Fugger wesentlich finanzierten Wahl Karls V. zum Römischen König erhielt Spanien innerhalb der Fuggerschen Unternehmung einen noch stärkeren Stellenwert. Die unternehmerischen Aktivitäten verknüpften sich in vielfältiger Weise mit den habsburgischen Interessen. Die Einkünfte der Kastilischen Krone bildeten die Sicherheit für die Gewährung großer Kredite durch das Haus Fugger, deren Dimension uns durch das Werk von Kellenbenz erst so richtig begreiflich gemacht wird. Neben dem Kreditgeschäft entwickelte sich eine große Zahl weiterer Geschäfte, so etwa im Bereich Banken und Wechsel, Anleihen und Inkasso und nicht zu vergessen das umfangreiche und teilweise monopolisierte, in jedem Fall aber privilegierte Warengeschäft. Letzteres wurde meist über die einzelnen Faktoreien der Fugger abgewickelt,

die an allen geo- und handelsstrategisch wichtigen Punkten Europas eingerichtet waren. Ein wesentlicher Teil des ersten Bandes des umfassenden Werkes widmet sich diesen Faktoreien und den Faktoren sowie der ausgeklügelten Handelsorganisation, deren Fäden in der Augsburger Zentrale zusammenliefen. Dabei erweist sich Kellenbenz als ein intimer Kenner der sozio-ökonomischen Hintergründe sowie der genealogischen Verflechtungsbeziehungen und schildert in vielen Details Zusammenhänge, die derartig konkret bislang nicht dargelegt wurden. Es ist beeindruckend, welche Quellenfülle er dabei erschließen konnte.

Ein Teil des Quellen- und Dokumentenmaterials ist in dem dritten Band enthalten, der allein 676 Seiten umfaßt und viele vorher völlig unbekannte Archivalien enthält. Schon allein deshalb wird in Zukunft niemand an vorliegendem Werk vorbeikommen. Die Archivalien stammen zum großen Teil aus dem Fuggerarchiv in Dillingen, aber auch aus Archiven in Spanien, Portugal, Belgien, Frankreich, Italien, Österreich, England und Deutschland. Die Dokumente geben einen tiefen Einblick in die Ausgestaltung der Beziehungen des Fuggerschen Unternehmens zur Iberischen Halbinsel von 1510 bis zu Anton Fuggers Tod 1560. Hochinteressant – und mit Blick auf das Kolumbusjahr 1992 von ganz besonderer Aktualität – sind die Materialien über die Verhandlungen des Fuggerfaktors Veit Hörl mit dem „Indienrat" über ein „Conquista"-Projekt in Südamerika, genauer in Chile, das allerdings, im Gegensatz zu dem Venezuela-Projekt der Augsburger Welser, nicht verwirklicht wurde.

Über die Analyse der umfangreichen und mehrsprachigen Korrespondenz des Hauses Fugger gelingt es dem Autor auch, neues Licht auf die Beziehungen zum aufsteigenden Handelszentrum Antwerpen zu werfen. Kellenbenz ergänzt und vertieft hier in eindrucksvoller Weise die Studien von Hermann van der Wee.

Einen besonderen Stellenwert bei den Quellen nehmen die "spanischen Rechnungen" aus den Jahren 1546, 1548 und 1553 ein, die nachweisen, wie eng Handels- und Bankgeschäfte miteinander verbunden und wie intensiv die Beziehungen zwischen dem Augsburger Haus und der Iberischen Halbinsel waren. Hier gelingt es Kellenbenz auch, seine früheren umfassenden Studien über die Maestrazgopacht und die Jurogeschäfte (Rentengeschäfte) weiterzuführen. Schließlich erhält man wichtige Aufschlüsse über das Rechnungswesen bzw. die Buchführung eines international tätigen Unternehmens und durch die Berechnungen des Matthäus Schwarz einen tiefen Einblick in das Edelmetall- und Münzgeschäft mit Amerika.

Sowohl der Textband (33/1) als auch der Dokumentenband (34) sind mit einem ausführlichen Personen- und Ortsregister versehen und erleichtern so den Zugang zu dem umfang- und sehr detailreichen Werk. Im Grunde ist es nicht nur die Geschichte des bedeutendsten und mächtigsten Handels- und Bankhauses des 16. Jahrhunderts, sondern eine im besten Sinne europäische Wirtschafts- und Handelsgeschichte der frühen Neuzeit, die Kellenbenz hier verfaßt hat. Durch seine umfassenden Sprachkenntnisse und seine jahrzehntelange rastlose Reise- und Forschungstätigkeit, verbunden mit der Teilnahme an unzähligen Konferenzen sowie seinen direkten Zugang zum Fuggerarchiv, dessen wissenschaftlicher Direktor er seit 1970 war, war er einer der ganz wenigen Historiker in Europa, die genügend Grundlagen besaßen, um ein derartiges Werk zu verfassen. Es wird noch jahrzehntelang der Maßstab der historischen Forschung über die Iberische Halbinsel im Rahmen der europäischen und der überseeischen Geschichte in der frühen Neuzeit bleiben. Hermann Kellenbenz steht mit

diesem Werk in der großen Tradition der deutschsprachigen Forschung über den iberischen Raum, in einer Reihe mit Ehrenberg, Häbler, Panhorst, Strieder und Konetzke.

Rolf Walter

Heinrich Pleticha: **Des Reiches Glanz.** Die Reichskleinodien und Kaiserkrönungen im Spiegel der deutschen Geschichte. Freiburg im Breisgau: Herder 1989. 240 S. Zahlreiche, meist farbige Abb. DM 178,–.

Ziel des vorliegenden Bandes ist es, in Wort und Bild den historischen Spuren zu folgen, welche die Kleinodien des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation hinterlassen haben. So liegt der Wert des Buches nicht im begleitenden Textteil, der ohne große wissenschaftliche Aufarbeitung und Darbietung die Geschichte der Herrscher von den karolingischen Königen bis zu Franz II., ihrer Krönungsorte von Aachen und Rom bis Frankfurt am Main sowie des Reichsschatzes, seiner Symbolik, Weisungen und Aufenthaltsorte bis auf den heutigen Tag würdigt.

Der Wert besteht im Bildteil: Hier werden, eingeteilt in drei Hauptkapitel (Aachen und Rom 800 bis 1350, Prag und Nürnberg 1350 bis 1711, Frankfurt und Wien 1711 bis heute), deren chronologische Reihung teilweise fragwürdig ist, durchwiegend ganzseitige Farbtafeln mit bestechender Prägnanz geboten. Der Autor berücksichtigte dabei neben den eigentlichen Reichs- weitere Herrschaftsinsignien: die Stephansbursa, die Kunigundenkrone, den Sternenmantel Heinrichs II., die Grabkrone Konstanzes, der ersten Gattin Friedrichs II., die Eiserne Krone der Lombardei, die österreichische Kaiserkrone. Man findet Außen- und Innenaufnahmen von Herrscher-„Residenzen" (die Dome von Aachen, Bamberg, Speyer und Palermo), der Krönungsorte (Rom, Mainz, Mailand, Monza, Bologna, Augsburg, Regensburg und Frankfurt), weniger geläufigere Verwahrorte der Reichsinsignien (Kloster Limburg in der Pfalz, Burg Hammerstein bei Neuwied, die Harzburg, die Goslarer Kaiserpfalz, die Waldburg bei Ravensburg, Burg Krautheim an der Jagst, München, Burg Vysegrad an der Donau) neben den berühmteren Orten (Trifels, Kyrburg, Prag, Karlstein, Nürnberg, Regensburg, Wien). Gezeigt werden ferner bekannte und weniger bekannte Herrscherdarstellungen Karls d. Gr., Ottos III., Heinrichs II., Heinrichs IV., Friedrich Barbarossas, Heinrichs VI., Rudolfs von Habsburg, Heinrichs VII., Karls IV., Wenzels, Leopolds II.

Neben Aachen, Prag und Frankfurt steht selbstverständlich Nürnberg – Aufbewahrungsort des Reichsschatzes von 1423/24 bis 1796 und von 1938 bis 1945 – im Mittelpunkt. Im Bildteil werden oft gezeigte Abbildungen der Stadt berücksichtigt – vom kolorierten Stich Nürnbergs in der Schedelschen Weltchronik bis zum weltbekannten Blick auf die Neue Sutte des Heilig-Geist-Spitals über dem Nordarm der Pegnitz, von der Heiltumsweisung im Heiltumsbüchlein von 1487 bis zu Ritters Historiengemälde über die Einbringung der Reichskleinodien in Nürnberg.

Den Band beschließen eine Bestandsliste des Reichsschatzes in der heutigen Wiener Schatzkammer, eine Liste der Kaiser und Könige des Heiligen Römischen Reichs von Karl d. Gr. bis Franz II. mit Lebens-, Herrscherdaten und Krönungsorten, ergänzt um die österreichischen Kaiser des 19. und 20. Jahrhunderts und die deutschen Kaiser aus dem Hause Hohenzollern, ein Zitatnachweis und eine knappe Literaturauswahl.

Michael Diefenbacher

Eberhard Isenmann: **Die deutsche Stadt im Spätmittelalter.** 1250–1500. Stadtgestalt, Recht, Stadtregiment, Kirche, Gesellschaft, Wirtschaft. Stuttgart: UTB 1988, 442 S. DM 68,–.

„Was für einen Anblick bietet diese Stadt! Welcher Glanz, welch liebliche Lage, welche Schönheiten, welche Kultur, welch treffliches Regiment! Was könnte man an ihr vermissen, was sie zu einer in jeder Beziehung vollkommenen Bürgergemeinde macht? Wenn man aus Unterfranken kommt und von der Ferne die Stadt sieht, welche Großartigkeit, welche Schönheit bietet sich da schon dem Blick von außen! Und im Innern dann, welche Sauberkeit der Straßen, welche Eleganz der Häuser! Was gibt es Herrlicheres als die Kirche des hl. Sebaldus, was Prächtigeres als die Kirche des hl. Laurentius, was Stolzeres und Festeres als die Königsburg, was Bewundernswerteres als den Graben und die Stadtmauern! Wie viele Bürgerhäuser kann man dort finden, die für Könige geeignet wären!" Mit diesen schwärmerischen und schmeichelnden Worten des Humanisten Aeneas Silvius de Piccolomini über Nürnberg in seiner „Germania" beginnt Isenmann seine umfangreiche Geschichte der deutschen Stadt im Spätmittelalter, und Nürnberg spielt in der Darstellung weiterhin eine überaus wichtige Rolle. Es ist dies Ausdruck und Folge der tatsächlichen Bedeutung und des hohen Ranges der Reichsstadt an der Pegnitz im späten Mittelalter, aber auch der reichen Quellenlage und der dichten Forschungssituation. Denn Isenmann legt in seiner Monographie keine speziellen eigenen Forschungen vor, sondern er faßt den gegenwärtigen Forschungsstand handbuchartig zusammen, eine Leistung, bei der nicht nur der immense Fleiß und die stupende Lesearbeit bewundert werden müssen, sondern auch die hohe geistige Leistung, die vielen individuellen Städte in ihrer jeweiligen Einmaligkeit zu erfassen und dann zu typologisieren sowie in begrifflichen Abstraktionen zu generalisieren. Daß er dabei auf Idealtypen im Sinne Max Webers zurückgreifen muß, wie „Markt", „Stadtwirtschaft", „Handwerk" oder das „ganze Haus", ist bei der Bewältigung der Überfülle an Daten, Fakten und Einzelphänomenen unausweichlich und wohl der einzige Weg, diese Materialfülle einigermaßen sinnvoll zu bewältigen. Isenmann ist dies in einer bewundernswerten und überzeugenden Weise gelungen.

„Eine Geschichte der deutschen Städte liegt trotz beachtlicher Ergebnisse einer vergleichenden Städtegeschichtsforschung ohnehin außerhalb des Möglichen", bekennt der Verfasser, was bei einer Gesamtzahl von gut 4000 Städten im Bereich des „Heiligen römischen Reiches deutscher Nation" verständlich ist. Denn jede Stadt war schließlich ein Individuum. Daher rücken die großen Städte wie Lübeck, Köln, Augsburg und vor allem auch Nürnberg stärker in den Mittelpunkt der Ausführungen. Denn es ist die erklärte Absicht des Verfassers, wenigstens für einige Städte die integrativen Strukturzusammenhänge deutlicher aufzuzeigen und exemplarisch zu verdeutlichen und anschaulich zu machen.

Die Eckdaten 1250 und 1500 sind für die Städtegeschichte eigentlich unbegründet, dessen ist sich auch der Verfasser bewußt. Doch kann festgehalten werden, daß in diesem Zeitraum die Strukturen und Funktionen der mittelalterlichen Stadt vollständig ausgebildet wurden und waren, die dann bis hin zu den Veränderungen durch die Industrie weitgehend unverändert Bestand hatten. Die immense Stoffülle wird systematisch durchgegliedert, so daß das Werk auch als Handbuch oder Nachschlagewerk benutzt werden kann.

In einem ersten Kapitel werden die Stadt und die Stadtbewohner behandelt, vom äußeren Erscheinungsbild über die Größenordnung und Einwohnerzahl bis zur Sozialtopographie, wobei eigentlich zu allen Punkten immer wieder Ausführungen zu Nürnberg gemacht werden oder Nürnberg als Beispiel herangezogen wird.

Das zweite Kapitel beschäftigt sich mit dem Stadtrecht, mit der Stadtverfassung und den verschiedenen Rechten und Pflichten der Bürger und Beisassen. Umfangreich wird das Stadtregiment dokumentiert, die Ratsverfassung, Stadtverwaltung und die Gerichtsbarkeit. So werden die verschiedenen Ratsämter aufgezeigt, aber auch die Verbrechensbekämpfung oder der vergebliche Kampf gegen die Bettelei. Bei der Behandlung der Sozialstruktur der spätmittelalterlichen Stadt wird eingehend das Nürnberger Patriziat vorgestellt und die Sonderstellung der Nobiles Norimbergenses hervorgehoben, wie später auch Nürnberg als die „Stadt ohne Zünfte" eigens abgehandelt wird. Selbstverständlich wird auch Nürnberg als Handelsplatz und als Musterbeispiel obrigkeitlicher Wirtschaftspolitik eingehend dargestellt.

Fast zu jedem Stichwort läßt sich Einschlägiges zu Nürnberg finden, zur Stadtgestalt, zur Stadtherrschaft und zum Stadtregiment, zu Verfassung, Recht, Kirche, Gesellschaft und Wirtschaft. Unberücksichtigt blieb nur die Kunstgeschichte, wohingegen die Sachkultur und die Alltagsgeschichte in die einzelnen Kapitel eingingen.

Insgesamt findet sich Nürnberg in diesem vorbildlichen Handbuch bestens vertreten, das für jeden Stadthistoriker ein unverzichtbares Nachschlagwerk darstellt. Der Verfasser hat ein Standardwerk geschaffen, in dem Nürnberg eine seinem Rang angemessene Würdigung und Berücksichtigung gefunden hat. *Rudolf Endres*

Rudolf Eckstein: **Die Ostung unserer mittelalterlichen Kirchen bis zur Reformation Luthers** (Versuch einer Deutung). St. Ottilien EOS Verlag 1990. 111 S. DM 14,50.

In diesem Buch geht es um die Ostung der Kirchen nach dem Sonnenaufgang am Tage ihrer Patrozinien, um die Ostung der Kirche nach der Mißweisung der Magnetnadel und um die Ostung der Kirchen nach dem Sonnenaufgang am Tage ihrer Patrozinien, ausgehend von der magnetischen Mißweisung. Die Belege für Ecksteins Theorie stammen meist aus Nürnberger Kirchen.

In Gesamtdarstellungen der Architekturtheorie nimmt die Architekturtheorie des Mittelalters einen sehr geringen Raum ein, Spiegelbild des weitgehenden Fehlens geeigneter Quellenschriften. So waren die Grundlagen mittelalterlicher Baukunst von jeher in weit größerem Umfange spekulativen Betrachtungen ausgesetzt, als das für die Baukunst der Renaissance und des Barock gilt, Epochen aus denen uns eine bedeutende Anzahl von Architekturtraktaten überliefert wurde. Ein beliebtes Spektulationsobjekt sind seit langem die gotischen Proportionierungsverfahren, wobei sich die Autoren zudem in der Rolle gefallen konnten, ein besonderes Geheimnis gelüftet zu haben. Grundlage ihrer Hypothesen bildeten mehr oder weniger genaue Bauaufnahmen von Kirchen und anderen Gebäuden und die wenigen erhaltenen Originalrisse. Auch der Autor der hier besprochenen Studie hat versucht, der Lösung eines Geheimnisses auf die Spur zu kommen. Er tat dies mit einem bewundernswerten Aufwand an Scharfsinn und Akribie, doch muß ich gestehen, daß mich das Dargelegte nicht wirklich überzeugen konnte.

So ist beispielsweise nicht davon die Rede, mit welcher Fehlerbreite man zu rechnen

hat, wenn man eine Bauachse bestimmt und auf dem Bauplatz festlegt. Solche Fehler müssen ja besonders ins Gewicht fallen beim Versuch, die Nord-Süd-Richtung mit Hilfe einer verhältnismäßig kleinen Magnetnadel einzumessen. Aber auch die Bestimmung mittels Gnomon auf einer horizontalen Ebene ist nicht fehlerfrei. Selbst wenn ich des Autors Berechnungen unüberprüft akzeptiere, bleibt die Frage, über welche astronomischen Kenntnisse die mittelalterlichen Baumeister verfügten, ob sie sich auf mehr erstreckten als auf die Anfertigung sogenannter kanonialer Sonnenuhren zur Festlegung der Gebetsstunden. Der *Computus ecclesiasticus*, der die Regeln der kirchlichen Festtage verwaltete, war Lehrstoff an Klosterschulen und Universitäten. In ihm ging es darum, zu einer gegebenen, julianischen Jahreszahl, den Sonntagsbuchstaben zu finden. Bis auf Ausnahmen dürfte ein nichtgeistlicher mittelalterlicher Baumeister bei der Lösung einer solchen Aufgabe wohl auf die Hilfe eines gelehrten Klerikers angewiesen gewesen sein. Auch die Behauptung des Autors, mittelalterlichen Baumeistern sei der Umgang mit dem Astrolabium vertraut gewesen, erscheint mir in dieser allgemeinen Form mehr als mutig.

Dennoch ist der Erzabtei St. Ottilien dafür zu danken, daß sie es dem Verfasser ermöglichte, das Ergebnis seiner Forschung einem breiteren Publikum vorzustellen. Bis uns ein glücklicher Fund in Bauakten oder anderen mittelalterlichen Quellenschriften der endgültigen Lösung des Problems näherbringt, möchte ich allerdings Ecksteins Buch nur als bedeutenden Diskussionsbeitrag betrachten und unter die Arbeiten einreihen, die in erster Linie von wissenschaftsgeschichtlichem Interesse sind.

Werner Müller

Wolf-Rüdiger Baumann: **The Merchants Adventurers and the Continental Cloth-trade (1560–1620).** (European University Institute Series B History 2) Berlin, New York: de Gruyter 1990, XII u. 425 S. DM 176,–.

Die Auseinandersetzungen der Merchant Adventurers' Company mit dem Reich und insbesondere mit der Hanse im 16. und beginnenden 17. Jahrhundert waren schon in der älteren Wirtschaftsgeschichtsschreibung Gegenstand eingehender Untersuchungen (so z. B. von Ehrenberg, Häpke und Beutin).

B. setzt jedoch völlig neue Akzente, so daß auch diesem scheinbar schon so gut bearbeiteten Thema noch neue interessante Aspekte abzugewinnen sind: Er konzentriert sich auf die wirtschaftlichen Auswirkungen, die die zunächst vorübergehende, ab 1582 dauerhafte Verlagerung des Stapelmarktes der Merchant Adventurers (die er quellenkonform aber ungebräuchlich Merchants Adventurers nennt) von Antwerpen nach Emden, Stade und Hamburg für das Reich hatte. Interessant sind dabei besonders zwei Aspekte: 1. untersucht B. die direkte Betätigung von Merchant Adventurers im Reich, die den Regeln der Company, die Handel nur an bestimmten Tagen und am Stapelmarkt gestattete, zuwiderlief (Kapitel 4), und 2. widmet er sich der Entwicklung eines qualitativ hochwertig arbeitenden Textilveredelungsgewerbes, das sich mit den Stapelmärkten von den Niederlanden auch auf Deutschland ausdehnt (Kapitel 2). Sowohl als direktem Handelsplatz für die englischen Kaufleute als auch als Standort eines planmäßig von der Stadt geförderten und angesiedelten Textilveredelungsgewerbes kommt Nürnberg eine besondere Bedeutung zu. So wurde die Stadt an der Pegnitz zu dem wichtigsten Zentrum für das Färben und Veredeln englischer Tuche in Süddeutschland,

das zumindest 1579/80 in seiner Bedeutung Hamburg durchaus gleichkam (S. 106). Entsprechend groß war auch Nürnbergs Bedeutung als Handelsplatz für die englischen Tuche, die von da aus nach Süddeutschland, Italien und Osteuropa umgeschlagen wurden.

B. hat für seine detailreiche Arbeit Quellen aus 22 Archiven in 5 Ländern ausgewertet, dazu eine Fülle edierten Materials, und sich akribisch der Nutzung der reichhaltigen älteren Literatur gewidmet. Seine quantitative Analyse des englischen Tuchhandels (Kapitel 3) muß dennoch lückenhaft bleiben. Eine Aufstellung über die Kaufmannschaft und Formen des Handels in Antwerpen und wichtigen deutschen Städten (Kapitel 5) und ein Appendix mit 90 Kurzbiographien englischer Kaufleute (App. B) erschließen weiterhin eine Fülle von Informationen.

Zu bemängeln wäre lediglich, daß für die Art der Arbeit, die stärkeres Gewicht auf die Darstellung der Fakten als auf die Analyse legt, kein glückliches Gliederungsschema gewählt wurde. Der Verzicht auf eine numerisch-hierarchische Gliederung innerhalb der einzelnen Großkapitel erschwert die Orientierung, ein Manko für eine Arbeit, die weniger zum flüssigen Lesen als vielmehr zum „Benutzen" angelegt ist. Ein onomastischer und ein topographischer Index erleichtern hier jedoch wieder den Zugang. Abschließend sei noch der Hinweis gestattet, daß der Verfasser bereits 1982 als Band 2 zu dieser Studie eine Bibliographie mit Quellen und Literatur veröffentlich hat.

Ruth Vornefeld

Pirckheimer-Jahrbuch 1989/90. Hg. vom Vorstand der Willibald-Pirckheimer-Gesellschaft. Bd. 5: **Astronomie und Astrologie in der Frühen Neuzeit.** Hrsg. Stephan Füssel. Nürnberg: Verlag Hans Carl 1990. 163 S. DM 36,–.

Die drei Hauptbeiträge des Bandes bringen wertvolle Informationen und Anregungen für jeden, der sich überhaupt mit Problemen der angesprochenen Zeit befaßt. Wer stellt z. B. bei seinen Forschungen ernsthaft in Rechnung, wie stark die Deutung der jeweiligen Gestirnstellungen persönliche und politische Entschlüsse beeinflußten und was von der wissenchaftlichen Sternkunde und von Kirche und Theologie dazu gesagt wurde? Auch die heutige Beurteilung einschlägiger Aussagen kann von hier aus wichtige Impulse gewinnen. Für fachliche Laien hilfreich ist die knappe und fast durchweg allgemeinverständliche Formulierung der Aufsätze. An erster Stelle steht Franz Machilek: „Astronomie und Astrologie. Sternforschung und Sternglaube im Verständnis von Johannes Regiomontanus und Benedikt Ellwanger."

Der berühmte Johannes Müller, geb. 1436 in Königsberg in Unterfranken (deshalb später latinisiert Regiomontanus), gest. 1476 in Rom, wird vorgestellt als exakter Wissenschaftler aktueller und historischer Astronomie, als Inhaber einer hierauf spezialisierten Druckerei in Nürnberg und als Kind seiner Zeit in seiner Achtung vor der Astrologie. Diese bedeutet für ihn lediglich einen anderen Anwendungsbereich gegenüber der Astronomie. Freilich fordert er, ihre Ausarbeitungen müßten am Himmel entstehen, d. h. die tatsächlichen Gestirnstände berücksichtigen. Die vielen Falschprophezeiungen kämen von der bloßen Schreibtischarbeit mit Hilfe veralteter Tabellen. Mit Interesse nimmt der Laie zur Kenntnis, wer alles sich um seine Dienste bewarb und sich nach seinem Rat richtete. Als bezeichnenden Beleg für den inneren Zwiespalt dieses ehrlich suchenden Forschers bringt Machilek den Begleitbrief zur Nativität des späteren Kai-

sers Maximilian I. an dessen Mutter Eleonora von Portugal. Bei anderer Gelegenheit stellt Regiomontanus übrigens fest: „Das Geschick des Menschen ruht in seinem Gott. Gott nämlich erniedrigt und befreit." Dazu fragt er: „Wozu hat Gott dem Menschen die Vernunft und den freien Willen eingeschaffen, wenn dieser in seinem Lauf durch unfehlbare Gestirne regiert würde?" – Das Zeitbild wird vortrefflich ergänzt durch die Gegenüberstellung des nahezu unbekannten Gelehrten und Seelsorgers Benedikt Ellwanger aus Nürnberg, geb. um 1445, gest. 1515. – Für die Weiterarbeit des Lesers hilfreich ist Machileks ausgewählte und übersichtliche Literaturangabe.

Bei Almut Fricke-Hilgers: „Die Sintflutprognose des Johannes Carion für 1524 mit einer Vorhersage für das Jahr 1789" geht es keineswegs nur um Magister Johannes Negelin aus Bietigheim in Württemberg, gräzisiert Cariophylon, verkürzt C(h)arion, 1499–1537. Zwar stehen die angegebenen Vorhersagen im Mittelpunkt. Aber die Verfasserin gestaltet ihren kurzen Bericht zu einer lebendigen Einführung in Grundanliegen, Grundfragen und Hauptprobleme der Astrologie überhaupt. Nur zwei Wünsche wären anzumelden: Zum Verständnis der graphisch dargestellten Horoskope wäre für Laien eine Liste der Symbole der Tierkreiszeichen und Planeten eine wichtige Verstehenshilfe. Ebenso wäre die Hereinnahme etlicher Anmerkungen in den fortlaufenden Text eine Erleichterung der Lektüre.

Endlich ist zu nennen Barbara Bauer: „Copernicanische Astronomie und cusanische Kosmologie in Athansasius Kirchers ‚Iter exstaticum'". Wie konnte nach dem Widerruf Galileis von 1633 ein jesuitischer Polyhistor seine kosmologischen Forschungen rechtfertigen? An Hand der von Athanasius Kircher geradezu als Science-Fiction-Roman beschriebenen Weltraumreise des Jesuitenschülers Theodicatus mit seinem Reiseführer Cosmiel erfährt der Leser staunend die Fülle von Erkenntnissen, Ahnungen und Fragen des gelehrten Forschers über Probleme der Bewegungen und der Materie im Weltraum und die schweren Spannungen, die ihn belasten. Bedauerlich, daß nicht auch der Reichtum an medizinischen, geographischen, sprachforscherischen und musikalischen Arbeiten des wahrhaft beachtlichen Gelehrten aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs vorgestellt wird (geb. 1601 in Geisa bei Fulda, gest. 1680 in Rom).

Zwei kleinere Beiträge gelten der speziellen Pirckheimer-Forschung und damit dem engeren Umfeld Nürnbergs. Beate Trautner: „Willibald Pirckheimer (1470–1530) und Conrad Peutinger (1465–1547) – zwei reichsstädtische Bürger und Humanisten in Süddeutschland". Nur durch Vergleichen lernt man. Dieser Leitsatz kunstgeschichtlichen Studiums gilt auch für die lebendige Einschätzung historischer Persönlichkeiten. Die beiden dargestellten Männer sind aus der Stadt ihrer späteren Haupttätigkeit gebürtig, beide sind Humanisten, beide sind politisch aktiv – aber eben mit charakteristischen Unterschieden. „Während Peutinger sich durch sein Amt (als Stadtschreiber in Augsburg) seinen Lebensunterhalt sichern mußte, nahm Pirckheimer mit der Ratstätigkeit in Nürnberg ein gesellschaftliches Ehrenamt wahr, das aus seiner Herkunft resultierte." Daß es sich bei der vorliegenden Niederschrift um die Kurzfassung einer Magisterarbeit handelt, bringt für den Leser manche Vorteile, ist freilich auch die Ursache mancher offen bleibender Wünsche. Daran schließt sich an: Helmut Flachenecker: „Willibald Pirckheimers Geburtshaus in Eichstätt". 1989 wurden in Eichstätt zwei Wohnhäuser abgerissen, für die beide der Anspruch erhoben worden war, Geburtshaus Willibald Pirckheimers zu sein. Flachenecker geht an Hand kritisch untersuchter Dokumente der Frage der historischen Wirklichkeit nach. Der Leser kommt mit ihm

wohl zwingend zu dem Ergebnis: „Es gab in Eichstätt eine eigene Familie Pirckheimer, deren Verwandtschaftsverhältnis zu den 1466 kommenden Nürnberger Pirckheimern ungeklärt bleibt. Trotz zweier Gedenktafeln kann keines der beiden Häuser für sich überzeugend in Anspruch nehmen, in ihm sei Willibald Pirckheimer geboren worden (Westenstraße 27 bzw. 29). Das Haus am Marktplatz scheidet aus . . . Im Falle des Hauses Westenstraße 29 kommt man über eine Vermutung nicht hinaus, so daß keine eindeutige Aussage möglich ist." Es lohnt sich, vor einem Ausflug nach Eichstätt die Überlegungen einmal nachzuvollziehen.

Zusammenfassend ist noch einmal festzustellen: Jedem geistesgeschichtlich und allgemeinhistorisch Interessierten ist das vorliegende Jahrbuch wärmstens zu empfehlen.

Siegfried Frhr. v. Scheurl

NEUE ARBEITEN ZUR NÜRNBERGER GESCHICHTE

Zusammengestellt von Walter Gebhardt

Bäumer, Änne: Der Nürnberger Arzt Volcker Coiter. Anatom und Zoologe, in: Medizinhistorisches Journal, 23 (1989), H. 3/4, S. 224–239.

Bauer, Elisabeth: Die Geschichte der Verlagsbuchhandlung Korn & Berg in Nürnberg. – Magisterarbeit Univ. Erlangen-Nürnberg, 1990. – 151 Bl.

Bauernfeind, Walter: Brotgetreidepreise in Nürnberg 1427–1538, in: Nürnberg und Bern, 1990, S. 169–225.

Böckel, Annamaria: Heilig-Geist in Nürnberg. Spitalstiftung und Aufbewahrungsort der Reichskleinodien. – Nürnberg: Böckel, 1990. – 69 S.

Brülls, Holger: Ein feste Burg? Kirchenbau und Kirchenkampf in der NS-Zeit. Die Reformations-Gedächtniskirche in Nürnberg, in: Kunst auf Befehl?, 1990, S. 161–186.

Druckerverein ‹Nürnberg›: 100 Jahre Druckerverein Nürnberg 1890–1990. Festschrift. – Nürnberg, 1990. – ca. 65 S.

Effmert, Viola: . . . ein schön kunstlich vergult truhelein . . . Wenzel Jamnitzers Prunkkassette in Madrid, in: Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums, 1989 (1990), S. 131–158.

Endres, Rudolf: Das Einkommen eines freischaffenden Literaten der Barockzeit in Nürnberg, in: Quaestiones in musica – Festschrift Franz Krautwurst, 1989, S. 85–100. [Sigmund von Birken]

Endres, Rudolf: Die Folgen des 30jährigen Krieges in Franken, in: Mitteilungen der Fränkischen Geographischen Gesellschaft, Bd. 35/36 (1988/89), S. 351–367.

Festschrift zum 250jährigen Jubiläum der Weihe der Markgrafenkirche St. Nikolaus in Kornburg am 30. Oktober 1740. – Nürnberg: Evang.-Luth. Kirchengemeinde Kornburg, 1990. – 71 S.

Fleischmann, Peter: Paul Pfinzing d. Ä. (1554–1599), in: Fränkische Lebensbilder, Bd. 13 (1990), S. 33–49.

Froschauer, Hermann: Auswertungsmöglichkeiten des Stürmer-Archivs im Stadtarchiv Nürnberg, in: Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums, 1989 (1990), S. 97–101.

500 *[Fünfhundert] Jahre – die Türme von St. Sebald.* Abbild und Darstellung durch 5 Jahrhunderte. – Nürnberg: Bauhütte St. Sebald, 1990. – 41 S.

Glauben – Leben: Festschrift zum 50. Jubiläum der Reformations-Gedächtnis-Kirche Nürnberg-Maxfeld. Geschichte und Gegenwart unserer Kirche. – Nürnberg, 1988. – 93 S.

Goldner, Johannes: Veit Stoß. – Freilassing: Pannonia-Verl., 1990. – 48 S. – (Kleine Pannonia-Reihe; 140)

Häußler, Helmut: Die Nürnberger gotischen Sakralbauten. Typologie und Genese von der Stauferzeit bis zum Übergangsstil nach 1500. – Nürnberg, 1990. – 20 Bl.

Hamm, Berndt: Hieronymus-Begeisterung und Augustinismus vor der Reformation. Beobachtungen zur Beziehung zwischen Humanismus und Frömmigkeitstheologie (am Beispiel Nürnbergs), in: Augustine, the harvest, and theology (1300–1650), Leiden, 1990, S. 127–235.

Irmscher, Günter: Christoph Jamnitzer. Neue Zeichnungen und ein Globuspokal, in: Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums, 1989 (1990), S. 117–129.

Kennen Sie Steinbühl? T. 3. Steinbühler berichten über die Zeit 1945–1960. – Nürnberg, 1989. – 40 S.

Klughardt, Winfried: Sixtus Tucher. Ein Beitrag zur Kenntnis des christlichen Frühhumanismus in Deutschland am Beispiel des Juristen und Propstes Dr. Sixtus Tucher (1459–1507). – Hauptseminararbeit Univ. Erlangen-Nürnberg, 1987/88. – 84 Bl.

Krueger, Ingeborg: Glasspiegel im Mittelalter. Fakten, Funde und Fragen, in: Bonner Jahrbücher, Jg. 190 (1990), S. 233–313. [enth. Verweise auf die Nürnberger Spiegelfabrikation]

Kühlmann, Wilhelm: Addenda zur Korrespondenz Johann Michael Dilherrs. Zugleich ein Hinweis auf einen Briefcodex namhafter Theologen (BNU Straßburg), in: Zeitschrift für bayerische Kirchengeschichte, Jg. 59 (1990), S. 105–115.

Kusz, Fitzgerald: Zum Dutzendteich mit Linie 4, in: Bayern (Geo-special), 1990, S. 47–60.

Loose, Hans-Joachim: Die Nürnberger Hochschullandschaft und ihre Korporationen. Eine durchaus fragmentarische Untersuchung. – Sankt Augustin, 1990. – 60 S.

Marine-Kameradschaft „Treue": Festschrift zum 100jährigen Jubiläum der Marine-Kameradschaft „Treue" 1890 Nürnberg. – Nürnberg, 1990. – 48 S.

Mende, Matthias: Fiktive Dürer-Briefe. Addenda zu „Fälschung und Forschung", in: Festschrift für Peter Bloch zum 11. Juli 1990, Mainz am Rhein, 1990, S. 365–372.

Müller, Geo W.: Die Chronik der kleinen Welt des Hauses Geo Müller. – Nürnberg, 1989. – 53 S.

Röbke, Thomas: Das Nürnberger Kommunikationszentrum KOMM 1973–1989. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte der Basisdemokratie. – Diss. Univ. Erlangen-Nürnberg, 1990. – 371 S.

Roos, Peter: Braune Bilder in Marktheidenfeld. Eine kleine Stadt und ihr großer Sohn. Dokumentation in 30 Aufzügen, in: Transatlantik, 1990, H. 2, S. 53–60. [Biographie des Malers Hermann Gradl]

Rummler, Wolfgang: Zur Beziehung zwischen Suizidhandlungen und Arbeitslosigkeit, am Beispiel der im Stadtgebiet Nürnberg in der Zeit vom 1. Januar 1976 bis 31. Dezember 1985 ermittelten Fälle. – Diss. Univ. Erlangen-Nürnberg, 1990. – 100 S.

Schlund, Hans H.: Eppelein von Gailingen. Sagen um einen verwegenen fränkischen Ritter. – Leutershausen: Majer, 1987. – 86 S.

Schmitz, Herbert: Das Goldbachbad oder Das verbotene Baden an Orten. – Nürnberg, 1990. – 11 Bl.

Schnabel, Werner Wilhelm: Heteronomie und Surrogatcharakter des Kinderstammbuchs. Gustav von Racknitz (1635–1681) und sein Album, in: Daphnis, Bd. 19 (1990), H. 3, S. 423–470.

Schock-Werner, Barbara: Burgenmodelle im Kunstgewerbe des 16. Jahrhunderts, in: Burgen und Schlösser, Jg. 30 (1989), H. 1, S. 40–47. [beschreibt zahlreiche Nürnberger Arbeiten]

Stock, Wolfgang J.: Der braune Fleck auf Nürnbergs weißer Weste. PAN-Umfrage zum NS-Parteitagsgelände, in: PAN, 2/1991, S. 6–7.

Störkel, Arno: Die Ansbacher Husaren und der Zwischenfall von Diepersdorf. Zu einer Schnupftabaksdose im Ansbacher Museum (1776), in: Ansbach gestern + heute 1990, S. 1122–1131.

Tittelbach, Alfred Georg: Ostwärts von Alt-Wöhrd. – Nürnberg, 1990. – 11 Bl.

Tittelbach, Alfred Georg: Wohnhäuser in der Sulzbacher Straße zu Nürnberg. – Nürnberg, 1990. – 24 Bl.

Trost, Beatrice: Die Bildhauerfamilie Mutschele. Studien zur Bamberger Dekoration und Skulptur im 18. Jahrhundert. – Neustadt/Aisch: Degener, 1987. [darin S. 70–86 der mehrere Jahre in Nürnberg wirkende Bonaventura Joseph Mutschele]

Wagner, Eberhard: Die Basler Fasnacht und der Nürnberger Schembartlauf. 2 (vergleichbare?) Beispiele städtischen Fasnachtsbrauchtums, in: Schönere Heimat, Jg. 80 (1991), S. 20–24.

Wand, Dagny: Auf Zehenspitzen durch Afrika. Der Diplomat und die Tänzerin / hrsg. von Karl Wand. – Herford: Busse Seewald, 1989. – 208 S. [die Schwedin Dagny Helander, verh. Wand, lebte von 1929 bis 1944 in Nürnberg]

Weingärtner, Helge: Nürnbergische Veduten in J. C. Volkamers Hesperidenwerk. – Magisterarbeit Univ. Erlangen-Nürnberg, 1990. – 128, ca. 120 Bl.

Wellhöfer, Klaus: 90 Jahre Konditorei-Café Wellhöfer. – 2. Aufl. – Nürnberg, 1990. – 12 S.

Willy Prölß: Stationen – Begegnungen – Erinnerungen / Prölß-Peter, Jutta . . . (Hg.). – Nürnberg: Selbstverl., 1990. – 86 S.

Wittig, Sylvia: Die „Nürnbergischen wöchentlichen Frag- und Anzeige-Nachrichten" als buchgeschichtliche Quelle Nürnbergs in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. – Magisterarbeit Univ. Erlangen-Nürnberg, 1989. – 122 Bl.

Wuttke, Dieter: Renaissance-Humanismus und Naturwissenschaften in Deutschland, in: Gymnasium, Bd. 97 (1990), H. 3, S. 232–254. [behandelt Konrad Celtis und die Nürnberger Zeit von Regiomontanus]

JAHRESBERICHT ÜBER DAS 113. VEREINSJAHR 1990

I. Bericht des Vorsitzenden

Im Berichtsjahr wurden in den Monaten Januar bis April und von Oktober bis Dezember sieben Vorträge gehalten. Der für Mai geplante Vortrag mußte wegen einer kurzfristig eingetretenen Verhinderung der Referentin leider ausfallen. Höchst bedauerlicherweise erkrankte Herr Dr. Ernst Eichhorn im Herbst, so daß er bei der schon seit längeren Jahren zu einer lieben Gewohnheit gewordenen gemeinsamen Vortragsveranstaltung mit dem Frankenbund im Dezember nicht sprechen konnte. An seiner Stelle sprang ich ein und referierte über „Die Nürnberger Gartenkultur im Barockzeitalter". Dieser Vortrag, den ich erstmals 1989 bei einer Tagung des Arbeitskreises für Südwestdeutsche Stadtgeschichte in Nagold hielt, wurde für mich damit zugleich zu einem Abschiedsvortrag, nachdem meine Amtszeit als Vorsitzender im Februar 1991 endet. Zwei Studienfahrten, am 24. Juni nach Eichstätt und am 29. September nach Cadolzburg und Seckendorf (Kapelle) erfreuten sich wieder eines großen Zuspruchs.

Durch den Tod verlor der Verein 1990 21 Mitglieder:

Dr. Friedrich Seegy, Nürnberg
Dr. Hans Bader, Nürnberg
Elfriede Schröter, Nürnberg
Heinrich Förster, Nürnberg
Hans Winterroth, Schwabach
Karl-Heinz Rätz, Nürnberg
Hans Thieme, Nürnberg
Hildegard Dürschner, Nürnberg
Hedwig Heindel, Nürnberg
Wilhelm Fürer v. Haimendorf, München
Walburga Elpel, Nürnberg
Arthur Kanitz, Nürnberg
Kurt Stürmer, Nürnberg
Dr. Kurt Lind, Nürnberg
Univ.-Prof. Dr. Hermann Kellenbenz, Warngau/Tannrieth
Johannes Willers, Nürnberg
Paul Sajonz, Nürnberg
Hilde Kunstmann, Nürnberg
Dr. Jörn Reichel, Hockenheim
Gerlinde Krauß, Nürnberg
Helene Schmidt, Fürth

Alle Mitglieder, welche die Verstorbenen kannten, werden Ihnen ein ehrendes Gedenken bewahren und sie in guter Erinnerung behalten.

Als neue Mitglieder durften wir im Jahre 1990 begrüßen:

1. Haus der Bayerischen Geschichte, Liebigstr. 22, 8000 München 22
2. Frank Senne, Student, Kosbacher Weg 38a, 8520 Erlangen
3. Diözesanarchiv Eichstätt, Luitpoldstr. 2, 8078 Eichstätt
4. Gustav Muck, Pfarrer i. R., Kleinreuther Weg 38, 8500 Nürnberg 10
5. Nikolaus Bencker, beamteter Bauingenieur, Clausewitzstr. 38, 8500 Nürnberg 20
6. Dieter Piechullek, Redakteur, Helgolander Str. 77, 8500 Nürnberg 90
7. Helmut Zwick, Tiefbauingenieur, Fliederweg 5, 8501 Heroldsberg
8. Dr. Bringfriede Baumann, Kunsthistorikerin, Rilkestr. 13, 8500 Nürnberg 90
9. Walter Landauer, Kfm. Ang., Friedenstr. 4, 8501 Veitsbronn
10. Hanswerner Lauer, Direktor, Langgewann 23, 6900 Heidelberg
11. Marion Voigt, Studentin, Burgschmietstr. 46/48, 8500 Nürnberg 90
12. Andreas Jakob M. A., wiss. Mitarbeiter, Krähenhorst 23, 8520 Erlangen
13. Stephanie Oehler, Studentin, Pilotystr. 76, 8500 Nürnberg 10
14. Rotraud Kuhn, Studiendirektorin, Jauerstr. 10, 8500 Nürnberg 50
15. Günther Hönig, Lehrer, Hubertusstr. 11b, 8504 Stein
16. Verein „Geschichte für Alle", Steinstr. 21, 8500 Nürnberg 90
17. Peter Schwarzbach, Münzhandel, Bergstr. 28, 8500 Nürnberg 1
18. Vorstadtverein Gleißhammer – St. Peter, Peterstr. 62, 8500 Nürnberg 30
19. Veronika Roeder, Mozartstr. 69, 8520 Erlangen
20. Gerhard Haberzett, Fernmeldehandwerker, Lenaustr. 11, 8500 Nürnberg 80
21. Hansjakob Hoffmann, Rechtsanwalt, Kraftshofer Hauptstr. 184, 8500 Nürnberg 90
22. Armin Dürr, Student, Heideweg 20, 8520 Erlangen
23. Aliya Bohnsack, Studentin, Nürnberger Str. 20, 8520 Erlangen
24. Benedikt Hammer, Chemiker, F.-J.-Soll-Str. 21, 8223 Trostberg
25. Claudia Weber-Hohengrund, Künhoferstr. 31, 8500 Nürnberg 20
26. Ulrich Müller, Kfm. Ang., Neudörferstr. 9, 8500 Nürnberg 1
27. Dr. Werner Funck, Allgemeinarzt i. R., Ringstr. 19, A-5280 Braunau/Inn
28. Martina Mittenhuber, Studentin, Wieselerstr. 18, 8500 Nürnberg 20
29. Harald Plamper, berufsm. Stadtrat, Am Fuchsberg 19, 8500 Nürnberg 60
30. Dr. Helmut Beer, wiss. Ang., Langobardenstr. 6, 8500 Nürnberg 40
31. Helge Weingärtner, Student, Großgründlacher Hauptstr. 29, 8500 Nürnberg 90
32. Gesellschaft Museum e.V. Nbg., Campestr. 10, 8500 Nürnberg 90
33. Ursula Born-Behmer, Diplom-Kauffrau, Schießplatz 36, 8500 Nürnberg 50
34. Dr. Renate Jürgensen, Literaturwissenschaftlerin u. Kunsthistorikerin, Dr.-Carlo-Schmid-Str. 188, 8500 Nürnberg 20
35. Manfred Hofmann, Sparkassenbetriebswirt, Konstanzenstr. 63, 8500 Nürnberg 70
36. Christa Vogel, Sekretärin, Welfenstr. 16, 8500 Nürnberg 50

Ausgetreten sind, teils aus Altersgründen, teils durch Wegzug, 22 Mitglieder. Am Ende des Jahres 1990 betrug die Mitgliederzahl: 1036.

Im abgelaufenen Jahr 1990 konnte ich unseren drei Ehrenmitgliedern zu runden Geburtstagen persönlich gratulieren: Herrn Dipl.-Volkswirt Friedrich Fischer zum 90., Herrn Sparkassen-Amtsrat i. R. Heinrich Hofmann und Herrn Prof. D. Dr. Gerhard Pfeiffer zum 85. Geburtstag. Den drei verdienten Herren wurde Band 77 der „Mitteilungen" als ein Zeichen des Dankes und der Anerkennung gewidmet.

Schriftlich gratulierte ich Herrn Generaldirektor a. D. Dr. Arno Schönberger zum 75., Herrn Regierungspräsidenten Heinrich von Mosch und Herrn Bürgermeister Willy Prölß zum 60. Geburtstag, Herrn Buchdruckereibesitzer Hans Schmidt sen. in Neustadt a. d. Aisch ebenso zum 80. Geburtstag. Persönlich sprach ich meine Glückwünsche aus Herrn Ltd. Archivdirektor a. D. Dr. Günther Schuhmann zum 70. Geburtstag bei einem Empfang im Ansbacher Schloß.

Unser verstorbenes Mitglied Herr Pfarrer Georg Kuhr erhielt posthum die Gatterer-Medaille in Silber verliehen.

In der Mitgliederversammlung am 6. Februar 1990 wurde anstelle des verstorbenen Prof. Dr. Wolfgang Leiser Archivoberrat Dr. Michael Diefenbacher zum Mitglied des erweiterten Vorstandes gewählt. Mit Schreiben vom 14. März 1990 legte der stellvertr. Vorsitzende Dr. Kuno Ulshöfer wegen längerer Erkrankung sein Amt nieder. An seiner Stelle unterstützte mich seitdem interimistisch das Mitglied des erweiterten Vorstands Sparkassendirektor Dr. Helmut Lohmann.

Aus Anlaß des 150. Geburtstages von Herrn Justizrat Dr. h. c. Georg Kreß von Kressenstein, der den Verein von seiner Gründung 1878 bis zum Tode 1911 leitete, erschien auf meine Anregung hin in der „Nürnberger Zeitung" eine Würdigung dieses verdienten Mannes aus der Feder unseres Mitgliedes Dr. Petrus Müller.

In einer außerordentlichen Vorstandssitzung beriet der erweiterte Vorstand am 15. Oktober über die turnusgemäß im Februar 1991 anstehende Vorstandswahl. Da ich aus Altersgründen nicht mehr kandidiere und durch die Erkrankung von Herrn Dr. Ulshöfer, sind die beiden Ämter des Vorsitzenden und des Stellvertreters neu zu besetzen.

In der Mitgliederversammlung am 6. Februar 1990 wurde die vom erweiterten Vorstand vorgeschlagene Satzungsänderung einstimmig angenommen. Sie ist im Band 77 der „Mitteilungen" abgedruckt. Die Neufassung einiger Artikel klärt die Zuständigkeiten von Vorstand und erweitertem Vorstand in besserer Form. Herrn Dr. Lohmann ist für die Vorbereitung dieser Änderung zu danken.

Als Vorsitzender des Vereins und zugleich als 2. Vorsitzender des Verbandes der bayerischen Geschichtsvereine nahm ich vom 11. bis 13. Mai an einem vom letzteren Verband veranstalteten Seminar mit dem Thema „Geschichtsvereine gestern und heute" im Bildungszentrum Wildbad Kreuth teil. In der Reihe der dort gehaltenen Kurzreferate „Vereinsprofile" stellte ich unseren Verein vor. Die Mitgliederversammlung des Verbandes beschloß das bisherige Junktim mit dem „Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine" aufzulösen. Infolgedessen habe ich am 31. 10. 1990 unseren Verein als Einzelmitglied beim „Gesamtverein" angemeldet.

Im Verlaufe des Jahres nahm ich an zwei Vorstandssitzungen des bayerischen Verbandes in München teil.

Zusammen mit unserem Vorstandsmitglied Prof. Dr. Wendehorst war ich am 1. Oktober 1990 beim 17. Tag der Landesgeschichte und bei der 100. Hauptversammlung des „Gesamtvereins" in Karlsruhe anwesend.

Bei einem Besuch des Heimatvereins der Nürnberger Patenstadt Gera in Nürnberg stellte Dr. Peter Fleischmann unseren Verein vor.

Wie in den vorhergegangenen Jahren möchte ich auch für das Jahr 1990 allen Mitgliedern und dem erweiterten Vorstand des Vereins für das Interesse an unserem Verein und für ihre Mitwirkung vielmals danken. Mein besonderer Dank gilt all denjenigen, die durch Spenden dazu beigetragen haben, daß wieder umfangreiche Druckvorhaben

verwirklicht werden konnten. Hervorzuheben sind dabei die Stadt Nürnberg, die Stadtsparkasse Nürnberg und der Bezirk Mittelfranken. Gedankt sei endlich auch der Presse und dem Studio Franken des Bayer. Rundfunks, die laufend auf unsere Vortragsveranstaltungen hingewiesen haben und unsere Publikationen vorstellten.

Da dies der letzte Jahresbericht ist, den ich zu erstatten habe, möchte ich meinen Bericht mit einer knappen Rückschau auf die 22 Jahre beschließen, in denen mir seit dem 4. Februar 1969 das Geschick des Vereins anvertraut war. Ich will mich dabei auf einige Zahlen, Daten und Namen beschränken:

Jährlich wurden im allgemeinen acht Vorträge gehalten, das macht eine Gesamtzahl von mehr als 170 Vortragsabenden aus. Außerdem führte der Verein ca. 40 größere und kleinere Studienfahrten durch, zwei mehrtägige Exkursionen führten 1983 nach Wien und 1986 nach Heidelberg.

Alljährlich konnte ein Band der „Nürnberger Mitteilungen" erscheinen, insgesamt also 22. Daneben wurden noch 14 Bände der „Nürnberger Forschungen" veröffentlicht.

Die Zahl der Mitglieder stieg seit 1969 von 670 auf 1028 an. Den Höhepunkt des Vereinsgeschehens brachte 1978 die 100-Jahr-Feier des Vereins. Allen Mitgliedern, die dem Verein während dieser langen Zeit die Treue gehalten haben oder ihm in diesen Jahren beigetreten sind, möchte ich herzlich danken, daß sie unsere Arbeit der Erforschung der Geschichte unserer Stadt in vielfältiger Weise materiell oder ideell gefördert haben.

Stellvertretend für alle seien die Namen derjenigen Mitglieder genannt, die während meiner Amtszeit dem engeren Vorstand angehörten und mich in der Arbeit für den Verein unterstützt haben:

Stellvertr. Vorsitzende: Dr. Fritz Schnelbögl, Dr. Franz Machilek, Richard Kölbel und Dr. Kuno Ulshöfer.
Schriftführer: Dr. Horst Pohl, Albert Bartelmeß, Dr. Claus Pese und Dr. Peter Fleischmann.
Schatzmeister: Heinrich Hofmann, Manfred Strobl und Jürgen Winter.

Schließen will ich diese kurze Rückschau mit einem Hexameter, mit dem der österreichische k. u. k. Diplomat Heinrich Graf Lützow 1971 den Band seiner Lebenserinnerungen abgeschlossen hat:

„quod potui, feci – faciant meliora sequentes",

zu deutsch: Was ich konnte, habe ich getan – mögen Nachfolgende Besseres tun.

Gerhard Hirschmann

II. Bericht des Schatzmeisters

Rechnungsabschluß zum **31. Dezember 1990**

		DM	DM
Kassenbestand am **31. Dezember 1989**			20.814,59
Die **Einnahmen** betrugen im Berichtsjahre:			
1 a)	Mitglieder- und Förderbeiträge	39.028,02	
1 b)	Druckkosten-Zuschüsse für Vereinsschriften (siehe unten)	22.800,–	
1 c)	Verkauf von Vereinsschriften an Interessenten zum Selbstkostenpreis	4.565,79*	
1 d)	Zinsen aus Sparguthaben	2.269,–	
1 e)	Sonstige Einnahmen	756,–	
			+ 69.418,81
			90.233,40
Die **Ausgaben** betrugen im Berichtsjahre:			
2 a)	Verwaltungsausgaben	8.672,52	
2 b)	Drucklegung von Vereinsschriften (siehe unten)	52.433,44	
2 c)	Veranstaltungen (Führungen, Vorträge)	1.105,–	
2 d)	Beitragszahlungen an andere Vereine	412,–	
2 e)	Erwerbungen für die Vereinsbibliothek	–,–	
2 f)	Sonstige Ausgaben	70,98	
			– 62.693,94
Kassenbestand am 31. Dezember 1990			27.539,46
angelegt auf:			
	Girokonto: 1 085 464 bei der Stadtsparkasse Nbg.		1.012,69
	Sparkonto: 50/357 909 bei der Stadtsparkasse Nbg.		21.318,27
	Postgirokonto: 77 71-851 beim Postgiroamt Nbg.		5.208,50
			27.539,46

* In dem Beitrag von 4.565,79 DM (Verkauf von Vereinsschriften) sowie im Kassenbestand am 31. 12. 1990 sind 528,– DM aus dem Verkauf der Nürnberger Forschungen, Band 26, enthalten, die an die Stadt Nürnberg abgeführt werden müssen.

Zu 1 b)

Die Druckkostenzuschüsse setzen sich zusammen aus:

	DM
Bezirksverband Mittelfranken	1.800,–
Stadt Nürnberg	10.500,–
Frhr. v. Haller'sche Forschungsstiftung	1.500,–
Stadtsparkasse Nürnberg	5.000,–
Gustav van Treeck	2.000,–
Tucher'scher Kulturfond	1.000,–
Anonyme Spende	1.000,–
Druckkostenzuschüsse insgesamt:	22.800,–

Zu 2 b)

Die Kosten für Drucklegung von Vereinspublikationen setzen sich zusammen aus:

	DM
„Mitteilungen" Band 76	2.052,—
„Mitteilungen" Band 77	50.381,44
	52.433,44

Die Herren Volkmar Eichholz und Alfred Goppert haben den Rechnungsabschluß für das Jahr 1990 am 23. Januar 1991 anhand der Kassenbücher und der Rechnungsbelege geprüft und in Ordnung befunden. Die Mitgliederversammlung entlastete gemäß Antrag der Rechnungsprüfer am 5. Februar 1991 den unterzeichneten Schatzmeister.

Jürgen Winter

III. Berichte über die Veranstaltungen

9. Januar 1990
Dr. Karl Kunze
Der Kampf um Nürnberg 1945

Fast 50 Jahre seit dem Ende des Krieges fehlt immer noch eine Monographie über die Kampfhandlungen um und in Nürnberg im Frühjahr 1945. Diese letzte Phase des Krieges erscheint heute militärisch bedeutungslos; ein höchst sinnloses Geschehen, das den längst verlorenen Krieg vielleicht noch um einige Tage verlängerte, ebenso wie die kaum vorstellbaren Leiden der Nürnberger Bevölkerung. Weit über 1000 Menschen – amerikanische und deutsche Soldaten, Hitlerjungen und Volkssturmmänner, Kinder, Frauen und Greise – mußten dabei ihr Leben „fünf Minuten vor zwölf Uhr" lassen. Daß der Krieg für Deutschland längst verloren war, das wußte eigentlich seit Stalingrad, spätestens aber seit der Ardennenoffensive jeder. Durch die alliierten Luftangriffe war die Treibstoffproduktion fast zum Erliegen gekommen; die Produktion an Waffen,

Munition und Gerät war erheblich geschädigt und, was am meisten wog, die Menschenverluste konnten nicht mehr ausgeglichen werden. Schlechtausgebildeter und quantitativ viel zu geringer Ersatz reichte nicht, um die ausgebluteten Divisionen aufzufüllen. Weder an der Reichsgrenze noch am Rhein gelang es den deutschen Truppen, den Siegeslauf der Alliierten aufzuhalten, und so erreichten amerikanische Truppen im März 1945 auch Franken. Laut Führerbefehl mußten alle Städte verteidigt werden. So mußten die US-Truppen Würzburg in mehrtägigem Straßenkampf mit starker Artillerie-, Luftwaffen- und Panzerunterstützung einnehmen. In Franken gelang es der deutschen Führung nicht mehr, eine geschlossene Front aufzubauen. Die Divisionen waren auf Regiments- oder Bataillonsstärke zusammengeschmolzen. Die Kampfmoral solcher Einheiten war z. T. sehr gering; nurmehr wenige Verbände leisteten wirklich Widerstand. Truppenverschiebungen waren wegen der ständigen Präsenz von Tiefffliegern äußerst schwierig.

Auch Nürnberg mußte nach dem Befehl des OKW unbedingt verteidigt werden. Nach den fürchterlichen Luftangriffen im Januar, Februar und März 1945 war die Stadt nurmehr eine Trümmerwüste. Ein großer Teil der Bevölkerung, der Nürnberg nicht verlassen hatte, lebte in über 20 Bunkern. Ernsthafte Verteidigungsvorbereitungen hat es nie gegeben. Nur in den letzten Tagen hatte das „Volksaufgebot" einige unbedeutende Panzersperren an den Hauptstraßen errichtet.

An Truppen zur Verteidigung standen einige sehr schlecht ausgebildete Volkssturmkompanien, ein HJ-Panzervernichtungsbataillon, ganz wenige, z. T. kriegsversehrte Soldaten bei den Ersatzabteilungen in den Nürnberger Kasernen zur Verfügung. Kampftruppen kamen kaum nach Nürnberg, weil sie wußten, daß es eine tödliche Falle werden konnte. Nur zwei kampffähige Verbände hatte man in die Stadt verlegt: Das Jagdgeschwader 104 von den umliegenden Flugplätzen (Flugzeugführer und Bodenpersonal ohne Erfahrung im Erdkampf) sowie das SS-Regiment 38 der 17. SS-Panzergrenadierdivision „Götz von Berlichingen". Die etwa 60 schwere Flakgeschütze umfassende Luftabwehr war ortsfest auf Betonsockeln montiert und nach den Gesichtspunkten der Luftverteidigung um die Stadt verteilt. Für den Erdkampf erwiesen sich die Stellungen höchst ungeeignet, daher waren sie für die Verteidigung der Stadt von geringer Bedeutung. Gegen diesen zusammengewürfelten Haufen von Verteidigern – insgesamt vielleicht 4–5000 Männer – traten die US-Truppen mit 3 kampferprobten Divisionen, verstärkt durch Luftwaffe, Panzer und Artillerie, an.

An verschiedenen Punkten der Stadt wurde tatsächlich Widerstand geleistet: am Stadtrand im Osten und Norden, am Stadtpark, in Gibitzenhof, am Westfriedhof usw. Ein Teil des SS-Regiments und einige Gruppen der Luftwaffe zogen in der Nacht vom 17. auf den 18. April nach Süden auf der letzten noch offenen Straße in Richtung Schwabach ab. Am 19. April wurden die Verteidiger auf die Altstadt zurückgezogen, die historische Stadtmauer erlangte wieder ihre ursprüngliche Funktion. Der Kampfkommandant will am 20. April vormittags – an Hitlers Geburtstag – in einem Funkspruch den Einheiten der Verteidiger ihr weiteres Verhalten freigestellt haben. Übergeben habe er die Stadt nicht, weil eine Stadt mit so großer historischer Bedeutung nicht kapitulieren dürfe. Diese Aussage von Oberst Wolf steht jedoch sehr im Zwielicht, denn Nürnberg war zu diesem Zeitpunkt fast ganz in amerikanischer Hand. Nur im Polizeipräsidium und am Palmenhofbunker leisteten der stellvertretende Gauleiter und wenige Partei-, Polizei- und Wehrmachtsangehörige Widerstand. Holz und einige

Getreue kämpften noch bis zum Abend, bevor er und der Polizeigeneral Kuschow im Bereich des Polizeipräsidiums umkamen, während die Amerikaner auf dem „Iron Mike Square", vormals Adolf-Hitler-Platz bzw. Hauptmarkt, eine Siegesparade abhielten. Der Kampfkommandant jedenfalls kümmerte sich wenig um das Geschehen, er wollte sich in den Morgenstunden des 21. April aus Nürnberg entfernen; beim Durchwaten der Pegnitz wurde er von den Amerikanern gefangen genommen. Das Tagebuch hat er – nach eigener Aussage – einem Polizeibeamten übergeben. Trotz aller Nachforschungen ist es bis heute nicht gefunden. Die deutschen Gefangenen wurden u. a. in die Lager Worms und Ludwigshafen gebracht, viele davon nach Frankreich ausgeliefert.

Entgegen mancher Legende handelte es sich bei dem Kampf um Nürnberg nicht um ein „erbittertes Ringen", sondern um einen Kampf zwischen zwei völlig ungleichen Gegnern. Dennoch forderte er auf deutscher Seite mindestens 371 Zivilisten und 311 Soldaten.

Der Referent arbeitet gegenwärtig an einer Publikation zu diesem Thema; Dokumente, Photographien, Hinweis und Zeugenberichte werden gerne erbeten. *P. F.*

6. Februar 1990

Siegfried Zelnhefer

Die Nürnberger Reichsparteitage

Obwohl die Reichsparteitage häufig mit dem Regime des Nationalsozialismus gleichgesetzt werden, hat sich der Forschungsstand bisher nicht sehr weit entwickelt.

1. Bereits in der Weimarer Zeit gab es erste Ausprägungen der späteren Großveranstaltungen wie den Vorbeimarsch von Anhängern an Adolf Hitler vor dem Zirkus Krone in München zwischen dem 27. und 29. Januar 1923. Ähnliches spielte sich im Juli 1926 in Weimar und am 19.–21. August 1927 sowie am 1.–4. August 1929 in Nürnberg ab. Für diese Stadt sprach die günstige geographische Lage, der Luitpoldhain als geeigneter Platz, seit dem Deutschen Tag von 1923 eine gewisse Tradition als NS-Zentrum und die wohlwollende Haltung der hiesigen Polizeidirektion unter Heinrich Gareis.

2. Erst im Juli 1933 legte Hitler Nürnberg als dauernden Austragungsort für die Reichsparteitage fest, die als Staatsveranstaltungen unter einem jeweils eigenen Motto inszeniert wurden. Nach den Vorstellungen Albert Speers sollte jede Organisation ihren besonderen Feierraum haben. Das feste Ritual begann mit der Ankunft Hitlers, dem Empfang im Rathaussaal und der obligatorischen Aufführung der Meistersinger. Dem Vorbeimarsch der HJ vor dem Deutschen Hof folgte die Verleihung der NS-Kulturpreise und am Hauptmarkt der Aufzug vor Adolf Hitler. Den Höhepunkt bildete am 7. Tag der Appell von SA, SS, NSKK und NSFK mit abschließender Totenehrung. Der 8. Tag war der Vorführung neuer Waffen durch die Wehrmacht vorbehalten, die dafür relativ hohe Eintrittspreise verlangte.

3. Für die Organisation zeichnete Robert Ley, seit 1935 mit dem Amt eines Reichsorganisationsleiters versehen, verantwortlich. Als Ziel stellte man sich vor, bis zu eine halbe Million Menschen nach Nürnberg mit ca. 400 000 Einwohnern zu schaffen. Dafür errichtete der RAD eigene Lager mit Selbstversorgung in der Nähe des neugeschaffenen Bahnhofs Zeppelinfeld. Zur Finanzierung wurde von jedem NSDAP-Mitglied eine Parteitagsumlage erhoben und es wurden Plaketten zum Preis von einer

Reichsmark verkauft, die als Eintrittskarte dienten. Trotz des Absatzes von über 500 000 Plaketten fielen Minusbeträge von bis zu zehn Millionen Reichsmark an. Hitler selbst bestimmte viele Äußerlichkeiten und die jeweilige Programmatik; darüberhinaus stellte er den Anspruch, daß sich der Ablauf dieser Inszenierungen jährlich zu neuen Höhepunkten steigern sollte.

4. Anspruch und Wirklichkeit der Reichsparteitage begannen im Lauf der Jahre auseinanderzuklaffen. Hitler, der bis zu zwanzig Ansprachen in einer Woche hielt, trat mit dem Ziel der „Aus- und Aufrichtung" der Menschen auf die NS-Ideologie an. Über Emotionen wurde nach der Losung „Du bist nichts, Dein Volk ist alles" Politik gemacht. Hier fand der einfache SA-Mann eine Betätigung, nachdem er sonst keine eigentliche Aufgabe mehr zu erfüllen hatte. Der anfängliche touristische Reiz ließ allmählich nach, kritisch distanzierte Stimmen über die Leere der Großveranstaltungen, die als Trainingsprogramm für den Krieg dienten und eine vorgezogene Mobilmachung darstellten, wurden kund. Zudem wandten sich angesichts der Vollbeschäftigung und der militärischen Aufrüstung viele Firmen gegen das Abstellen von Arbeitskräften als Jubelpersonal. Trotz größeren Aufwands ließ die Resonanz nach. Die Devise „Verführung und Gewalt" charakterisierte treffend dieses bedeutende Phänomen des Nationalsozialismus.

Der Referent des sehr gut besuchten Vortragsabends steht kurz vor dem Abschluß einer umfassenden Arbeit über das gesamte Thema. *P. F.*

6. März 1990

Dr. Hermann Rusam

Gleißhammer und Zerzabelshof – zwei alte nürnbergische Dörfer im Goldbachgrund

Im Goldbachtal hat sich seit dem Spätmittelalter eine Siedlungsreihe vom Valznerweiher über das Zeidelgut Zerzabelshof, das Hammerwerk in Gleißhammer bis zur Papiermühle in der Tullnau gebildet. Zum Einzugsbereich der um 1040 neu gegründeten Siedlung Nürnberg gehörten bald zahlreiche Wirtschaftshöfe zur Versorgung der Stadt. Hierzu gehörte auch das isoliert liegende Walddorf Zerzabelshof, das erstmals 1309/10 in dem Försterverzeichnis der Nürnberger Reichswälder „Sternzagelshove" und später „Zernzagelshoff" genannt wird. Der Ortsname kann „zum Hof eines Mannes namens Zagel" gedeutet werden. Das anstößige „Zagel" (als derbe Bezeichnung für das männliche Geschlechtsorgan) würde dann in Verbindung mit der Präposition „zern" (= zu dem) in Zerzabelshof umgewandelt worden sein. Nicht auszuschließen ist auch die Deutung von ‚Zagel' als Endstück einer Flur.

Die alte Forsthube mit Zeidelgut hatten verschiedene Geschlechter (Waldstromer, Schütz, Stauber, Löffelholz) in Besitz. Während das Zeidelgut nach der Zerstörung von 1552 nicht mehr aufgebaut wurde, errichtete Wolf Löffelholz das Schloß wieder. In bayerischer Zeit gehörte das Dorf bis 1849 zur politischen und bis 1937 zur kirchlichen Gemeinde Mögeldorf. Am 1. November 1923 erfolgte die Eingemeindung mit ca. 1200 Einwohnern nach Nürnberg. 1861 erwarb der königliche Forstmeister Carl Frhr. von Mettingh den alten Schloßbesitz und ließ 1862 eine dreiflügelige Anlage errichten, die am 3. Oktober 1944 bis auf den Südteil zerstört wurde. Ganz in der Nähe legte der am 4. Mai 1900 gegründete 1. FCN am 24. August 1913 einen als „Zabo" berühmten Sport-

park an, der in den 1970er Jahren einer großen Wohnanlage gewichen ist. Das ehemals kleine Bauerndorf hatte sich zum reinen Wohngebiet mit einem Kranz von Wohnhäusern aus den 1920er und 1930er Jahren gewandelt. Die Einwohnerzahl stieg von ca. 170 um 1800 auf über 3900 im Jahr 1933 mit einem hohen Anteil von Fabrikarbeitern bei fast völligem Rückgang der in der Landwirtschaft Tätigen.

Anläßlich des Erwerbs von „Hammer und Weiherstatt" wurde der Ort Gleißhammer 1336 erstmals erwähnt. Wahrscheinlich liegt der Bezeichnung ein Familienname wie bei „Gleißenmühle" (heute Hadermühle) und „Gleißbühl" zugrunde. Als Besitzer erscheinen die Stromer, Groß, Valzner, Topler, Tetzel und Fürer. Ein Herrensitz wird das erste Mal in dem Öffnungsrecht von 1370 zugunsten der Reichsstadt genannt. Nach Zerstörungen von 1504 und 1552 war das wiederaufgebaute Schloß in Händen der Imhoff, Koler, Nützel und Ebner, bis es 1795 der Ratskonsulent König von Königstal erwarb. Daneben wurde 1610/11 anstelle eines Bauernhofs als Fachwerkbau das Günther- oder Farget-Schlößchen errichtet, das wie zahlreiche andere Herrensitze als Sommerwohnungen für das reichsstädtische Patriziat diente. 1845 ging das Wasserschloß an Johannes Zeltner über, zu dessen Ehren es offiziell „Zeltnerschloß" bezeichnet wurde. Er ließ die durch Hochwasser 1845 völlig zerstörte Spiegelglasfabrik von 1703 abtragen.

Die Eingemeindung mit ca. 5380 Einwohnern erfolgte zum 1. Januar 1899. Die rasche Verstädterung und Industrialisierung des Ortes ließ gegen Ende des letzten Jahrhunderts Ackerbau und Viehzucht eingehen. Die Einwohnerzahl stieg auf über 14 600 im Jahr 1910 und Gleißhammer wurde wegen des hohen Arbeiteranteils zur „roten Hochburg", in der sich ein reges Vereinsleben entfaltete. Die alte, westlich gelegene Petersheide, die 1833 zu Ehren des bayerischen Königs „Ludwigsfeld" genannt wurde, war seit 1826 Schauplatz eines Volksfestes. Hier ist 1925 ein Barackenlager für Wohnungslose errichtet worden, das seit 1956 einer Siedlung im sozialen Wohnungsbau gewichen ist.

Zahlreiche und größtenteils seltene Lichtbilder illustrierten den sehr gut besuchten Vortrag, an dem auch viele Mitglieder der beiden Vorstadtvereine teilnahmen. *P. F.*

3. April 1990

Dr. Franz Sonnenberger und Helmut Schwarz M. A.

Johann Caspar Beeg (1809–1867) – Vom Armenschüler zum technologischen und Nürnberger Gewerbekommissär

Anstelle eines Protokolls wird verwiesen auf: Franz Sonnenberger/Helmut Schwarz, Johann Caspar Beeg (1808–1867). Lebenslinien eines Technologen. Nürnberg 1989 (192 S.).

24. Juni 1990

Studienfahrt nach Eichstätt

Nachdem der Verein 1971 eine Exkursion nach Eichstätt unternommen hat (siehe den Bericht darüber in: MVGN 59 (1972), S. 283 f.), dauerte es neunzehn Jahre, bis die Bischofsstadt erneut das Ziel einer Studienfahrt war. Nach der Ankunft begann das Tagesprogramm in Eichstätt um 9 Uhr im Spiegelsaal der Residenz mit zwei Einfüh-

rungsvorträgen durch Diözesan-Archivar Brun Appel (kirchliche Entwicklung) und Dr. Helmut Flachenecker (mittelalterliche Stadtgeschichte). Nach baugeschichtlichen Erläuterungen über die Residenz folgte eine Führung vom Residenzplatz und den Leonrodplatz mit Schutzengelkirche zur profanierten Kirche des Klosters Notre-Dame, deren Rundbau vorzüglich renoviert ist. Dann ging es über den Friedhof (Gräber der Architekten des 18. Jahrhunderts) zum Kapuzinerkloster, dessen Kirche die aus dem 13. Jahrhundert stammende Heilig-Grabkapelle enthält. Von der Sommerresidenz, deren erneuerter Festsaal jetzt der Universität dient, führte die Route durch den Schloßpark zurück in die Stadtmitte. Nach der Mittagspause im Gasthof „Zur Krone" besichtigte man eingehend den Dom (u. a. Pappenheim-Altar und Willibald-Denkmal). Nach Erläuterungen zur Entwicklung des Stadtkerns vom Marktplatz aus, konnten die Teilnehmer im Café „Zum Paradeis" eine Pause einlegen, bevor der Bus alle zur Willibaldsburg hinaufbrachte. Ein Überblick über ihre wechselvolle Geschichte fand allgemein besondere Aufmerksamkeit. Das letzte Ziel, das noch angesteuert wurde, war die das Stadtbild beherrrschende Klosterkirche St. Walburg aus dem 17. Jahrhundert. Ihre wertvolle Innenausstattung stammt dagegen erst aus den Jahren 1710 ff. Regem Interesse begegnete die hinter dem Hochaltar liegende Gruftkapelle der Heiligen Walburgis, deren Gewölbe 1706 mit reichem Barockzierrat ausgeschmückt wurden. Die Wände sind nahezu vollständig mit teils sehr originellen Votivbildern bedeckt. Sie vermitteln einen nachhaltigen Eindruck von Volksglaube und Volkskunst. Die gelungene Exkursion machte allen Teilnehmern sehr deutlich, wieviel in den letzten zwanzig Jahren in Eichstätt denkmalpflegerisch geschaffen wurde. Dem Kleinod an der Altmühl wurde ein dadurch noch höherer Glanz verliehen. *G. H.*

29. September 1990

Studienfahrt nach Cadolzburg und Seckendorf

Bei schönem Herbstwetter fuhr ein gut besetzter Omnibus um 13.00 Uhr nach Cadolzburg. Am Ortseingang empfing uns Herr Albrecht Treuheit, der in Cadolzburg für kulturelle Aktivitäten zuständige Mann. Unser erstes Ziel war die nach 1609 erbaute Friedhofskirche. In ihr hat der neuromanische Kronleuchter seine Bleibe gefunden, den der damalige preußische Kronprinz Friedrich vor mehr als hundert Jahren der Kirchengemeinde Cadolzburg geschenkt hat, nachdem ihm diese den bedeutenden spätgotischen Hauptaltar der Cadolzburger Pfarrkirche für Berlin überlassen hatte. Nach einer Rundfahrt um den Marktort, bei dem die hochgelegene Burg eindrucksvoll sichtbar wurde, gab Herr Treuheit in der Pfarrkirche einen Überblick über Cadolzburg und seine Burg. Von dort ging es über viele Stufen hinauf zu der mächtigen Wehranlage. Der Wiederaufbau der Burg, die noch in den letzten Kriegstagen im April 1945 durch Brand zerstört wurde, hat seit einigen Jahren gute Fortschritte gemacht. Alter und Neuer Bau sind wieder „unter Dach und Fach". Die Giebelwand des Neuen Baues mit ihren ornamentalen Renaissance-Schmuckformen ist in der alten Form wiedererstanden. Im gleichen Gebäude ist durch Weglassung von Zwischenwänden ein großer Saal gewonnen worden. Die Krypta der alten Burg blieb erhalten, die darüberliegende, ehemalige Kapelle soll im alten Bauzustand wiedererstehen. Insgesamt erhielten wir bei der Besichtigung einen sehr erfreulichen Eindruck von der Zwischenbilanz des Wiederaufbaus der Burg, die von der Mitte des 13. Jh. gelegentlich, seit dem Beginn des 15. Jh.

den fränkischen Hohenzollern dauernd als Residenz gedient hat, bis sie 1456 ihren Wohnsitz in das geräumigere Wasserschloß in Ansbach verlegten.

Nach einem Gang über den großzügig geschlossen angelegten Marktplatz mit den zahlreichen Satteldachhäusern, die ihre Giebelfassaden dem Marktplatz zuwenden, stärkten sich die Teilnehmer mit Kaffee und Kuchen im Café „Altes Kino". Hier stieß Herr Claus Pierer, der erste Bürgermeister von Cadolzburg, zu uns, der es sich nicht nehmen ließ, die Teilnehmer persönlich zum nächsten Zielpunkt, der im 14./15. Jh. erbauten Kapelle in Seckendorf, zu begleiten und dabei die Führung zu übernehmen. Durch die Gemeindereform von 1972 war Seckendorf zur Marktgemeinde Cadolzburg gekommen. Die schon mehr als drei Jahrhunderte lang profanierte Kapelle, der letzte Rest eines Burgstalls, diente damals als Lagerraum. Der Marktgemeinderat mit dem Bürgermeister an der Spitze nahm sich des ruinösen Bauwerks energisch an und ließ Dach und Mauern wieder instandsetzen. Anschließend wurden die aus der Mitte des 15. Jh. stammenden Wandfresken kunstgerecht restauriert, so daß der Passionszyklus wieder gut sichtbar gemacht werden konnte. Nachdem auch eine schlichte Inneneinrichtung (Bänke, Altartisch, Leuchte) hinzukam, kann die Kirche wieder kirchlich genutzt werden. Alle Teilnehmer waren sehr beeindruckt von dem, was hier als ein „Gewinn der Heimat" wiedergeschaffen worden ist.

Während der Rückfahrt verabschiedete sich der Berichterstatter von den Teilnehmern, da diese Studienfahrt nach einer 22jährigen Amtszeit als Vorsitzender sein letztes Unternehmen dieser Art war. *G. H.*

2. Oktober 1990
Eugen Schöler
Emigranten der Französischen Revolution in Franken

Bereits nach dem Sturm auf die Bastille am 14. Juli 1789 setzte eine erste Emigrationswelle zahlreicher Angehöriger und Anhänger des französischen Königtums ein, der nach der Hinrichtung des Königs und der Königin 1793 eine weitere folgte. Als der kinderlose letzte Markgraf von Ansbach und Bayreuth seine Fürstentümer an den König von Preußen abtrat, hatte dies zur Folge, daß die beiden Territorien neben den Niederlanden, England, der Schweiz etc. zu regelrechten „Friedensinseln" und Fluchtzielen wurden. In Franken sollen sich ca. 5000 Emigranten aufgehalten haben, doch erschwert die hohe Mobilität dieser Menschen eine genauere Quantifizierung.

In der markgräflichen Sommerresidenz Triesdorf wie auch in den Fürstentümern Hohenlohe-Schillingsfürst und Hohenlohe-Bartenstein, wo sich eine Anti-Revolutions-Armee bildete, fanden sich zeitweise prominente Flüchtlinge ein. Die frühe Aufnahme von Hugenotten in Orten wie Bayreuth, Ansbach, Schwabach, Erlangen oder Wilhermsdorf förderte den Zuzug der Emigranten. Diese setzten sich nicht nur aus Adeligen sondern auch aus Angehörigen verschiedener Schichten, wie beispielsweise Geistlichen, Handwerkern, Ingenieuren, Kaufleuten oder Bauern, zusammen. Nach der Radikalisierung der Revolution stießen auch ehemalige Revolutionäre oder Deserteure hinzu. Entsprechend vielfältig waren die Motive zur Flucht, die mit grundsätzlicher Ablehnung der Revolution und ihrer Entartungen oder wegen der Kriegsgeschehnisse begründet wurde. Um sich in der Fremde ernähren zu können, mußten Viele bisher ungewohnte Berufe ausüben. Als Hauslehrer, Modellschneider, Pferde-

händler, Kleinverkäufer oder Putz- und Nähhilfen verdienten sich manche Adelige ihren Lebensunterhalt. Vereinzelte revolutionäre Neigungen der einheimischen Bevölkerung in Franken gingen spätestens nach dem kostspieligen Durchmarsch der Armee des Generals Jourdan im August 1796 unter. An manchen Orten waren aber auch die politischen Flüchtlinge nicht gern gesehen und wurden zur Weiterreise aufgefordert. Als 1796 allein in Ansbach deren Zahl auf 2000 anstieg, verhängte die preußische Regierung einen Aufnahmestopp.

Neben der wirtschaftlichen Konkurrenz durch Gewerbetreibende erwachten aber auch wegen des unterschiedlichen gesellschaftlichen Habitus der Fremden manche Ressentiments. Dies traf jedoch weniger auf deutschstämmige Flüchtlinge aus dem Elsaß zu. Neben einigen Throninhabern oder -anwärtern fanden sich zahlreiche Prominente in Deutschland ein, die später hier blieben und wie Adalbert von Chamisso oder der Abbé Gérard Gley literarisch oder wissenschaftlich zu hohem Ansehen gelangten.

Schon nach dem Rußlandfeldzug und der endgültigen Verbannung Napoleons auf die Insel St. Helena erfolgte die Rückwanderung zahlreicher Emigranten in ihre Heimat. Eine besondere Episode stellte schließlich die Rückkehr des letzten „fränkischen" Emigranten dar. Der Erbprinz Heinrich von Nassau-Saarbrücken, der auf der Cadolzburg einen standesgemäßen Wohnsitz fand, verstarb bereits 1796 im Alter von 28 Jahren. Das Original seines Testaments wurde 1976 im Staatsarchiv Nürnberg gefunden, wo er in Artikel 13 verfügt hatte, in Saarbrücken beerdigt zu werden. Auf Initiative der Saarländischen und der Bayerischen Staatsregierung wurden die sterblichen Überreste aus der Gottesacker-Kapelle in Cadolzburg exhumiert und auf dem Halberg in Saarbrücken in heimatlicher Erde wieder beigesetzt. *P. F.*

6. November 1990
Prof. Dr. Reinhard Hahn, Jena
Hans Sachs in heutiger Sicht

Die Forschung über Hans Sachs hat zwar bislang eine sehr große Fülle von Details erarbeitet, doch ist das Oeuvre des Dichters noch bei weitem nicht gewürdigt worden. Viele Fragen stehen noch offen: das Denken über das eigene Werk, der geringe literarische Niederschlag individuellen Empfindens, die Diskrepanz zwischen Autobiographie und dem Kunstcharakter seines Werkes. Seit dem 19. Jahrhundert hat sich ein fester Kanon von Fasnachtsliedern und Schwänken herausgebildet, der das Klischee vom „dichtenden Zunfthandwerker" förderte. Dagegen sind einzelne Dramen und unedierte religiöse Meisterlieder wenig beachtet worden.

Die Rezeptionsgeschichte gestaltete sich sehr wechselhaft: Geringschätzung des Werks von Hans Sachs unter den Barockdichtern, Goethes Äußerung vom Dichter „von der ersten Größe", Idealisierung anläßlich des Jubiläums von 1894. Die marxistische Interpretation in der DDR pflegte den Mythos von Hans Sachs als plebejisch-vorbürgerlichem Repräsentanten.

Entscheidend für das literarische Schaffen war sicherlich die große existentielle Unsicherheit in dieser Zeit; Hans Sachs überlebte beispielsweise alle sieben Kindern aus erster Ehe. Darüberhinaus müssen die visuellen und akustischen Vermittlungsformen von Literatur für das zeitgenössische Publikum mitbedacht werden. Es war manchmal von Zensur oder einem Druckverbot durch den Rat die Rede, doch darf hierin kein

generell autoritäres oder repressives Verhalten gesehen werden. Im Gegenteil zeigte sich an vielen Textstellen die große Identifikation des Hans Sachs mit seiner Vaterstadt und deren Verhältnissen.

Am Beispiel „Das Schlauraffen Landt" zeigte der Vortragende einen möglichen Zugang zur Eigenart des Dichtens von Hans Sachs auf. Bildungshungrig bediente sich der Poet aller Stoffe, deren er habhaft werden konnte. Der Vorwurf vom Unverständnis für poetische Formen ist nicht zutreffend, da Form und Inhalt des Textes als eine Einheit verstanden werden müssen. Typisch ist die Verbindung von Unterhaltung und Belehrung, so daß die Werke des Hans Sachs stets mit einer moralischen Nutzanwendung (vor dem Bösen warnend und zum Guten ermahnend) enden.

Kaum bekannt ist die skatologisch-grobianische Stimmlage bei Hans Sachs, welche in Texten, die sowohl vor als auch nach der Reformation entstanden sind, zu beobachten ist. Im 19. Jahrhundert sind diese durch kosmetische Eingriffe in Überschriften und die Textgestaltung kaschiert worden, doch gehören diese Gedichte aus dem fäkalischen und dem Sexualbereich auch zum Werk des Hans Sachs.

Die Handlungsträger in den verschiedenen Schwänken gehörten zu allen gesellschaftlichen Gruppen, doch stand der negativ skizzierte Bauer im Mittelpunkt. Dagegen kann von Antisemitismus nicht die Rede sein, da die Satiren weder polemisch noch gehässig sind. Auch forderte das vorreformatorische Fasnachtsspiel nicht zu religiöser Umkehr auf, eine Tendenz die auch nach 1525 anhielt.

Das literarische Werk des Hans Sachs muß vielmehr in einem größeren literarischen Zusammenhang gesetzt werden. Der Nürberger steht am Ende einer Traditionskette volkstümlicher Reimdichtung, die bis in das hohe Mittelalter zurückreicht. Dagegen zeigt sich die Beeinflussung des humanistischen Denkens in den Prosadialogen. Diese Tatsache läßt Hans Sachs nicht mehr als mittelalterlichen Volksdichter erscheinen, da sein Publikum bildungsgeschichtlich eine neue Gruppe repräsentiert. Neben diesen konservativen und innovativen Zügen ist der moralische Gehalt seines Schaffens stets auf stadtbürgerlich-protestantische Verhältnisse orientiert. Seine Tugendlehre war auf alltägliche, praktische Erfordernissen ausgerichtet.

Das Werk bietet einen hervorragenden Einblick in das alltägliche Leben und ist von hoher poetischer Eigenart, so daß die Lektüre auch heute noch großes Vergnügen bereitet. Goethes Charakterisierung des didaktischen Realismus im 18. Buch von „Dichtung und Wahrheit" hat auch heute noch seine Berechtigung. *P. F.*

4. Dezember 1990
Dr. Gerhard Hirschmann
„Nürnberger Gartenkultur im Barockzeitalter"

Der Vortrag erscheint 1992 in dem Band „Wald, Garten und Park" der vom Südwestdeutschen Arbeitskreis für Stadtgeschichtsforschung herausgegebenen Reihe „Stadt in der Geschichte" (Thorbecke-Verlag).

Führungen

26. Mai 1990
Zauberstoff Papier – 600 Jahre erste deutsche Papiermühle des Ulman Stromer in Nürnberg. Ausstellung im Faber-Castell-Schloß Stein (Führung: Prof. Dr. Wolfgang Frhr. von Stromer, Jürgen Franzke).

7. Juli 1990
800 Jahre Deutscher Orden, Abteilung: Der Orden in Nürnberg und Franken. Teil-Ausstellung in der St. Jakobskirche, Nürnberg (Führung: Dr. Gerhard Rechter).

13. September 1990
125 Jahre Stadtarchiv Nürnberg. Ausstellung im Pellerhaus (Führung: Dr. Michael Diefenbacher).

P. F. = Dr. Peter Fleischmann G. H. = Dr. Gerhard Hirschmann